Ostern 1890.

geb. 8 M. 50 Pf

Geo. U.
502 t

Meyer



Lesebuch der Erdkunde für Schule und Haus.

Abgerundete Charakterbilder
aus der
Länder- und Völkerkunde.

Nach den besten und neuesten Quellen
bearbeitet von

Johannes Meyer.

Erster Band.

Bilder aus der allgemeinen Geographie und aus den aussereuropäischen Erdteilen.

Gotha,
Verlag von Emil Behrend.
1890.

C. HELLFARTH'S LITH. ANST. GOTHA.

Vorwort.

„Keine toten Länder- und Völkernamen, noch Quadratmeilen und Einwohnerzahlen, sondern ein lebendiges Bild von den Ländern und ihren Produkten, und als das Haupt des Ganzen der Mensch in seiner allgemeinen Menschlichkeit und in seiner nationalen Eigentümlichkeit, in seinen staatlichen und Verkehrsverhältnissen" — das ist Zweck und Ziel alles geographischen Unterrichts geworden, seitdem uns Karl Ritter, Alexander von Humboldt u. a. die Wege gewiesen haben; das ist auch das Ziel, welches uns vor Augen geschwebt hat bei der Bearbeitung des vorliegenden Werkes, das in der Form abgerundeter, naturgetreuer und farbenfrischer Bilder eine genaue Kenntnis unserer Erde, der Natur derselben sowohl, als der doppelten Beziehung der Menschen zu der Natur, der aktiven wie der passiven, vermitteln will.

Weit entfernt, andern Werken ähnlicher Art ihren Wert absprechen zu wollen, heben wir nur hervor, worin sich das vorliegende wesentlich von ihnen unterscheidet. Während jene teils vorwiegend wissenschaftliche Zwecke verfolgen und dann als eine Art Chrestomathie der neueren Reiselitteratur von vornherein ihrem inneren Gehalte nach für die Schule wie für die reifere Jugend überhaupt wenig geeignet erscheinen; teils freilich zur Vorbereitung für den geographischen Unterricht, sowie für die Jugend bestimmt sind, trotz dieses ausgesprochenen Zweckes aber vielfach an dem Mangel leiden, daß die Auswahl der Stücke keine planmäßige ist: haben wir die Auswahl so getroffen, daß einerseits **nur** solche Stücke aufgenommen sind, die im Unterrichte Verwendung finden können, daß aber andererseits nach Möglichkeit auch **alle** jene Partien vertreten sind, welche im geographischen Unterrichte einer ausführlicheren Schilderung bedürfen. Daraus folgt, daß die für den Unterricht notwendigen Gruppen solcher Bilder: die landschaftlichen, die ethnographischen, die Städtebilder, verhältnismäßig gleich stark berücksichtigt sind, während in den meisten ähnlichen Büchern gerade die erste und notwendigste Gruppe stiefmütterlich bedacht ist.

Auch darin unterscheidet sich unser Werk von den meisten derartigen Büchern, daß es, dem Bedürfnisse des Unterrichts entsprechend, von Europa und insbesondere von Deutschland eine viel größere Anzahl Bilder bringt, als von den außereuropäischen Ländern, während gewöhnlich das umgekehrte Verhältnis sich findet.

Den Schilderungen von Deutschlands Kolonien ist selbstverständlich ein breiter Raum gewährt worden.

Die Stücke haben wir in langjähriger Sammlung aufgelesen, wo wir sie fanden: sie sind insbesondere klassischen Reisenberichten, Fachzeitschriften, geographischen Handbüchern und Monographieen, sowie den besseren Lesebüchern für höhere Schulen entlehnt. Wo sich bei der endgültigen Zusammenstellung eine Lücke zeigte, deren Ausfüllung die obigen Grundsätze verlangten, während uns keine Originalquellen zu Gebote standen, da haben wir auch einige Stücke den nachstehenden Sammlungen ähnlicher Art entnommen:

Baumgarten, Die außereuropäischen Völker. Kassel, Kay.
Baumgarten, Deutsch Afrika und seine Nachbarn im schwarzen Erdteile. Berlin, Dümmler.
Dietlein, Deutschland über alles. Leipzig, Spamer.
Grube, Geographische Charakterbilder. Leipzig, Brandstetter.
Grube, Bilder und Scenen aus den fünf Erdteilen. Stuttgart, Steinkopf.
Hellinghaus u. **Treuge**, Aus allen Erdteilen. Münster i. W., Schöningh.
Hentschel u. **Märkel**, Umschau in Heimat und Fremde. Breslau, Ferd. Hirt.
Krüger, Geographische Bilder aus allen Erdteilen. Danzig, Gruihn.
Mauer, Geographische Bilder. Langensalza, Greßler.
Pütz, Charakterbilder zur Erd- und Völkerkunde. Köln, Du Mont Schauberg.
Richter, Landschaftliche Charakterbilder. Leipzig, Spamer.
Sach, Die deutsche Heimat. Halle, Waisenhaus.
Volz, Geographische Charakterbilder. Leipzig, Fues.

Stets haben wir uns bestrebt, die Aufsätze aus guten und in der Regel auch neuen Quellen zu schöpfen und solche auszuwählen, die sich auch durch ihre schöne Darstellung empfehlen. Sollten die einzelnen Bilder weder hinsichtlich ihrer inneren Abrundung, noch hinsichtlich ihrer Form völlig gleichwertig erscheinen, so glauben wir doch hoffen zu dürfen, daß das Werk, als Ganzes betrachtet, nicht ungeeignet erscheinen wird, dem anfangs angedeuteten Zwecke zu dienen.

Die statistischen Angaben sind nach „Otto Hübners Statistischer Tabelle für 1888“ bearbeitet worden.

So hoffen wir denn, daß unser Buch sowohl den Lehrern höherer und niederer Schulen zur Vorbereitung für den geographischen Unterricht, als auch den erwachsenen Schülern höherer Lehranstalten eine willkommene Gabe sein wird. Da neben der Schule heutzutage auch alle Gebildeten das Bedürfnis fühlen, Land und Leute in der Nähe und Ferne kennen zu lernen, so geben wir uns ferner der Hoffnung hin, daß unser Lesebuch der Erdkunde im besten Sinne ein Haus- und Familienbuch werden möge, in welchem natürlich alles sorgfältigst vermieden ist, was in sittlicher, religiöser oder politischer Beziehung irgend wie Anstoß erregen könnte.

Möge denn das Buch bei Sachkennern eine billige Beurteilung und bei der Jugend eine freundliche Aufnahme finden!

Eversburg-Osnabrück, im Juli 1889.

Johannes Meyer.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

III.
Bilder aus Afrika.
(S. 271—461.)

Seite

VI.
Bilder aus Amerika.
(S. 462—623.)

V.

Bilder aus Australien.

(S. 624—660.)

Bilder aus der allgemeinen Geographie

und aus

den außereuropäischen Erdteilen.

I.

Bilder aus der allgemeinen Geographie.

I. Mathematische Geographie.

1. Die geschichtliche Entwickelung der Weltanschauung.

1. Die älteste Weltanschauung. — 2. Das Ptolemäische Weltsystem. — 3. Das Kopernikanische System. — 4. Die heutige Weltanschauung.

Von jeher haben die Fragen nach dem Bau des Weltalls, dem Laufe der einzelnen Sterne wie der Bewegung des gesamten Sternenheeres, die menschliche Erkenntnis lebhaft beschäftigt. Im Laufe der Jahrtausende hat dann der Geist des Menschen sich von der ersten unvollkommenen Auffassung des Weltgebäudes allmählich zu der wahren Lösung der immer großartiger und bedeutungsvoller hervortretenden Aufgabe erhoben.

Es lassen sich im wesentlichen drei Stufen der Ausbildung der Weltansicht unterscheiden; es sind das erstens die aus der sinnlichen Wahrnehmung stammende Anschauung, zweitens die Vorstellung eines kugelförmigen Weltalls mit dem ruhenden Erdball im Mittelpunkt, und endlich die Erkenntnis einer schrankenlosen Welt, von der unser Sonnensystem ein verschwindend kleiner Teil und unsere um sich selbst und um die Sonne sich bewegende Erde vollends ein ganz untergeordnetes Glied ist.

1.

Die älteste Weltanschauung, beruhend auf Sinneswahrnehmungen, welche von der Phantasie des Volkes und seiner Dichter ergänzt und ausgeschmückt sind, stellt sich uns bei den Griechen etwa in folgendem Bilde dar:

Auf der flachen, vom Okeanos rings umflossenen Erdscheibe ruht das metallene oder kristallene Himmelsgewölbe; unter ihr dehnt sich in gleicher Tiefe der Tartaros aus, in welchem der verstoßene Chronos samt den Titanen eingekerkert ist. Außerhalb dieses Weltalls ist das Chaos. Im Innern der dicken Erdscheibe befindet sich der vom Hades beherrschte Totenbezirk, zu welchem im Westen, nahe bei der Einströmung des Okeanos, sich der Eingang befindet. In den westlichen Fluten des Okeanos liegt das selige Eiland Elysion, wo die Lieblinge des Vater Zeus unsterblich leben. Den Mittelpunkt der kreisrunden Erdscheibe bildet der hohe Berg Olympos, auf dessen Gipfeln über den Wolken Zeus und die übrigen Götter in verschiedenen Palästen wohnen. Hier wölbt sich der Himmel am höchsten. Über der Erde ist Dunstluft gelagert, worauf die Unsterblichen gehen können, darüber der Äther, die reine Luft. Helios und Eos, die Gottheiten der Sonne und des Tages, kommen im Osten jenseit Kolchis aus dem Okeanos durch ein Himmelsthor, fahren über die Dunstluft hinweg und entfernen sich durch ein anderes Thor an dem im Westen liegenden Atlas. Von hier führt sie ein Wunderschiff auf dem Okeanos um Norden zurück zu ihren Wohnungen am östlichen Sonnenteiche.

Annähernd gleiche Bilder vom Weltall, wie dieses von den ältesten griechischen Dichtern entworfene, finden sich in den frühesten Überlieferungen aller Völker. Die Sterne werden dabei entweder als festgeheftet am Himmelsgewölbe betrachtet, gewissermaßen als funkelnde Nägel, die dort eingeschlagen sind, oder es waltet die Vorstellung ob, daß in dem festen Himmelsgewölbe Öffnungen sich befinden, durch welche man in den jenseits sich erstreckenden gluterfüllten Raum blickt.

Schon auf dieser ersten Stufe der Weltanschauung sind sowohl von den Völkern Asiens, namentlich den Chinesen, Indern und Chaldäern, als auch von den Ägyptern astronomische Beobachtungen fleißig angestellt und wertvolle Erkenntnisse daraus gewonnen worden. Diese Beobachtungen, hauptsächlich gerichtet auf den Lauf der Sonne, des Mondes und der Planeten, hatten bei den dem Sternendienste ergebenen Völkern auch eine religiöse Bedeutung; andererseits dienten sie den praktischen Zwecken der Zeiteinteilung zur Regelung der Geschäfte und Anordnung der Feste. Die älteste sichere Beobachtung, die man kennt, ist diejenige einer Sonnenfinsternis ums Jahr 2158 vor Christus.

2.

Um 300 v. Chr. gründete König Ptolemäus Philadelphos in seiner glänzenden Residenz Alexandrien, die nicht bloß der Mittelpunkt des Welthandels, sondern auch der vornehmste Sitz griechischer Bildung war, die weltberühmte Akademie. Hier war die reichste Bibliothek, hier eine bedeutende Sternwarte, hier wurden jahrhundertelang sämtliche Wissenschaften gepflegt. Insbesondere verdankt die Astronomie dieser alexandrinischen Schule die wesentlichsten Fortschritte. Ausgerüstet mit besseren mathematischen Kenntnissen und vollkommeneren Instrumenten, stellten bedeutende Männer während vier bis fünf Jahrhunderte auf

jenem Observatorium Beobachtungen an, welche alle früheren an Genauigkeit bei weitem übertrafen. Es wurde hier zuerst jenes Netz von Kreisen über die scheinbare Himmelskugel gelegt, welches allein gestattet, wissenschaftlich zu beobachten, und dessen wir uns noch heute bedienen, um die Stellung eines Sterns an der Himmelskugel oder die Lage eines Ortes auf der Erde nach geographischer Breite und Länge zu bestimmen. Man fand die richtige Methode, die Entfernung der beiden vorzüglichsten Himmelskörper von der Erde zu bestimmen, ermittelte für den Mond den Abstand auch ziemlich genau, konnte jedoch bei der immer noch großen Unvollkommenheit der Instrumente bei der Sonne zu einem einigermaßen richtigen Ergebnis, wie wir es jetzt kennen, noch nicht gelangen. Auch erkannte man die unvergleichlich große Entfernung der Fixsterne und rückte dadurch die Grenzen des Weltalls bedeutend hinaus. Ein wichtiger Fortschritt geographischen Wissens war es, als man die Größe der Erde, deren Kugelgestalt bereits erkannt war, mit annähernder Genauigkeit feststellte. Die wichtigsten und feinsten Beobachtungen über den Lauf der Sonne, des Mondes und der Planeten und über die Unregelmäßigkeiten in ihren Bewegungen verdanken wir jenem bedeutendsten Astronomen des Altertums, welcher von 165—125 v. Chr. Vorsteher des alexandrinischen Museums war: Hipparch von Nicäa. Er berechnete die Länge des Jahres auf 365 Tage 5 Stunden 55 Minuten und 12 Sekunden und kam somit der Wahrheit ziemlich nahe; er erkannte, daß die Entfernung der Sonne von der Erde im Laufe des Jahres sich verändert, und daß beim Monde ein gleiches stattfindet; er unternahm auch zuerst die Lösung der wichtigen Aufgabe, die Orte der Sterne in möglichster Vollständigkeit, bei 1020 Sternen, zu bestimmen. Claudius Ptolemäus, welcher 125—140 nach Christus am Museum zu Alexandrien arbeitete, der zweite große Astronom des Altertums, hat uns den reichen Schatz der Beobachtungen der alexandrinischen Astronomen übermittelt. Die Ansicht vom Weltgebäude, welche diese entworfen hatten, ist von der Nachwelt das Ptolemäische System genannt worden. Das astronomische Hauptwerk des Ptolemäus, der „Almagest", ist 1400 Jahre lang die Hauptquelle gewesen, aus welcher die Welt ihre astronomischen Kenntnisse geschöpft hat.

Bis auf die richtigere Vorstellung, welche Aristarch über die Entfernung der Fixsternsphäre hinzubrachte, blieb das Weltgemälde auch durch die alexandrinischen Astronomen im wesentlichen so stehen, wie es die griechischen Weisen bereits vierhundert Jahre vor Christus aufgestellt hatten: das kugelförmige Weltall, in dessen Mittelpunkte die ebenfalls kugelförmige Erde schwebt. Um den ruhenden Erdball kreisen die sieben Wandelsterne: Mond, Merkur, Venus, Sonne, Mars, Jupiter und Saturn; das Ganze umschließt die feste Fixsternsphäre.

Länger als ein Jahrtausend blieb das Ptolemäische System bestehen. Freilich ließ es manche Rätsel ungelöst. Vorzüglich vermochte man die Bewegung der Planeten danach nur auf sehr künstliche, gezwungene Weise zu erklären. Der Mars z. B. läuft keineswegs in

steter Weise von Westen nach Osten unter den Gestirnen fort. Nachdem er einige Zeit diese Bewegung gehabt, wird dieselbe langsamer; dann bleibt der Planet stehen und schlägt nun in seinem Laufe zwischen den Sternen die entgegengesetzte Richtung von Osten nach Westen ein. Abermals nach einiger Zeit bleibt er stehen und beginnt nun von neuem seinen Lauf nach Osten. So beständig hin- und herrückend, kommt er doch in bestimmter Zeit einmal von Westen gegen Osten in dem Gürtel der Fixsterne ganz herum. Diese rätselhafte, zickzackförmige Bewegung war nur durch die verwickeltsten Aufstellungen zu erklären, so daß Alphons X. von Castilien seinen Astronomen, welche ihm die Sache deutlich machen wollten, zweifelnd die scherzende Antwort gab: „Wäre ich bei Erschaffung der Welt um Rat gefragt, ich hätte die Sache einfacher und besser eingerichtet!"

3.

Nach dem Anfang der neuen Zeit, ein halbes Jahrhundert nach der Entdeckung Amerikas, ein Vierteljahrhundert nach dem Beginne der Reformation, führte ein Mann in stiller Zurückgezogenheit Untersuchungen aus, die eine völlige Umwälzung in der Ansicht vom Weltgebäude zur Folge hatten.

Nikolaus Kopernikus, geboren 1473 zu Thorn an der Weichsel, studierte in Krakau Mathematik und Astronomie, lehrte und lernte dann sechs Jahre lang in den größeren Städten Italiens und baute dann, in der sorgenfreien Stellung eines Domherrn von Frauenburg, in einer langen Reihe von Jahren sein astronomisches System auf, welches, gegründet auf die Annahme der Bewegung der Erde, mit allen bis dahin gültigen Ansichten in Widerspruch stand. Auf dem Totenbette im Jahre 1543 erhielt Kopernikus das erste Exemplar seines in den Nürnberger Werkstätten gedruckten, lateinisch abgefaßten Werkes: „Von der Umwälzung der himmlischen Körper."

Heutigestags, wo ein jeder schon in der Kindheit lernt, daß die Erde sich um sich selbst und um die Sonne bewege, und wo einem jeden, der tiefer in die Sache eindringt, dies als Thatsache unzweifelhaft feststeht, — heutigestags ist es sehr schwer, sich eine richtige Vorstellung von der Kühnheit und der Geistesschärfe des Mannes zu machen, welcher zuerst diesen wahrhaft weltbewegenden Gedanken faßte und dadurch die Ansicht der Menschen vom Weltgebäude völlig veränderte. — „Durch keine andere Anordnung", sagt der große Mann, „habe ich eine so bewunderungswürdige Gleichmäßigkeit des Weltalls, eine so harmonische Verbindung der Bahnen der Himmelskörper finden können, als dadurch, daß ich die Weltleuchte, die Sonne, in die Mitte des schönen Naturtempels, wie auf einen königlichen Thron gesetzt habe, von wo aus sie die ganze Familie kreisender Gestirne lenkt."

Des Kopernikus Bild vom Weltall ist in kurzem folgendes:

Die Sonne ruht in der Mitte des kugelförmigen Weltalls. Um dieselbe ewegt sich in gleichförmiger Kreisbewegung der Merkur in drei Monaten.b Weiter kreisen um sie in stets größeren Abständen die

Venus in neun, die Erde in zwölf Monaten, der Mars in zwei, Jupiter in zwölf und Saturn in dreißig Jahren. Die Erde dreht sich in vierundzwanzig Stunden einmal um ihre Achse; um sie kreist wiederum der Mond in einem Monate. Diese Planetenwelt ist von der festen Fixsternsphäre umschlossen, die, unbeweglich wie die Sonne, in solcher Entfernung sich befindet, daß im Vergleich zu ihr die Erdbahn nur ein Punkt ist. — So war es nur eine scheinbare Bewegung, welche das gesamte Sternenheer in vierundzwanzig Stunden um die Erde führte; sie erklärte sich einfach aus der täglichen Umdrehung der Erde um ihre Achse. Ebenso waren nur scheinbare Bewegungen die jährliche Wanderung der Sonne unter den Fixsternen und die Rückläufe der Planeten; sie folgten nun einfach aus dem jährlichen Umlaufe der Erde um die Sonne.

So heftig, ja erbittert die neue Lehre auch bekämpft wurde, so brach sie sich trotz aller Hindernisse doch bald Bahn. Ihre rüstigsten Vorkämpfer fand sie unter den Professoren zu Wittenberg und Tübingen. Ein protestantischer Professor zu Tübingen übermittelte ein halbes Jahrhundert später die neue Lehre den beiden Männern, welche ihre mächtigsten Förderer und Fortbildner wurden: Kepler und Galilei. Kepler wies nach, daß die Bahnen der Planeten nicht Kreise seien, sondern mehr oder weniger längliche Eilinien, Ellipsen; erst dadurch wurden die scheinbaren Unregelmäßigkeiten in der Bewegung der Planeten und ihre ungleichen Abstände von der Sonne wie ihre verschiedenen Geschwindigkeiten an verschiedenen Stellen ihrer Bahn ebenso einfach als vollkommen erklärt. Und zu der wahren Gestalt der Planetenbahnen fand er dann die beiden großen Gesetze, nach welchen die Planeten sich in denselben bewegen. — Gleichzeitig mit ihm machte Galilei in Italien entscheidende Entdeckungen auf dem Gebiete der Astronomie. Durch Galilei war das damals erst entdeckte Fernrohr vervollkommnet und allgemein bekannt, und es eröffnete dem Forscher eine ganz neue Welt von Erscheinungen. Es ließ die Berge und Thäler auf dem Monde und die Achsendrehung der Sonne erkennen; es zeigte, daß der Jupiter von vier Monden umkreist wird, gleichsam ein Abbild der von den Planeten umkreisten Sonne. Man fand die Ringe des Saturn und beobachtete die Lichtphasen der Venus. In dem Nebel der Milchstraße wurden einzelne Sterne sichtbar. Während die Planeten wirklich als größere oder kleinere Scheiben erschienen, wurden die Fixsterne, welche das unbewaffnete Auge in verschiedener Größe erblickt, durch das Fernrohr ohne Unterschied als leuchtende Punkte ohne Gestalt und Größe gesehen.

Als Kepler diese Beobachtungen erfuhr, ward es ihm klar, daß die Fixsterne ebenso viele Sonnen seien, wahrscheinlich von Planetensystemen umgeben wie die unsrige. Die letzte Schranke des Himmels war durchbrochen, die Vorstellung von einer kristallenen Fixternsphäre für immer verbannt. Es ward klar, daß das Himmelsgewölbe nicht wirklich, sondern nur scheinbar bestand. Jenes sternenbesäete Gewölbe war verwandelt in eine Welt der Unendlichkeit, in welcher

durch unermeßliche Räume getrennt, die Sonnen mit ihren Planeten schweben.

Kopernikus, Kepler, Newton — wer diese Namen ausspricht, der nennt die Männer, welche die Entwickelung der heutigen Weltanschauung vor allem begründet haben, welche die Pfadfinder auf dem Wege der neueren astronomischen Erkenntnis gewesen sind. Schon Galilei hatte das Gesetz der Schwerkraft, der Anziehungskraft der Erde, enthüllt. Newton wies nun mit aller mathematischen Strenge nach, daß dieselbe Kraft, welche die Körper auf der Erde schwer macht, und welche die Erscheinungen des Falls bestimmt, auch den Mond in seiner Bahn erhält. — Dieser Nachweis leitete ihn hierüber zum letzten erkennbaren Grunde der himmlischen Bewegungserscheinungen überhaupt, er erhob ihn zum Grundsatz der allgemeinen Gravitation. Die gleiche Kraft, welche die Körper auf der Erde an diese fesselt und den Mond in seiner Bahn erhält, schreibt, zwischen der Sonne und den Planeten thätig, den letzteren ihre Bahnen vor. Alle geheimnisvollen Kräfte, welche bisher die Sterne durch ihre Bahnen führen sollten, lösten sich auf in die eine wohlbekannte Kraft, die irdische Schwere. Allen Erscheinungen innerhalb des Planetensystems vermochte man nun mit der Rechnung zu folgen, die Einrichtungen des Weltgebäudes bis auf die kleinsten Unregelmäßigkeiten zu erklären; ja es ist sogar möglich geworden, im Jahre 1846 auf Grund der bekannten Gravitationsgesetze einen neuen Planeten, den Neptun, zu entdecken, den bis dahin kein Auge schaute, und der erst hernach an dem Orte aufgefunden wurde, den man durch Rechnung bestimmt hatte. Diese Entdeckung des Neptun durch Leverrier ist der größte Triumph der neueren Astronomie, wie sie durch Kopernikus begründet, durch Kepler fortgebildet und durch Newton im wesentlichen vollendet wurde.

4.

In ganz anderem Sinne noch als selbst zur Zeit Keplers und Galileis reden wir heute von der unendlichen Fülle der himmlischen Körper. Nach Herschels Entdeckung des Uranus im Jahre 1787, der sich als erster neuaufgefundener Planet den stets gekannten fünf (mit der Erde sechs) zugesellte, hat sich die Anzahl der bekannten Planeten unseres Sonnensystems auf mehrere Hunderte gesteigert. Die verbesserten Fernrohre drangen in die tiefsten Tiefen des Weltenraums. Der Nebel der Milchstraße hatte sich schon vor dem Blicke Galileis in unzählbare Sterne aufgelöst, aber es waren neue Nebel am Himmel erschienen. Großartige Riesenteleskope und Doppelfernrohre haben auch diese wieder in Sterne aufgelöst und zugleich abermals Nebel mannigfacher Gestalt erkennen lassen.

Es gelingt nun nicht mehr, in der früheren Weise ein geschlossenes Bild vom Weltall zu entwerfen. Die Einheit desselben ist verloren; der Rahmen ist verschwunden, in welchen frühere Zeiten dasselbe zu fassen vermochten. Versuchen wir es dennoch, das Gemälde heutiger Weltanschauung mit wenigen Strichen anzudeuten:

Nach jeder Richtung dehnt sich die Welt in unendliche Weiten, erfüllt mit Sternen, deren Menge durch die Zahl nicht erreichbar ist. Einer derselben ist unsere Sonne. Um sie kreisen, in sich umschließenden Bahnen, die acht größeren Planeten Merkur, Venus, Erde, Mars, Jupiter, Saturn, Uranus, Neptun und eine große Anzahl kleinerer Planeten, deren Bahnen zwischen der Marsbahn und Jupiterbahn liegen. Wie unsere Erde von einem Trabanten, dem Monde, so werden der Mars von zwei, der Jupiter von vier, der Saturn, abgesehen von dem System seiner Ringe, von acht, der Uranus von vier und der Neptun von einem Trabanten umkreist. Der der Sonne nächste Planet, Merkur, ist um acht Millionen, unsere Erde um zwanzig Millionen und der bis jetzt äußerste Planet, der Neptun, um mehr als sechshundert Millionen Meilen von der Sonne entfernt. Merkur vollendet seinen Umlauf in achtundachtzig Tagen, die Erde in einem Jahre oder 365 Tagen 5 Stunden 48 Minuten 45 Sekunden, und der Neptun in nahezu einhundertsechsundsechzig Jahren. — Die Bahnen der Planeten werden mannigfach durchschnitten von Kometen, deren Zahl unbestimmbar ist. Alle diese Körper werden durch die anziehende Kraft der Sonne in ihren Bahnen festgehalten; aber es reicht dieselbe noch viel weiter hinaus. Der entfernteste uns bekannte Planet steht mehr als dreißigmal so weit von der Sonne entfernt, als unsere Erde. Das Gebiet der überwiegenden Anziehungskraft der Sonne reicht aber vielleicht auf hunderttausend Erdenweiten hinaus. Die der Sonne nächsten Fixsterne stehen um mindestens zweihunderttausend Erdenweiten von ihr ab. Diese Entfernung, welche eine Sternweite genannt wird, bildet nun den Maßstab für alle weiteren Bestimmungen. Nach Herschels Angaben bildet die Sonne mit etwa zwanzig Millionen anderer Sonnen eine Gruppe im Weltenraum, das Milchstraßensystem. Die Form desselben ist etwa die einer Linse; unsere Sonne steht dem Mittelpunkte derselben nahe. Der größte Durchmesser dieses Weltensystems beträgt nach demselben Astronomen tausendfünfhundert bis zweitausend Sternweiten. Getrennt durch unfaßbare Weiten von unserem Milchstraßensystem liegen zerstreut im Weltenraume andere ähnliche, ungeheure Zusammenhäufungen von Sonnen, welche dem scharf bewaffneten Auge als Sternhaufen oder noch als unauflösbare Nebel erscheinen. Viele Tausende von Jahren gebraucht der Lichtstrahl, um aus jenen Himmelstiefen zu uns zu gelangen, obwohl er doch zweiundvierzigtausend Meilen in einer Sekunde zurücklegt.

Menschlicher Einbildungskraft sind diese unendlichen Räume und endlosen Zeiten nicht mehr erreichbar. Der Gedanke daran bringt Vernichtung aller Erdengröße, ja aller Größe, welche menschliche Phantasie zu fassen vermag. Unsere Muttererde scheint uns wohl groß, — doch wird sie vom Jupiter kaum, vom Saturn schon gar nicht mehr gesehen; sie ist ein Stäubchen in den Strahlen der Sonne. Aber die Sonne dünkt uns groß mit allen ihren Planeten und dem Gebiete ihrer Anziehungskraft, das auf hunderttausend mal zwanzig Millionen Meilen hinausreicht; — und vom nächsten Fixsterne aus

erscheint die Sonne als ein verschwindend kleines Pünktchen! Ja selbst die Größe unseres Weltsystems, das so viele Millionen Sonnen enthält, verschwindet, wenn wir uns hinausversetzt denken auf eine andere Sonne eines andern Milchstraßensystems; von dort wird das unsrige nur noch als ein kleiner matter Nebel erscheinen. Gegen das Unendliche wird Größtes dem Kleinsten gleich, — beides verschwindet.

H. Eggeling.

2. Sonne, Mond und Sterne nach dem Augenscheine.

1. Die Sonne. — 2. Der Mond. — 3. Die Sterne.

1.

Für unsere Erde ist die Sonne der bei weitem größte, glänzendste und augenfälligste Himmelskörper und von unendlich höherer Wichtigkeit als alle übrigen Körper des Weltalls. Ihrer ungeheuren Übermacht gehorcht die Erde, indem sie, durch das geheimnisvolle Band der mächtigen Herrscherin gefesselt, diese in wunderbar regelmäßiger Bahn umkreist. Ihren Flammen verdanken wir Erdenbewohner Licht und Wärme, Leben und Gedeihen. Der Baum, der kraftvoll emporwächst und fröhlich seine Krone ausbreitet, das Veilchen, das am Wiesenrande duftet und blüht, der Falter, der seine bunten Schwingen munter regt — sie alle sind mit ihrem Dasein an das glänzende Tagesgestirn geknüpft. Die Sonne ist es, welche die Wolken dem Schoße des Meeres entsteigen läßt und sie als Segler der Lüfte weit über die Lande führt, um diese mit Fruchtbarkeit zu segnen; sie redet zu uns in dem Lüftchen, das durch die Blätter säuselt, und in der tosenden Brandung, welche das Felsenufer peitscht.

Stets haben denn auch die Geschlechter der Menschen gefühlt, daß die Erde und alles Erdenleben von der Macht und dem Segen der Sonne abhängt, und fast alle alten Völker haben mit tiefer Ehrfurcht zu dem flammenden Ball emporgeblickt. Vielen war er sogar eine erhabene Gottheit, andern das würdigste Abbild derselben. In den höchsten und feierlichsten Gesängen haben die Dichter alter und neuer Zeit die Sonne besungen.

Die Sonne verdankt ihre unumschränkte Macht über die Erde und alle die drittehalbhundert Planeten, welche mit dieser sie umkreisen, ihrer ungeheuren Masse, welche 300 000 mal bedeutender als die unseres Erdballs und 700 mal größer als die der Gesamtheit der Planeten ist. Noch mehr ist die Sonne der Erde an Größe überlegen. Erst 1 400 000 Erdkugeln kommen ihr an Ausdehnung gleich, ja alle Planetenkugeln zusammengefügt, würden noch nicht den 560. Teil vom Raume der Sonnenkugel einnehmen. So ist denn das Größenverhältnis der Sonne zu dem der Erde kaum ein solches, wie das des Käuzchens zu dem hochragenden Dome, den es umflattert. Wäre die Sonnenkugel hohl und die Erde in ihrem Mittelpunkte, so könnte in diesem Hohlraume der Mond nicht allein seine Bahn um

die Erde vollenden, sondern er bliebe von dem Sonnenrande fast noch ebenso weit entfernt, als sein Abstand von der Erde beträgt. Könnte ein Wanderer, der täglich zehn Stunden zurücklegt, die Erde umreisen, so würde er seinen Weg in 3 Jahren vollenden, könnte er eine gleiche Reise um die Sonne machen, so brauchte er mehr als 320 Jahre.

Jahrtausende auf Jahrtausende sendet die Sonne ihre erleuchtenden und erwärmenden Strahlen in den Weltenraum, ohne daß bis jetzt eine Verminderung der Kraft ihres Lichts und ihrer Wärme wahrgenommen wäre. Und wie groß ist die Macht und Fülle dessen, was sie an beiden uns spendet! Gegen den Sonnenstrahl erscheint auch das glühendste sonstige Licht matt, und ständen auch 600000 Vollmonde am Himmel, so würden sie noch nicht die Helligkeit geben, welche die Sonne der Erde verleiht. Die Wärme, welche die Sonne unserm Weltkörper alljährlich spendet, würde imstande sein, eine Eisschicht von 30 m, welche sich um den Erdball zöge, völlig hinwegzuschmelzen.

Die Sonne ist ein in höchster Gluthitze befindlicher Ball, aus dem Flammen emporschlagen, welche oft an Höhe die größten Berge der Erde um viel tausendmal übertreffen. Durch das Fernrohr sieht man auf der Sonne auch dunkle Flecken, die vielfach wechseln, oft rasch entstehen und ebenso schnell wieder verschwinden. Diejenigen Sonnenflecken, welche eine größere Beständigkeit zeigen, haben uns auch gelehrt, daß der ungeheure Feuerball sich in $25^1/_2$ Tagen um seine Achse dreht. So zahlreich diese dunklen Stellen auf der Sonne auch oft sind, so ist doch nicht zu merken, daß sie den Glanz derselben vermindern und auf das Klima der Erde einwirken. Dagegen entzieht uns manchmal der Mond auf kurze Zeit das Licht und die Wärme der Sonne, wenn er nämlich bei Tage so vor die Sonne tritt, daß deren Strahlen einen Teil der ihr zugewandten Hälfte nicht treffen können, oder daß wir die Sonne nicht sehen können, obwohl sie über uns steht. Statt Sonnenfinsternis müßte man eigentlich Erdfinsternis sagen. Eine totale Sonnenfinsternis ist eins der großartigsten Schauspiele, welche die Natur den Menschen bietet. Alle Gegenstände nehmen eine andere Färbung an; die ganze Natur bietet einen traurigen, dunklen und beklemmenden Eindruck. Das schönste Grün der Landschaft verwandelt sich in Grau; der Himmel erscheint in der Nähe der Sonne bleifarben, während der Horizont sich mit einem grünlichen Gelb umsäumt. Ein allgemeines Schweigen herrscht in der Natur; die kleinen Vögel verschwinden, und die Insekten verkriechen sich. Einzelne Blumen beginnen sich zu schließen. Das Angesicht der Menschen sieht gelblich und geisterhaft aus. Wenn der letzte Sonnenstrahl verschwindet, erblickt man den Mond wie eine tiefschwarze Scheibe am bleifarbenen Himmel, umgeben von einem silberweißen Strahlenkranze. Auch treten wohl einzelne Sterne erster Größe hervor. Am 28. Juli 1861 war eine totale Sonnenfinsternis. Der Himmel wurde schwärzlich-blau, die Luft kühlte sich rasch ab, es begann zu tauen, die Vögel flogen in ihr Versteck, die Blumen schlossen ihren Kelch, und die Menschen wurden von

einem unheimlichen Gefühl ergriffen. Partiale Sonnenfinsternisse werden fast nicht bemerkt. Die längste Dauer einer totalen Sonnenfinsternis für die ganze Erde kann 4 Stunden 38 Minuten sein, dagegen für einen einzelnen Ort und zwar für den Äquator höchstens 7 Minuten 38 Sekunden. In 19 Jahren kann es für die ganze Erde 41 Sonnenfinsternisse geben.

2.

Wie unbedeutend ist ferner an sich der Mond, der treue Begleiter der Erde, und wie wichtig ist er dennoch für unsern Planeten und alle seine Bewohner! An scheinbarer Größe der Sonne etwa gleich, und das Licht der Sterne weit überglänzend, ist er uns nach jener der bedeutendste Himmelskörper. Schon in dem ehrwürdigen Berichte, den uns die Bibel in ihrem ersten Kapitel giebt, heißt es: „Und Gott machte ein großes Licht, das den Tag regiere, und ein kleines Licht, das die Nacht regiere." Er ist uns unter allen Himmelskörpern der nächste und der am meisten bekannte. Fünfzigtausend Meilen ist er von uns entfernt, ein Abstand, etwa zehnmal so lang als die Umfangslinie der Erde. Indem der Mond sich um unsern Planeten bewegt, rückt er zugleich mit demselben im Weltenraume weiter und umkreist mit ihm die Sonne. Stets wendet er dabei der Erde dieselbe Seite zu; nur diese kennen wir, während die andere uns auf immer verborgen ist. Wenn wir unsere Augen auf die Mondkugel richten, deren Größe nur den fünfzigsten Teil der Größe der Erde ausmacht, so übersehen wir ein Gebiet, fast so groß, als Nordamerika. Mit bloßen Augen erkennen wir darauf nur helle und dunkle Stellen; seitdem aber die ausgezeichnetsten Forscher ihre Teleskope auf die Oberfläche des Mondes gerichtet und sie der sorgfältigsten Beobachtung unterzogen haben, sind die Mondgegenden uns weit besser bekannt, als ein großer Teil Binnenafrikas.

Der bei weitem größte Teil der uns zugewandten Mondseite zeigt hohe, schroffe Gebirge, die unserem Auge für gewöhnlich nur als helle Stellen erscheinen. Meistens bestehen diese Mondgebirge aus ringartigen Wällen, die nach der Innenseite steil abfallen und trichterförmige Thäler einschließen. Die Ausdehnung der Ringgebirge ist sehr verschieden; einige umgrenzen Flächen von 100 bis 200 Quadratmeilen, andere mögen Schluchten umschließen, die kaum 300 m im Durchmesser haben. Einzelne dieser brunnenartigen oder kraterähnlichen Vertiefungen gehen so tief unter den Fuß des sie umgebenden Walles hinab, daß ein Berg wie der Ätna in ihnen Platz fände, während manche Gebirgsringe an Höhe den höchsten Bergen der Erde gleichkommen. Aus den Schluchten, wie aus den weiten Ebenen außerhalb der Ringgebirge erheben sich oft hohe, kegelförmige Berge.

Die Formen der Oberfläche des Mondes treten dem Astronomen, der ihn durch das Fernrohr betrachtet, am deutlichsten in den Gegenden desselben hervor, für welche die Sonne eben auf- und untergeht. Da leuchten bei Sonnenaufgang zuerst die hohen Kämme der Kesselgebirge

wie Brillantringe aus dem nächtlichen Dunkel hervor, und die Bergkegel, welche in der Mitte der Thalschluchten oder über die Ebenen zerstreut sich erheben, bilden Lichtinseln in der Finsternis, die sich um sie lagert. Von einer Bergspitze zur andern schreitet der Tagesglanz vor; immer weiter dringt das Sonnenlicht von den höchsten Gipfeln zum Fuß vor, bis es nach etwa drei Stunden die Ebene erreicht hat, die demselben angrenzt. Und mehr und mehr verkürzen sich die mächtigen, haarscharf begrenzten Schatten, welche die Gebirge über die Ebene hinwerfen und die einen so schönen Anblick darbieten.

So gewährt eine Mondlandschaft mit ihrem zerrissenen Boden, wo Gebirgskessel oder einzelne Bergkegel mit weiten Ebenen, Kettengebirge mit gewaltigen Furchen oder Rillen wechseln, ein wesentlich anderes Bild als ein Land auf der Erde. Aber darin besteht nicht vornehmlich die Eigentümlichkeit des Mondes; er zeigt noch in anderer Weise die auffallendsten Unterschiede von unserem Planeten. Die Luft, wie sie unsern Erdball umgiebt, fehlt ihm entweder völlig oder doch fast ganz; ebensowenig findet sich Wasser auf ihm. So können auf dem Monde lebende Wesen wie die Menschen und Tiere der Erde nicht wohnen. Auf seinen Fluren ist Schweigen und Todesstille. Der rauschende Wind, die brausende Meereswoge und der Gesang munterer Vöglein werden hier nicht vernommen.

Auf der Erde dauert ein Tag 24 Stunden; auf dem Monde folgt stets einer vierzehntägigen Sonnenhelle eine ebenso lange Nacht, so daß ein Mondentag etwa einen Monat währt. Scharf, plötzlich trennt sich die Nacht vom Tage; die sanften Übergänge der Dämmerung fehlen. Ist die Dunkelheit gekommen, so werden am tiefschwarzen Himmelsgrunde unzählige Sterne sichtbar, unter ihnen viele, welche auf der Erde nur das Fernrohr den Blicken zugänglich macht. Sie erglänzen in einer ungemein strahlenden, aber dabei ruhigen Pracht. Einen wundervollen Anblick muß — immer angenommen, daß ein menschliches Auge von dem Monde in den Weltenraum schaute — die Erde von diesem aus gewähren. Nur die eine Seite der Mondkugel kann sich freilich dessen erfreuen, die andere Hälfte empfängt niemals das Licht unserer Erde, wie sie dieser auch niemals das Sonnenlicht zuwerfen kann, in welchem sie während ihres langen Tages erglänzt. Für den Beobachter auf dem Monde steht die Erde fast stets an derselben Stelle des Himmels, er sieht sie nicht aufgehen, sich am Himmel hinbewegen und endlich untergehen; nur wenn er seinen Standpunkt auf dem Monde verändert, erblickt er auch sie an einer anderen Stelle des Firmamentes. Könnten wir uns etwa in die Mitte der uns zugewandten Mondoberfläche versetzen, so würden wir mit unseren menschlichen Augen um die Mitte der mehr als vierzehntägigen Mondennacht die Erde als eine prachtvoll erleuchtete kreisrunde Scheibe hoch am Scheitelpunkt schweben sehen. Dreizehnmal größer, als uns Erdbewohnern der Vollmond, erscheint die leuchtende Vollerde, an Größe etwa einem umfangreichen Wagenrade gleich. Sie zeigt aufs deutlichste die heller glänzenden Gebiete der Festländer mit ihren

besonders stark leuchtenden Gebirgsketten und die dunkleren Meeresflächen. Indem die Erdkugel sich um ihre Achse dreht, ziehen die wechselnden Gestalten ihrer Oberfläche vor den Augen des Beobachters vorüber. Von Tag zu Tag nimmt das Licht der Erde in derselben Weise ab, wie bei uns das Licht des Vollmondes. Wenn die Sonne sieben Tage nach Mitternacht wieder aufgeht, ist die schöne Erdenscheibe noch halbvoll. Immer mehr nimmt ihre Beleuchtung ab, bis sie gerade dann, wenn die Sonne in der Mittagsstunde am höchsten steht, als Neuerde unsichtbar wird. Nach abermals sieben Tagen, wo die Sonne untergeht, ist der Erdkreis wieder zur Hälfte beleuchtet. So ist dort, in der Mitte der uns zugewandten Mondfläche, das Licht der Erde in einem herrlich abwechselnden Verhältnis mit dem Lichte der Sonne; es ist gerade dann am mächtigsten und stärksten, wenn die Sonne um Mitternacht am weitesten vom Horizont entfernt ist, und am schwächsten dann, wenn die hoch am Himmel strahlende Sonne es völlig entbehrlich macht. Und wie herrlich muß der Glanz sein, den die Erde, zumal wenn diese voll ist, auf die welligen Gefilde des Mondes wirft! Und dieses von der Vollerde dem Monde zugesandte Licht läßt sich nicht selten auf der Erde deutlich wahrnehmen! Wenn einige Tage nach dem Neumonde die schmale Sichel wieder sichtbar wird, erblicken wir neben derselben die Nachtseite des Mondes mit einem schwachen Schimmer übergossen, so daß die volle Scheibe sich deutlich gegen den dunklen Himmel abhebt. Es ist das den Mond bescheinende Erdenlicht, welches wir hier wahrnehmen. So hat der Mond den Wiederschein des Glanzes empfangen, mit dem die Sonne unsere Erde bestrahlt, und giebt uns dieses Licht, wenn auch nur schwach und aschfarben, wieder zurück.

Mitunter geschieht es, daß der Mond auf seiner nächtlichen Wanderung am Himmel über Sterne hingleitet und diese so unseren Blicken entzieht. Weit merkbarer und bedeutungsvoller aber ist es, wenn er vor die Sonne tritt und dadurch eine Sonnen- oder vielmehr Erdfinsternis hervorbringt, oder wenn bei entgegengesetzter Stellung des Mondes zur Erde der Schatten unseres Planeten auf die vollerleuchtete Scheibe des Mondes fällt und eine Verfinsterung desselben erzeugt, die bis $4^2/_3$ Stunden währen kann. Selten verschwindet bei einer totalen Mondfinsternis der Mond selbst während der Zeit, wo er in dem Kernschatten der Erde steht, vollständig; in der Regel bleibt er als eine in düsterem Rot glühende Scheibe sichtbar.

So anziehend aber alle diese Erscheinungen sind, so sind sie doch für das Leben der Erdbewohner wenig bedeutungsvoll. Auch der Einfluß des Mondes auf die Witterung der Erde, insbesondere die Wolken zerstreuende Kraft des Vollmondes, wird von neueren Forschern ganz verneint oder doch als nur sehr gering bezeichnet. Von großartiger Bedeutung ist dagegen jene Einwirkung des Mondes auf die Erde, welche in Zwischenräumen von 6 Stunden den Wechsel von Ebbe und Flut hervorbringt.

3.

Es ist einer der Tage im Monat Oktober, wo die schönere Jahreszeit noch einmal ihre ganze Herrschaft entfaltet, gleichsam als wolle sie uns ihr Scheiden doppelt fühlbar machen. Die Sonnenstrahlen leuchten goldener als je in der klaren Luft, durch welche nur schimmernde Marienfädchen leise hinflattern, und das bunte Laub der Bäume wie die letzten Blumen des Gartens erglühen unter ihrem Lichte in heiteren Farben. Aber früh schon geht die Sonne zur Ruhe, und die Dunkelheit bricht herein. Die Sterne kommen zum Vorschein, anfangs wenige, bis bald der ganze Himmel mit Sternen übersäet ist.

Keine Zeit des Jahres ladet freundlicher zur Betrachtung der Gestirne ein als ein solcher schöner Herbstabend, an dem uns der Himmel bereits früh seine funkelnden Lichter zeigt und die noch linde Luft ein längeres Verweilen im Freien erlaubt.

Es ist acht Uhr geworden. Heben wir unsere Augen empor zu dem sternenbesäeten Nachthimmel. In prachtvollem, sanftem Lichte schimmert hoch über unserem Haupte die Milchstraße. Vom südwestlichen Horizonte zieht sie sich bis zum Scheitelpunkte hinauf und dann abwärts bis zum Horizont in Nordosten. Nach Westen zu teilt sich der schimmernde Gürtel in zwei breite Bänder. Die Milchstraße hat nun ihre höchste Stellung am Himmel erreicht, und man wird sie kaum schöner sehen als jetzt Was die alten Völker bereits ahnten, das hat die Wissenschaft erwiesen, daß nämlich die Milchstraße aus unzähligen einzeln nicht mehr sichtbaren Sternen besteht. Von dem Augenblicke an, wo man — vor fast dreihundert Jahren — den Himmel mit Fernröhren betrachtete, vermochte man auch einzelne Teile derselben in Sterne aufzulösen, und heutiges Tags hat man mit Hülfe der Teleskope die ganze Milchstraße als einen Ring von zahllosen Sternen erkannt. So gedrängt stehen diese bei einander, daß ein eigentliches Zählen derselben gar nicht mehr möglich ist; man muß ihre Zahl in ähnlicher Weise zu bestimmen suchen, wie Xerxes diejenige seines Heeres schätzte. Der große Astronom Herschel richtete sein lichtstarkes Teleskop auf eine bestimmte Stelle der Milchstraße und schätzte ab, wieviel Sterne zum Beispiel in einer Minute durch das Gesichtsfeld zogen. Dies wiederholte er für eine Anzahl anderer Stellen von möglichst verschiedener Sternenfülle. Da er nun die Größe seines Gesichtsfeldes genau kannte, und da sich die Fläche, welche die Milchstraße am Himmel einnimmt, wenigstens annähernd, bestimmen läßt, so konnte er berechnen, wieviel Sterne etwa in dem ganzen Gürtel enthalten sein möchten, und es ergab sich die Zahl von nicht weniger als achtzehn Millionen. Was aber eine solche Menge bedeuten will, das können wir uns einigermaßen klar machen, wenn wir berechnen, wievielmal sie größer ist, als die Anzahl der sämtlichen Bewohner unserer Stadt.

Indem unser Auge von der herrlichen Lichtzone über die anderen

Räume des Himmelsgewölbes hingleitet, grüßen wir manche unter den vielen Sterngruppen als liebe alte Bekannte. Gleich auf den ersten Blick zeigt sich an der Ostseite des Firmamentes wie ein Lichtwölkchen das Häuflein kleiner Sterne, welche das Siebengestirn oder die Plejaden bilden. „Die Gluckhenne mit ihren Küchlein" werden sie auch im Volksmunde genannt. Der helle Stern in ihrer Mitte ist die Henne; um ihn scharen sich die kleineren als die Küchlein.

Von den Plejaden fast gerade abwärts, dem östlichen Horizonte zu, erblickt man den hellen, rötlich funkelnden Stern von erster Größe, welcher mit noch vier kleineren Sternen ein fast gleichschenkliges Dreieck bildet, dessen Spitze rechts, nach Süden, gerichtet ist. Es ist Aldebaran. Er bildet das Auge des Stiers, während die Plejaden an dem Rücken desselben leuchten. Indem wir in fast wagerechter Linie von dem Siebengestirn zur Linken hin unsern Blick wenden, bemerken wir einen sehr hellen Stern, ebenfalls ersten Glanzes; es ist Kapella im Fuhrmann. Und nun erkennen wir auch, hoch am Himmel hinaufschauend, in der schönsten und glänzendsten Gegend der Milchstraße die fünf Sterne der Kassiopeja, die ein etwas schrägstehendes W bilden. Etwas niederwärts in der Milchstraße, nahe der Stelle, wo das schimmernde Sternenmeer sich in seine zwei langen Ströme teilt, flimmert Deneb im Schwan; der glänzende Stern steht an der Spitze eines langen Kreuzes, das mit ihm noch fünf andere Sterne die Milchstraße entlang bilden. Nahe dem Schwane, nordwärts oder rechts neben der Milchstraße, zieht ein schöner, heller Stern unsere Aufmerksamkeit auf sich. Es ist Wega in der Leier, leicht kenntlich an den zwei kleinen links unter ihr stehenden Sternen, mit denen sie ein langgezogenes Dreieck bildet. Von der Wega rechts aber zeigt sich ein großer, schöner Ring, welcher freilich keine besonders auffälligen Sterne enthält, aber dennoch an unserer Himmelshalbkugel als einzig in seiner Art leicht erkannt wird. Es ist die Krone oder der Kranz der Ariadne. — Wenden wir nun unsern Blick wieder der Milchstraße zu, so sehen wir tief unter dem Schwane am äußersten Saume des linken Stromes der Milchstraße die drei Sterne in einer schrägliegenden Linie nahe bei einander stehen, die zu dem Sternbilde des Adlers gehören, unter ihnen als den mittleren den hellfunkelnden Atair am Halse des Adlers.

Wie sollten wir aber den Himmel betrachten, ohne nicht bald nach dem großen, prächtigen Sternbilde des großen Bären oder großen Himmelswagens uns umzuschauen! Da ziehen sich am nördlichen Himmel gegen Westen zu seine sieben hellen Sterne hin. Die drei der Deichsel sehen wir links, in etwas aufwärts gebogener Stellung. Hier kann sich das Auge versuchen, ob es das Sternlein wahrnehmen kann, welches über dem mittleren der drei Sterne der Deichsel steht. Das Reuterlein — so nennt man den so kleinen, munteren Stern — versteckt sich neckisch vor allen Augen, die nicht ganz besonders scharf zu sehen vermögen. Die Deichsel des großen Himmelswagens zeigt fast auf einen besonders schönen Stern, der tief am nordwestlichen Himmel rechts unter der Krone so hell funkelt, daß man ihn in diesem Monate

schon während der Abenddämmerung bemerkt. Es ist Arktur im Bärenführer oder Bootes. — Und nun gilt es, recht achtzugeben, um den Polarstern nicht zu verfehlen. Von den zwei äußersten Sternen des Vierecks des großen Bären eine Linie aufwärts zum Himmel hinauf gezogen, — und wir treffen auf den Angel- oder Polarstern, den Schwanzstern des kleinen Bären, der mit seinen sieben Sternen ein verkleinertes Abbild des großen Bären ist.*)

Welch ein Flimmern und Funkeln über uns und rings um uns her! Wer könnte die leuchtenden Himmelskörper alle zählen! Mit bloßem Auge vermag ein scharfsehender Mensch etwa fünf- bis sechstausend zu gleicher Zeit am Himmel zu entdecken; durch das astronomische Fernrohr wächst diese Zahl bis in das Unendliche. Man spricht davon, daß mehr als tausend Millionen Sterne von der Erde aus sichtbar seien!

Zu festen Gruppen oder Sternbildern vereinigt, stets unverrückt dieselbe Entfernung voneinander, dieselbe gegenseitige Stellung zeigend, so erscheinen die Sterne dieser Sternbilder und anderer Gruppen, und man nennt sie daher auch feste oder Fixsterne. In einer bestimmten Zone des Himmels wandeln zwischen den Fixsternen hin andere Sterne, die in besonders glänzendem, aber ruhigerem Lichte leuchten; es sind die Wandelsterne oder Planeten. Man sieht sie in verschiedenen Sternbildern. Einige gebrauchen längere, andere kürzere Zeit, ehe sie ein Gestirn durchlaufen. Bald durchkreuzen sie ein solches von Osten nach Westen, bald in umgekehrter Richtung. Es ist meistens nicht schwer, unter den Planeten die goldenglänzende Venus oder den Morgen- und Abendstern, den hellfunkelnden Jupiter, den glänzendsten Stern des ganzen Himmels, den rötlich leuchtenden Mars und den mit matterem Licht scheinenden Saturn aufzufinden.

Mit Ausnahme dieser Wandelsterne erscheinen uns alle Sterne des Himmels auch durch die allerschärfsten Riesenfernröhre nur als Lichtpunkte, an denen keine Gestalt wahrzunehmen ist. Keinerlei Messung oder bestimmtere Schätzung ihrer Größe ist von der Erde aus möglich. Dennoch wissen wir nicht allein, daß es Weltkörper sind, wie unsere Sonne, sondern daß ein großer Teil dieser Fixsterne von viel gewaltigerer Masse ist als die Sonne, welche unserer Erde und allen Wesen auf ihr Licht und Wärme spendet. Erkennen wir doch auch Lichter auf der Erde aus weiter Entfernung nicht mehr ihrer Gestalt nach, sondern nehmen einzig den Glanz wahr, der sich von ihnen verbreitet. So erscheinen uns auch die strahlenden Kugeln in unermeßlichen Fernen nicht mehr als solche, sondern nur als Lichtquellen ohne Gestalt und bestimmte Größe.

Ja, aus unendlichen Weiten leuchten sie uns entgegen, und ganz unvollkommen nur vermag sich der Mensch ihren Abstand von seiner

*) Die hier angegebene Stellung der Gestirne findet statt in der Mitte der Monate August, September, Oktober und November, und zwar im August gegen 12, September gegen 10, Oktober um 8, November um 6 Uhr abends.

Erde zur Vorstellung zu bringen. Schon die Größe der Erdkugel erfüllt ihn mit Staunen. Würde nicht der Schnellzug einer Eisenbahn, wenn er von einem Punkte des Äquators aus in unveränderter Richtung rund um die Erde fahren könnte, bis er wieder an seinen Ausgangspunkt gelangte, volle vier Wochen gebrauchen? Mehr als neunmal so lang wie der ganze Erdäquator ist der Weg von der Erde zu ihrem treuen Begleiter, dem Monde. Wäre es möglich, diesen mit solcher Dampfwagengeschwindigkeit zu erreichen, so müßten doch darüber neun ganze Monate verfließen. Hätten wir unsere Fahrt angetreten zur Frühlingszeit, wo der Landmann seine Saat in den Erdboden streut, so wäre das Korn emporgewachsen zu körnerreichen Halmen und im Spätsommer eingeerntet; so hätte der rauhe Herbstwind über das Stoppelfeld geweht und die Wintersaat bereits bis Weihnachten hin unter der schützenden Schneedecke geschlummert, ehe wir an unser Ziel gelangten. Und doch ist der Mond der allernächste Himmelskörper, auf dem wir mit dem Fernrohre leicht und genau Ebene und Berg und Thal unterscheiden. Wieviel weiter ist die Sonne von der Erde entfernt! Vierhundertmal länger ist der Weg zwischen diesen beiden, als der Abstand zwischen Erde und Mond. Das spricht sich leicht aus und liest sich leicht; wer sich aber eine bekannte Strecke fünfmal, zehnmal, hundertmal und endlich vierhundertmal länger vorzustellen sucht, der erkennt, was das heißen will. Eine Brücke von 300 m, die über einen breiten Strom führt, vierhundertmal aneinander gesetzt, giebt eine Bahn größer als die Entfernung zwischen Leipzig und Dresden, Stuttgart und Mannheim, Bremen und Hannover.

Nicht weniger als dreihundert Jahre, innerhalb deren zehnmal ein Menschengeschlecht auf das andere folgt, würden vergehen, wenn wir vermöchten, uns mit der rastlosen Eile des Eisenbahnschnellzugs von unserer Erde zur Sonne zu begeben. Und doch durchläuft das zauberisch schnelle Licht, das fast keine Zeit gebraucht, um weite Welträume zu durchfliegen, die zwanzig Millionen Meilen zwischen Sonne und Erde in der Hälfte einer Viertelstunde! Aber diese ungeheure Entfernung, in die wir uns nur mit Mühe einigermaßen hineindenken können, — wie verschwindet sie ganz und gar gegen den Abstand der Fixsterne von der Erde! Mehr als drei Jahre bedarf es, bis der schnelle Lichtstrahl von den allernächsten Fixsternen zu unserer Erde dringt. Andere können ihr Licht erst in neun, in zwölf Jahren, ja manche erst in Hunderten und vielleicht in Tausenden von Jahren zu uns senden. Blitzten in dieser unendlichen Ferne plötzlich neue Sonnen auf, so würden sie uns Erdbewohnern doch erst nach Verlauf einer so langen Zeit sichtbar werden; und würden die Sterne, die jetzt in jenen Regionen leuchten, plötzlich erlöschen, so würden wir das auf der Erde erst nach Jahren oder Jahrtausenden merken. Für den Beobachter auf der Erde würden sie fortleuchten, bis die letzte Lichtwelle, die von ihnen ausging, sich bis zu seinem Auge fortgepflanzt hätte. — Bei solchem Gedanken ist es uns, als schauten wir in eine unergründliche Tiefe, bei deren Anblick uns schwindelt.

Bei flüchtigem Anblick scheinen die Sterne dort oben ebenso unbeweglich als stumm; aber sie sind mit nichten bewegungslos. Wenn der Astronom sein Fernrohr fest auf einen bestimmten Stern richtet, so muß er dasselbe nach kurzer Zeit anders stellen. Der Stern ist aus seinem Gesichtsfeld verschwunden; er hat sich am Himmel weiter bewegt.

Leicht läßt sich der Gang der himmlischen Gestirne verfolgen.

Die Stunden der schönen Herbstnacht gehen eine nach der andern vorüber. Leise und unaufhaltsam ziehen die Sterne ihre Bahnen. Alle nehmen teil an dem glänzenden Reigen. Nur ein einziger bleibt ziemlich hoch am nördlichen Himmel fast unwandelbar an seiner Stelle; ihn sieht man nicht vom Flecke weichen. Es ist der Polarstern. Ihn umwandeln alle Gestirne. Die ihm nächststehenden schlingen enge Kreise um ihn, die entfernteren größere. Endlich streift der Stern, welcher vor unseren Augen den größten vollen Kreis beschreibt, im Norden schon den Horizont. Die noch weiter vom Polarstern abstehenden Sterne können ihre Kreise an dem uns sichtbaren Himmelsgewölbe nicht vollenden. Sie tauchen an der Westseite des Firmaments unter den Horizont, bleiben eine gewisse Zeit unsichtbar und kommen dann an der Ostseite wieder zum Vorschein. Bald erkennen wir, daß wie die Sonne ihren Nachtbogen zieht, so auch diese Sterne an der uns abgewandten Hälfte der Himmelshalbkugel ihren Pfad fortsetzen und so den uns sichtbaren Bogen ihrer Bahn zu einem vollen Kreise ergänzen. Manche von ihnen ziehen gar große Bogen am Himmel, größer noch, als der Bogen ist, welchen die Sonne am Anfang des Sommers macht. Die dem Polarstern ganz fernen Sternen zeigen uns dagegen nur einen sehr kleinen Teil ihres Kreises; bei manchen ist derselbe noch kleiner, als der Sonnenbogen beim Beginn des Winters. — Ziehen wir im Geiste eine gerade Linie vom Nordpolarstern (Nordpol) durch die Mitte (den Mittelpunkt) der Erde bis an das Firmament der uns abgewandten Himmelshälfte, so bewegen sich um diese Himmelsachse, deren Endpunkte der Nordpol und der Südpol des Himmels sind, alle Sterne in größeren oder kleineren Kreisen. Und denken wir uns ferner einen Kreis gezogen, der vom Nordpunkte des Horizonts durch den Nordpol des Himmels und unsern Scheitelpunkt bis hinab zum Südpunkt des Horizonts reicht, von dort aber bis zum Südpol des Himmels und zurück bis zum Nordpunkt des Horizonts läuft, so müssen alle Sterne diesen Meridian auf ihrer Bahn zweimal treffen. Die für uns auf- und untergehenden Sterne steigen von Osten her zum Meridian empor, erreichen bei ihrem Durchgang durch denselben ihren höchsten Stand am Himmel und sinken nun dem Westen zu. Die übrigen, stets sichtbaren Sterne wandeln ebenfalls von Osten nach Westen und stehen gleicherweise am höchsten im Meridiane. Haben sie aber ihren äußersten Punkt am westlichen Himmel erreicht, so wenden sie sich in ihrem unteren Bogen wieder dem Osten zu und haben zwischen dem Nordpol des Himmels und dem Nordpunkt des Horizonts bei ihrem unteren Durchgange durch den Meridian ihre tiefste Stellung am Himmel.

Bei klarem Sternenhimmel kann man diese Gestirne zu jeder Stunde der Nacht wahrnehmen.

Welch ein anderes Bild als am verwichenen Abend zeigt uns das Firmament, wenn wir am frühen Morgen gegen halb sechs Uhr, ehe die Morgendämmerung beginnt, unsere Blicke dorthin wenden! Diejenigen auf- und untergehenden Sterne, welche damals westlich vom Meridian standen, sind untergegangen; sie sind entweder unsichtbar geworden, oder, wenn sie dem Nordpolarstern näher sind, nach einem kurzen Laufe unter dem Horizonte bereits in östlicher Gegend wieder zum Vorschein gekommen. Der lichte Gürtel der Milchstraße nimmt nunmehr die ganze Westseite des Himmels ein. Vom Südpunkt des Horizonts erhebt sie sich, erreicht im Westen eine nicht sehr bedeutende Höhe und senkt sich von da zum Norden. Nun glänzt Kapella im Fuhrmann in der Gegend, wo, genau im Westen, die Milchstraße ihren höchsten Stand hat; sie hat, von Nordnordosten herkommend, einen großen Bogen am Himmel zurückgelegt. Nun steht die Kassiopeja, die wir abends so hoch am Himmel erblickten, tief im Nordnordwesten, und noch niedriger funkelt, eben noch sichtbar, Deneb im Schwan dicht über dem Horizont im nördlichen Meridian. Weithin am westlichen Himmel erglänzt jetzt der Stier mit den Plejaden und Aldebaran. Der große Himmelswagen ist ein gutes Stück um den Polarstern herumgekommen und dabei sehr hoch am Himmel emporgestiegen; die Deichselsterne stehen unter dem Sternenviereck und zeigen abwärts, etwas zur linken Hand. Eben ist Arktur mit seinem rötlichen Lichte gegen Osten zu aufgegangen, und in seiner Nähe schimmert auch der Sternenring der Krone. Wollen wir nun von den uns bekannten Gestirnen, die wir noch am Himmel erwarten dürfen, auch Wega in der Leier aufsuchen, so werden wir diese zwischen Norden und Nordosten ganz niedrig funkeln sehen.

Statt der entschwundenen Sterne sind am ganzen östlichen Himmel bis weit nach Süden und Südwesten hin neue, prächtige Gestirne aufgezogen. Eine gerade Linie durch die beiden inneren Sterne des Vierecks des großen Bären nach Süden zu gezogen, führt auf den großen Löwen mit seinen hellen Sternen, unter denen Regulus, „das Herz des großen Löwen“, im vollsten Glanze funkelt. Unter diesem schönen Sternbilde folgt am östlichen Himmel die Jungfrau, deren herrlichster Stern, „die Kornähre der Jungfrau“, auch Spica genannt, soeben über den Horizont gestiegen ist. Im Südwesten erheben sich hoch und deutlich die Köpfe der beiden Zwillinge, Kastor und Pollux. Weiter nach Westen aber erglänzt die schönste Zierde unseres Himmels, die wir stets wieder mit besonderer Freude bewundern: der Jäger Orion. Die drei schönen Sterne an seinem Gürtel stehen nun in fast wagerechter Linie nebeneinander. Wie lebhaft glänzt gerade unter dem Gürtel in dem schönen Sternenviereck, das dieser in seiner Mitte hat, Rigel, der hellste Stern des Orion! Aber noch strahlender sehen wir links von ihm, nicht hoch über dem Gesichts-

kreise, den hellsten Fixstern des ganzen Himmels, den Sirius oder den großen Hundsstern.

Der Morgen dämmert heran; die Sterne beginnen zu verlöschen, — anfangs die lichtschwachen, dann auch die glänzenderen. Endlich schließen sich vor dem Lichte der aufgehenden Sonne auch die Strahlenaugen der Sterne erster Größe. Die eine flammende Sonne, unsere Sonne, löscht alle die vielen Tausende anderer Sonnen für uns aus. Mit Freuden aber erinnern wir uns der vielen leuchtenden Weltkörper. Wollen wir sie recht kennen lernen, so müssen wir sie sehr oft mit Aufmerksamkeit betrachten; wir werden dann manches besser erfassen und treuer in uns bewahren, als es bei seltener Beobachtung der Fall sein kann. Soll uns der Sternenhimmel aber heute abend ebenso erscheinen, wie gestern abend, so müssen wir ihn einige Minuten früher betrachten. In 23 Stunden und 56 Minuten dreht sich das Firmament einmal völlig um ihre eigene Achse und um die Erdkugel; stets erreicht jeder Stern den Meridian vier Minuten eher, als am vorhergehenden Tage. Heute abend wird der hellste Stern im Schwan, Deneb, gerade um acht Uhr durch den Meridian gehen, morgen bereits vier Minuten vor acht und nach fünfzehn Tagen schon um sieben Uhr.

Ist es möglich, so fragt der denkende Mensch, daß alle die so unendlich weit von uns entfernten Sterne, deren Abstand von der Erde dazu so ganz und gar verschieden ist, sich sämtlich genau in derselben Zeit um die Erde bewegen? Und mit welcher Geschwindigkeit müßten sie ihre Bahnen durch den Weltenraum zurücklegen! Der Geist des Menschen, der solche Fragen sich stellt, hat sie auch beantwortet, und seit Jahrhunderten ist es uns zur Gewißheit geworden, daß wir auch hier, wenn wir nur unseren Sinnen folgen, in einer Welt des Scheins und der Täuschung leben. Wie bei einer Eisenbahnfahrt die Häuser Bäume und Felder draußen nur scheinbar an uns vorbeifliegen, so wandeln auch die himmlischen Gestirne nicht wirklich um die Erde. Indem unser Erdball sich täglich um seine eigne Achse dreht, ziehen die Sternenheere an den Augen seiner Bewohner vorüber. Davon wollen wir nun weiter hören. A. Kippenberg.

3. Das Weltgebäude.

1. Das Planetensystem. — 2. Das Fixsternsystem. — 3. Das Weltall.

1.

Wie im Reiche der Atome eine durchgreifende Symmetrie besteht, so gestalten sich die Weltkörper und die Weltsysteme ausnahmslos nach einer wundervollen Ordnung. Eine planmäßige Harmonie, eine unumstößliche Gesetzmäßigkeit und ein unerschöpflich reiches Leben durchdringt, soweit die menschliche Forschung reicht, die ganze sichtbare Körperwelt. Nirgends in der Natur findet man einen völlig leeren Raum, nirgends einen Stillstand der Bewegung. Alle Räume des Weltalls sind von

Stoffen und Kräften erfüllt, welche nach dem ewigen Gesetze des fortschreitenden Werdens sich gestalten.

Die ungeheure Masse unserer Erdkugel mit ihrem Gewichte von 14 Quadrillionen Pfund schwebt rotierend auf ihrer elliptischen Bahn durch den Weltraum um die Sonne. Ihre jährliche Rundreise von 125 Millionen Meilen legt sie mit einer Schnelligkeit zurück, die 1600 mal so groß ist als die eines Eilzuges der Eisenbahn. Sie wird dabei vom Mond umkreist, der sich um sie bei einer mittleren Entfernung von 51 000 Meilen in einer Radlinie herumwindet und dies jährlich 13 mal vollzieht.

Die Erde schwebt in Gesellschaft von 7 anderen Planeten und deren Monden nebst 110 bis jetzt bekannten Planetoiden und vielen Tausenden von Kometen, Asteroiden und Meteoren im harmonischen Gleichgewicht um die Sonne, die als Leuchte ihres ganzen Gebietes in dem einen gemeinsamen Brennpunkt aller elliptischen Bahnen ihrer sämtlichen Trabanten steht. Alle Verhältnisse der Größe, der Massendichtheit, der Gestaltung, der Entfernung von der Sonne, der gegenseitigen Abstände, der Geschwindigkeit der Achsendrehung und des Umschwungs um die Sonne aller Glieder des Planetensystems sind nach ganz bestimmten Gesetzen mathematisch genau geordnet. Durch diese wunderbare Einrichtung wird es den Himmelsforschern möglich, alle Verhältnisse unseres Sonnensystems, sowohl die örtliche Stellung aller Glieder desselben, als auch die sogenannten Störungen im Planetenlaufe und deren Ausgleichung, die gegenseitigen Bedeckungen und Verfinsterungen u. dgl. m. auf Jahrhunderte hinaus aufs pünktlichste zu berechnen.

Unsere Erde hat dieselbe Kugelgestalt, dieselbe Materie und dieselben Bewegungsgesetze wie die andern Planeten, die mit ihr die Sonne umkreisen. Sie hat in keinerlei Beziehung eine ausnahmsweise oder bevorzugte Stellung im Planetensystem. Wenn nun die Sonne auf unserer Erde eine so reiche Fülle von Leben weckt, daß man auf ihrer Oberfläche kaum ein Plätzchen finden kann, wo kein Leben ist, sollte nicht dasselbe Sonnenlicht die Materie der andern Planeten auf ähnliche Weise befruchten? —

Venus, der lieblich glänzende Morgenstern, ist seit den ältesten Zeiten für alle Beobachter des Himmels ein Gegenstand der Bewunderung gewesen. Die Naturverhältnisse dieses Planeten sind denen unserer Erde außerordentlich ähnlich. Die Achsendrehung der Venus dauert 23 Stunden 21 Minuten; ihre Tage und Nächte sind daher nur wenig kürzer als unsere Erdentage. Sie hat auch ähnliche Jahreszeiten wie unsere Erde; sie hat eine ähnliche Atmosphäre, ähnliche Zonen und Klimate; sie hat Berge und Thäler, Festland und Meere, trübe und heitere Tage wie unsere Erde. Die Sonne erscheint auf der Venus fast viermal so groß als auf der Erde; sie muß also auf jenem Planeten stärker leuchten und wärmen, als auf unserem Wohnplatze, und wenn der Pflanzenwuchs auf der Venus durch das kräftigere Sonnenlicht in ähnlicher

Weise wie in unsern Tropenländern belebt wird, so müssen ihre Gefilde für vernünftige Wesen einen paradiesischen Wohnsitz gewähren.

Die Welt des Mars, siebenmal kleiner als unsere Erde, hat ebenfalls Festländer, Meere und eine wolkenreiche Atmosphäre; doch ist dort der Gegensatz zwischen Sommer und Winter etwas schroffer als bei uns. Wir brauchen keinen Augenblick zu zweifeln, daß auch die Tage und Nächte des Mars auf die Thätigkeit und die Ruhe lebender Bewohner berechnet sind.

Glänzender als Mars, nur wenig schwächer als Venus, leuchtet Jupiter mit seinem sanften goldenen Schimmer in der Familie der Sonnenkinder auf unsere Erde hernieder, eine riesige Welt, welche doppelt so groß ist, als die Masse aller übrigen Planeten zusammengenommen und 1500 Körper von der Größe unserer Erde in ihren Raum aufzunehmen vermöchte. Der Umlauf des Jupiter um die Sonne beträgt über 11 Erdenjahre. In seiner Atmosphäre bilden sich regelmäßige Wolkenschichten, die wie dunkle Bänder den Planeten parallel mit dem Äquator umschließen. Außerdem bemerkt man mehrere dunkle Flecken, die von einem scharf begrenzten Lichtsaum umgeben sind und die für trichterförmige Öffnungen in der Atmosphäre, erzeugt durch aufsteigende Gase von thätigen Vulkanen, gehalten werden. Gegen die Bewohnbarkeit Jupiters und der andern entfernten Planeten wendet man ein, daß die physische Beschaffenheit derselben das organische Leben unmöglich mache. Unser Wissen ist jedoch weit davon entfernt, alle Bedingungen und Formen des Lebens zu erkennen.

Ein prächtiges Schauspiel gewährt der Anblick des Jupiter, wenn man ihn durch ein Fernrohr betrachtet; er erscheint dann als ein Abbild des Planetensystems im kleineren Maßstabe. Vier liebliche Monde begleiten Jupiter auf seinem Wege um die Sonne in Abständen von 58, 92, 148 und 260 Tausend Meilen. Sie leuchten in verschiedenen Farben, der erste und dritte in lebhaftem weißen Lichte, der zweite bläulich, der vierte rötlich. Sie werden wie ihr Centralkörper von der Sonne beleuchtet; sie beleuchten ihn auf seiner Nachtseite und werden von ihm erleuchtet, wenn sie Nacht haben. Während der Dauer eines Jupiterjahres ereignen sich für denselben gegen 4400 Mondfinsternisse und ebensoviele Sonnenfinsternisse, welche ihre Zeit mit einer solchen Pünktlichkeit einhalten, daß sie auf Jahrhunderte hinaus in den astronomischen Tafeln aufgezeichnet werden konnten, um dem Himmelsbeobachter und dem Schiffer als vollkommenster Zeitmesser zu dienen.

In ähnlicher Weise entfaltet der mächtige Saturn eine Gliederung von Weltkörpern der seltsamsten Art vor unsern Augen. Wir sehen den rötlich schimmernden Centralkörper als einen Stern erster Größe von 8 leuchtenden Monden und von einem dreifachen freischwebenden Ringgewölbe umkreist. Saturn ist 772 mal größer als unsere Erdkugel. Sein nächster Abstand von uns beträgt 165 Millionen Meilen, eine Entfernung, welche ein Dampfwagen, der vier Meilen in der Stunde zurücklegt, erst in 470 Jahren durcheilen würde. Das Saturnjahr dauert über 29 Erdenjahre. Die Dichtheit seiner Masse ist acht-

mal geringer als die mittlere Dichtheit unserer Erde, etwa ähnlich dicht wie die Korkrinde.

Der innerste Ring, welcher den Centralkörper in der erweiterten Ebene seines Äquators umschwebt, beginnt 4122 Meilen von der Oberfläche desselben und ist 3078 Meilen breit, dann folgt ein leerer Zwischenraum von 387 Meilen und hierauf der äußere breite Ring, welcher in mehrere Abteilungen gegliedert ist und einen Abstand von 19024 Meilen erreicht. Die Dicke der Ringe beträgt 30 Meilen. Sie werden von der Sonne erleuchtet und werfen ihren Schatten auf den Mittelkörper. Jede Seite eines Rings ist abwechselnd 15 Jahre in Nacht gehüllt und darauf wieder eben so lange ununterbrochen von der Sonne beleuchtet.

Versetzen wir uns im Geiste an die Grenze unseres Sonnensystems und werfen wir einen Blick rückwärts auf das Gewimmel der Weltkörper, so können wir von dort aus die unteren Planeten Mars, Venus, Erde wegen ihrer Kleinheit mit einem unbewaffneten Auge nicht mehr erkennen; Jupiter, Saturn und Uranus erscheinen uns als schwache Lichtpünktchen. Über unserm Haupte breitet sich der Sternhimmel noch ebenso, wie wir ihn auf Erden sehen, in unverändertem Glanze aus.

Um die Größenverhältnisse unseres Planetensystems zu veranschaulichen, wollen wir einen Maßstab anlegen, welcher 4000 millionenmal verjüngt ist. Denken wir unsere Sonne als eine Kugel von 1 Fuß Durchmesser und die sie umkreisenden Planeten in verhältnismäßig verkürzten Entfernungen, so würde nach dieser Proportion unsere Erde kaum von der Größe eines Senfkörnchens erscheinen, 107 Fuß weit von der Sonne entfernt. Der Abstand des Uranus von der Sonne würde dann 2000 Fuß betragen, der des Neptun, welcher in Wirklichkeit 776 Millionen Meilen von der Sonne entfernt ist, wäre 3214 Fuß. — Der Schall, welcher in jeder Sekunde 1024 Fuß zurücklegt, würde, um den Weg von der Sonne zu uns, eine Entfernung von 20 Millionen Meilen, zu durchlaufen, 15 Jahre brauchen, bis zum Neptun 433 Jahre. Ein Schnellzug der Eisenbahn würde zu einer Reise von der Sonne bis zur Erde über 400 Jahre, bis zum Uranus 8840 Jahre, bis zum Neptun 12000 Jahre nötig haben. — Der Weltraum zwischen Neptun, dem äußersten der bis jetzt bekannten Planeten unseres Sonnensystems, und dem nächsten Fixstern, a des Centauren, beträgt 5722 Neptunfernen = 4 Billionen Meilen. Um den Durchmesser dieses ganzen Sonnengebietes von einer Grenze bis zur andern zu durchfliegen, würde eine Kanonenkugel, welche in jeder Sekunde 600 Fuß zurücklegt, 700000 Jahre brauchen!

Die Sonnenkugel, die Leuchte unserer Planetenwelt, hat eine Größe, welche unsere Fassungskraft weit übersteigt. Dem Raum nach könnte man aus der Sonne eine Million 400000 Weltkugeln von der Größe unserer Erde machen. Denken wir uns das Innere der Sonne hohl und in ihrem Mittelpunkte die Erde, so könnte sich der Mond in seinem Abstande von 51000 Meilen frei um den Erdball bewegen,

und es würde in dem Hohlraume eine Kugelschale übrig bleiben, deren Dicke beinahe ebenso groß wäre als der Halbmesser der Mondbahn.

So groß aber auch die Sonne und ihr Herrschergebiet sein mag, so bildet ihr System doch nur einen kleinen untergeordneten Zweig im unermeßlichen Lebensorganismus des Weltalls. Denken wir daran, daß die Zahl der selbstleuchtenden Sterne von der 1. bis zur 20. Größe auf 500000 Millionen geschätzt wird, und nehmen wir an, daß jeder dieser Sterne eine Sonne von der Größe unserer Sonne ist und ein ähnliches Gebiet von zahlreichen Trabanten, Planeten und Kometen hat, so verschwinden alle irdischen Größen und Vergleichungen vor dieser Unermeßlichkeit. Doch der menschliche Geist sucht alle Dinge zu erforschen. Die exakte Wissenschaft beschränkt sich nicht auf den Raum unseres Sonnengebiets, sondern dringt immer weiter vor in die Tiefen des Weltraums.

2.

Während die Planeten, die unsere Sonne umkreisen, für den irdischen Beobachter als kleine nicht selbst leuchtende Scheiben mit einem meßbaren Durchmesser erscheinen und ihre Stellung zu den Sternen des Tierkreises in kurzer Zeit verändern, zeigen sich die selbstleuchtenden Fixsterne auch durch die stärksten Fernrohre als unmeßbare leuchtende Punkte, die ihre gegenseitige Stellung für unsern irdischen Standpunkt weit längere Zeit behaupten. Nach den feststehenden Ergebnissen der neuern Astronomie aber gehören alle mit bloßen Augen sichtbaren Fixsterne einem großen Weltsystem an, dessen Rand wir am Himmelszelt als den glänzenden Lichtgürtel der Milchstraße erblicken, einem Weltsysteme höherer Ordnung, dem auch unsere Sonne mit ihrem ganzen Herrschergebiete einverleibt ist. Wenn wir die konzentrischen Bahnen der Planeten, die ringförmigen Schwärme der Meteore, das leuchtende Ringgewölbe des Saturn millionenmal erweitert und Myriaden leuchtender Sonnen bevölkert denken, so haben wir eine vorläufige Vorstellung von dem Riesenbau des Fixsternsystems.

Zahlreiche konzentrische Zonen von leuchtenden Sonnen, welche wie blinkender Goldstaub im unermeßlichen Meere des Weltäthers schwimmen und in ihrer Gesamtheit eine ungeheuer große linsenförmige Weltinsel bilden, bewegen sich um den gemeinsamen Schwerpunkt der Milchstraße. Die leuchtenden ringförmigen Zonen dieses Systems sind durch schwächerleuchtende voneinander unterschieden. Das Centrum der Fixsternwelt liegt nach Mädler in der Nähe der Gluckhenne des Siebengestirns, der Alkyone in der Plejadengruppe. Die Entfernung dieses Centrums von unserer Sonne beträgt 45 Millionen Sonnenfernen = 943 Billionen Meilen. Unsere Sonne bewegt sich mit dem ganzen Heere ihrer Trabanten mit einer Geschwindigkeit von 8 Meilen in jeder Sekunde, d. i. 985000 Meilen täglich, um den Herzpunkt der Fixsternwelt. Die Fortbewegung des Sonnensystems auf seiner Bahn um die Alkyone beträgt alljährlich 262 Millionen Meilen. Die ganze Umlaufszeit desselben dauert $22^1/_4$ Millionen Jahre. Dieses kosmische

Sonnenjahr verhält sich zu unserem Erdenjahr wie 365 Tage zu einer Sekunde. Die jetzige Bewegungseinrichtung unseres Sonnensystems geht nach dem Sternenbild des Herkules. Die Fixsterne in dieser Richtung treten im Laufe der Jahrhunderte für unsern irdischen Standpunkt scheinbar immer weiter auseinander, während sie nach der entgegengesetzten Seite, nach dem Sternbilde des Orion zu, allmählich immer näher zusammenzurücken scheinen.

Das Fixsternsystem zeigt nirgends eine tote Einförmigkeit, sondern eine große Mannigfaltigkeit der kosmischen Bewegung. Unter den zahlreichen Weltkörpern dieses Sonnenstaates sind sehr viele Doppel- und Gliedersterne, welche sämtlich nach dem alles durchdringenden Gesetze der Gravitation sich bewegen. Unter den 1075 Doppelsternen des Verzeichnisses von Struve sind 113 dreifache, 9 vierfache und 2 fünffache Gliedersterne. Im Orion fand sich ein dreipaariger, im Cepheus ein vierpaariger Gliederstern. Jedes Paar kreiset um seinen gemeinsamen Schwerpunkt und alle Paare zugleich um den einheitlichen Schwerpunkt ihres Systems. Der Polarstern hat einen Begleiter, welcher ihn in 600 Jahren einmal umkreist. Die Umlaufszeit anderer Doppelsterne beträgt über 20000 Jahre. Die Glieder der mehrfachen Sterne glänzen meistens in verschiedenen Farben: rötlich und blau, grünlich-gelb, gelb und weiß. Manche zeichnen sich durch einen periodischen Farben- und Lichtwechsel aus. Mira, der Wunderbare, im Walfisch erreicht je in 11 Monaten seine größte und geringste Lichtstärke.

Viele Fixsterne übertreffen unsere Sonne an Größe, manche 20 mal, andere 100 mal. Der Durchmesser der Wega in der Leier beträgt nach einer Schätzung bei 1400 Millionen Meilen. Der Umfang der Neptunbahn würde fast nicht groß genug sein, diese Riesensonne zu umfassen. Um eine Ahnung von der staunenswürdigen Größe der Fixsternwelt zu erhalten, müssen wir den Maßstab kennen lernen, mit welchem die Sternkundigen die Himmelsräume zu messen pflegen. Der Lichtstrahl durcheilt im Weltraume nach genauen Messungen in jeder Zeitsekunde eine Strecke von 42100 Meilen. Den Weg von der Sonne zur Erde, eine Entfernung von 20 Millionen Meilen, durcheilt der Lichtstrahl in $8\frac{1}{2}$ Minuten. In jeder Stunde legt derselbe eine Strecke von 156 Millionen Meilen zurück, in jedem Tage 3635 Millionen, in einem Jahre eine Billion 316935 Millionen und 600000 Meilen, oder 63000 Sonnenfernen. Diese Strecke hat man ein „Lichtjahr“ genannt, d. h. die Raumstrecke, welche der Lichtstrahl während eines Jahres zu durchlaufen vermag. Die Entfernung unserer Sonne vom nächsten Fixsterne, a im Centaur, eine Raumstrecke von $4\frac{3}{4}$ Billionen Meilen, welche der Lichtstrahl in $3\frac{1}{2}$ Jahren durcheilt, hat man, wie schon oben bemerkt, eine „Sternenweite“ genannt. 20 Jahre bedarf das Licht, um von dem hellleuchtenden Sirius, 30 Jahre um von dem Polarstern zu uns zu gelangen. Um die Weltinsel der Fixsterne in der Richtung ihres größten Durchmessers zu durchdringen, braucht der Lichtstrahl nach Mädlers Schätzung 9000 Jahre.

3.

Mit der Fixsternwelt ist jedoch das Reich der Schöpfung bei weitem nicht abgeschlossen. Steigen wir auf den Schwingen des Lichts über unsere Milchstraße weiter empor in die Höhen und Tiefen des Weltalls, so rückt das System der Fixsterne, welchem unsere Sonne angehört, allmählich zu einem ringförmigen Sternnebel zusammen, während neue Milchstraßen-Systeme über unserm Haupte sich entfalten. Steigen wir zehnmal so weit in den Weltraum hinauf, als der Durchmesser unseres Fixsternsystems beträgt, so wird die Milchstraße unter unsern Füßen als ein verschwimmender Lichtnebel von $5^1/_2$ Grad im Durchmesser erscheinen. Endlich in hundertfacher Entfernung würden wir dieselbe nur noch als einen mattschimmernden Ringnebel erblicken mit einem scheinbaren Durchmesser von $^1/_2$ Zoll. Kein noch so starkes Fernrohr würde diesen Nebel in Sterne auflösen. Dergleichen Nebel erscheinen dem bewaffneten Auge in den Tiefen des Weltraums in großer Menge. Man hat bereits über 5000 derselben beobachtet, welche in den Jahrbüchern der Himmelskunde aufgezeichnet sind. Manche der Sternnebel erscheinen spiralförmig, manche elliptisch, manche ringförmig; einige lösen sich mittels sehr starker Teleskope in Haufen von Lichtpunkten auf, andere verschwimmen zu seltsamen Gestalten, wie z. B. der große Orion-Nebel, der mit dem geöffneten Rachen eines Fisches verglichen werden kann, und der sich ebenfalls teilweise in Sterne auflöst. Mit jeder Verschärfung unserer Sehwerkzeuge eröffnen sich in den unergründlichen Tiefen des Weltalls immer neue Lichtschimmer, welche die verworrenen Strahlen von Myriaden Sonnen und Lichtmaterie für werdende Welten sind.

„Siehe an die Sterne, kannst du sie zählen?" — Diese Frage des Ewigen an den betenden Abraham ertönet fort und fort an alle Geschlechter der Menschen. Jeder denkende Geist, jedes empfindende Herz richtet den Blick nach diesen erleuchteten Welten. Aber der entzückte Schauer beugt sich in Demut und findet keinen Ausdruck für die Unermeßlichkeit.

Wie groß ist die Zahl der Sterne? — Richten wir diese Frage an die heutige Wissenschaft, so beugen sich heute noch die weisesten Himmelsforscher in tiefster Ehrfurcht vor dem Ewigen und vermögen die Zahl der himmlischen Welten ebenso wenig auszusprechen, wie Abraham vor 4000 Jahren.

Um der menschlichen Fassungskraft zu Hilfe zu kommen, hat man die Sterne nach dem Grad ihrer Lichtstärke in zwanzig Klassen und nach ihrer optischen Gruppierung an der scheinbaren Himmelskugel in sechzig verschiedene Sternbilder geordnet.

Zu den Sternen erster Größe, welche am stärksten leuchten, zählt man nur zwanzig. Sie sind auf jede der beiden Himmelshalbkugeln fast gleichmäßig verteilt. Zu ihnen gehören u. a. Sirius, der hellste Fixstern, und Regulus im Herzen des Löwen, die Ähre der Jungfrau 2c.

Sterne zweiter Größe, welche so freundlich wie z. B. die Edelsteine im Gürtel des Orion und der Polarstern und wie die sechs helleren Sterne des Himmelswagens blinken, zählt man fünfundsechzig.

Die Zahl der Sterne, welche mit einer Lichtstärke dritten Grades schimmern, wie z. B. Alkyone in der Gruppe der Plejaden und Megrez im Himmelswagen, beläuft sich auf 200. Die Perlen der nördlichen Krone repräsentieren die Sterne vierter Größe, deren Anzahl auf 400 steigt. Sterne fünfter Größe, die für das unbewaffnete Auge nur einen schwachen Schimmer haben, wie z. B. das sogenannte Reuterlein über dem mittleren Sterne der Deichsel des Wagens, giebt es 1160. Die Gesamtzahl der Sterne von der ersten bis sechsten Größe, welche sämtlich noch mit scharfen, unbewaffneten Augen erkennbar sind, beträgt 4022.

Zu den Sternen der siebenten Größe, mit denen die teleskopischen beginnen, gehören über 13000, zur achten Größe 40000, zur neunten 142000. — Bis zur zwanzigsten Größe schätzt man ihre Zahl auf zwei Millionen. Davon sind bereits mehr als 100000 in den Jahrbüchern und Verzeichnissen der Himmelsforscher nach ihrer örtlichen Stellung genau bestimmt.

Durch das vierzigfüßige Herschelsche Spiegelteleskop mit 180facher Vergrößerung sind nach Struve 20374000 Sterne sichtbar. Mittels des vierfüßigen Teleskops zählte W. Herschel in der Nähe des Orion in einem Streifen von fünfzehn Himmelsgraden Länge und zwei Graden Breite — d. i. in dem 1375sten Teile der ganzen Himmelskugel — 50000 Sterne. Ein andermal sah er in einer Zeit von 41 Minuten in der Nähe der Milchstraße nicht weniger als 258000 Sterne vor dem Gesichtsfelde seines Fernrohres vorüberziehen. Durch sinnreiche Zählung dieses Gesichtsfeldes und darauf gestützte Berechnung hat er allein die Sterne der Milchstraße auf 18 Millionen geschätzt.

Rechnet man auf eine Quadratsekunde der scheinbaren Himmelskugel durchschnittlich nur einen Stern, welche Annahme aber viel zu gering ist, weil die Sterne in den meisten Himmelsgegenden weit dichter stehen, so ergeben sich für den ganzen Himmel 148 Millionen Sterne. Das sind indessen nur die selbstleuchtenden Sonnen. Wie viele Myriaden von Weltkörpern diese Sonnen zu Trabanten haben — wer will das erforschen?

Und diese Millionen Sonnen gehören nur erst dem einen Fixsternsystem an, welchem auch unsere Sonne mit ihrer Planetenwelt als ein Glied einverleibt ist. Jede dieser Sonnen hat in dem großen Gliedbau der Fixsternenwelt ihren bestimmten Ort und ihren vorgezeichneten Weg zur Harmonie des Ganzen.

Die Welten, welche dem Schöpfungswort des Ewigen entströmen, sind nur erst zum kleinsten Teil zur Kenntnis des Menschen gelangt. Mit jeder Verstärkung unserer Sehwerkzeuge erweitert sich das Beobachtungsgebiet der Schöpfung. Die neuesten Teleskope eröffnen im Hintergrunde der Milchstraße immer neue Weltenscharen. Auch das

54füßige Riesenteleskop des Lord Rosse ist nicht im stande, den weißglänzenden Hintergrund der Milchstraße, der ein Abglanz von Myriaden Sonnen ist, in einzelne Sterne aufzulösen.

Wie groß und herrlich auch das Schöpfungsgebiet dieser zahllosen Sonnen erscheint, es ist noch nicht das Weltall, sondern nur ein kleines Stückchen desselben — eine Weltinsel unter Millionen andern, welche an Pracht und Größe der unserigen völlig ebenbürtig, aus unergründlichen Tiefen des Weltraumes zu uns herüberleuchten. Man hat die Zahl sämtlicher mit unsern jetzigen Sehwerkzeugen wahrnehmbaren Sterne auf 500000 Millionen geschätzt. Aber auch diese Schätzung ist nicht erschöpfend; denn in Höhen und Tiefen, welche keine menschliche Sprache auszudrücken vermag, schwimmen Weltsysteme ohne Zahl.

Der Teil des Weltraums, welcher der Forschung des Menschen zugänglich ist, kann als eine Kugel vorgestellt werden, deren Halbmesser Quadrillionen Meilen in die Tiefen des Weltalls hineinreicht. Aber das Beobachtungsgebiet unserer schärfsten Fernrohre ist noch nicht das Weltall, sondern nur ein Stückchen desselben. Rings um dieses Gebiet der Fixsternwelt, jenseit des Raumes der Lichtnebel, über allen Sternensystemen fängt der Weltraum von neuem an und erstreckt sich ohne Ufer in die Unendlichkeit. Wäre unsere Sehkraft stark genug, um dort, wo wir die äußersten Schimmer der Lichtwelt erblicken, die Millionen Sonnen mit ihren Begleitern zu überschauen, so würden wir kaum wissen, an welchem Punkt des Weltalls wir das untergeordnete Stäublein, welches wir unsere Erde nennen, wiederfinden sollten. Was sind Millionen Erden und Erdenjahre gegen die Größe und Dauer des Weltalls! Wir schauen hier in eine Vergangenheit, zu welcher sich die Dauer des Menschengeschlechts auf Erden wie ein Augenblick verhält. Brauchte der Lichtstrahl 900000 Jahre, um von dem nächsten jener oberen Weltgebiete zu uns zu gelangen, so ist die Thatsache, daß wir sie heute noch erblicken, ein Beweis dafür, daß sie mindestens vor 900000 Jahren in dem Zustand und an der Stelle vorhanden waren, wo wir sie jetzt erblicken. Wenn sie heute aus dem Reiche des Daseins verschwänden, so würden die nachkommenden Erdenbürger sie doch noch so viele hunderttausend Jahre am Himmel schimmern sehen, ehe der letzte Lichtstrahl derselben seine Reise durch den Weltraum bis zu unserem Planeten vollendet hätte.

Vor der Unermeßlichkeit des Weltalls wird auch das Größte, was auf Erden ist, klein und untergeordnet. Mögen wir schneller als der Blitz, schneller als der Gedanke von Stern zu Stern, von einer Weltinsel zur andern uns schwingen: wir finden kein Ufer zwischen dem Sein und Nichtsein, keinen Markstein der Schöpfung. Auf dem Wege durch den Weltraum begegnen uns Riesensonnen, welche an Glanz und Größe unsere Sonne 1000 mal übertreffen, und aus den unermeßlichen Tiefen des Himmels, aus namenlosen Fernen leuchten immer neue Weltenheere ohne Zahl in unser Sonnengebiet herein. Die ungeheure Größe des mit Welten erfüllten Raumes setzt zugleich

eine Zeitdauer der Entwickelung voraus, welche im Vergleich zu der Zeit unseres Lebens auf Erden zur Ewigkeit wird. Keine menschliche Vorstellung vermag sie zu fassen; keine menschliche Sprache kann sie aussprechen.

Sind diese leuchtenden Welten von lebendigen, denkenden und fühlenden Geschöpfen bewohnt, wie unsere kleine Erde? — Giebt es in jenen Lichtwelten Wesen, welche mit Kräften ausgestattet sind, die wir nicht verstehen, Selige, die der Gottheit näher stehen als wir? — Und wenn höhere Wesen auf diesen Sonnen wohnen, sollten sie nicht durch ein geistiges Band mit ihrem Schöpfer untereinander verbunden sein, ähnlich wie die Gesamtheit ihrer Wohnplätze durch das allwirkende Band der Gravitation zu einem großen zusammengehörenden Ganzen vereinigt ist? — Vor dem geschärften Auge der wissenschaftlichen Forschung steht vor allem so viel fest, daß über die höheren Regionen der Schöpfung ein verklärter Lichtglanz ausgegossen ist, gegen welche alle Größe und Pracht der Erde wie ein dürftiger Schatten verbleicht.

Werden nun diese Lichter des Himmels ewig leuchten, oder werden sie eins nach dem andern allmählich ausglühen und verlöschen? — Wenn es Thatsache ist, daß die Himmelsforscher schon manchen glänzenden Stern verlöschen und spurlos verschwinden, andere dagegen plötzlich aufleuchten sahen, also daß ein Strom des Werdens auch in den höheren Regionen des Weltraumes nicht zu verkennen ist: wo ist der Ursprung dieses Lebensstromes? wo der Urquell dieses unaussprechlichen Glanzes? wo ist der Feuerherd, dem alle diese Himmelsfunken entglommen sind? wo die Urkraft, welche diese Myriaden flammender Welten ins Dasein rief? —

Wenn wir auf den Schwingen des Lichts die Räume des Himmels durchschreiten, um seine Reiche zu messen, seine Ordnung zu durchforschen, die Harmonie seiner Gesetze, Kräfte und Lebensregungen anzuschauen: so wird es uns klar werden, daß der Bau des Himmels an Erhabenheit des schöpferischen Gedankens und an Lebensfülle des Geistes alles übertrifft, was sonst die herrliche Welt Großes und Herrliches zu bieten vermag. Wir werden staunend bekennen müssen: Ja, in Wahrheit, „die Himmel erzählen die Ehre Gottes"; ein Ocean des Lichts strömt vom Throne seiner Majestät.

Der große Newton wurde durch die Anschauung der himmlischen Welten so ergriffen, daß er jedesmal, wenn er den Namen Gottes aussprach, sein Haupt entblößte. A. N. Böhner.

II. Physikalische Geographie.

1. Die Entstehung der Erdkruste.

1. Veränderungen der Erdoberfläche in der Gegenwart. — 2. Hypothese über die Entstehung der Erdkruste. — 3. Folgerungen aus dieser Hypothese.

1.

Die Erdoberfläche, die wir bewohnen, ist nicht von Anfang an so gewesen, wie sie jetzt ist; ja sie ist noch jetzt mancherlei fortdauernden

Veränderungen unterworfen, die nur dann im Vergleich zum Ganzen unwesentlich erscheinen, wenn wir sie nach ihren Resultaten in kurzen Zeiträumen beurteilen. Kurz sind aber alle menschlichen Beobachtungs-Zeiträume; als eine kleine Spanne Zeit erscheint die ganze Geschichte der Menschheit, wenn wir sie vergleichen mit der Geschichte der Erde, d. h. mit dem unermeßlichen Zeitraume, der jedenfalls verstrichen sein muß, seitdem unser Planet zuerst sich als ein selbständiger Himmelskörper gestaltete.

Durch vulkanische Thätigkeit werden heißflüssige Gesteinsmassen aus dem Erdinnern an die Oberfläche geführt, wo sie als Lavaströme erstarren, oder sich zu Schlackenschichten aufhäufen; neue Berge, neue Inseln werden dadurch oder durch Erhebung gebildet; große Landstriche, Hunderte von Quadratmeilen umfassend, werden zuweilen um mehrere Meter über ihr früheres Niveau erhoben, wie das z. B. an den Küsten von Chile mehrmals schon in diesem Jahrhundert beobachtet worden ist, während andere Gegenden um eben so viel niedersinken. So wirkt die vulkanische Thätigkeit, indem sie in der Regel die schon vorhandenen Unebenheiten des Landes und Meeresgrundes noch vermehrt.

Das Wasser dagegen nagt überall an der Oberfläche zerstörend und nivellierend. Einige Teile löst es chemisch auf, andere reißt es mechanisch mit sich fort. Alle Bäche, alle Flüsse führen unausgesetzt Teilchen des Landes in die weiten Becken des Meeres, welches selbst wieder seine Küsten langsam unterwäscht und annagt, während in seiner Tiefe oder an gewissen Stellen seiner Ufer die losgerissenen Teile sich ablagern.

Auf diese Weise halten sich die Wirkungen des Wassers und die der vulkanischen Thätigkeit, welche letztere A. v. Humboldt sehr treffend mit den Worten bezeichnet: „eine Reaktion des Erdinnern gegen die feste Kruste und Oberfläche,“ einander gegenseitig ungefähr das Gleichgewicht; was die einen zerstören, bauen die andern an anderer Stelle wieder auf und umgekehrt. Außer diesen beiden wichtigsten Ursachen für Veränderungen der Erdoberfläche wirken in geringerem Grade auch die Luft mit ihren Strömungen, das organische Leben und manche andere Ursachen umgestaltend auf das Bestehende ein; aber die Wirkungen dieser sind weit weniger bedeutend als die der vorhin genannten.

Die Erdoberfläche ist in jedem folgenden Augenblick nie ganz so gestaltet als im vorhergehenden; aber die steten Veränderungen sind an jedem einzelnen Orte großenteils so gering, daß sie erst aus ihrer vieljährigen Summierung deutlich erkannt werden können. Nur die vulkanische Thätigkeit bringt zuweilen sehr merkbare Umgestaltungen plötzlich hervor. Ähnliche Vorgänge, ähnliche Veränderungen lassen sich aus dem innern Bau der Erdkruste überall und aus sehr verschiedenen Zeiten herrührend erkennen. Es läßt sich nachweisen, daß die Gestalt der Länder und ihrer Oberfläche, wie die des Meeresbodens sich fortwährend verändert hat, daß da, wo jetzt Land oder Meer ist, mehrmals Land- oder Meeresbedeckung miteinander gewechselt haben, und daß der augenblickliche Zustand der Erdoberfläche, wie der

innere Bau ihrer festen Kruste eben nur das Resultat aller dieser Vorgänge sind. Die Geologie ist es, welche sich mit der Untersuchung dieser Veränderungen beschäftigt und welche dadurch auch zu weiteren Schlüssen über die Entwicklungsgeschichte des Erdkörpers geführt worden ist. Es liegt kein Grund vor, anzunehmen, daß die Naturgesetze, nach welchen die steten Umgestaltungen der Erdkruste erfolgt sind, jemals andere gewesen seien als jetzt. Nur unermeßliche Zeiträume sind nötig, um mit ihrer Hilfe das Bestehende zu erklären, und was könnte uns in diesem Gebiete der Ewigkeit irgend eine zeitliche Schranke setzen? Ob wir zur Erklärung einer geologischen Thatsache einer Stunde oder einiger Millionen Jahre bedürfen, das ist in den meisten Fällen ganz gleich, wenn die Erklärung nur übrigens den bekannten Naturgesetzen nicht widerspricht.

Je weiter indessen der Geolog in die Geschichte der Erde zurückblickt, um so undeutlicher und unbestimmter werden die Lettern, mit denen sie geschrieben ist. Die Buchstaben verwandeln sich zuletzt in Hieroglyphen, und zu ihrer Entzifferung bedürfen wir zur Zeit noch der Hypothesen. Diese sind natürlich um so wahrscheinlicher, je einfacher sie die Erscheinungen erklären. Eine dieser Hypothesen, die unter den Geologen der Gegenwart äußerst verbreitet gefunden wird, ist die, daß die ganze feste Erde sich einst in einem heißflüssigen Zustande befunden habe, aus welchem ihr jetziger Zustand durch Abkühlung hervorgegangen sei. Die Physiker, die Astronomen und die Philosophen können in ihren Spekulationen noch weiter zurückgehen und vor jenem Zustand der Erde einen gasförmigen u. s. w. annehmen; bis dahin reichen aber die Schlüsse der Geologen nicht, da sie nur die Beschaffenheit des jetzigen Erdzustandes als Grundlage benützen.

Wir wollen nun jene Hypothese in ihren wichtigsten Konsequenzen verfolgen und zusehen, wie sich daraus der gegenwärtige Zustand der Erde im allgemeinen ableiten läßt. Gelingt dies auf eine befriedigende Weise, so ist es offenbar ein günstiges Zeugnis für die Hypothese selbst, die jedoch dadurch noch nicht den Charakter einer wissenschaftlich begründeten Theorie annimmt. Zu einer solchen gehört volle Übereinstimmung mit den Thatsachen, die in diesem Falle bis jetzt noch nicht zu erlangen gewesen ist. Nachdem dies voraus bemerkt worden, wird man es nun nicht mißdeuten, wenn in den nachstehenden Betrachtungen oft ein bestimmterer Ton der Darstellung gewählt wird, als der Ausführung einer Hypothese streng genommen zukommt. Es geschieht das lediglich im Interesse der Faßlichkeit.

2.

Die Erde war einst in ihrer Totalität heißflüssig, wodurch nicht ausgeschlossen ist, daß sie auch damals schon von einer luftförmigen Atmosphäre umgeben sein konnte, die jedoch eine wesentlich andere Zusammensetzung besitzen mußte, als die gegenwärtige, da bei viel höherer Temperatur viele Stoffe nur luftförmig bestehen konnten, die jetzt fest oder tropfbar flüssig sind, z. B. Wasser, Chlor, Kohlenstoff.

Jede ruhende Flüssigkeit, auf welche keinerlei anziehende Kräfte von außen einwirken, nimmt die Gestalt einer Kugel an, so z. B. ein Öltropfen in einer mit dem Öl gleich schweren Mischung von Wasser und Weingeist. Wird aber eine flüssige Kugel um eine ihrer Achsen gedreht, so plattet sie sich in der Richtung ihrer Drehungsachse ab und wird zum Rotations-Sphäroid; wirken gleichzeitig noch andere äußere Ursachen — im Falle der Erde die sie anziehenden anderen Himmelskörper — auf eine unregelmäßige Weise gestaltgebend ein, so wird das Rotations-Sphäroid kein vollkommenes, sondern ein etwas unregelmäßiges und bei Veränderung dieser Ursachen selbst veränderliches. Diese Gestalt zeigt nun wirklich die Erde im allgemeinen so, wie sie sich aus ihrer Schwere und Umdrehungsgeschwindigkeit berechnen läßt, wenn auch die höchst unbedeutenden, durch störende Einwirkungen hervorgerufenen Abweichungen von der ohne Rücksicht auf jene Störungen berechneten Gestalt sich nicht speciell begründen lassen. Es ist das ungefähr die Gestalt einer Pomeranze. Doch ist bei der Erde die Umdrehungsachse nur $^1/_{360}$ kürzer als ihre größten durch den Äquator gehenden Durchmesser.

Da der Weltraum eine zwar nicht bestimmbare, jedenfalls aber sehr niedrige Temperatur, sicher unter — 50 Grad besitzt, so mußte der heißflüssige Erdball, dessen Temperatur nach den an der jetzigen Oberfläche bekannten Stoffen zu urteilen + 2000 Grad auf alle Fälle überstieg, fortwährend durch Wärmeausstrahlung in den Weltraum kälter werden. Dadurch begann an seiner Oberfläche eine Erstarrungskruste sich zu bilden, gleich einer Eisdecke auf Wasser. Da aber Flut und Ebbe, hervorgebracht durch die Anziehung des Mondes und der Sonne, in der durchaus flüssigen Erdmasse beständige Bewegungen erzeugten, so konnte diese Krustenbildung nicht ohne fortwährende große Zertrümmerung erfolgen. Viele Male wird die noch dünne Decke in Schollen zersprengt worden sein, die immer wieder aufs neue sich zu vereinigen strebten und lange nicht eine dauernde Erdfeste zu bilden vermochten, bis endlich die immer weiter vorgeschrittene Abkühlung eine so mächtige aus zusammengebackenen Schollen bestehende Decke hervorbrachte, daß diese wenigstens nicht mehr in ganz getrennte Schollen zersprengt, sondern nur noch hie und da zerspalten werden konnte.

So sind wir allmählich zu einer den flüssigen Kern rings umschließenden festen Hülle gelangt, welche selbst wieder von der damaligen Atmosphäre umgeben war. Aber Wasser gab es noch nicht. Dieses konnte sich erst bilden, als die Abkühlung der Oberfläche soweit vorgeschritten war, daß ihre Wärme den Siedepunkt, unter dem damals wahrscheinlich viel höheren Atmosphärendruck, nicht überstieg.

Durch weitere Abkühlung nahm die Kruste fortwährend nach innen an Dicke zu, wie die Eisdecke eines Teiches bei andauernder Kälte. Sobald aber den Bestandteilen des Wassers die Möglichkeit geboten war, sich zu Wasser zu vereinigen, wird auch an der äußeren Oberfläche die chemisch und mechanisch zerstörende Wirkung desselben begonnen haben. Was es an dem einen Ort auflöste oder mechanisch

losriß, lagerte es an irgend einem andern wieder ab. Dadurch entstanden die ersten aus dem Wasser abgelagerten sogenannten Sendimentärgesteine, und es ist kein Wunder, wenn dieselben eine sehr einförmige Zusammensetzung zeigen, da sie nur sehr gleichartiges Material zur Zerstörung und Wiederablagerung vorfanden.

Die Zersprengungen der starren Kruste dauerten aber dabei ebenfalls fort, hervorgebracht teils immer noch durch die Schwankungen der Anziehung von Mond und Sonne, teils durch die Zusammenziehung der mehr und mehr erkaltenden Kruste, wodurch notwendig etwas von der Füllung der Hohlkugel ausgepreßt wurde. Diese Auspressungen erstarrten teils in, teils über den aufgerissenen Spalten und bildeten auf diese Weise sogenannte Eruptivgesteine — Granite, Porphyre, Grünsteine, Basalte u. s. w. —, von denen die feste Erdkruste so vielfach durchsetzt ist.

Da gleichzeitig im Innern die Erkaltung immer weiter vorschritt, so mußten die Eruptivmassen mit der Zeit aus immer tieferen Regionen hervorkommen. Wenn nun aber, wie sehr wahrscheinlich, in der heißflüssigen Kugel sich die Bestandteile einigermaßen nach ihrem spezifischen Gewicht gesondert hatten, so ist es nur natürlich, daß die später hervordringenden, die neueren Eruptivgesteine auch etwas anders waren als die älteren. Das erklärt zum Teil den Unterschied der in den verschiedenen Zeiträumen lavaartig ergossenen Eruptivgesteine.

An der Oberfläche finden wir das Wasser in fortdauernder Bewegung und dadurch in geologischer Thätigkeit. Wenn in irgend einem Erdteile, nach vorhergehender tiefer Senkung desselben, seine Ablagerungen sehr große Dicke erlangt hatten, dann verhinderten sie die früher hier erfolgte Wärmeausstrahlung der ursprünglichen Oberfläche in gewissem Grade und konnten so ein lokales Steigen der Temperatur unter sich bis zu dem entsprechenden normalen Wärmezustand veranlassen, indem sich hier allmählich dieselbe nach innen zunehmende Wärmeskala wiederherstellte, wie daneben in den Gegenden, wo es noch keine Ablagerungen oder wenigstens nicht so mächtige gab, weil die feste Kruste nicht so tief hinabgesunken und mit Wasser bedeckt worden war. Das Sinken kann dabei ein schnelles oder ein sehr allmähliches gewesen sein. Dadurch aber mußte nicht nur ein Teil der früher gebildeten Erstarrungskruste von innen heraus wieder eingeschmolzen werden, sondern es konnten auch leicht die darüber abgelagerten Schichtgesteine durch sehr lang dauernde Wärmewirkung unter hohem Druck wesentlich verändert und namentlich aus einem mechanisch agglomerierten in einen kristallinischen Zustand versetzt werden. Dies erklärt zugleich die Entstehung der kristallinischen Schiefergesteine, wie Gneis, Glimmerschiefer, Hornblendeschiefer u. s. w.

Aber auch diese abgelagerten Gesteine, die nach und nach, bald mehr hier, bald mehr dort, die ganze ursprüngliche Oberfläche bedeckten, wurden zerspalten und von Eruptivgesteinen durchsetzt, und wo dies in sehr großartigem Maßstabe geschah, da traten ähnliche Einwirkungen und Umwandlungen auch neben den mächtigen Eruptivmassen ein, welche

zugleich die durchbrochenen Schichten aus ihrer ursprünglichen horizontalen Lage verrückten, zersprengten, aufrichteten und vielfach spalteten. Die Eruptivgesteine sind durch ihr gewaltsames Hervordrängen aus der Tiefe zugleich die erste Ursache der Berge und Gebirge geworden.

3.

Die Hypothese, die wir hier nur in ihren allgemeinsten Umrissen dargestellt haben, erklärt zugleich, warum die Versteinerungen der älteren Perioden — der ältesten abgelagerten Formationen — von solcher Organisation sind, daß sie auf ein allgemein wärmeres Klima der ganzen Erdoberfläche und auf keine zonenartig verteilten Temperatur-Unterschiede schließen lassen, weil damals die Innentemperatur alle Sonnenwirkung noch überwiegen mußte, und sie steht zugleich in vortrefflicher Harmonie mit der Thatsache, daß noch jetzt die Temperatur des Erdinnern nach der Tiefe überall zunimmt und zwar, so weit die Beobachtungen reichen, auf je 100 Fuß etwa um 1 Grad des hundertteiligen Thermometers. Endlich sind auch alle vulkanischen Erscheinungen der Gegenwart wie der Vergangenheit durchaus am einfachsten unter Zugrundelegung jener Hypothese erklärbar.

Die Geologen, welche derselben huldigen, haben sich wiederholt die Fragen gestellt: Schreitet die Abkühlung der Erde noch jetzt vor? — Wenn es der Fall ist, wie schnell schreitet sie vor? — Wie dick ist gegenwärtig die erstarrte Kruste? — Und was wird das endliche Resultat der fortschreitenden Erkaltung sein? — Diese Fragen lassen sich, unter der Voraussetzung, daß die genannte Hypothese überhaupt richtig ist, zum Teil beantworten, wenn auch nicht mit genauen Zahlenwerten.

Die Abkühlung der Erde schreitet noch jetzt fort, zwar nicht mehr durch allgemeine Oberflächen-Ausstrahlung in den Weltraum, aber doch ganz sicher durch lokale Vorgänge. Jeder Lavastrom entführt dem Erdinnern eine kleine Quantität Wärme, die durch nichts wieder ersetzt wird; jede warme oder heiße Quelle bringt fortwährend eine gewisse Wärmemenge aus der Tiefe an die Oberfläche, und auch diese konstanten kleinen Wärmeverluste werden durch nichts ersetzt, denn die Sonnenwärme dringt allen Beobachtungen zufolge nie in solche Tiefen ein, aus welchen jene Wärmequellen entspringen.

Eine Wärmeveränderung des Erdinnern muß demnach notwendig noch jetzt stattfinden, aber sie scheint im Verhältnis zu dem vorhandenen Wärmequantum in beobachteten Zeiträumen so gering zu sein, daß sie sich mit unseren Apparaten nicht messen, sondern nur theoretisch als stattfindend bestimmen läßt. Darin liegt zugleich eine Beantwortung der zweiten Frage.

Die dritte Frage betrifft die Dicke der Erstarrungskruste. Vorausgesetzt, die im Erdinnern beobachtete Wärmezunahme wäre wenigstens bis zur Grenze des flüssigen Zustandes eine ganz gleichmäßige, so würde ungefähr bis $5^1/_4$ Meilen Tiefe der Wärmegrad zu finden sein, bei welchem Lava schmilzt, und bei 10 Meilen Tiefe würden sicherlich die meisten Gesteine, die wir kennen, sich im geschmolzenen Zustande be-

finden. Hiernach könnte also die Dicke der erstarrten Kruste nur etwa 10 Meilen betragen. Aber es ist nicht wahrscheinlich, daß die Temperatur im Erdinnern ganz gleichmäßig zunimmt; ja in einzelnen Fällen hat man bereits eine kleine Schwankung der Zunahme mit der Tiefe beobachtet. Dazu kommt noch, daß auch der hohe Druck möglicherweise die Schmelzarbeit der Stoffe sehr vermindern kann, genug, es ist schon aus diesen Umständen wahrscheinlich, daß die Dicke der starren Erdkruste größer als 10 Meilen ist. Die Geologen nehmen, die Thatsachen ungefähr abschätzend an, daß die Dicke der festen Erdkruste durchschnittlich, aber keineswegs überall, 20 bis 50 Meilen betragen möge.

Die vierte der obigen Fragen: Was wird das endliche Resultat der fortschreitenden Erdabkühlung sein? läßt sich in gewisser Beziehung am vollständigsten beantworten, da es sich hierbei gar nicht um bestimmte Zahlenwerte handelt. Das endliche Resultat wird nämlich gänzliche Erstarrung des Erdinnern sein. Ob dazu Millionen oder Billionen Jahre nötig sind, das geht uns hier gar nichts an; es handelt sich nur darum, was das endliche Resultat des Vorganges sein muß, wenn er fortschreitet, wie er jetzt besteht. Dieser darf freilich nicht ohne weiteres vorausgesetzt werden, da bei einer gewissen Dicke der starren Kruste alle vulkanische Thätigkeit unmöglich werden könnte, und da mit dem Aufhören derselben auch die wichtigste Modalität des Wärmeverlustes aufhören würde.

Man könnte nun meinen, durch die steten Wärmeverluste allein schon müsse die Erde mit der Zeit wegen Wärmemangel unbewohnbar für Organismen werden. Das ist aber nicht nötig. Die vulkanische Thätigkeit und alles, was damit in inniger Verbindung steht, so z. B. viele heiße Quellen, müssen wohl endlich aufhören. Aber die Temperatur der äußeren Oberfläche der Erde ist schon jetzt nur von der Sonnenbestrahlung abhängig. Die Innenwärme der Erde liefert dazu keinen wesentlichen Beitrag mehr, wie es in früheren Erdperioden allerdings der Fall gewesen zu sein scheint. Daher wird denn auch die Gesamttemperatur des Erdkörpers nie unter die mittlere Temperatur seiner Oberfläche herabsinken können, weil darunter kein Wärmeverlust mehr denkbar ist.

Sollte indessen wirklich einst alle vulkanische Thätigkeit des Erdkörpers erlöschen, so würde es eine unvermeidliche Folge davon sein, daß der ununterbrochene Nivellierungsprozeß des Wassers in ihr kein Gegengewicht mehr fände. Es würden also dann alle Unebenheiten, alle Hervorragungen, alle Berge und Gebirge, ja alle Festländer allmählich durch das Wasser zerstört und die Vertiefungen des Oceans mit den Zerstörungsprodukten ausgefüllt werden, ohne daß neue Formen jener Arten durch vulkanische Thätigkeit hervorgebracht würden, so daß dann endlich wieder, wie im Anfang nach der Entstehung des Wassers vielleicht eine Zeit lang, die ganze Oberfläche der Erde vom Meere bedeckt würde.

Aber wieviel Zeit würde das Wasser zu einer so vollständigen Nivellierung bedürfen! Jedenfalls so viele Billionen Jahre, daß es

unmöglich ist, sich irgend eine bestimmte Idee von einem so großen Zeitraume zu machen, der für menschliche Auffassung beinahe der Ewigkeit gleich zu setzen ist.

B. v. Cotta.

2. Die Verschiebungen der Weltteile seit den tertiären Zeiten.*)

1. Hebungen und Senkungen der Erdoberfläche im allgemeinen — 2. in Australien und Asien — 3. in Europa und Afrika — 4. in Amerika.

1.

Wenn wir auf einer Erdkarte alle Küsten, an denen eine Senkung und ein Landverlust in jüngeren Zeiten, und ebenso alle Küsten, an denen ein Wachstum des Landes oder ein senkrechtes Aufsteigen wahrgenommen wird, durch verschiedenfarbige Ränder uns bezeichnen, um zu einem Gesamtüberblick dieser Erscheinungen zu gelangen, so erhalten wir den Eindruck, als ob sich beide Bestrebungen das Gleichgewicht hielten. Ein gegenseitiges Ausgleichen der Bewegungen nach aufwärts und nach abwärts darf auch daraus geschlossen werden, daß längs derselben Küste sehr oft die Hebung übergeht in eine Senkung, oder daß, wenn die eine Küste steigt, die gegenüberliegende Küste sinkt. Der erste Fall tritt bei Süd- und Nordgrönland, der andere Fall bei Neu-Seeland und bei Südamerika ein, welches letztere an seinem chilenischen Rande sich aufrichtet, am patagonischen sinkt. Oft auch kommt es vor, daß die Erhebung der einen Küste ausgeglichen wird durch das Untertauchen eines gegenüberliegenden Landes. Dem Abwärtsschweben Südgrönlands entspricht eine Hebung in Labrador und Neu-Fundland. In Skandinavien geht nicht nur die Hebung des nördlichen Teils bereits in Südschweden zu einer Senkung über, sondern längs der ganzen Nordküste unserer Heimat sowie an der cimbrischen Halbinsel und Holland wird ein Verlust an Land und zum Teil an senkrechter Höhe beklagt.

Es handelt sich übrigens dabei um Erscheinungen sehr verschiedenen Ursprungs. Wenn wir insbesondere die Vorgänge auf vulkanischem Gebiet als örtliche Erscheinungen eigener Art von der Gesamtbetrachtung ausscheiden, so ergiebt sich schließlich doch, daß die heutigen Hebungen und die heutigen Senkungen überall da auftreten, wo seit den tertiären Zeiten ein Vordringen oder ein Zurückziehen der Festlande stattgefunden hat.

Nach zwei Richtungen nämlich haben die Erdfesten seit den tertiären Zeiten an Raum gewonnen; sie suchen sich nach dem Norden und nach dem Westen der Erde auszudehnen, während im Süden und im Osten des jetzigen trockenen Landes lauter verlorene Erdteile liegen.

---

*) Die tertiären Zeiten sind die der geologischen Neuzeit nächstvorhergehenden Entwicklungs-Perioden, welche durch gewisse Versteinerungen bestimmt werden und zu den älteren Formationen der sekundären und primären Bildungszeiträume führen.

2.

Im Osten der alten Welt, also in der Südsee, ist ein großes Festland versunken, wie die Koralleninseln uns bezeugen, die nach der Hypothese von Dana uns noch die Streichungslinie von ehemaligen Kordilliereninseln verraten. Jener Weltteil gehörte mehr der südlichen als der nördlichen Halbkugel an und muß sich in ferner Vergangenheit ziemlich beträchtlich dem heutigen Südamerika genähert und einige Pflanzengestalten mit ihm ausgetauscht haben, weil die heutigen Gewächse Neuseelands außer australischen viele Anklänge an südamerikanische Gestalten wahrnehmen lassen.

Australien wiederum muß ehemals viel geräumiger gewesen sein. Daß Neuguinea noch vor vergleichsweise kurzer Zeit, Tasmanien vor längerer Zeit ihm angehörte, ist so gut wie bewiesen. Aber auch gegen Osten hat es an Ausdehnung verloren; denn dort erstreckt sich das bekannte und gefürchtete Barrierenriff, dessen Korallenmauer zu beträchtlichen Tiefen hinabsinkt und die Uferlinien des vormaligen Australien uns noch aufbewahrt hat. Aber auch außerhalb der Korallenbarriere schwärmt die See ostwärts von Riffen, zu denen sich auch einige Inseln gesellen. Überhaupt gewahren wir nicht auf seiner West-, wohl aber auf seiner Ostseite Inseln und hier auf beträchtlichem Abstand auch größere Inseln, die verdächtig sind, ihm, wenn auch vielleicht vor den tertiären Zeiten, angehört zu haben, nämlich Neu-Caledonien und in einer entfernteren Vergangenheit auch Neu-Seeland.

Ein Zurückziehen der Ostküste Asiens wird ebenfalls durch verschiedene Anzeichen bestätigt. Japans Tierwelt berechtigt uns zu dem Schluß, daß es ehemals mit dem malaiischen Indien besser als jetzt verbunden gewesen und seitdem auf seinen heutigen Umfang eingeschrumpft sein muß, wenn es auch neuerdings, dank dem Umstande, daß es auf einem Gebiete vulkanischer Thätigkeit liegt, zu den aufsteigenden Inselgruppen gezählt wird. Weit schärfer sind die Vorgänge in den Räumen zwischen Australien und Südostasien jetzt ermittelt worden. Australien besaß zu der Zeit, wo in der alten Welt noch Beuteltiere hausten, einen trockenen Zusammenhang mit Asien, der schon am Beginn der tertiären Zeit oder etwas früher zerrissen wurde. Selbst dann blieben noch Java, Borneo, die Halbinsel Malakka und Sumatra unter sich und mit dem indo-chinesischen Asien vereinigt, bis sich auch dort das Festland in Inseln zerstückte. Das süd-chinesische Meer ist vielleicht gänzlich oder teilweise das Erzeugnis einer tertiären Senkung gewesen; denn noch jetzt dauert das Untertauchen längs der Küste von Kuantung fort. Man beachte wohl, daß der gesamte Ostrand Asiens sowie der Südosten reich sind an Inseln und Inselwelten und alle Inseln eine Senkung und einen Länderverlust andeuten, mit Ausnahme derer, die auf vulkanischem Gebiete ruhen.

Die größte Veränderung in der alten Welt aber fand statt durch

Wachstum des nördlichen Rußlands, soweit etwa die Tundren*) reichen, und des transuralischen Asiens. Dort erstreckte sich das Meer in den tertiären Zeiten bis zum Baikalsee, einem alten Küstenfjord, und bis nahe an den Altai; ja, wahrscheinlich verbreitete es sich sogar bis zum kaspischen Meere und vor dem Aufsteigen des Kaukasus bis in den Pontus. Daß noch jetzt Sibirien, soweit es genügend erforscht ist, nämlich von der Lenamündung bis in die Nähe der Beringstraße, nach Norden wächst, wurde schon vielfach nachgewiesen.

Im indischen Ocean, also im Süden und im Osten der alten Welt, muß ehemals ein größeres Festland gelegen haben, das sogenannte Lemuria oder die Heimat der Halbaffen. Zu ihm gehörten Madagaskar, die granitischen, jetzt sinkenden Seychellen, die Malediven, Ceylon; ja, es mag sich vielleicht bis zu den Kiling-Inseln oder noch weiter östlich erstreckt haben. Man übersehe wiederum nicht, daß sich hier die Ost- und Südküsten der alten Welt als Senkungsfelder besonders inselreich bewähren; denn Inseln auf hoher See deuten immer auf Zerreißung von Festland, nur darf man auf dem genannten Raume nicht an die Comoren und nicht an die Maskarenen denken, die als vulkanische Inseln eine Senkung weder bezeugen noch widerlegen.

3.

Nicht so einfach sind die Schicksale Europas gewesen; aber dieses gliederreiche Stück Erdoberfläche läßt uns schon in seinen Antlitz lesen, daß es auf einem Schauplatze widerstreitender Kräfte und eines harten Kampfes von Wirkungen und Gegenwirkungen gelegen ist. Im allgemeinen muß jedoch eingestanden werden, daß Europa seit der tertiären, ja selbst noch seit der Eiszeit beträchtlich an Gebiet verloren hat. Die Nordsee war ehemals so wenig vorhanden wie der Ärmelkanal; ja, es erstreckte sich unser Festland in den tertiären Vergangenheit über die Faröer und Island nach Grönland und stand in fester Verbindung mit Nordamerika. Können die Tiefenkarten uns noch etwas von den ehemaligen oceanischen Ufern verraten, so war das nordatlantische Becken in den Vorzeiten viel schmaler und reichte nur mit zwei Armen teils zwischen Island und Grönland, teils zwischen Island und den Faröern hinauf. Ehe sich dort die Verbindung der Festlande ganz aufgelöst hatte, hingen Spanien und Afrika noch fest aneinander; denn daß die Straße von Gibraltar noch nicht geöffnet war, bezeugen uns neben unzähligen Übereinstimmungen der Tier- und Pflanzenwelt an beiden Ufern des Mittelmeeres die Affen am Tarikfelsen, die leider bis auf eine einzige Familie jetzt ausgestorben sind. Das Mittelmeer verlor andererseits wieder, und zwar in der geologischen Gegenwart, ein großes Stück der Sahara im Süden von Algerien, da, wo noch jetzt die Salzsümpfe liegen; jedoch reichte das Wasser auch nicht viel weiter nach Westen und nicht viel weiter nach Süden. Eine zweite

*) Sumpfige Tiefebenen, die hauptsächlich mit Moosen und Flechten bedeckt sind.

Verbindung des Mittelmeeres, nämlich mit dem indischen Ocean, scheint sich gegenwärtig vorzubereiten; denn die Nordküste des Nildelta ist im Untertauchen begriffen, obgleich die benachbarte Küste wächst und die Uferwände des roten Meeres aufsteigen.

Wir bemerken also in Europa im Gegensatz zu den übrigen Veränderungen der Erdoberfläche einen Verlust an Land im Westen wie im Norden, dreifach bestätigt durch die Vergleiche der Artenstatistik von Tieren und Pflanzen, durch die Meerestiefen und durch die vorhandenen Inselbildungen.

Von der Westküste Afrikas fehlen Angaben über beobachtete senkrechte Bewegungen der Ufer; dagegen ist ein Landzuwachs nördlich vom Äquator durch Anschwemmung von Flüssen allenthalben nachweisbar. Die gesamte Westküste ist rein von größeren unvulkanischen Inseln; denn die vier vorliegenden Gruppen: Madeira mit seinen Trabanten, die Kanarien, die Inseln des grünen Vorgebirges und die reihenweise geordneten Inseln im Meerbusen von Guinea sind sämtlich vulkanische Schöpfungen. Von der Madeira-Gruppe hat Charles Lyell nachgewiesen, daß sie niemals mit dem Festlande vereinigt war, ja daß sogar ihre einzelnen Körper untereinander nicht fest zusammenhingen, und das Gleiche darf selbst von den Kanarien angenommen werden. Afrika hat also auf der Westseite allen Anzeichen nach nicht an Gebiet verloren.

4.

Am deutlichsten zeigt sich ein Verschieben von Ost nach West bei den beiden amerikanischen Festlanden. Dort kann kein Zweifel herrschen, daß der östliche Rand der ältere, der westliche der jüngere der Kontinente sei; denn auf dem nördlichen Kontinente erfolgte die Faltung der Alleghanykketten viel früher als das Aufsteigen der Felsengebirge. Die geologischen Karten von Südamerika beruhen allerdings noch auf sehr ungenauen Erforschungen; doch steht immerhin soviel fest, daß das Gebirgsland Guayanas sowie die Hochlande von Brasilien um vieles ältere Erhebungen sind als die Anden, die überhaupt zu den jüngsten Erhebungen zählen, wie man schon aus dem fast schnurgeraden Verlaufe der Westküsten zu schließen berechtigt wäre. Nordamerika hat sich in früheren geologischen Zeiten weit tiefer in das atlantische Meer hinein verbreitet, zumal im Norden, wo die früher vorhandene trockene Verbindung mit dem tertiären Europa durch Verlust an Gebiet gänzlich zerstückt worden ist. Die Untiefen östlich und südlich von Neufundland, sowie die geräumige Beaufort- oder Milne-Bank, welche der 40. westliche Mittagskreis (von Greenwich) mitten durchschneidet, dürfen uns wohl noch als Überreste von Land aus einer vergleichsweise nahen Vergangenheit gelten. Ein Grenzstein des ehemaligen Nordamerika ist uns noch in der Bermudas-Gruppe erhalten worden. Zwar ist sie zunächst ein Bauwerk von Korallen und steigt aus großen Seetiefen auf; allein die Flur, auf welcher sich die untersten und ältesten Polypen festsetzten, muß ja nach dem Gesetz solcher Bil-

dungen der Oberfläche der See sehr nahe gewesen sein. Daß ferner östlich von den Alleghanies ehemals ein Festland mit hohen Gebirgen gestanden sei, dessen Süßwasser über die damals noch nicht gefalteten Appalachenketten nach Westen abflossen, hat Charles Lyell daraus gefolgert, daß der Geröllschutt, welcher das große Ohio-Kohlenbecken bedeckt, je mehr man sich dem atlantischen Meere nähert, und zwar bis in die Nähe von Philadelphia, immer gröber wird. Noch jetzt dauern übrigens daselbst die Einbrüche des Meeres fort, und die Ostküste der Vereinigten Staaten gehört zu denjenigen, die sich zurückziehen. Vergleichen wir die beiden Küstenränder Nordamerikas, den atlantischen mit dem pacifischen, so finden wir an der Westseite nur Fjorde und Fjordinseln, über deren Ursprung wir hinreichend aufgeklärt sind, oder eine vulkanische Gruppe, wie die Revillagigedos. Der Ostrand dagegen ist reich an solchen Inseln, die wir als abgelöste Festlandsstücke erkannt haben. Wir rechnen dahin Anticosti, Neufundland und, wenn wir die Früchte einer fernen Zukunft noch unreif brechen dürfen, auch Neuschottland, welches mit dem Festlande nur durch einen dünnen Rücken verbunden ist, gegen welchen die wichtigsten Fluterscheinungen der Erde, nämlich die in der Fundybai, zweimal täglich Sturm laufen, um jene Halbinsel in ein anderes Neufundland zu verwandeln.

Mittelamerika gegenüber liegt wiederum auf der Ostseite eine uralte, vielleicht vortertiäre, Inselwelt als Ergebnis einer Senkung von Festland. Als Ersatz erfolgte die Verknüpfung des südlichen mit dem nördlichen Weltteile auf der Enge von Panama in einer nicht allzufernen Vergangenheit. Dort war früher eine Meeresstraße, wie neuere Besichtigungen von Geologen uns gelehrt haben, und wie es auch die Thatsachen der Tier- und Pflanzenverbreitung fordern; denn die südamerikanische Schöpfung ist eine Welt für sich geblieben, wie die australische, nicht völlig so altertümlich in den Formen wie diese, doch immerhin nicht so modern in ihren Trachten wie Nordamerika oder die alte Welt.

Der Westrand des südlichen Festlandes gehört zu den inselreinsten Uferstrecken der Erde; selbst Küsteninseln außerhalb der Breiten, wo Fjorde auftreten, sind auffallend sparsam, während die vorliegenden oceanischen Gruppen, nämlich die Galapagos und die beiden Inseln Juan Fernandez und Masafuera, zu den vulkanischen Schöpfungen gehören. Ungleich anders sieht der atlantische Rand aus. Im Süden bezeugen uns die Falklandsinseln durch ihre Tierwelt, daß das Festland ehemals sie mit eingeschlossen habe, und noch jetzt gehört die patagonische Küste zu den sinkenden. Untiefen und Bänke nördlich derselben deuten ebenfalls auf eine vormalige Ausdehnung des Festlandes gegen Osten. Vor der Mündung des Amazonas ist auch beträchtlich viel Land verloren gegangen, wie durch die Forschungsreise von Agassiz nachgewiesen wurde.

Überblicken wir noch einmal unsere Ergebnisse, so gewinnen wir zunächst Vertrauen zu der Annahme, daß die Verluste der Festlande

seit den tertiären Zeiten wieder ausgeglichen worden sind durch Zuwachs in anderen Räumen, und daß das Flächenverhältnis zwischen Wasser und Land, welches etwa wie 5 : 2 jetzt ermittelt worden ist, in früheren Erdzeitaltern das nämliche gewesen sein mag. Wir schlossen aber weiter, daß die nördliche Halbkugel mehr Land gewonnen als verloren, die südliche mehr Land verloren als gewonnen habe. Ferner ergab sich mit einer einzigen Ausnahme, daß die verlorenen Gebiete alle östlich von den jetzigen großen Weltteilen liegen, die neu erworbenen Gebiete alle westlich, daß also das Trockne nach Westen flieht, weshalb die alten Festlande auf ihrer Ostseite immer abgelöste Stücke hinter sich zurücklassen, während ihre westlichen Uferlinien fast gänzlich frei von Inseln sind, abgesehen immer von den vulkanischen Bauwerken, die ihren Ursprung örtlich wirkenden Kräften verdanken.

Oskar Peschel.

3. Vulkane und Erdbeben.

1. Der Ausbruch eines Vulkans. — 2. Das Erdbeben nach Wesen und Wirkung.

1.

Geraume Zeit vor dem Eintritt des wirklichen Ausbruchs eines Vulkans pflegen Erderschütterungen das Herannahen eines solchen zu verkünden, besonders wenn der Kratergrund seit einiger Zeit sich mehr gehoben hat und aus der Trichterform langsam während mehrerer Jahre anschwellend in die einer leicht vertieften Ebene übergegangen ist. Alsdann verraten auch schon senkrecht aus dem Krater aufsteigende, oberhalb in mannigfachen Wirbeln sich kräuselnde Dämpfe, welche die fruchtbare Einbildungskraft der Italiener seit Jahrhunderten dem schlanken Wuchs der einheimischen Pinien verglichen hat, die bis dahin schlummernde Thätigkeit der unterirdischen Mächte deutlicher und geben den Anwohnenden ein mahnendes Zeichen, daß mit ihnen, um mich der Worte des Dichters zu bedienen, „kein ew'ger Bund zu flechten“ sei. Während an manchen Vulkanen diese Rauchsäulen, in Italien Fumarolen genannt, erst bei bevorstehenden Ausbrüchen sich einstellen, anfangs leichten Wasserdünsten gleichend, hauchen andere Vulkane beständig solche Dunstmassen aus und verkünden die Nähe eines Ausbruchs höchstens durch Vermehrung ihrer Fumarole an Umfang und Dichtigkeit der sie bildenden Dämpfe bis zum Ansehen einer schweren, das Haupt des Berges umlagernden Gewitterwolke. Ehe es jedoch zu einer solchen Höhe der Ausbruchserscheinungen aus dem Krater selbst kommt, zeigen die Entwickelung des Ausbruchs andere Zeichen in seiner Nähe an. So vernimmt man in der Regel gleich anfangs ein eigentümliches Getöse, das dem Zischen verdampfenden, auf glühende Kohlen geschütteten Wassers gleicht, sich nach und nach bis zu dem Brausen gewaltsam aus engen Mündungen strömender Dämpfe steigert und später in wirkliches Donnergeroll wie von fernen Kanonen übergeht. Mit diesem Geräusche verbinden sich leise Bebungen des Bodens, die

bald zunehmen oder auch jetzt schon sehr heftig sein können, wenn leichte Erderschütterungen allen andern Erscheinungen vorangingen; ein starker Knall, welcher nun zu erfolgen pflegt und meistens mit einer plötzlichen Entzündung der Rauchsäule verbunden ist, verkündet dann den wahren Anfang des Ausbruchs, der alsbald mit dem Auswerfen glühender Massen beginnt und in ähnlicher Thätigkeit bleibt, so lange er dauert.

Jetzt füllt sich auch der durch jene erste Erschütterung zerrissene Kratergrund mit glühender Lava, die absatzweise an verschiedenen Stellen hervorquillt; oftmals berstet er während dieses Hebens aufs neue, türmt sich zu kleinen Schlackenkegeln in seiner Mitte oder an den Ausbruchsstellen auf und stößt um so stärkere, dunklere Rauchwolken mit immer zunehmendem Geprassel aus. Bei einer solchen Steigerung der Rauchmassen ist der Ausbruch schon in voller Thätigkeit; er verfinstert mit seinen Dünsten die Tageshelle und läßt kaum noch dem Lichte der strahlenlosen Sonnenscheibe einen schwachen Durchweg; denn ein feiner, aschenartiger Staub fällt aus der Luft herab und zeigt an, daß nicht bloß Dampfwolken, daß auch erdige Bestandteile emporsteigen und, von den Dämpfen mit fortgerissen, aus den kältern, minder bewegten Luftschichten der Umgebung, mit feinen Wassertropfen gemengt, wieder herabfallen. Beide überziehen gleich einer Trauerdecke alle benachbarten Gegenstände und töten oft schnell und sicher, sei es durch die Hitze, sei es durch den feinen Staub und die Schwefeldämpfe oder die Säuren, welche dem Wasser beigemischt sind, Pflanzen und Tiere. Dabei sind fortdauernd die unteren Teile der Rauchmassen erleuchtet, ja flammend — ein Wiederschein der im Krater sich hebenden glühenden Lava, welche sichtbar an Helligkeit zunimmt, wie diese frisch hervorquillt, und, nach oben allmählich schwächer werdend, in den Dunstmassen sich verliert, zuletzt nur noch die gewölbten Ränder ihrer Wirbel mit einem glühenden Saume bemalend. Immer lauter wird zugleich das Getöse, immer schneller folgen einander die Schläge, und Donner auf Donner treibt die emporlodernden Dampfmassen zu einer schwindelnden Höhe hinan. Oft fahren, von solchen Erschütterungen getrieben, die glühenden Körper senkrecht durch die Rauchwolken, neigen sich, wenn ihre Fliehkraft erschöpft ist, im Bogen und fallen mit prasselndem Geräusch auf die Kraterwände nieder, hier nach allen Seiten gleich Eisenschlacken, die der Hammerschlag abtreibt, zerspringend. Selbst in der Luft trennen sie sich, wenn ein Teil der unförmlichen Masse, größere Schwere besitzend, eine andere Fliehkraft erhalten hat, und strahlenförmig lösen sie sich dann, gleich aufsteigenden Raketen, in ihre verschiedenen Bestandteile auseinander. Und immer schneller und schneller folgen die Stöße, immer lauter wird der Knall, immer zahlreicher die Menge der emporgeschleuderten Feuerklumpen, immer stärker das Geprassel ihrer fallenden Bruchstücke. Hier erfaßt wohl ein nachfolgender den bereits zurückkehrenden, und die Heftigkeit des Stoßes der sich begegnenden mehrt die Zersplitterung, steigert die gleich platzenden Bomben umhergeschleuderten Scherben. Dann nahet aufs neue

das lange gefürchtete, ängstlich erwartete schaudervolle Erzittern des Bodens, der, dem Andrange der eingepreßten Dämpfe nachgebend, sich windet und berstet und strahlenförmig nach allen Seiten von der Mitte des Berges aus die Ebene zertrümmert. Und diese Erschütterung ist es, welche unter allen Ausbruchserscheinungen den Menschen am meisten schreckt, welche ihn aus dem wirtlichen Dache in die aufgeregte Natur hinaustreibt und nötigt, sehender Zeuge des großen Ereignisses zu sein, das einst in gesteigerter Höhe die Erdoberfläche bildete und denselben Boden aus dem Meere emporhob, den es nun seinen andrängenden Wogen in erneuter Katastrophe wieder preisgiebt. Doch das Ende des Unheils, welches so schauerlich schön erscheint in seinen einzelnen Zügen, steht nahe bevor. Schon zeigt sich der glühende Fluß leicht gewölbt über den niedrigsten Stellen des Kraters, schon fließt an einzelnen Punkten die geschmolzene Lava herunter und schlängelt sich langsam, eine feurige, zähe Masse, an den Wänden des Kegels fort, die niedrigen, ihr im Laufe begegnenden Gesträuche entzündend, daß sie mit flackernder Flamme auf ihrer Fläche emporlodern. Bald folgt solchen Vorläufern der feurige Hauptstrom nach. Während aller dieser Erscheinungen immer mehr im Krater emporgestiegen, durch neue, neben den alten hervorbrechende Fluten näher und näher dem Rande gerückt, endlich sogar polsterartig über den tiefsten Stellen des Randes eine Zeit lang schwebend, sinkt plötzlich, von einem Donnergetön und heftigen Erschütterungen begleitet, die glühende Lava herab, und in demselben Augenblicke strömt sie aus einer entstandenen Spalte tief unten am Fuße des Kegelberges hervor, anfangs vom Drucke der über der Öffnung stehenden Massen selbst fontänenartig aufsteigend und immer breiter, mächtiger in die furchtbare, von Menschen sorgfältig bebaute Ebene sich ergießend. Schnell wendet sich dieser verheerende Fluß mit stets wachsender Gewalt auf der geneigten Fläche zur wirklichen Ebene hinab und öffnet durch den leer gewordenen Krater den elastischen Stoffen einen Ausweg. Von Asche begleitet und sie mit sich fortführend, steigen die Dämpfe, einer dunklen Säule gleich, hoch empor und gestalten sich oben in den Lüften zu jener Pinienform, die schon den ältesten Beobachtern auffiel. Dieser ungeheure, majestätische Aschenbaum bildet die tragische Schlußscene der ganzen Erscheinung; er breitet seine Krone unheilkündend über die Ebene aus und bedeckt sie, sich senkend, mit seinem düstern Laube auf ewig; an hundert Fuß mächtige Lager hat er einstens über Herkulanum und Pompeji ausgeschüttet. Auf solche Weise begleiten ähnliche Erscheinungen den Ausbruch, in unheilvollem Kreise durch mannigfache Abstufungen zu jener unscheinbaren Dampfsäule zurückkehrend, welche als der erste Bote so grauenvoller Entwicklungen den Ausbruch einleitete.

Wenn endlich die Tageshelle diesen durch die großartigsten Leuchtfeuer nur schwach erhellten Finsternissen wieder folgt, so zeigt sich das ganze Bild der Zerstörung in seiner Vollendung; alles urbare Erdreich rings umher ist von aufgeschütteter Asche bedeckt, auf den Wänden

des Berges und an seinem Fuße lagern die tausend und aber tausend Bruchstücke der zersprungenen Auswurfsmassen, und zwischen neuen Erdschichten windet sich der noch heiße, glühende rauchende, ja stellenweise flammende Lavastrom im selbstgebildeten Bette zu einer Tiefe herab, wo ihm die Fallhöhe fehlt und der zähe Fluß in sich seinen Haltpunkt findet. Alles umher gleicht einer trostlosen Einöde, die grünende Pflanzendecke fehlt, die verdorrten Bäume strecken ihre bestäubten Äste blattlos in die düstern Lüfte, und das tierische Leben hat schon längst aufgehört hier zu schlagen, ja es hat in der glühenden Asche selbst die Spuren seines Daseins verloren. So etwa mochte der Anblick sein, als 79 Jahre nach Christi Geburt der Vesuv aus seinem vieljährigen Schlummer zum ersten Male wieder erwacht war, im Vollgefühl seiner verheerenden Kräfte dreißig Quadratmeilen mit seinen Auswürflingen bedeckte und drei volkreiche Städte mit ihren sorglosen Bewohnern in den ewigen Todesschlaf einhüllte. Nur als Schatten ehemaliger Herrlichkeit sollten sie aus den Gräbern nach 1700 Jahren wieder emporsteigen.

2.

Noch schreckenerregender als der Ausbruch eines Vulkans sind die Erdbeben. Die Erdbeben, Erderschütterungen zeichnen sich aus durch schnell auf einander folgende senkrechte, oder horizontale, oder rotatorische Schwingungen. Die ersten zwei Arten der Bewegung erscheinen sehr oft gleichzeitig. Die Fortpflanzung geschieht meist in lineärer Richtung wellenförmig, mit einer Geschwindigkeit von fünf bis sieben geographischen Meilen in der Minute; teils in Erschütterungskreisen oder großen Ellipsen, in denen wie aus einem Centrum die Schwingungen sich mit abnehmender Stärke gegen den Umfang fortpflanzen. Es giebt Gegenden, die zu zwei sich schneidenden Erschütterungskreisen gehören. Wenn die Erschütterungskreise sich durchschneiden, wenn z. B. eine Hochebene zwischen zwei gleichzeitig in Ausbruch begriffenen Vulkanen liegt, so können mehrere Wellensysteme gleichzeitig existieren und, wie in den Flüssigkeiten, sich gegenseitig nicht stören.

Die kreisenden (rotatorischen) Erschütterungen sind die seltensten, aber am meisten gefahrbringend. Umwenden von Gemäuer, ohne Umsturz, Krümmung von vorher parallelen Baumpflanzungen, Verdrehung von Äckern, die mit verschiedenen Getreidearten bedeckt waren, sind bei dem großen Erdbeben von Riobamba in der Provinz Quito (4. Februar 1797), wie bei dem von Calabrien (5. Februar bis 28. März 1783) beobachtet worden Mit dem letzteren Phänomen des Verdrehens oder Verschiebens der Äcker und Kulturstücke, von welchen gleichsam eines den Platz des andern angenommen, hängt eine translatorische Bewegung oder Durchdringung einzelner Erdschichten zusammen. Als ich den Plan der (1797) zerstörten Stadt Riobamba aufnahm, zeigte man mir eine Stelle, wo das ganze Hausgerät einer Wohnung unter den Ruinen einer andern gefunden worden war. Das lockere Erdreich hatte sich wie eine Flüssigkeit in Strömen bewegt, von denen man annehmen

muß, daß sie erst niederwärts, dann horizontal und zuletzt wieder aufwärts gerichtet waren. Streitigkeiten über das Eigentum solcher viele hundert Toisen weit fortgeführten Gegenstände sind von der Audiencia, dem Gerichtshofe, geschlichtet worden.

In den Ländern, wo die Erdstöße vergleichungsweise seltener sind, z. B. im südlichen Europa, hat sich der sehr allgemeine Glaube gebildet, daß Windstille, drückende Hitze, ein dunstiger Horizont immer Vorboten der Erscheinung seien. Das Irrtümliche dieses Volksglaubens ist aber nicht bloß durch meine eigene Erfahrung widerlegt; es ist es auch durch das Resultat der Beobachtungen aller derer, welche viele Jahre in Gegenden gelebt haben, wo, wie in Cumana, Quito, Peru und Chili, der Boden häufig und gewaltig erbebt. Ich habe Erdstöße gefühlt bei heiterer Luft und frischem Ostwinde, wie bei Regen und Donnerwetter.

Die Stärke des dumpfen Getöses, welches das Erdbeben größtenteils begleitet, wächst keineswegs in gleichem Maße, als die Stärke der Oszillationen. Ich habe genau ergründet, daß der große Stoß im Erdbeben von Riobamba, einem der furchtbarsten Phänomene der physischen Geschichte unseres Erdkörpers, von gar keinem Getöse begleitet war. Das ungeheure Getöse, welches unter dem Boden der Städte Quito und Ibarra, nicht aber dem Centrum der Bewegung näher in Tacunga und Hambato, vernommen wurde, entstand achtzehn bis zwanzig Minuten nach der eigentlichen Katastrophe. Bei dem berühmten Erdbeben von Lima und Callao (28. Okt. 1746) hörte man das Getöse wie einen unterirdischen Donnerschlag in Truxillo auch erst eine Viertelstunde später und ohne Erzittern des Bodens. Auch die Natur des Getöses ist sehr verschieden: rollend, rasselnd, klirrend wie bewegte Ketten, ja in der Stadt Quito bisweilen abgesetzt wie ein naher Donner; oder hell klingend, als würden Obsidian- oder andere verglaste Massen in unterirdischen Höhlungen zerschlagen. Da feste Körper vortreffliche Leiter des Schalles sind, dieser z. B. in gebranntem Ton zehn- bis zwölfmal schneller sich fortpflanzt als in der Luft, so kann das unterirdische Getöse in großer Ferne von dem Orte vernommen werden, wo es verursacht wird. In Caràcas, in den Grasfluren von Calabozo und an den Ufern des Rio Apure, welcher in den Orinoco fällt, in einer Landstrecke von 2300 Quadratmeilen, hörte man überall am 30. April 1812, ohne alles Erdbeben, ein ungeheures donnerartiges Getöse, als 158 Meilen davon, in Nordosten, der Vulkan von St. Vincent in den kleinen Antillen aus seinem Krater einen mächtigen Lavastrom ergoß. Es war also der Entfernung nach, als wenn man einen Ausbruch des Vesuv im nördlichen Frankreich vernähme.

Diese Schallphänome, wenn sie von gar keinen fühlbaren Erschütterungen (Erdstößen) begleitet sind, lassen einen besonders tiefen Eindruck selbst bei denen, die schon lange einen oft erbebenden Boden bewohnt haben. Man harrt mit Bangigkeit auf das, was nach dem unterirdischen Krachen folgen wird. Das auffallendste, mit nichts ver-

gleichbare Beispiel von ununterbrochenen unterirdischem Getöse, ohne alle Spur von Erdbeben, bietet die Erscheinung dar, welche auf dem mexikanischen Hochlande unter dem Namen des Gebrülles und unterirdischen Donners von Guanaxuato bekannt ist. Diese berühmte und reiche Bergstadt liegt fern von allen thätigen Vulkanen. Das Getöse dauerte seit Mitternacht des 9. Januar 1784 über einen Monat. Er war vom 13. bis 16. Januar, als lägen unter den Füßen der Einwohner schwere Gewitterwolken, in denen langsam rollender Donner mit kurzen Donnerschlägen abwechselte. Das Getöse verzog sich, wie es gekommen war, mit abnehmender Stärke. Es fand sich auf einen kleinen Raum beschränkt; wenige Meilen davon, in einer basaltreichen Landstrecke, vernahm man es gar nicht. Fast alle Einwohner verließen vor Schrecken die Stadt, in der große Massen Silberbarren angehäuft waren; die mutigeren, an den unterirdischen Donner gewöhnt, kehrten zurück und kämpften mit der Räuberbande, die sich der Schätze bemächtigt hatte. Weder an der Oberfläche der Erde, noch in den 1500 Fuß tiefen Gruben war irgend ein leises Erdbeben bemerkbar. In dem ganzen mexikanischen Hochlande ist nie vorher ein ähnliches Getöse vernommen worden, auch hat in der folgenden Zeit die furchtbare Erscheinung sich nicht wiederholt. So öffnen und schließen sich die Klüfte im Innern der Erde; die Schallwellen gelangen zu uns oder werden in ihrer Fortpflanzung gehindert.

Die Wirkung eines feuerspeienden Berges, so furchtbar malerisch auch das Bild ist, welches sie den Sinnen darbietet, ist doch nur immer auf einen sehr kleinen Raum eingeschränkt. Ganz anders ist es mit den Erdstößen, die, dem Auge kaum bemerkbar, bisweilen gleichzeittig in tausend Meilen Entfernung ihre Wellen fortpflanzen. Das große Erdbeben, welches am 1. November 1755 Lissabon zerstörte und dessen Wirkungen der große Weltweise Immanuel Kant so trefflich nachgespürt hat*), wurde in den Alpen, an den schwedischen Küsten, in den antillischen Inseln, in den großen Seeen von Canada, wie in Thüringen und in dem nördlichen Flachlande von Deutschland, in kleinen Binnenwässern der baltischen Ebenen, empfunden. Ferne Quellen wurden in ihrem Lauf unterbrochen, eine Erscheinung bei Erdstößen, auf die im Altertume schon Demetrius der Kallatianer aufmerksam gemacht hatte. Die Teplitzer Thermen versiegten und kamen, alles überschwemmend, mit vielem Eisenocker gefärbt, zurück. In Cadix erhob sich das Meer zu sechzig Fuß Höhe, während in den kleinen Antillen die gewöhnlich nur sechsundzwanzig bis achtundzwanzig Zoll hohe Flut urplötzlich tintenschwarz zwanzig Fuß hoch stieg. Man hat berechnet, daß am 1. Novbr. 1755 ein Erdraum gleichzeitig erbebte, welcher an Größe viermal die Oberfläche von Europa übertraf. Auch ist noch keine andere Äußerung einer Kraft bekannt geworden, die mörderischen Erfindungen unsers eigenen Geschlechts mit eingerechnet, durch welche in dem kurzen Zeitraum von wenigen Sekunden oder Minuten eine größere Zahl von

*) Ausg. von Hartenstein IX. 24.

Menschen (sechzigtausend in Sizilien 1793, dreißig- bis vierzigtausend im Erdbeben von Riobamba 1797, vielleicht fünfmal so viel in Kleinasien und Syrien unter Tiber und Justin dem Ältern (um die Jahre 19 und 526) getötet wurden.

Ehe wir diese große Erscheinung verlassen, die hier nicht sowohl in ihren Einzelheiten, als in ihren allgemeinen physikalischen und geognostischen Verhältnissen betrachtet worden ist, müssen wir noch die Ursache des unaussprechlich tiefen und ganz eigentümlichen Eindrucks berühren, welchen das erste Erdbeben, das wir empfinden, sei es auch von keinem unterirdischen Getöse begleitet, in uns zurückläßt. Ein solcher Eindruck, glaube ich, ist nicht Folge der Erinnerung an die Schreckensbilder der Zerstörung, welche unsrer Einbildungskraft aus Erzählungen historischer Vergangenheit vorschweben. Was uns so wundersam ergreift, ist die Enttäuschung von dem angeborenen Glauben an die Ruhe und Unbeweglichkeit des Starren, der festen Erdschichten. Von früher Kindheit sind wir an den Kontrast zwischen dem beweglichen Element des Wassers und der Unbeweglichkeit des Bodens gewöhnt, auf dem wir stehen. Alle Zeugnisse unsrer Sinne haben diesen Glauben befestigt. Wenn nun urplötzlich der Boden erbebt, so tritt geheimnisvoll eine unbekannte Naturmacht als das Starre bewegend, als etwas Handelndes auf. Ein Augenblick vernichtet die Illusion des ganzen früheren Lebens. Enttäuscht sind wir über die Ruhe der Natur; wir fühlen uns in den Bereich zerstörender, unbekannter Körper versetzt. Jeder Schall, die leiseste Regung der Lüfte spannt unsere Aufmerksamkeit. Man traut gleichsam dem Boden nicht mehr, auf den man tritt. Das Ungewöhnliche der Erscheinung bringt dieselbe ängstliche Unruhe bei Tieren hervor. Schweine und Hunde sind besonders davon ergriffen. Die Krokodile im Orinoco, sonst so stumm als unsere kleinen Eidechsen, verlassen den erschütterten Boden des Flusses und laufen brüllend dem Walde zu.

Dem Menschen stellt sich das Erdbeben als etwas Allgegenwärtiges, Unbegrenztes dar. Von einem thätigen Ausbruchkrater, von einem auf unsere Wohnung gerichteten Lavastrom kann man sich entfernen; bei dem Erdbeben glaubt man sich überall, wohin auch die Flucht gerichtet sei, über dem Herd des Verderbens. Ein solcher Zustand des Gemüts, aus unserer innersten Natur hervorgerufen, ist aber nicht von langer Dauer. Folgt in einem Lande eine Reihe von schwachen Erdstößen aufeinander, so verschwindet bei den Bewohnern fast jegliche Spur der Furcht. An den regenlosen Küsten von Peru kennt man weder Hagel, noch den rollenden Donner und die leuchtenden Explosionen im Luftkreise. Den Wolkendonner ersetzt dort das unterirdische Getöse, welches die Erdstöße begleitet. Vieljährige Gewohnheit und die sehr verbreitete Meinung, als seien gefahrbringende Erschütterungen nur zwei- oder dreimal in einem Jahrhunderte zu befürchten, machen, daß in Lima schwache Oszillationen des Bodens kaum mehr Aufmerksamkeit erregen, als ein Hagelwetter in der gemäßigten Zone.

Herm. Burmeister und Alex. v. Humboldt.

4. Die Flüsse.

1. Entstehung und Lauf der Flüsse. — 2. Die Bedeutung der Flüsse.

1.

Der Schnee, der auf die Gipfel der Berge fällt, sammelt sich dort rasch an und verwandelt sich dann vermöge seines eigenen Gewichtes mit Beihilfe von Tau und Frost in Eismassen von großer Dicke. Solche Massen nennt man Gletscher. Sie werden auf den oberen Teilen und zwischen den Spitzen aller hohen Gebirge gefunden. Die äußere Erscheinung eines Gletschers hängt von den Umständen ab, unter denen er sich gebildet hat. Wenn man sich den Ocean von einem sanften Winde bewegt und dann erstarrt oder wenn man sich einen ungeheuren Eisspiegel zu denken imstande wäre, so möchte man sich eine Vorstellung von den Formen machen können, unter denen sich ein Gletscher dem Auge des Wanderers darbietet. Doch kann nur der Anblick selbst einen richtigen Begriff von dem wunderbaren Bilde sowie von dem Erstaunen oder gar Erschrecken beibringen, das diese Erscheinung in dem hervorruft, welcher sie zum ersten Male sieht. Wenn der Reisende über diesen mächtigen gefrorenen Ocean schreitet, so mag es ihm sein, als ob er die Wellen unter seinen Füßen schwellen fühlte. Er steht in einer neuen Welt; neue Bilder umgeben ihn: kein lebendes Wesen weit und breit; kein Ton als seine eigene durch die Höhe geschwächte Stimme und der Schall des Eises, das in Stücken den jähen Abgrund hinabstürzt; keine Blume, kein Baum als am Fuße des Gletschers etwa eine einsame Tanne, die übrig gelassen zu sein scheint, um über dem Grabe der Natur zu trauern. Aber auch diese öde Gegend erfüllt einen Zweck in dem Haushalte der Natur; denn sie ist der Behälter jener Quellen, welche Fruchtbarkeit in die Ebene hinabtragen, und sie verwandelt in sanfte Ströme, was sonst in blinder Wut ins Thal hinabstürzen und Tod und Verwüstung hinter sich lassen würde.

Die meisten Flüsse nämlich entstehen in Gebirgsgegenden, und zwar teils aus dem Schmelzen des Eises, teils aus Quellen, welche zu Bächen zusammenströmen. Ist der Fall des Wassers so heftig, daß es mit gesteigerter Schnelligkeit und schrecklichem Getöse von Abgrund zu Abgrund stürzt, so bildet es einen Sturzbach. Durch die Vereinigung von Bächen entstehen Flüsse, und diese ergießen sich, nachdem sie eine größere oder geringere Länderstrecke durchwandert haben, entweder in das Meer oder in einen großen Binnensee. Da die Quellen im Gebirge am zahlreichsten sind, so entspringen auch die Flüsse gewöhnlich in hochgelegenen Gegenden. Es kann daher jeder Bergrücken, der eine Gegend durchzieht, als der Ausgangspunkt mehrerer Flüsse betrachtet werden, indem er auf jeder Seite erfrischende Ströme hinabschickt, die sich durch die Thäler schlängeln, und nachdem sie ihren Zweck erfüllt haben, ihr Wasser in den Ocean entladen.

Die Flußbetten sind meist durch die Thätigkeit des Wassers selbst gebildet worden. Es ist klar, daß es keine Flüsse geben könnte, wenn

nicht Senkungen des Bodens vorhanden wären. Auf einer ganz glatten Ebene würde sich eine Wassermasse niemals in einer besonderen Richtung ergießen. Indem aber das Wasser von den Höhen der Gebirge den Niederungen zueilte, erzeugte sich in ihm eine forttreibende Strömung, und so wusch es sich, besonders wenn seine Masse bedeutend war, mit furchtbarer Gewalt von selbst einen Kanal aus. Im allgemeinen liegen die Mündungen der Flüsse bedeutend niedriger als ihre Quellen. Dies ist jedoch nicht immer der Fall; denn die Quellen mancher großen Flüsse im europäischen Rußland liegen sehr wenig über dem Spiegel der Ostsee. Die Schnelligkeit eines Flusses hängt nicht einzig von seinem Falle, sondern auch von seiner Wassermasse und der Triebkraft ab, die ihm diese verleiht. Das Bett der Donau hat keinen so großen Fall wie das des Rheins, und doch strömt die Donau wegen ihrer großen Wassermasse weit schneller. Einige Flüsse der wärmeren Länder verlieren sich, indem ihr Wasser mehr und mehr verdunstet, im Sande; nicht wenige ergießen sich in Seeen, z. B. in das kaspische Meer; aber bei weitem die größte Anzahl mündet in das Meer, und die dabei entstehenden Erscheinungen sind oft höchst merkwürdig. Einige Flüsse haben nur eine einzige Verbindung mit dem Meere, andere ergießen sich in mehreren Armen in dasselbe. Der Ganges hat nicht weniger als acht solcher, von denen jeder in einer gewissen Zeit der Hauptstrom gewesen zu sein scheint. Ist die Mündung eines Flusses breit, so kann er sein Wasser ruhig in das Meer ergießen; ist sie dagegen eng, so erfolgt ein heftiger Kampf zwischen der Flut des Meeres und der Strömung des Flusses. Diesem Umstande sind wohl die Sandbänke zuzuschreiben, welche sich vor den Mündungen großer Flüsse bilden.

2.

Nordische Mythen nennen das Wasser das **Blut** der Erde, und auf ähnlicher Anschauung beruht es, wenn wir heutzutage die **Flüsse** mit einer auch Griechen und Römern geläufigen Ausdrucksweise als **Wasseradern** bezeichnen. Das Treffende derselben leuchtet ein. Denn wie das Blut nährend und verjüngend den Leib durchdringt, so nährt und verjüngt das Wasser den Erdkörper, und gleich jenem strömt dieses in einem immer wiederkehrenden Kreise; die Flüsse aber sind die Kanäle, in denen es pulsiert. Sie bilden somit den großen Zentralbecken der Meere gegenüber die eigentliche Gliederung des fließenden Elements, und eben damit bestimmt sich ihre Bedeutung. Indem sie die Fülle der atmosphärischen Niederschläge in zahllosen Verzweigungen durch das Festland verbreiten und in demselben die befruchtenden Stoffe entbinden, rufen sie allenthalben die Keime des Lebens hervor, um endlich, in den Ocean mündend, auch diesen unaufhörlich zu erneuern, ohne doch jemals sein Gebiet zu erweitern, da dem großartigen Zuflusse wiederum ein Abfluß, d. h. eine Verdunstung entspricht, die zwar nicht weniger sichtbar, aber nicht weniger regelmäßig und großartig ist. Denn ununterbrochen tragen vom Meere her die Wolken das Wasser in Luftgestalt empor, dem Innern der Kontinente

zu, und die Masse des Regens und Schnees, in den sie sich dort ergießen, würde innerhalb eines Jahres groß genug sein, den gesamten Erdraum mit einer mehr als meterhohen Schicht zu bedecken.

Wenn demnach der Wechselverkehr des Wassers mit der Atmosphäre ein gewisses Gleichgewicht erkennen läßt, so scheint dagegen das Verhältnis der Gewässer zu deren fester Umgrenzung auf eine andere Betrachtung zu führen. Und in der That haben diese noch eine weitere Aufgabe als die bloße Befruchtung des Festlandes. Die Flüsse insbesondere treten zugleich in die vorderste Reihe jener plastischen Kräfte, welche langsam, aber unablässig das Oberflächenbild der Erde verwandeln und ebenen; sie alle sind wie Herodot vom Nil sagt, arbeitende Gewässer, und sie sind es mindestens ebensosehr zufolge ihrer mechanischen als ihrer chemischen Wirkungen.

Begreiflich aber auch, daß die Arbeit derselben auf verschiedenen Stufen und in verschiedenen Zeiten eine verschiedene ist, ja daß sie nicht selten den Charakter wildester Zerstörung annimmt. Ganz abgesehen von den Schrecken der Deichbrüche und anderer außerordentlichen Ereignisse — wer wüßte nicht, welche unwiderstehliche Gewalt das Wasser entwickelt, wenn etwa mit der Wiederkehr des Frühlings die winterlichen Schnee- und Eismassen schmelzen, oder wenn die Gewitter des Hochsommers sich wolkenbruchartig entladen? Die Quellen der Gebirge sind zu Bächen, die Bäche zu Strömen geschwollen, in jedem Spalt, jeder Schlucht braust es herab, und Wald und Fels reißt der donnernde Sturz in die Tiefe; auch wo die Wasser weit hinunter in fester, bettähnlicher Schranke fließen, zersägen sie noch immer das Gestein, wühlen sie sich noch immer in das Erdreich hinein, schleifen sie Blöcke und Gerölle mit sich fort und tragen so in der That die Berge zu Thal. Ja diese Thäler selbst sind meist nur die Geleise vielhundertjähriger Fluten.

Und doch bewährt auch hier die Natur wiederum ihre schlichtende, ausgleichende Macht. Wenn der Fluß, in der Ebene angelangt, keinem Hindernisse mehr begegnet, dann zieht er in beruhigter Strömung breitwallend dahin und läßt je länger je mehr die Trümmer, mit denen er sich beladen, zu Boden fallen. Statt der Blöcke und Kiesel führt er nur noch Sand und Schlamm, und bald entledigt er sich auch dieser, um nun in der Niederung wieder zu bauen, was er in der Höhe zerstörte. Mit seinem Raube schafft und befruchtet er Gelände; Inseln steigen aus seinem Schoße, grünende Säume setzen sich an seinen Strand und seine Mündungen, und die Stämme des Waldes, die er im Gebirge zerbrach, flößt er in Buchten wieder zusammen, als wolle er selbst dem Menschen das Joch aufrichten helfen, dem sich nun sein Rücken geduldig fügt.

So vermittelt der Strom den Kreislauf sowohl des festen als des flüssigen Elements; er erneuert das eine nicht weniger als das andere, eben weil er selbst nicht bloß wanderndes Wasser, sondern zugleich wanderndes Land ist, wie ja auch das Blut, von dem unsere Darstellung ausging, in Wahrheit flüssiges Fleisch ist.

Die Größe der gesamten Massen aber, welche auf diese Weise in beständig kreisender Bewegung erhalten werden, entzieht sich jeder sicheren Schätzung. Während einzelne Ströme sich am Ende ihres Laufs zu Meeren süßen Wassers erweitern, ohne daß eine bedeutendere Landbildung sichtbar würde, schieben andere zugleich die riesigsten Schlamminseln vor sich her und bedürfen kaum einiger Jahrzehnte, um eine salzige Bai in Wald oder Blachfeld zu verwandeln. Gleich ausgezeichnet durch beides, sowohl durch die Mächtigkeit der Land- als der Wasserzufuhr, sind Ströme wie der Nil, der Ganges, der Mississippi. Hat man doch berechnet, daß der letztere dem mexikanischen Golfe innerhalb eines Jahres mindestens 3500 Millionen Kubikfuß fester Stoffe und gegen 20 Billionen Kubikfuß Wasser zutrage, oder mit vielleicht etwas anschaulicherem Ausdruck: Das aus dem Mississippi angeschwemmte Land bildet jährlich eine Masse, welche einen Flächenraum von einer englischen Quadratmeile 80 m hoch überdecken würde, während das durch ihn ausströmende Wasser etwa einem Viertel der jährlichen Regenmenge seines ganzen Gebietes, d. h. einer Erdstrecke von 61 400 Quadratmeilen gleichkäme.

Erschöpft sich zwar nun die physische Bedeutung der Flüsse hiermit keineswegs, so lenkt doch gerade dieser Punkt die Betrachtung ungesucht auf die hohe historische Bedeutung derselben. Denn die Flüsse sind nicht bloß für die großen Ordnungen des Naturhaushaltes, sondern gleicherweise auch für das Leben der Völker zu Bewegern und Trägern geworden. In ihrem Schoße suchte zuerst der Fischer, an ihren Ufern der Jäger seine Beute; hier fand der Hirt die üppigsten Triften; und wandernd folgten die heimatlosen Stämme dem Zuge der Wasser, bis dann der Ackerbauer erschien und bald im Bunde mit einer noch schüchternen Schiffahrt das Werk der Kultur begann. Immer und überall waren Flüsse die eigentlichen Lebensfäden, und wo nur ein Geschlecht sich zum Selbstbewußtsein erhob, da gedenkt es mit dankbarem Stolze auch der Flüsse, an denen seine ersten Wohnstätten und seine ersten Heiligtümer standen. Wie der Römer den Tiber, der Engländer die Themse, der Franzose die Loire und Garonne, so preisen wir den „Vater" Rhein und die Donau, die nach altem Spruche seine Gemahlin sein soll: so daß man vielleicht sagen kann, ein Volk ohne einen solchen idealisierten Strom sei ein Volk ohne Geschichte und ohne Dichtung.

Insbesondere aber haben die Ströme auch das fernliegende Innere der Kontinente erschlossen und (wie alles, was die Ortsbewegung auf den Planetenräumen befördert,) auch dort die Herrschaft unseres Geschlechts über die Natur, d. h. menschliche Bildung ausgearbeitet. Man erinnere sich dafür an Amerika oder im Gegensatze dazu an Afrika. Dem letzteren Erdteile fehlen nicht bloß die Golfe und Buchten, die zur Ein- und Ausfahrt laden und den Ansiedler wie den Auswanderer locken: es fehlen ihm auch die großartigen, viel und weit verzweigten Wassernetze. Zwar der Nil mit einem Laufe von mindestens 600 bis 800 geogr. Meilen reicht in das Herz des Welt-

teils zurück und würde, wenn allein die Stromlänge entschiede, zu den ersten Gewässern der Erde gezählt werden müssen; aber auf zwei, drei Zuflüsse beschränkt, zuletzt in eine 250 Meilen lange Gebirgsenge eingeklemmt, gleicht er einem riesigen Stamme ohne Äste: gewissermaßen ein Symbol des gliederlosen Kontinents selbst, dem er angehört. Und läßt sich nun auch nicht dasselbe vom Niger und Zambese sagen, so würden doch alle drei zusammen nicht ausreichend sein, um einen Amazonas zu schaffen, dessen Flußgebiet kaum den vierten Teil des Flächeninhalts von Afrika ausfüllt. Daher ist denn die Geschichte an jenen Küsten seit Jahrtausenden schweigend vorübergegangen, und die schwarze Bevölkerung derselben steht noch immer auf einer tiefen Stufe der Menschlichkeit. Die edlere, zum Teil in sagenhaftem Lichte glänzende Bildung aber, welche einst auch dort gedieh, heftete sich bekanntlich an einen schmalen Streif des Mittelmeergestades und an das Thal des Nils, wie wiederum die kühnen Entdecker unserer Tage nur dadurch in das geheimnisvolle Festland vorzudringen vermögen, daß sie ihre Schritte nach einem der größeren Flüsse lenken oder ihnen folgen. Beide Thatsachen sind selbstredend; denn beide beweisen, daß die Entwickelung der Küsten nur durch die Entwickelung von Strömen ersetzt werden kann, welche der menschlichen Gesittung den Zutritt in das Innere großer Ländermassen erleichtern. Und um nun auch das Gegenbild zu zeigen — wie bevorzugt scheint in dieser Hinsicht Amerika, und wie schnell ist dort jede Pflanzung europäischen Geistes emporgeblüht! Allerdings gilt dies zunächst mehr von dem reichgegliederten Norden als von dem Süden Amerikas, der in der Einfachheit, um nicht zu sagen Einförmigkeit, seiner Küsten fast an Afrika mahnt. Aber wiederum ist gerade er das Mutterland der Riesenströme, und wer möchte bezweifeln, daß, wenn diese sich der Schiffahrt in ausgedehnterer Weise öffnen, auch der Süden in jene innige Gemeinschaft mit Europa und europäischer Zivilisation treten werde, welche den Norden längst zu einer „neuen Welt“ gemacht hat? Schon wird der Amazonas auf einer Strecke von mehr als 600 Meilen bis zu den Abstürzen der Anden befahren; auf dem Paraná und Paraguay gehen die Dampfer bis Cuyaba tief ins Innere Brasiliens; der Orinoko trägt Seeschiffe bis Angostura (60 Meilen von seiner Mündung), und für kleinere Schiffe ist er mehr als 200 Meilen weit zu allen Jahreszeiten fahrbar.

Inzwischen mag man sich auch hier vergegenwärtigen, daß über alle Gunst oder Ungunst der Naturverhältnisse der Genius der Menschheit in ewiger Freiheit steht und strebt. Die Ströme bedingen nicht, sie vermitteln nur die Bildung. Und so können sie denn auch nur da mit jener entscheidenden Bedeutsamkeit eingreifen, wo ein sinniges und regsames Volk an ihren Ufern die bleibende Wohnstätte findet. In Amerika hat darum weder am Mississippi noch am Amazonas, weder am Orinoko noch am Strompaar des Laplata sich ein reicheres Leben entwickelt, weil den rotfarbigen Stämmen jener geistzündende Trieb, der den Menschen in und aus sich selbst die höheren Ziele suchen läßt, im allgemeinen versagt zu sein scheint. Abgesehen von

den rätselhaften Geschlechtern, deren einzige Hinterlassenschaft unter den Schutthügeln am Ohio gefunden wird, standen in Amerika die Herde menschlicher Kultur fern von großen Flüssen auf einer Hochebene in Mexiko, auf einer flachen Halbinsel in Yukatan, zwischen den Andenketten in Quito und Peru, und nur ein befähigterer und fortgeschrittener Stamm führt uns an den Magdalenenstrom. Jägervölkern dienen Flüsse nur als Fischwasser, und ein Bach mag ihnen dann die nämlichen, ja bequemere Dienste leisten als die großen Entwässerungsadern der Festlande. Innerhalb der regenarmen Zonen oder der Zonen mit abgeschlossenen Regenzeiten werden ackerbautreibende Gesellschaften fest an die Ufer der Ströme gezogen, deren ansteigende Flut sie durch Schöpfräder und Kanäle vorsorglich über ihre durstenden Fluten leiten. So erwuchs am Nil, in straffer staatlicher Organisation, zum Bewußtsein seiner Kraft gelangt, das Pyramiden und Wasserspeicher bauende Volk. So ernährte der Euphrat, in unzähligen Gräben über die fruchtbare mesopotamische Erde verbreitet, die ältesten Beobachter des gestirnten Himmels. Die Bildung einer Nation muß schon soweit fortgeschritten sein, wie die chinesische, wenn die Flüsse neben der Bewässerung des Ackerlandes auch das Tragen und Bewegen der Lasten übernehmen, mit anderen Worten, wenn sie die höhere Bedeutung von Verkehrswegen empfangen sollen. Erst auf dieser Stufe hören endlich die Flüsse auf die Stämme zu trennen, wie etwa einst der Rhein die Germanen und Gallier, die Eider Deutsche und Dänen, die Weser Franken und Sachsen trennte und wie noch heute der Senegal die Berbern von den Negern trennt: aus unüberschreitbaren Naturgrenzen werden sie dort zu völker- und länderverbindenden Straßen. Hoffmann und Peschel.

5. Der Ocean.

1. Schilderung und Bedeutung des Meeres. — 2. Die Meereserscheinungen. — 3. Strömungen im Meer. — 4. Sturm und Windstille auf dem Meere.

1.

Wie groß und gewaltig ist der erdumschlingende Ocean! Wo wären seine Grenzen zu finden, wo sein Anfang, sein Ende! Er rollt durch alle Zonen, und die Kontinente ragen nur wie Inseln aus seinem unermeßlichen Schoße! Tag und Nacht, Winter und Sommer herrschen gleichzeitig auf seinem ewigschwankenden Wogengebiete! Die Sonne lächelt ihn mit ewiger Morgenröte an und verläßt ihn mit ihren scheidenden Strahlen. Hier steigen Palmenwälder an seinen Ufern empor, dort starren seine Küsten von unvergänglichem Eise; hier wüten Orkane auf seiner wildbewegten Fläche, dort aber ruht er im tiefsten Frieden, und kein Zephyr kräuselt seine spiegelglatte Stirn.

Wer zählte die Völker, die an seinem Anblicke sich weiden? Wer faßte das unendliche Leben, das in seinen Tiefen sich verbirgt? Groß ist die Wüste, von der durstigen Karawane wochenlang durchzogen;

groß das Gebirge, welches seine schneebedeckten Scheitel hoch in den Himmel erhebt; aber die Wüste und das Gebirge erscheinen uns klein und unbedeutend neben der gewaltigen Größe des Meeres.

Erhaben im Raum, ist der Ocean nicht minder erhaben in der Zeit; denn die Flügel der Einbildungskraft erlahmen, ehe sie uns zur ersten Morgenröte seiner Entstehung zurückführen. Das jetzige Festland trägt überall die Spuren, daß es einst auf seinem Boden geruht, und wie manche Kontinente und Inseln mag er im Laufe unzähliger Jahrtausende verschlungen, wie oft seinen Sitz gewechselt, seine Grenzen verrückt haben? Unzählige Tierformen sind nacheinander in seinem Schoße entstanden und vergangen: nacheinander hat er die Geburt, den Untergang der Trilobiten*), der Ammoniten**), der gestielten Seesterne, der Riesensaurier***) gesehen. Was wüßte er uns von längst entschwundenen Zeiten, vom Wechsel, von der Veränderlichkeit aller irdischen Dinge zu erzählen, hätten wir ein Ohr für das gewaltige Epos seiner Geschichte!

Und wie lange mag er nicht seine Wogen gerollt haben, ehe die erste Stufe des organischen Lebens in ihm erwachte, ehe die erste Alge sich in ihm entfaltete, das erste Weichtier in seinen Gewässern umherschwamm?

Welch ein hehres, majestätisches Alter! Welch eine Vergangenheit und welch eine Zukunft! Denn der Ocean, der schon so manche Tiergestalten begraben, wird auch den Menschen überleben und alles, was gleichzeitig mit ihm das Dasein genießt, und nach unzähligen Jahrtausenden, wann einst vielleicht edlere Wesen an unsere Stelle getreten sein werden, noch immer so wie jetzt im goldenen Abendrote funkeln oder, von dunklem Sturmgewölk überzogen, sich überstürzen in donnernden Wogen. Alles, was er in sich erzeugt und gebiert, versinkt in Altersschwäche und trägt das Todeszeichen auf der Stirn; er aber wogt und rollt in ewig brausender Jugendkraft, und so wie die Morgenröte der Schöpfung ihn sah, so wird er bleiben, solange der belebende Sonnenstrahl die Erde beleuchtet und erwärmt.

Wer zählte alle Wohlthaten des Oceans, des reichen Gabenspenders, des Erhalters alles organischen Daseins? Er speist alle Flüsse und Bäche; aus seinem Schoße gehen der erfrischende Tau, der befruchtende Regen hervor. Sollten seine ewigen Brunnen versiegen, dann wäre die Oberfläche der Erde nur ein nackter Schutt- und Trümmerhaufen, ein ödes, lebloses Chaos. Ihm verdanken wir die Pracht der Wälder, das üppige Wiesengrün, das anmutig wogende Saatfeld. Seine Säfte sind es, die wir in den schwellenden Früchten unserer Obstbäume, im perlenden Weine genießen. Sie sind es, die in den Gefäßen unzähliger Tierformen kreisen: der Biene, die uns ihren Honig schenkt; des Vogels, der uns mit seinem lieblichen Gesange erfreut; des Haustieres, dessen

*) u. **) Ausgestorbene und versteinerte Krustentiere.
***) Vorweltliche Rieseneidechsen.

Fleisch uns ernährt, dessen Dienste uns so unentbehrlich sind. Ja, unser eigenes Blut stammt aus den Quellen des Oceans und wird fortwährend durch ihn erneuert und erfrischt.

Nicht, wie die in der Schiffahrt noch so unerfahrenen Alten wähnten, trennt er die Völker voneinander, nein, er verknüpft sie auf die mannigfaltigste Weise durch die segensreichen Bande des Handels. Unzählige Flotten durchfurchten stets seine Gewässer, um im ewigen Umtausch alle Länder der Erde mit den Produkten aller Zonen zu bereichern, um dem Bewohner des kalten Nordens die Früchte der tropischen Sonne, dem Sohne des heißen Erdgürtels die Erzeugnisse des nordischen Kunstfleißes darzubringen. Mit dem fortschreitenden Handel hat sich auch die Kultur auf der weiten Völkerstraße des Meeres von einem Weltteile zum andern verbreitet; die Civilisation blühte zuerst an seinen Gestaden auf, und noch jetzt umsäumt sie vorzugsweise seine Küsten.

Der Mensch fühlt sich freier, gehobener in der Nähe des freien Meeres, und so wie das Eigentümliche der frischen Seeluft seine Brust erquickt und das Blut in kräftigeren Wellen durch seine Adern treibt, so erweitert sich auch sein geistiger Horizont, so wächst sein Selbstgefühl, wenn sein Auge über die Fläche des Oceans schweift. Dann durchzuckt ihn der Gedanke, daß dem Kühnen, dem Starken die Welt mit allen ihren Schätzen gehört, daß, wohin auch die ewig wechselnden Winde ein Fahrzeug treiben mögen, sei es in den sicheren Hafen, sei es auf die zerstörende Klippe, schon der mutige Kampf mit dem Schicksale eine reiche Quelle des Genusses ist.

Das Meer, weit größer als das Festland der Erde, die ausgedehnteste, von Pol zu Pol sich erstreckende Fläche, ist das Abbild der *Unendlichkeit* und, wie der Dichter v. Platen sagt, der *Spiegel des Weltalls*. Es gewährt in der Nacht, beim klaren Schein der Sterne und des Mondes, wo das noch größere Bild der Unendlichkeit und die endlose Wasserfläche die einzigen Gegenstände sind, welche unserem Auge sich darbieten, den erhabensten Anblick, der auf der Erde sich findet. Das Weite und Unbegrenzte des Ozeans erweckt in des Menschen Geist die Vorstellungen von dem der Zeit und dem Raume nach Endlosen. Einsam und öde erscheint ferner die weite Wassermasse inmitten der Länder, und die Macht der Wellen, die erzürnt das Land in ewiger Brandung umwühlen, scheint unüberwindlich und alles zu zerstören vermögend. So erweckt das Meer zugleich die dunklen Vorstellungen des *Erhabenen, Unendlichen, Allmächtigen* und *Gefahrvollen* und erregt Phantasie und Gefühl im hohen Grade und reißt sie in das Gebiet des Unbestimmten, Maßlosen und Grauenhaften fort. Daher ist der Ozean eine Heimat des Märchens und grausiger Sagen; das Meer selbst wird unter den Bildern des Neides, der Habgier, der Unzuverlässigkeit und des Zornes vorgestellt; es wird mit wunderbaren Gestalten bevölkert, durch Gebilde großartiger Vorstellungen und der Idee der Gefahr — riesenhafte Meerschlangen,

inselgroße Kraken*), der fliegende Holländer, das Totenschiff —; die Sturmvögel, die fliegenden Fische werden als Geister verunglückter Fischer angesehen.

Das Meer erscheint dem Menschen auch als eine Mutter und Erhalterin des Lebens. Ursprünglich den ganzen Erdball bedeckend, hat es lange die Keime alles Werdenden in sich getragen, und alle Festländer sind nur Inseln, welche aus ihm einst emporstiegen. Noch jetzt enthält es eine Fülle lebender Wesen, umspült alles feste Land. Es ist die Quelle der Feuchtigkeit, die aus ihm aufsteigend über alle Länder sich niederschlägt und in Verbindung mit der Wärme sie fruchtbar und bewohnbar macht; es nimmt alle fließenden Gewässer auf, um sie in anderer Form durch die Lüfte dem Lande wieder zu senden, und ist sie noch immer Mutter und Erhalterin des Lebens.

Durch sein Bestreben, eine gleichmäßige Temperatur durch seine ganze Masse zu verbreiten, mäßigt es die Hitze sowie die Kälte der anliegenden Länder, indem seine Strömungen beständig die Wärme der Tropen polarabwärts und die Kälte der Pole äquatorwärts tragen.

Das Meer erweckt in denen, die auf ihm fortwährend die Stätte ihres Strebens und Schaffens haben, das Gefühl der Freiheit und der Kraft, das sie trotz der tausend Gefahren und Entbehrungen aus den Kreisen des sichern und geordneten Lebens immer wieder hinaus auf die wogende Flut zieht. Dieses Gefühl und das Bewußtsein der im Kampfe mit den Elementen erstarkten Kraft sind es, die dem Seeleben für viele den Hauptreiz geben, alle Männer des Meeres mehr oder minder durchdringen.

Über das Meer hinweg schaut der Küstenbewohner mehr hinaus und hinüber über das weite Meer als nach den im Innern gelegenen Ländern, selbst wenn diese politisch mit ihnen verbunden sind. Das Meer ist ihnen ein lieberes Element als der Ackerboden. Zuerst sind sie Fischer; später werden Schiffer und Handelsleute aus ihnen; letztere sind kühner, unternehmender, regsamer und rüstiger, als die Handelsleute des Binnenlandes. Das Meer ist die große Handelsstraße zwischen den entlegensten Ländern; es macht die ganze Welt zum Markt für ihre Anwohner. Gedenke an Phönizien, an die italienischen Seestädte des Mittelalters, an die deutsche Hansa, an Portugal, an Spanien, an England! Es ist die breite Weltstraße der Nationen, welche dahin zielt, alle Völker der Erde zu einer großen Familie zu verbinden, und dazu dient, die Güter und Genüsse aller Menschen auf der Erde auszugleichen, indem auf ihm die Produktionen eines Erdreichs zum andern schwimmen.

Alle Seevölker zeichnen sich durch Rüstigkeit und Mut aus; denn das Leben zur See ist ein Leben der Kraft und des Kampfes, das auch während einer langen Zeit des Friedens fortwährend anregt, stählt und stärkt Sie zeigen den Landvölkern gegenüber einen großen Nationalstolz ohne Nationaleitelkeit — vergleiche die Engländer und

*) Sagenhafte Meerungetüme, Riesenpolypen.

Franzosen —, gegen andere Seevölker aber Nationaleifersucht. Das Seeleben nährt bei Völkern das Romantische; die Seekriege erregen das Wohlgefallen am Abenteuerlichen und den praktischen Sinn, mehr als das kriegerische Leben auf dem Festlande. So ist das Meer der Ursitz und eine der Hauptquellen des Lebens, ja das Herrschende auf der Oberfläche des Erdballs; es ist die große Straße der Welt. Es bringt größere Mannigfaltigkeit in die Entwicklung der Völker, wirkt mächtig auf ihre wechselnden Geschicke mit ein.

Die tief vom Ozean durchdrungenen Länder sind stets die Wiegen der Zivilisation gewesen; Ägypten, Griechenland, Rom im Altertum und Westeuropa mit England an der Spitze in der Neuzeit beleuchten dies mit schlagenden Beispielen.

2.

Das Meer oder die See ist die ungeheure, zusammenhängende Wassermasse, welche die großen Länder oder Weltteile umgiebt und auf der Oberfläche der Erde mehr Raum einnimmt als das feste Land. Alles feste Land und alle Meerinseln ragen über der Oberfläche der See hervor. Der Meeresspiegel ist also auf der Erde die am niedrigsten gelegene große Fläche, an derem Rande (Ufer, Gestade) sich überall das Land erhebt. Die Landstriche am Meeresufer entlang heißen Küsten.

Das Meer dünstet stark aus und liefert den Ländern zu ihrer nötigen Befruchtung mehr Wolken, als sie durch eigene Ausdünstung erzeugen würden. Dennoch bleibt es gleich groß, weil Quellen an seinem Grunde und die unzähligen Flüsse aller Länder ihm stets neues Wasser zuführen. So viel man den Grund und Boden des Meeres kennt, ist er der Oberfläche des Landes ähnlich. Er hat eben solche Abwechselung von Ebenen, Hügeln, Thälern, Bergen und Felsen; er ist mit Schlamm, Sand, festem Gestein oder Klippen, mit Seepflanzen und Schaltieren bedeckt. Die über dem Meeresspiegel hervorragenden Inseln sind die höchsten Gipfel oder Bergrücken der auf dem Grunde des Meeres sich erhebenden Gebirge. Die Tiefe des Meeres ist natürlich höchst verschieden. An manchen Stellen ist es seicht, so daß man den Sand- oder Steingrund ganz nahe erblickt. Die Schiffe haben sich vor solchen Stellen, wo Sand- und Felsbänke oder Klippen liegen in Acht zu nehmen, damit sie nicht festfahren. An andern Stellen ist es so tief, daß kein Senkblei auf den Grund kommt. Wo eine Küste sich flach ans Meer abdacht, streicht gewöhnlich diese schräge Richtung des Bodens noch weit ins Meer hinein und verursacht, daß dasselbe nahe dem Ufer nur geringe Tiefe hat. An steilen Küsten senkt sich auch der Meeresgrund schnell abwärts.

Das Meerwasser ist auf seiner Höhe, d. i. fern vom Lande, dunkelgrünblau; nahe der Küste ist es heller. Ziehen finstere Wolken am Himmel hin, so ist es aschgrau. Bei völliger Windstille malt sich am Tage die blaue Luft mit ihren hellen oder gefärbten Wolken und nachts der prächtig gestirnte Himmel im Spiegel seiner glatten Ober-

fläche. Es ist aber selten so ruhig; Wind und Sturm erregen Wellen, die sich oft 24 Fuß, ja an Felsküsten, wo es brandet, d. h. wo acht oder mehr Wellen übereinander schlagen, an 50 Fuß hoch aufbäumen. Fast immer in Bewegung, wird es eben dadurch wie durch eine große Beimischung salzigbittrer Stoffe vor Fäulnis bewahrt. Diese Stoffe haben wahrscheinlich in vielen Gegenden des Meergrundes ungeheure Lager, um den Ocean trotz des unaufhörlichen Zuströmens von süßem Flußwasser stets salzig zu erhalten. Der Geschmack des Meerwassers ist daher so widrig, daß die Menschen es vor Ekel nicht trinken können. Übrigens soll die Bewegung des Meeres selbst bei Sturm in seiner Tiefe nicht zu verspüren sein, wie die Taucher versichern.

Die merkwürdigste Bewegung des Meeres ist die Ebbe und Flut. Das Wasser am Strande steigt und fällt in regelmäßigem Wechsel innerhalb 24 Stunden 50 Minuten 48 Sekunden zweimal. Das Steigen, welches 6 Stunden dauert, nennt man Fluten. Wächst das Wasser nicht mehr, so ist hohe See, die nur eine halbe Stunde dauert. Fällt es und läuft vom Ufer ab, was wieder 6 Stunden anhält, so sagt man: es ebbet. Im niedrigsten Stande, bei tiefer See, beharrt es wieder eine halbe Stunde, bevor es zu steigen beginnt. In der Ostsee, die fast gänzlich vom Lande umgeben ist, spürt man keine Flut, wohl aber in der Nordsee. Zuweilen übersteigt das Meer die gewöhnliche Höhe und wird desto gefährlicher. Man nennt dies Springflut.

Die Behauptung, daß der Ocean lebendig sei, ist kaum eine bloß bildliche, so innig zerschmolzen ist das Leben mit seiner Substanz. Die chemischen Analysen geben von dieser Zusammensetzung selten eine richtige Vorstellung; denn sie übersehn meist jenen eigentümlichen Schleim, jene klebrige Masse, welche den zahllosen im Meerwasser lebenden Wesen angehört oder angehört hat, und welche aus diesem Wasser recht eigentlich ein organisches Wasser macht. Schöpft man Wasser aus einem Brunnen oder aus einer Quelle, filtriert es und füllt es in ein Gefäß, so wird man es lange rein und trinkbar erhalten können; erst mit der Zeit wird es gären. Aber das Meerwasser ist kaum von seiner Masse getrennt, und in eine Flasche oder ein Faß gefüllt, als es auch schon fault. Man kann es nicht aufbewahren. Sicherlich sind es nicht die darin enthaltenen Salze, welche es zersetzen, sondern vielmehr der eben erwähnte Schleim, die Tausende von Millionen unsichtbarer Tiere, die sofort sterben und in Verwesung übergehen.

Diese organischen Substanzen, welche an der Zusammensetzung der Gewässer des Oceans teilhaben, sind mit demselben so fest verbunden, daß sie ihre Klarheit nicht stören, dieselbe vielmehr zu vergrößern scheinen. Das klarste Quellwasser kommt dem des Meeres an Durchsichtigkeit nicht gleich. In gewissen Teilen des arktischen Oceans bemerkt man noch in einer Tiefe von mehr als 100 m die unten liegenden Muscheln, und bei den Antillen ist in derselben Tiefe das Bett des Meeres so sichtbar, als ob es an der Oberfläche des Bodens läge; aber über diese Tiefe hinaus dringt das Sonnenlicht nicht mehr in hinlänglicher Menge ein, um eine Unterscheidung der Gegenstände zu

ermöglichen, und man nimmt an, daß in einer Tiefe von etwa 260 m vollständige Dunkelheit herrsche. Trübe und gelblich wird das Meer nur an Stellen, wo sein Bett wenig tief ist; schlammig, wenn seine bewegten Fluten den Sand aufrühren und schwimmend erhalten. Seine Durchsichtigkeit sowohl wie seine Farbe verändern sich indeß nichtsdestoweniger infolge des größern oder geringern Salzgehaltes sowie anderer Umstände, zu denen die Beschaffenheit seines Bettes, der Zustand des Himmels und der Atmosphäre und das Einfallen der Sonnenstrahlen zu rechnen sind. Seine eigentümliche Farbe ist das sogenannte Meergrün, daß sich in seinen Abschattungen von Grau, Blau, Gelb und Purpur kaum beschreiben läßt. Die sehr salzhaltigen Gewässer, wie die des Golfstroms und des schwarzen Flusses, haben eine reine indigoblaue Farbe. Dasselbe findet beim mittelländischen Meere statt. Doch mischt sich im levantinischen Seebecken ein Purpurschimmer in den blauen Ton, während im adriatischen Meere wieder eine grünliche Färbung vorherrscht. Das schwarze Meer verdankt seinen Namen mehr der Rauhigkeit seines Himmels und der Häufigkeit der Stürme auf demselben, als der Farbe seiner Gewässer; aber in anderen Gegenden, wie z. B. im Umkreis der malediviſchen Inseln, ist das Meer wirklich schwarz. Im Meerbusen von Guinea ist es weißlich; im persischen Meerbusen reingrün; olivengrün in verschiedenen Teilen des Polarmeers. Die Pflanzen, Infusorien und andere niedere Seetiere spielen ebenfalls eine bedeutende Rolle hinsichtlich der Färbung des Meeres. Mikroskopische Tiere geben den rötlichen Meeren ihre Farbe, und das rote Meer wimmelt in gewissen Epochen von einer Art purpurroten Wasserfaden (Trichodesmium erythraeum).

Daß Infusorien das Meer färben, ist ohne Zweifel eine wunderbare Erscheinung; indes thun sie noch mehr: sie erleuchten es auch. Das Phosphoreszieren des Meeres war eine Erscheinung, die den Menschen lange ebensowohl mit Schrecken als mit Verwunderung erfüllte. Leuchtendes Wasser, das Meer in Flammen, obwohl es seine kalte oder laue Temperatur bewahrte — in der That! was hätte sich auch diesem Wunder vergleichen lassen? Erst in der neueren Zeit hat die Wissenschaft eine Erklärung dafür gesucht, und diese endlich gefundene Erklärung beruht nur auf einem andern, kaum weniger erstaunlichen Wunder als jenes erste ist.

In unseren Klimaten, an den Küsten des atlantischen Oceans, sieht man das Meer nur selten phosphoreszieren. Aber in den Nächten des Hochsommers zeigt sich die Erscheinung fast jede Nacht und bietet einen Anblick von erhabener Schönheit. Dann liegt wohl auf der ruhiger wallenden Flut fernhin träumerisches Dunkel; aber wenn eine Welle sich bricht oder der Hauch eines Windes über den schwarzen Spiegel streicht, so zieht ein langer magischer Silberstrom über die ganze weite Fläche des Wassers, als habe ein Stern sich darin aufgelöst und tränke es mit seinem silberweißen Blute. Bisweilen auch schlüpft am Strande hin ein Fischerboot durch die Finsternis, fast unsichtbar mit seiner Mannschaft; aber die Ruder, mit denen sie das

Wasser schlägt, rühren das geheimnisvolle Licht auf, und die Farben, welche hinter ihm dreinziehen, die Tropfen, welche an ihm niederrinnen, erscheinen wie leuchtender Schnee mit bläulichem Widerschein. Dennoch hält dieses Schauspiel keinen Vergleich mit dem aus, wie es das elektrische und warme Meer der Tropen darbietet, wo das Leben gärt und wogt. Hier zeigt sich das Phänomen zu jeder Jahreszeit und in dem herrlichsten, wahrhaft meteorischen Glanze.

Das Bild des gestirnten Himmels wiedergebend, erscheinen Myriaden von kleinen glimmenden Pünktchen auf der dunkelen Fläche und drängen sich dort, wo das Wasser in heftigere Bewegung gerät, zu leuchtenden Massen zusammen. Die Wellen säumen sich mit feurigen Streifen, und durch die dunkle Tiefe schießen blitzähnlich, ihren Weg durch lange Lichtspuren bezeichnend, Delphine und Fische. Fällt ein Regenschauer, so wird jeder Tropfen zum Funken, und die Millionen glitzernder Flämmchen schicken ihren Schimmer nach oben zurück, so daß die ganze regnende Wolke als eine mattglänzende Wand an dem schwarzen Himmelsgewölbe steht. Am prachtvollsten aber zeigt sich das Schauspiel da, wo der Kiel des eilenden Schiffes die See in mächtigen Wogen auseinander wirft. Die schäumende und wirbelnde Wassermasse vor dem Buge ist in zwei flammende Lichtberge verwandelt; von tausend blitzenden Körpern erfüllt, treibt sie rauschend an den Flanken des Schiffs vorbei und vereinigt sich hinter ihm zur langen, strahlenden Schleppe, die kometartig die Spur des einsamen Seglers auf der schwarzen Wasserwüste bezeichnet.

Das ist das Leuchten des Meeres in den dunkeln Nächten der Tropen. Indessen muß wiederholt werden, daß die Erscheinung sich durchaus nicht auf die Tropen beschränkt, wenn sie auch dort am schönsten und häufigsten auftritt, sondern sie ist über alle Meere verbreitet, selbst in den eiserfüllten Polarmeeren sieht man in hinreichend finsteren Nächten das flüssige Element im leuchtensten Phosphorglanz.

Und die Ursache dieses wunderbaren Schauspiels? Sie liegt eben zumeist in jenen organisierten Atomen, in jenen dem bloßen Auge so oft unwahrnehmbaren oder formlosen Gebilden des niederen Tierlebens, deren im Eingange gedacht ward. Zahlreiche Arten derselben, aber auch Krustaceen und Molusken, besitzen in ähnlicher Weise, wie die Leuchtkäfer Brasiliens oder wie unser Johanniswürmchen, die Fähigkeit, ein phosphorisches Licht zu verbreiten. Die Art ihres Leuchtens ist, ebenso wie die Stärke und die Farbe des Lichtes, bei den einzelnen Klassen sehr verschieden. Teilweise leuchten sie durch den Schleim, mit dem sie bedeckt sind, teilweise durch eigentümliche Organe; bald geht das Licht von dem ganzen Körper, bald nur von einzelnen Teilen desselben aus. Einige scheinen ihr Licht willkürlich zu verbreiten, andere zeigen einen in regelmäßigen Pausen wiederkehrenden Glanz, noch andere müssen erst von außen her gereizt werden, ehe sie überhaupt leuchten. Auch ist ihr in mannigfaltigen Farben

wechselndes Licht bald mit einem lebhaften Glühen, bald nur mit einem schwachen Wiederschein zu vergleichen.

Waltiere und Fische scheinen an und für sich nicht zu leuchten; das glänzende Licht, mit dem sie zuweilen umhüllt sind, entsteht wohl, ebenso wie bei segelnden Schiffen, nur durch die Gesamtwirkung jenes mikroskopischen Tierlebens, mit dem hier jede Welle bevölkert ist. Auch ist es sehr zweifelhaft, ob es leuchtende Seepflanzen giebt. Bei einigen Fucusarten, denen man diese Fähigkeit zuschrieb, hat man gefunden, daß ihr Glanz nur durch eine Unzahl kleiner anhaftender Lichtpünktchen hervorgebracht wird.

Weniger erklärt ist ein anderes, seltener vorkommendes Phänomen, bei dem man kaum zu unterscheiden vermag, ob es nur ein Farbenwechsel oder ein wirkliches Leuchten des Meeres zu nennen ist. Die ganze Wasserfläche erscheint in einem mattglänzenden, weißlichen Schimmer, der sich auch dem Himmelsgewölbe mitteilt, so daß der Horizont und die ihm am nächsten stehenden Sterne in dem bleichen Glanze ganz verschwinden. Es ist, als ob das Schiff durch ein Milchmeer oder durch Quecksilber segele. Das Aufblitzen einzelner Funken und Körper hat aufgehört; das Schiff läßt keine leuchtende Spur hinter sich zurück, alles ringsumher ist gleichmäßig von dem sanften weißen Licht bedeckt. Die ganze Erscheinung hat bei aller Schönheit etwas unheimlich Gespenstisches, und es sind wenige Seeleute so vertraut mit ihr, daß sie nicht erschreckt zum Lote griffen, um sich zu überzeugen, ob nicht etwa eine Untiefe diesen plötzlichen Farbenwechsel hervorbringe. In einzelnen Fällen soll das eigentümliche Aussehen des Wassers bis nach Tagesanbruch gedauert haben, wo dann die ganze See in einer trüben Kreidefarbe erschien. Sehr merkwürdig ist, daß geschöpftes Wasser genau dasselbe Aussehen hat, welches es unter gewöhnlichen Umständen zeigt. Es ist ebenso durchsichtig und bei der Nacht ebenso dunkel, wie sonst, und enthält nur vereinzelte leuchtende Punkte.

Man hat dieses sonderbare Leuchten den organischen Resten, die im Seewasser verwesen, zugeschrieben, da man weiß, daß der Schleim vieler Tiere noch nach ihrem Tode fortleuchtet. Von anderen Seiten ist die Meinung ausgesprochen worden, daß die Leuchttierchen nicht nur ein lebhaft glänzendes, sondern unter Umständen auch ein sehr mattes, stetiges Licht auszustrahlen vermögen, welches dann bei der großen Menge der winzigen Pünktchen die gleichmäßige Milchfarbe des Wassers hervorbringe.

3.

Zwischen den Wendekreisen des großen Oceans, des atlantischen und des indischen Meeres flutet in unwandelbarer Richtung, der Achsendrehung der Erde entgegen, das Meer gleich einem unaufhörlichen Strome von Osten nach Westen. Wie ein Riesenfluß, dessen Ufer wiederum Meerwasser ist, bewegt es sich in dem großen Ocean in schwacher, leiser Strömung an der steilen Westküste Chilis und Perus

den australischen Inseln zu und an die östliche Küste Asiens, die in ihren reichen Busen die Spuren seiner Kraft zeigt. Es durchströmt die engen und daher so gefährlichen Straßen zwischen Neuholland und Neuguinea, zwischen Borneo, Celebes und Java und braust dann auf Ceylon und Madagaskar zu, wo es schon manches schöne und reich beladene Schiff auf Klippen und Sandbänke führte. An Afrikas Küste teilt sich der Strom. Während der eine Teil das Kap der guten Hoffnung umflutet, stürzt der andere auf das rote Meer. Nicht umsonst führt die Eingangsstraße zu demselben den Namen „Thränenpforte", nicht umsonst warnt das Kap „Hüte dich" den Schiffer, der das rote Meer verlassen will. Gar oft wird er dreimal und viermal in dasselbe zurückgeworfen, ehe es ihm gelingt, das hafenlose Thor der Thränen zu durchschiffen. Während die Fluten dieses Meeres ganze Wälder von roten Korallen, ganze Sammlungen von schön gezeichneten Muscheln der verschiedensten Art in sich bergen, sieht man nicht selten auf den schäumenden Wellen die Trümmer des Unglücks hin und her treiben. Von der Westseite Afrikas geht dann ein Strom zwischen den Wendekreisen durch das atlantische Meer, bis er sich an Amerikas Küste bricht. Er treibt mit einer solchen Kraft auf die Ostseite der neuen Welt, daß der Felsdamm von Panama doch schon durchbrochen wäre, lägen nicht als Schutz die großen und kleinen Antillen davor. Dieser Strom, der Äquatorialstrom genannt, spaltet sich in einen nördlichen und südlichen, wenn er sich der amerikanischen Küste genähert hat. Der südliche bildet die brasilianische Küstenströmung, die sich in einer Entfernung von zweihundert Meilen vom Lande hält und zuletzt wieder nach der Südspitze von Afrika hinübergerissen wird. Der nördliche wird nach dem Golfe von Mexiko der Golfstrom genannt.

Der Golfstrom entspringt im Golf von Mexiko zwischen Cuba und der Südspitze von Florida, tritt bei den Bahama-Inseln in den atlantischen Ocean und fließt an der amerikanischen Küste, sich immer weiter östlich wendend und breiter werdend, bis zur Neufundlandsbank, wo ihm ein kalter Strom aus der Baffinsbai mit Treibeis und Eisbergen entgegenkommt. Das Eis wird durch den warmen Strom geschmolzen, und der von dem Eise getragene Schutt, sowie kleinere und größere Felsblöcke sinken zu Boden und bilden so die nach Süden zu ganz steil abfallende, nach Norden zu sanft abgeböschte Neufundlandsbank. Von hier wird der Strom nach Osten abgelenkt und, sich immer mehr ausbreitend, wird er endlich nördlich im grönländischen Meer bei Spitzbergen und südlich bei den Azoren, wo er einen südöstlichen Lauf nimmt, fast unmerkbar, die ganze Westküste von Europa bespülend. Anfänglich, namentlich in den Engen von Bemini, nur etwa 7 Meilen breit, hat er östlich von Kap Hatteras schon 16 Meilen und erreicht bald darauf eine Breite von 150 Meilen. In der Enge von Bemini hat er eine Geschwindigkeit von 1 Meile auf die Stunde, am Kap Hatteras eine solche von $^3/_4$ Meilen. Später, bei sehr erweitertem Bette, beträgt seine Geschwindigkeit nur noch 9 Meilen in 24 Stunden.

Seine Wassermenge ist 3000 mal so groß, als die des gewaltigen Missisippi.

Der Strom kalten Wassers, welcher dem Strom bei der Neufundlandsbank entgegenkommt, teilt sich in zwei Arme. Der eine drängt sich zwischen den letzteren und die nordamerikanische Ostküste hinein und läuft an derselben bis zum mexikanischen Meerbusen herab. Der andere Arm aber geht unter dem Golfstrom fort und erreicht bei dem südöstlichen Ausläufer desselben wieder die Oberfläche, wo sich beide Ströme mischen, um dann zusammen ihr Wasser in der Höhe der Kap Verdeschen Inseln in die äquatoriale Strömung, welche von der Küste von Guinea herkommt, zu verbinden. So wird dem Golf von Mexiko beständig das Wasser wieder zugeführt, das er im Golfstrom nach Norden abgiebt. Da der Golfstrom auf seinem östlichen Lauf von der Neufundlandsbank aus schon sehr flach ist, so kann der unter ihm laufende Polarstrom leicht die großen Eisberge, die auf tausend Fuß tief ins Wasser tauchen, quer durch ihn hindurchführen.

Auf die angegebene Weise vollendet sich der nordatlantische Wirbel, in dessen Centrum die Strömungen das meiste von dem hinwerfen, was sie mit sich führen, und so die große Sargossabank von Corvo und Flores bilden. Das Wasser, das die afrikanische Küste verläßt, um mit dem Äquatorialstrom in den Golf von Mexiko einzudringen, braucht nach Alexander von Humboldt etwa 3 Jahre, um die 13000 Seemeilen bis wieder zu seinem Ausgangspunkt zurückzulegen. — Genau die Verhältnisse des Golfstroms wiederholend ist der japanische Küstenstrom, der, beim Äquator beginnend, an der Ostküste von Asien nach Norden läuft, dann am Nordende von Japan nach Osten abweicht und querüberfließend die nordamerikanische Westküste erreicht. Auch er hat auf seiner rechten Seite sein Wirbelcentrum mit einem Sargossameer. Der Strom ist aber langsamer (15 Meilen in 24 Stunden), weniger scharf begrenzt und unregelmäßiger.

Der Golfstrom unterscheidet sich besonders im Anfang, ehe er seine vollständige östliche Richtung annimmt, auffallend von dem Meere, durch das er fließt. Mit tiefem Indigoblau fließt der prachtvolle Strom in dem bläulichgrünen Bette des atlantischen Oceans bis zu den Küsten Karolinas; eine scharfe Linie zeichnet seine Grenze, auf welcher hinsegelnd ein Schiff mit der einen Hälfte im Golfstrom, mit der andern im atlantischen Ocean sich befinden kann. Der Golfstrom ist aber nicht nur blauer als das Bette, in welchem er fließt, sondern auch durchsichtiger, wärmer, specifisch schwerer und salziger.

Die Temperatur der Gewässer des Golfstroms ist natürlich sehr verschieden nach den verschiedenen Breiten, in denen sie fließen. Aus dem Golf von Mexiko trägt dieser Strom eine so große Wärmemenge nach dem Norden, daß dieselbe hinreichen würde, Berge von Eisen zu schmelzen und einen Strom geschmolzenen Eisens zu unterhalten, so groß wie der Missisippi. Das durch die karaibische See in den Golf von Mexiko eintretende Wasser des ostwestlichen Äquatorialstromes ist

an der Oberfläche noch 1,3 ° bis 1,7 ° R. kälter, als das des Golfstroms, der nach dem amerikanischen Küsten-Aufsichtsamt auf der Oberfläche 21,33 ° R zeigt. Auf der Höhe von Kap Hatteras und selbst noch an der Neufundlandsbank ist das Wasser des Golfstromes an einem Wintertage 8,8 ° bis 13,3 ° R. wärmer, als das des atlantischen Oceans. Das mittlere specifische Gewicht des arktischen Oceans ist bei — 2,22 ° R. gleich 1,0263, das des Golfstroms bei derselben Temperatur 1,0303. Nach Thomassy enthält das Wasser in der Bai von Biscaya $3^1/_2$ Prozent Salz, das der Passatwind-Region $4^4/_{10}$ Prozent und das des Golfstroms auf der Höhe von Charleston noch 4 Prozent, ungeachtet der Verdünnung, die er durch das Einströmen der in den Golf von Mexiko einmündenden großen Flüsse, namentlich des Magdalenenstroms, des Rio Bravo und des Mississippi, erfahren hat.

Gegen die Tiefe hin wird das Wasser natürlich kälter, und der ganze Golfstrom läuft auf einem Bette von kaltem, ruhendem Wasser. Bis jetzt ist keine Meeresströmung in größerer Tiefe als 2000 bis 3000 Fuß bekannt. Auf der Höhe von Neufundland, wo die warmen Gewässer des Golfstroms und die daraus aufsteigenden Wasserdünste mit der vom Strome der Baffinsbai herbeigeführten eisigen Polarluft in Berührung kommen, bilden sich die dichten Nebel, die sogenannten Silbernebel von Neufundland, eins der schönsten Phänomene, welche die kalte Zone darbietet. Dieselben entschädigen aber nicht für die gefährlichen Erscheinungen, welche der Konflikt warmer und kalter Temperatur in Luft und Wasser hervorruft. Der Golfstrom erzeugt die heftigsten Stürme auf der Erde. Nur das chinesische Meer und der nördliche stille Ocean sind in dieser Beziehung dem Golfstrom einigermaßen ähnlich. Das Kap der guten Hoffnung, ehemals so verrufen, daß die portugiesischen Entdecker es Kap der Stürme nannten, und das noch jetzt von Seefahrern so gefürchtete Kap Horn sind nichts gegen den Golfstrom. Wir müssen aber diese schlimme Seite des Golfstroms der Betrachtung der Versicherungsgesellschaften anheimgeben und wenden uns lieber zu seinen segensreichen Wirkungen.

Im ersten Augenblick wird kaum jemand daran denken, daß der Strom warmen Wassers, der sich vom Golf von Mexiko her gegen die europäische Westküste ergießt, vielleicht die wichtigste und folgenreichste Thatsache ist, die im ganzen großen Gebiet unserer Erde vorkommt, daß derselbe auf eine Weise, wie kein historisches Ereignis, in die Geschichte der Menschheit eingegriffen und den Entwicklungsgang des Menschengeschlechts auf der Erde bestimmt hat. Nirgendwo in der ganzen alten Welt ist die Zone, die vor allen geeignet ist, die Entwicklung des Menschen zu höheren Kulturstufen zu fördern, so breit, das Areal derselben so ausgedehnt, wie in Europa. Der Charakter des gemäßigten Klimas, den Fleiß herausfordernd, aber auch ihn lohnend, gleich weit entfernt von dem starrenden Eise des Nordens und der Glut der Wüste, von der Öde einer in Kälte ersterbenden Natur und einer üppigen, berauschenden Fülle ihrer Gaben, ist der eigentliche Erzeuger und Fortbildner der Civilisation, hat dieselbe in Europa hervor-

gerufen und zu der Blüte gebracht, in der sie jetzt steht. Bei einer nördlichen Breite, wo in Hammerfest noch glückliche Menschen leben und eine lustige Sommermesse tausende von Fremden vereinigt, sind wir in Ostasien, fast 4 Grad nördlicher als die furchtbare Behringsstraße, in ewigem Eis eingeschlossen; dem Korn- und Gartenbau von Drontheim entspricht etwa das Kap Navarin im Lande der elenden Tschuktschen, denen Fische und Renntiere mit einigen dürftigen Wurzeln die einzige Nahrung sind; und wer möchte die blühenden Fluren von Holstein mit den traurigen Umgebungen von Petropawlwosk in Kamtschatka vertauschen? Und alles das verdankt Europa dem Golfstrom, der ihm die Wärme der Tropen zuführt und da noch Leben und Kultur gestattet und hervorruft, wo sonst alles in eisigem Tode abstirbt. Wer möchte leugnen, daß für die Geschichte der Menschheit, und nicht allein der europäischen, die Entdeckung von Amerika der bedeutendste Wendepunkt gewesen ist, von dem bis jetzt die Annalen der Welt Meldung thun? Und schwerlich wäre Amerika entdeckt, wenn nicht der Golfstrom fortwährend lebende und tote Boten aus der neuen Welt in die alte gesendet hätte, um diese zu mahnen, ihrer civilisatorischen Aufgabe auch dort zu genügen. An die Küsten der Azoren angeschwemmte Leichen von unbekannten Völkerstämmen, Bambusrohr u. dgl. waren es vorzüglich, die Columbus den Mut gaben, die für damalige Zeit unerhörte Fahrt nach dem unbekannten Westen zu wagen. Sicher hätte es ohne diese Mitwirkung des Golfstroms noch Jahrhunderte gedauert, ehe der amerikanische Kontinent für die europäische und allgemeine Kultur gewonnen worden wäre.

Und das alles war einmal anders, ganz anders auf Erden. Die geognostischen Untersuchungen der Neuzeit haben nachgewiesen, daß es geologisch gesprochen, noch nicht gar lange her ist, seit eine feste Landverbindung zwischen der iberischen Halbinsel und dem Südosten von Nordamerika den Golfstrom von Europa abschnitt, und ihn zwang, im jetzigen Missisippithal zu laufen; eine Zeit, in der Skandinavien die Rolle des jetzigen Grönlands spielte, die nach Deutschland seine Eisberge sandte, welche erst am Harz und dem Thüringerwald, der damaligen Nordküste von Deutschland, strandeten und langsam auftauend, dem ganzen mittleren Deutschland Wind und Natur des jetzigen Neufundlands brachten. Das muß man sich nur lebhaft ausmalen, um die ungeheure Bedeutung des Golfstromes und seinen Segen für Europa zu begreifen.

4.

Furchtbar und unwiderstehlich für die schwachen Werke von Menschenhand ist der Aufruhr des Meeres. Gewöhnlich geht eine bedrohliche, schwüle Stille dem Toben des Sturmes vorher; der regelmäßig wehende Wind setzt plötzlich um; Wirbelstöße erheben sich; das Meer beginnt ohne sichtbare Ursache zu wallen; nun kommt ein heulender Wind heran, der zischend und pfeifend durch das Tauwerk fährt. Die Matrosen klettern an den Strickleitern empor und reffen

die Segel zum größten Teile ein und binden sie zusammen, damit sie dem Winde keine zu bedeutende Fläche darbieten. Die Luken werden nach allen Seiten hin auf das sorgfältigste geschlossen, um den anschlagenden Wellen das Eindringen zu verwehren. Kaum hat dies geschehen können, als auch schon mit erneuter Gewalt der Sturm daherbraust, die Wogen peitscht, immer höher hinauftreibt, bis sie den erschreckten Bewohnern des Schiffes wie Berge, bis ihre Thäler wie furchtbare, bodenlose Abgründe erscheinen.

Schon hat das Meer seine Durchsichtigkeit verloren; schwarz sieht es aus und öffnet einen gähnenden Schlund neben dem andern; doch hat es noch nicht seine schrecklichste Gestalt angenommen. Nun aber sinkt die Nacht hernieder; da scheint der Himmel flach und nicht mehr gewölbt sich auszubreiten; er scheint sich zum Meere zu senken, um es mit seiner Last zu erdrücken. Die Sternbilder werden größer, breiter; der zitternde Duft, in dem alles schwimmt, giebt ihnen ein furchterregendes Ansehen, dehnt ihren Flächenraum auf das Zehnfache aus. Die Planeten und die hellsten Fixsterne bekommen ein kometenartiges Ansehen. Immer wütender und wilder rast der Sturm daher, schleudert das Schiff hinab, hinauf; jetzt auf einer Wellenkuppe treibt er es die glatte Bahn hinunter; die Spitze des vordersten, schräg hinausliegenden Mastes taucht in das Wasser und scheint das Schiff durch die dunklen Massen des Meeres selbst ziehen zu wollen; jetzt steigt es bergan, und steil und hoch in die Luft ragt desselben Mastes Spitze, weit im Bogen aufwärts das Wasser schleudernd, das er gefaßt hat.

Noch geht alles gut; denn an solche Ereignisse ist der durch tausend Gefahren geprüfte Seemann schon gewöhnt. Weiß er nur, daß er auf 500 Meilen kein Land vor sich hat, so kann er solchen Sturm schon aushalten. Nun aber hebt der Wind noch heftiger und wilder seine Schwingen. Schon darf das Sturmsegel, womit der Steuermann noch das Schiff zu lenken, in seiner Bahn zu halten imstande ist, nicht mehr gebraucht werden; obwohl es aus dem stärksten doppelten Hanftuch gemacht ist, so zerreißt der wütende, stoßweise kommende Wind dasselbe doch spielend. Ja, die Segel, welche, zusammengebunden an den Rahen, von den Masten hängen, müssen ganz herabgenommen werden, weil selbst an diesem kleinen, geringfügigen Gegenstande der Wind zu viel Macht ausübt, weil er das Schiff gewaltsam auf die Seite neigt und es umzustürzen droht. So seiner Segel gänzlich beraubt, treibt es nur noch mit den leeren Masten und ist nunmehr nicht ferner zu lenken, ist ein Spiel der Winde. Ja, im höchsten Grade des erzürnten Sturmes muß man sogar die Masten kappen, d. h. nahe an dem Verdeck abhauen, und nun fliegt es auf der öden Meeresfläche umher, rettungslos verloren, nicht durch den Sturm, der ihm jetzt nichts mehr anhaben kann, wenn seine Rippen nur fest sind und die Planken gut und frisch, sondern dadurch, daß es nicht gelenkt werden, also auch, wenn der Sturm vorüber ist, keinen Hafen erreichen kann, und entweder an einer Klippe zerschellt

oder auf einer Sandbank sitzen bleibt, bis die Wellen ein Brett nach dem andern losspülen, oder endlich auf dem Meere treibt, bis die Mannschaft vor Hunger und Durst zur Verzweiflung gebracht ist, bis vielleicht doch noch der glückliche Zufall den Notleidenden ein Schiff in den Weg führt, das sie aufnimmt, oder bis sie alle zu Grunde gehen.

Minder lange dauert die Qual der so durch den Sturm Verunglückten, wenn derselbe sie in einem Insel- oder Klippenmeere überrascht. Zerschmettert ist bald auf den glasharten Felsen das hölzerne, leichte Gebäude; die Trümmer schwimmen in den Strömungen umher; der entsetzliche Hai, des Meeres Hyäne, sucht seine Beute unter ihnen; eine brandende Welle entreißt anderen die rettende Planke, mit der sie die nahen Ufer zu erreichen hofften und begräbt sie in des Meeres dunklen Schoß.

Nicht allein aber der Sturm macht dem Seefahrer das Leben oft schwer, sondern auch Windstillen sind ihm höchst gefährlich und bringen ihm, wenn sie anhaltend sind, gewisser noch Verderben als der Sturm. Darum vermeiden die Schiffer auch jene Teile des Oceans, in denen fast fortwährend Windstille zu herrschen pflegt und oft keine Spur auch nur von dem leisesten Hauche wahrzunehmen ist. Bisweilen wird ein Schiff aber dennoch dahin verschlagen und ist dann den höchsten Gefahren ausgesetzt. Wochenlang steht es wie angemauert; aus dem schwülen, sich nicht bewegenden Seewasser erheben sich faulige Dünste und verpesten die Luft. Man sieht keine Fische, nur der kleine Pilot bringt den schrecklichen Hai heran, der, auf baldigen Fraß hoffend, den Seefahrern eine Vorbedeutung der übelsten Art ist. Mit Schrecken sieht der Seemann den kleinen Fisch nahen, der immer vor dem Haifisch herschwimmt und ihm Nachricht zu bringen scheint; mit Entsetzen sieht der Matrose das greuliche Tier schwerfällig in einiger Entfernung zurückbleiben, während der kleine flinke Pilot das Schiff umschwärmt; mit Grauen sieht der auf dumpfem Fahrzeug festgehaltene Passagier die Zahl der Haifische sich mehren und fürchtet bald ihr Raub zu werden; doch sie, die einzigen lebenden Wesen, welche noch das verlorene Schiff umspielten, sie selbst wenden sich hinweg, und fast traurig sieht man die furchtbaren Tiere scheiden, da selbst diese es nicht in der vergifteten, in Gärung übergegangenen Masse aushalten können. Niedergeschlagenheit und Schwermut bemächtigen sich nun auch der Stärksten.

Jetzt werden die Schrecken der Lage immer gehäufter; das Wasser in den Fässern ist verdorben; fingerdicke Würmer haben sich darin erzeugt und leben und mästen sich von den zuerst sich bildenden Infusionstierchen und von den immer größeren, stufenweise ausgebildeter sich zeigenden Maden. Das Fleisch ist in Fäulnis übergegangen, das Brot mit Schimmel überzogen, von zahllosen Insekten und Käfern durchlöchert. Nun bricht noch das Faulfieber unter der Mannschaft aus; wenige Tage machen dem Leben des davon Befallenen ein Ende. Immer mehr Opfer fordert der Tod; Verzweiflung faßt auch den Herzhaftesten. „Wer wird der Unglückliche sein, der diese gräßliche Not am

längsten überdauert?" fragt man sich schaudernd, und jeder beneidet die vorangegangenen Brüder um ihr Los. Endlich ist alles tot, ausgestorben der weite Bau, der Hunderte von hoffnungsreichen, frohen Menschen trug. Da erhebt sich ein Sturm und führt das halbvermoderte Schiff auf seinen Fittichen davon.

Eine Fregatte begegnet dem Geisterschiff; es streicht nicht die Segel vor dem größeren Fahrzeuge; man ruft es an, keine Antwort; ein blinder Schuß hat keine bessere Wirkung. Eine Kanonenkugel saust an dem Vorderteil desselben vorbei, um zu zeigen, was zu erwarten stehe, wenn keine Antwort erfolge; dennoch bleibt alles still; man glaubt, es sei ein Raubschiff, ein paar Stücke werden auf den Rumpf desselben gerichtet, die schweren Kugeln fahren hindurch und machen in dem verwitterten, vermoderten Holz ungeheure Öffnungen. Doch alles bleibt still. Nun entschließt sich der Befehlshaber des Kriegsschiffes eine Schaluppe auszusetzen. Alles ist leer auf dem verödeten Schiffe; man sieht mit Staunen, daß es völlig ausgestorben; in der Kajüte befindet sich ein einziger verwester Körper; eine versiegelte Flasche enthält einen Bericht des Unglücks, welches das Fahrzeug betroffen.

Hartwich, Schacht, Schneider u. Zimmermann.

6. Das nördliche Eismeer.

1. Beschreibung des Eismeeres. — 2. Die zweite deutsche Nordpolarexpedition.

1.

Groß sind die Gefahren der Korallenriffe im stillen Ocean; aber sie können sich nicht messen mit den Schrecknissen des Polarmeeres; und dennoch reizt dies heilige Meer, wie es an einer Stelle nördlich von Asien heißt, immer von neuem wieder, seinen Schleier zu lüften, der noch so viele Geheimnisse birgt. Mancher Name eines kühnen Seefahrers steht schon an seinen Küsten eingegraben und zeugt von den Versuchen, die man anstellte, die nördliche Seite von Asien und Amerika zu umschiffen. Selbst bis dahin, wo die Sonne monatelang verschwindet, das flüssige Quecksilber zu hammerhartem Stein wird, wohin die weißen Füchse und die grimmigen Eisbären sich scheu zurückgezogen haben, wo die schaurige Totenstille nur durch das donnernde Zerbersten des Eises unterbrochen wird, selbst bis dahin sind kühne Schiffer vorgedrungen; aber das gewünschte Ziel haben sie nicht erreicht. Dort ist das Land des Todes; die ganze Natur ist zu einer Leiche erstarrt. Kein winterlicher Baum mit verglasten Ästen und Zweigen schlummert hier, auf ein frohes Wiedererwachen harrend; kein liederreicher Sänger, der in den Gezweigen nistet, läßt sich hören; kein Winterschläfer hat sich in den erstarrten Boden eingegraben. Ein unendliches Gefilde, bedeckt mit Schnee und Eis, so blendend weiß, daß das Auge einen längeren Anblick nicht ertragen kann, eine eisige Luft, mit feinem Schneestaub untermischt, der einen brennenden Durst verursacht, ein

kieselharter Schnee, der erst gekocht werden muß, wenn man seinen Durst damit löschen will, das sind die Gaben des Poles. Wer dort Hütten bauen will, muß sie aus Quadern von Schnee und Eis bauen, wobei die Axt gar leicht wie Glas zerspringt.

Nähert der Schiffer sich der Eisregion des Polarmeeres, so stellen sich bald auch warnende Zeichen ein. Schneeweiße Sturmvögel eilen ihm in Scharen entgegen, in ihrem Zuge die Richtung angebend, von woher das Meer die Schollen schickt, in ihrem Fluge mahnend, daß, wer nicht mit ihnen ziehe, in die schonungslosen Gefilde des Schreckens gerate. Bald verrät ein weißer Glanz, der Eisblink genannt, daß der Feind näher rückt. Das Quecksilber im Thermometer erstarrt plötzlich; ein donnerähnliches Rauschen und Krachen wird vernehmbar. Ob es aus der Luft oder aus der Tiefe des Wassers kommt, läßt sich nicht unterscheiden. Das Rauschen wird immer stärker und furchtbarer. Die ersten Vorposten des Eises schlagen als lockeres Grundeis an das Schiff, und bald ist es umringt von größeren und kleineren Schollen. Da gilt es, jeden Schritt mit der unglaublichsten Anstrengung dem immer mehr und von neuem andringenden Feinde abzukämpfen. In tausenderlei Gestalten kommt er heran. Tagelang schickt er erst kleinere Truppen als Plänkler. So weit das Auge reicht, zeigt sich oft nicht eine Stelle, wo sie nicht wären.

Mit diesen Scharen ist der Kampf noch zu bestehen; aber im Hintergrunde stehen die Unbezwingbaren. Es sind Riesenschollen von einer solchen Größe, daß man sie für Inseln gehalten hat, und von einem solchen Umfange, daß manches deutsche Land Platz darauf hätte. Bald sind sie regungslos gleich Gletscherherden gelagert, bald treiben sie, von den Winden oder unterseeischen Strömungen bewegt, unstät und rastlos umher und bewirken hierdurch ein Farben- und Lichterspiel, welches ihre eigentümlichen Schichtungsverhältnisse wie die schauerliche Schönheit ihrer Formen nur noch auffallender hervorhebt. Die größten darunter recken die eine Seite lotrecht gleich einer steilen Felswand aus der See empor, während die entgegengesetzte sich allmählich abdacht; andere gleichen Domen, Burgtrümmern oder segelnden Schiffen; mit hohen Zinnen und Minareten prangen jene, während hier und da eine große Eistafel auf einer einzelnen Säule ruhend erscheint. Diejenigen, welche länger dem Wellenschlage ausgesetzt waren, sind meistens zu mannigfaltig gestalteten Grotten ausgehöhlt oder stellen sich als ein tausendfältig durchbohrter Münsterturm in reichster Farbenpracht dar.

Die vorherrschende Farbe der Eisberge ist ein mehr oder minder dunkles Grün, vorzüglich wenn ihre Oberfläche eine Weile vom Meere bespült worden ist; manche, welche mit Schnee oder Reif bekleidet sind, schimmern, vorzüglich im hellen Sonnenscheine, schneeweiß, andere dagegen, welche, wie es oft geschieht, mit fremdartigen Körpern vermischt worden, sind von dunkler Farbe und vollkommen undurchsichtig. Wie aber ihre Gestalt und Farbe immer sein mögen, das Auge wird nie müde sie zu betrachten. Wenn sie, von einem Winde aus ihrer Ruhe

aufgestört, sich majestätisch bewegen, bilden sich bald unabsehbare, oft wie nach der Schnur gezogene Pässe und Gänge, bald drängen sie sich im wilden Gewühle durch- und übereinander, so daß immer eine auf die Kuppe der andern hinaufgetrieben wird, bis die Eissäule eine Entsetzen erregende Höhe erreicht und unter ihrer eigenen Wucht zusammenbricht; oder sie geraten, was nicht selten geschieht, urplötzlich in heftigen Hader und zertrümmern sich wechselseitig; wenn aber die Fehde nachläßt und sie sich wieder trennen, so erscheinen sie mit noch überraschenderen Formen als zuvor, weil sie aus jenen Zusammenstößen, von denen sie dem Anscheine nach unfehlbar entstellt oder gar zerstört werden mußten, in erneuerter Schönheit hervorgingen. Ein auf dem Nordpolarmeere vorhandener eigentümlicher Zustand der Atmosphäre, infolge dessen das natürliche Aussehen und die Gestalt aller Gegenstände auf die allerseltsamste Weise verändert werden, trägt ausnehmend zur ganz wundersamen Belebung jener Seeregion bei. Dies rührt von der ungleichen Strahlenbrechung her, welche einerseits durch die außerordentliche Kälte des Klimas, andererseits durch die Mittagshitze der Sonne hervorgebracht wird, und gleicht in jeder Hinsicht der in den heißen und gemäßigten Erdgürteln zu Lande wie zur See vorkommenden Luftspiegelung, welche ja in den verschiedenen Strichen verschiedene Namen trägt; nur sind bei den im Nordpolarmeere vorkommenden Erscheinungen die Wirkungen ohne Vergleich auffallender und staunenswerter. Am häufigsten pflegt dieses an Zauberei streifende Naturschauspiel um die Mittagszeit einzutreten, wo oft Fahrzeuge, welche eine halbe geographische Meile von dem Beobachter entfernt liegen, jetzt ganz über dem Seespiegel erhoben in der Luft zu schweben, ein anderes Mal in ganz umgekehrter Stellung, so daß die Spitzen der Masten nach unten und der Kiel nach oben gewendet ist, zu liegen scheinen. Bald wähnt man die Masten gänzlich von ihrer Grundfläche getrennt für sich in der Luft hangen, bald die Segel und Rahen, überhaupt das ganze Takelwerk ungeheuer verlängert oder verkürzt oder vervielfacht zu sehen. Dieselbe Bewandtnis hat es mit den Eisbergen und Feldern, welche in der Luft zu schwimmen scheinen oder sich als himmelhohe Zinnen und gähnende Abgründe zeigen, während sie in der Wirklichkeit nur unbedeutende Zacken und Spalten sind. Am wundersamsten und zauberhaftesten ist jedoch der Umstand, daß nicht selten die Bilder von Gegenständen, welche weit unter dem Horizonte liegen, so daß sie, selbst wenn das Auge mit dem mächtigsten Fernrohre bewaffnet wäre, nicht wahrgenommen werden könnten, durch diese Lichtbrechung in den Gesichtskreis des Beobachters gerückt werden. So sah einst W. Scoresby den Teil der grönländischen Küste, welcher Homes Vorland heißt und 3500 Fuß hoch ist, in einer Entfernung von 32 geographischen Meilen, bei welcher derselbe 12 000 Fuß hoch hätte sein müssen, um gesehen zu werden. Ein anderes Mal sah er das Bild eines umgekehrten Schiffes in der Luft und rief sogleich, es sei der von seinem Vater befehligte Walfischfänger, welche Behauptung sich auch später als richtig erwies. Die Entfernung beider Schiffe von

einander betrug damals sechs Meilen, und das von Scoresby mit unbewaffnetem Auge wahrgenommene Fahrzeug befand sich ungefähr $4\frac{1}{2}$ Meile außerhalb des Horizontes. Aber nicht bloß auf See und Land, sondern auch auf das Firmament übt die Luftspiegelung ihren Zauber aus; denn Höfe um Sonne und Mond und sogar vielfältige Bilder beider Gestirne kommen häufig vor und verleihen der durch das Mondlicht und andere schauerlich schöne Erscheinungen verherrlichten Himmelsfeste einen noch erhabeneren Glanz.

Diese Bilder erstrecken sich jedoch nicht weiter nach Norden als bis zum zweiundachtzigsten Grad. Von hier ab bis zum äußersten Pole erscheint alles Eis festzustehen; das ganze Gefilde scheint ein ewiges, unveränderliches Einerlei zu sein und Grabesstille und Todesschauer. Aber wehe, wenn jene starren Riesen Leben und Bewegung bekommen, wenn Sturm und Flut sich noch mit ihrem Vorrücken vereinen! Vor Kampflust schäumend schicken sie mit schnellen Donnerschlägen die Wogen voraus an die Planken des Schiffes und rücken dann selber tosend nach. Hilflos treibt das Schiff umher; jede Sekunde kann die letzte sein, der nächste Augenblick kann Vernichtung oder Rettung bringen. Hier, inmitten des empörten Elementes, ist der Mensch völlig hilflos; er muß zusehen, wie die feindlichen Schollen einen furchtbaren Kampf um ihn kämpfen, und es den Schutzgeistern überlassen, ob sie ihn aus der gefahrvollen Schlacht erretten wollen. Der Atem will schier in der Brust ersticken, wenn das Auge gewahrt, wie in der Ferne zwei Eisberge tosend zusammenstoßen und das Ohr vor dem gewaltigen Gekrach nicht mehr das laute Kommando des nahestehenden Kapitäns hört. Geschieht es, daß die Eisinseln zerschellen, so wird das Meer dadurch oft in eine so stürmische Bewegung gesetzt, daß die größten Schiffe, welche sich in der Nähe befinden, dem Untergange nahe gebracht werden können, und kleinere Fahrzeuge werden dann leicht noch in großer Entfernung verschlungen. Wird aber das Schiff gar von zwei gegeneinander treibenden Eisschollen erfaßt, so bleiben nur noch zerquetschte Holzfasern von ihm übrig.

Trotz dieser Gefahren sind doch bis jetzt schon mehr als hundert Entdeckungsreisen in jene unwirtlichen Gegenden unternommen, und jedes Jahr weiß von neuen Wagnissen zu erzählen, die kühne Seefahrer im Kampfe mit den wilden Elementen bestanden haben; auch die Namen vieler deutschen Männer werden unter ihnen genannt. Ob es aber jemals gelingen wird, bis zum Pole vorzudringen, mag wohl niemand entscheiden können.

2.

Im Jahre 1869 wurde eine zweite deutsche Nordpolarexpedition unternommen, welche den Plan verfolgte, an der ostgrönländischen Küste nach Norden vorzudringen. Zwei größere Schiffe wurden zu dieser Expedition bestimmt: der Dampfer „Germania“ und das Segelschiff „Hansa“. Letztere hatte mit weit größeren Schwierigkeiten zu kämpfen, als die Germania, welcher Dampf zu Gebote stand. Man kann mit

Dampfkraft leicht in plötzlich sich öffnende Kanäle zwischen den Eisschollen eindringen und diese Straßen mit Vorteil verfolgen, während ein Segelschiff in solchen Fällen stets vom Winde abhängig ist und bei widrigen Winden nicht wagen darf, in die rasch sich schließenden Eiskanäle einzudringen, weil die Gefahr naheliegt, daß das Schiff dort von den Schollen zerquetscht werde, ehe es aus den Kanälen hinaus gelangen kann.

Als beide Schiffe die Breite von 75 Grad erreicht hatten, auf der sie durch das Eis dringen und nach Grönlands Küste gelangen sollten, traten dichte Nebel auf, und infolge eines mißverstandenen Signals wurden beide voneinander getrennt, um niemals wieder zusammenzutreffen. Als sich der Nebel verzogen hatte, bemerkte die Bemannung der Hansa, daß ihr Schiff tief ins Eis hineingeraten war. Alle Versuche, durch einen Kanal das freie Wasser zu gewinnen und die Küste Grönlands zu erreichen, scheiterten. Gegenüber der Macht der Elemente erwies sich die Anstrengung der Menschen wirkungslos. Am 19. September 1869 war die Hansa, um welche sich eine dicke Eisdecke gebildet hatte, vollständig eingefroren. Jetzt war die größte Vorsicht geboten. Die Bemannung der Hansa mußte daran denken, daß das Schiff von den Eisschollen gänzlich zerquetscht werden konnte, und daß sie dann hülflos, ohne Obdach, ohne Lebensmittel mitten im Ocean auf dem Eise stehen würden. Zum Glück hatte die Hansa einen großen Vorrat von Kohlen an Bord. Dieser bestand nicht aus gewöhnlichen Stückkohlen, sondern aus Briquetts, aus ziegelartig geformten Patentkohlen, die nun als ein vortreffliches Baumaterial dienen mußten. Aus ihnen wurde auf dem großen Eisfelde, in dem die Hansa festgefroren war, ein Kohlenhaus errichtet, groß genug, um alle vierzehn Mann (so stark war die Bemannung des Schiffes) zu beherbergen. Als Mörtel diente Schnee, den man mit Wasser vermischte und der sofort zu Eis gefror; dieser Eiskitt hielt sehr fest. In dem Hause wurde ein Kochherd aufgestellt und alles zum Leben Nötige untergebracht. Das Dach wurde aus Stangen und Brettern gebildet, die man vom Schiffe nahm; für einen warmen Schneemantel, der über das Ganze sich hinzog, sorgte der Himmel selbst, und auf eine kurze Entfernung hin konnte man es für einen großen Schneehaufen ansehen, aus dem ein paar Schornsteine hervorragten. Bei dem Hause flatterte die schwarz-weiß-rote Fahne von einem Flaggenstocke und lagen die drei Böte der Hansa. Man hatte sie „Hoffnung, Bismarck und König Wilhelm" getauft. Alle waren segelfertig und mit Proviant versehen, damit, im Falle die Eisscholle zerbarst, die Mannschaften sich in die Böte retten könnten.

Die Eismassen drückten immer gewaltiger auf das Schiff. Allen Proviant und alle Vorräte rettete man in das Kohlenhaus. Unter der Wucht des von allen Seiten herandringenden Eises sprangen die Decknähte des Schiffes, seine Planken barsten — und am 19. Oktober des Jahres 1869 versank die Hansa in die Tiefen des Meeres. Hülflos standen die vierzehn Männer, welche die Besatzung der Hansa gebildet hatten, mit ihren wenigen geretteten Sachen in der weiten Eis-

wüste. Aber sie verzagten keineswegs. Da das Eis in Bewegung geriet, rechneten sie darauf, daß es sie gegen Süden treiben und nach Verlauf von etwa dreiviertel Jahren in Gegenden bringen werde, wo eine Rettung möglich sei. Zweihundert Tage trieben sie auf der Eisscholle, vom Tage des Schiffbruches, vom 19. Oktober, den ganzen schweren Winter hindurch bis zum 7. Mai 1870, an welchem Tage die Schiffbrüchigen in den Böten ihr Eisfeld verließen.

An die Stelle der schmucken, tüchtigen Hansa war eine gebrechliche Eisscholle getreten, die etwa 7 Seemeilen oder $2^1/_2$ Stunden im Umfange hatte, also noch immer den Schiffbrüchigen ziemlich viel Spielraum gewährte. Die Scholle, oder besser gesagt das Eisfeld, war im ganzen 14 Meter dick, doch ragten von diesen nur $2^1/_2$ Meter über das Wasser empor. Trotz dieser Stärke war das Eisfeld nur ein äußerst gebrechliches Fahrzeug, das in der Gewalt der Stürme, bei dem fürchterlichen Toben der Elemente leicht zersplittern konnte. Die drei Böte mußten daher instandgesetzt werden, um jeden Augenblick, wenn das Eisfeld zertrümmert werden sollte, die Schiffbrüchigen aufnehmen zu können. Man belud sie mit den nötigen Lebensmitteln und machte sie segelfertig.

Die nächste Sorge war dem „Hansahause" gewidmet, das in einen möglichst wohnlichen Zustand gebracht wurde. Anfangs zeigte es nur die kahlen, nackten Kohlenwände, aber allmählich bekam es einen freundlicheren Anstrich, wenn von Freundlichkeit in einem Hause die Rede sein kann, in dem die Fenster fehlten und in dem qualmende Lampen das Licht des Tages ersetzen mußten. Aus den Kajüten waren allerlei Gegenstände gerettet worden, die nun im Hause ihren Platz fanden. Segel und Decken bildeten die Tapeten der Wände, an denen Spiegel, Karten und Instrumente als Zierrat hingen. Über diesen prangten die Küchengeräte des Kochs. Für Wärme sorgte ein Ofen und der Kochherd; als Schlaf- und Sitzplatz, als Stuhl und Sofa diente eine Pritsche. Alle diese Gegenstände beengten den Raum sehr, und waren alle vierzehn Schiffbrüchige versammelt, so war er gänzlich vollgepfropft. Dann war der Aufenthalt natürlich ein höchst unbequemer, aber mit der Zeit gewöhnte man sich wenigstens einigermaßen hieran.

Fern von allen Menschen, fern von jeder Rettung trieb nun die Scholle in südwestlicher Richtung weiter. Ergeben in ihr Schicksal, nur Gefahren vor Augen, sahen die Männer anfangs einen Tag wie den andern vergehen, bis die Stürme und die Kälte des Winters Änderungen hervorbrachten. Was Regelmäßigkeit, Wachtdienst, Verteilung der Arbeit betraf, so wurde ganz die Ordnung wie auf dem Schiffe beibehalten. Nur zuweilen bot die Jagd eine Abwechselung; man erlegte mehrere Seehunde und auch ein Walroß. Nahrung suchend kamen vom Lande Eisfüchse über die Schollen bis zum Hansahause, in dem sie Beute wittern mochten; sie wurden erlegt. Auch die Eisbären wurden herangelockt. Sechs von ihnen mußten ihr kühnes Beginnen mit dem Tode bezahlen. Sie lieferten frisches Fleisch in die Kochtöpfe und warme Decken für die erstarrten Glieder; denn die Kälte hatte allmählich zu-

genommen. Im Durchschnitt betrug sie — 22° R.; allein einige Male fiel die Temperatur auf — 25°; die höchste, bloß während kurzer Zeit bemerkte Kälte war — 26° R.

Das Treiben nach Süden, längs der Küste hin, die man bei heller Witterung deutlich sah, ging unausgesetzt vor sich. Wohl hätte man die Küste selbst, über die Schollen springend, erreichen können. Aber was hätte man dort, wo kaum auf Eskimos zu hoffen war, beginnen sollen? Unfehlbar wären am Lande die Hansamänner alle erfroren und verhungert, denn ihre Geräte, ihre Lebensmittel hätten sie nicht dort mit hinschleppen können. Ende Dezember befand man sich unter dem 68. Breitengrade, fast drei Grade südlicher als der Ort, wo der Schiffbruch stattgefunden hatte.

So nahte die Weihnachtszeit heran, wo in der Heimat alles Lust und Freude atmete, wo die Tannenbäume geschmückt wurden. Gewiß dachte damals in Deutschland mancher an seine Lieben, die er oben im hohen Norden auf der Entdeckungsreise wußte — aber noch sehnsüchtiger, so recht aus dem tiefsten Grunde des Herzens heraus eilten die Gedanken der schiffbrüchigen Hansamänner nach der Heimat der Lieben. Aber auch für jene sollte das schönste Fest des Jahres nicht ungefeiert vorübergehen. Wohin auch der Deutsche kommt, er nimmt die herrliche Sitte, den Weihnachtstag zu feiern, überall mit hin. Fehlen ihm in den Tropen unsere duftenden Tannenbäume, dann nimmt er Palmen, die er mit Lichtern schmückt, und erzählt den in der Fremde gebornen Kindern, wie jetzt daheim, im großen, weiten Vaterlande, überall die geschmückten Bäume flammen, zur Feier der Geburt des Christuskindleins. Und auch die Deutschen auf der Eisscholle im arktischen Ocean wußten sich auf ihre Art zu helfen. Wir lesen in einem der Tagebücher: „Am Weihnachtstage hatten wir Regen. Während wir nachmittags spazieren gingen, richteten die Steuerleute den Christbaum auf, indem sie in einen Stab Besenreiser wie Tannenäste einfügten. Für die Lichter hatte ich einen Wachsstock gespart. Papierketten und selbstgebackene Lebkuchen zierten den Baum; die Leute hatten dem Kapitän einen Knappsack und eine Revolvertasche gemacht; wir öffneten die Blechkiste von Professor Hochstetter und die andere von der geologischen Reichsanstalt, deren Inhalt uns viel Spaß machte. Dann tranken wir ein Gläschen Portwein, fielen über die alten Zeitungen her, welche sich in der Kiste fanden, und verlosten die Geschenke von Hochstetter. In stiller Weihe ging das Fest vorüber; welche Gedanken an der Seele vorüberzogen — sie waren wohl bei allen gleich — schreibe ich nicht nieder. Wenn diese Weihnachten die letzten sind, die wir erleben, so waren sie immer noch schön genug. Ist uns aber eine glückliche Rückkehr beschieden, so werden die nächsten Weihnachten noch ein größeres Fest sein; das walte Gott!“

So kam das neue Jahr 1870 heran. Weiter und weiter trieb die Scholle nach Süden. Am 2. Januar war sie bis dicht an die grönländische Küste unter dem 67. Grade getrieben. Man sah eine Bucht, die man „Schreckensbucht“ taufte. Warum sie so genannt wurde,

darüber berichtet eines der Tagebücher wie folgt: „Ein plötzliches starkes Dröhnen unserer Scholle jagte uns alle von unseren Lagern empor; wir hatten keine Ahnung davon, was dieses Getöse bedeuten könne; draußen wütete das Wetter unaufhaltsam — wäre es hell und klar gewesen, so würden wir in noch größerer Unruhe gelebt haben. Obgleich unser Eingang vollständig verschneit, ja das ganze Haus mehr als einen Fuß tief im Eise begraben war, liefen alle hinaus; aber natürlich konnte man keine zehn Schritte weit sehen und kein anderes Lärmen vernehmen, als das Wüten des Sturmes. Wir legten uns nun im Gange platt nieder, das Ohr gegen den Boden, und vernahmen ein Geräusch wie das Singen des Eises, wenn es stark gepreßt wird, und wie das Reiben des Eises, wenn es über Klippen hinweggeht. Es war kein Zweifel: wir befanden uns in sehr gefahrvoller Lage. Angekleidet legten wir uns um zwei Uhr nachts auf unsere Schlafsäcke und erwarteten sehnsüchtig das Tageslicht. Das Wetter ward schlimmer und schlimmer. Etwa um zehn Uhr morgens gingen einige von uns, als der Wind etwas abnahm und der Schnee nicht so stark gepeitscht wurde, durch den tiefsten Schnee nach dem Platze, neben dem die „Hansa“ gelegen hatte. Etwa zweihundert Schritte vom Hause entfernt, sahen wir zu unserem größten Entsetzen die aufgetürmte Grenze unseres Feldes dicht vor uns. Soweit wir sehen konnten, war unser Feld zertrümmert. Dunkle Gegenstände, welche hin und wieder in dem dichten Schneegestöber sich erkennen ließen, waren die Eistrümmer unserer Scholle. Sie war in zahlreiche Stücke zerbrochen, von welchen das, auf dem wir wohnten, freilich noch das größte war, aber auch bei dem nächsten Schieben zertrümmern konnte. Wir machten unsere Brottaschen fertig, um bei der schnellsten Flucht doch wenigstens noch auf kurze Zeit das Leben fristen zu können; aber bei diesem Unwetter sank man bei jedem Schritt bis auf die Hüften in den Schnee und eilte vielleicht gerade in die größte Gefahr hinein.“

Nur der achte Teil des anfangs ziemlich ansehnlichen Eisfeldes war übrig geblieben, und dieses kleine Stück war nun um so größeren Gefahren ausgesetzt. Schaukelnd trieb es hinaus in die offene See, wo es noch mehrere Monate den Schiffbrüchigen zum Aufenthalte dienen sollte. Zunächst wiederholten sich ähnliche Scenen in rascher Aufeinanderfolge; ein Stück der Scholle nach dem andern bröckelte ab, es war, als ob der Boden unter den Füßen weggerissen würde. Man stelle sich vor, wie Dunkelheit über der treibenden Eisscholle und den entsetzten Menschen lagert; der Sturm heult und tobt, als ob er alles mit sich fortreißen wolle; die Eisscholle schaukelt und schwankt; der Schnee fliegt in dichten Massen herab und deckt alles mit seinem Leichentuch; er dringt durch die feinsten Ritzen der Kleidung und erstarrt den ohnehin von Frost geschüttelten Körper. Keine Feder ist imstande, die Gemütslage der armen Schiffbrüchigen zu schildern.

Indessen die Scholle, wiewohl immer kleiner werdend und mehr und mehr zerbröckelnd, hielt immer noch. Bereits stand das Kohlenhaus dicht am Rande des schäumenden, eisbedeckten Meeres — da sollte

der gefährlichste Augenblick herantreten. In der Nacht vom 14. zum 15. Januar, während die Schiffbrüchigen teils auf dem Schnee lagen, teils bei den Böten standen, hatte das Toben des Eises und Sturmes eine solche Gewalt erreicht, daß es den noch übrigen kleinen Teil der Scholle mitten entzweibrach. Der dadurch entstandene Riß ging gerade durch das Kohlenhaus, und die Hälfte desselben mit einem großen Teil der Einrichtung trieb hinaus ins Meer. So war also auch das Obdach vernichtet, und schutzlos standen die Männer im schneidend kalten Sturm, im furchtbaren Schneegestöber. Immer näher sahen sie ihr Ende heranrücken, und doch verließen Mut und Gottvertrauen sie nicht. Man hatte ja noch die Böte, diese wurden mit den geretteten Brettern und Segeln bedeckt, und darunter lagerten sich die Vielgeprüften, nur auf das geringste Maß an Nahrung beschränkt. Der Koch, welcher während der ganzen Eisfahrt viel Mut bewies, wagte es sogar, in das zerstörte Haus vorzudringen und dort an dem noch stehen gebliebenen Herde, neben dem die offene See wütete, etwas Kaffee zu kochen, welcher die gesunkenen Lebensgeister wieder auffrischte.

Die ganze Scholle hatte nur noch zweihundert Schritte Umfang. Auf diesem beschränkten Raume errichtet man aus den Ruinen des alten ein neues Haus, da das Liegen in den Böten allmählich unerträglich wurde. In dieser Hütte konnten aber nur sechs Personen eng aneinander gepreßt schlafen — die übrigen acht mußten immer noch mit den Böten vorlieb nehmen. Die Kleinheit der Scholle war in den Regionen der schwimmenden Eisberge übrigens ein entschiedener Vorteil, da sie leichter sich durch die offenen Kanäle hindurchwand und mit nicht so großer Gewalt an ihre Nachbarn anrannte, also auch weniger Gefahr lief, zertrümmert zu werden. Sie glitt zwischen den Kolossen hindurch, als werde sie von unsichtbarer Hand gesteuert.

Seit dem Zerbrechen der großen Scholle und der Zertrümmerung des ersten Kohlenhauses am 14. Januar waren 112 Tage verflossen und seit dem Untergange der Hansa 200 Tage. Man hatte den fortwährenden Tag, die fortwährende Nacht gesehen. Jetzt war der Frühling herangekommen, der auch an Grönlands Küste durch das Wiedererwachen der Natur, durch das frische Sprossen der Kräuter, durch das Heranziehen der Vögelscharen sich ankündigt. Jetzt sollte auch eine Änderung in der Lage der Schiffbrüchigen herbeigeführt werden, welche der Beginn der Rettung war. Am 7. Mai 1870 war man bis zum 61. Grade abwärts getrieben, im ganzen 243 Meilen, eine Entfernung, die in gerader Linie etwa so groß ist, wie von Konstantinopel nach Berlin. Man wußte nun, daß die Südspitze Grönlands, wo zivilisierte Menschen wohnen, nicht mehr fern war. Dort lag die kleine, von deutschen Missionaren geleitete Kolonie Friedrichsthal, und da nach der Küste zu offenes Wasser vorhanden war, so beschloß man, die Böte in dasselbe zu bringen. Es war auch die höchste Zeit, daß man schneller vorwärts kam, denn die Lebensmittel wurden schon knapp und die Kleider waren zerfetzt. Noch über einen Monat

lang sollte aber doch die Fahrt an der Südostküste Grönlands bis zum Rettungshafen dauern. Die drei Böte, die stets segelfertig waren, lagen mit ihrem Zubehör nach Verlauf von vier Stunden in schiffbarem Wasser; die Mannschaft verteilte sich in die Böte. Ein dreifaches Hurra! und fort ging es unter Segel; aber nur zwei Tage sollte die Fahrt dauern. Bis auf drei Seemeilen etwa hatte man sich der Küste genähert, da verhinderten undurchdringliche Eismassen jedes Vordringen. Man mußte sich entschließen, die Böte über das Eis zu ziehen und aufs neue auf dem Eise zu leben. Jene Arbeit dauerte vom 10. Mai bis 4. Juni, und diese 25 Tage verlangten bei halben Rationen unerhörte Anstrengungen von der Mannschaft. Kaum fünfhundert Schritte waren die Böte in einem Tage von der Stelle zu bringen; auf Spirituslampen mußte die Nahrung erwärmt werden; die Schneeblindheit brach aus, so daß die Blendgläser aus den astronomischen Instrumenten die Schneebrillen ersetzen mußten. Endlich am 4. Juni ward das Land erreicht, die öde Felseninsel Idluitlik auf 61 Grad nördlicher Breite. Auf dem Eise ward gerastet und Pfingsten gefeiert. Vom 6. bis 13. Juni fuhren die drei Böte der Hansa an der Küste herunter längs der steil abfallenden Klippen, die kaum die ersten Anfänge einer Vegetation zeigten. Trotz mancher Hindernisse und Stürme gelang die Fahrt; am 13. Juni öffnete sich eine breite Bucht, es zeigte sich Grün, rote Häuser wurden sichtbar, Menschen standen auf den Klippen und schauten erstaunt der rätselhaften Fahrt der Böte zu. „Das ist ja unsere deutsche Flagge!" tönte es vom Lande her über das Wasser. Die Rettung war da; die ersten Menschen, denen die Geretteten die Hand drückten, waren deutsche Landsleute. Zwei deutsche Missionare, Stark und Gericke mit Namen, waren es, welche die Schiffbrüchigen auf das liebreichste bewirteten und alles thaten, um die halb Erfrorenen und halb Verhungerten zu erquicken. In ihrer Pflege erholten sich die Schiffbrüchigen bald wieder und konnten kurze Zeit darauf die Rückreise nach Europa antreten.

Vogel u. Andree.

7. Unter dem Polarkreise.

1. Die Polarwelt. — 2. Das Nordlicht. — 3. Der Nordpol.

1.

Hat der Polarfahrer die Häfen der Hawaïgruppe verlassen, dann verschwindet hinter ihm der inselreiche Archipel mit seinen Gärten der Lust. Statt ihrer empfängt ihn die Wüste des großen Oceans. Erst nach langer einsamer Fahrt steigen nordwärts die dunklen Spitzen der Aleuten aus der Tiefe. In dichter Kette spannen sie sich aus von Kamtschatka nach Aljaschka hinüber, wild zerklüftet, auf ihren Gipfeln mit Schnee bedeckt; aber in der Tiefe wütet noch mit ungeminderter Gewalt das Feuer, welches sie einst emporgehoben haben mag. Ihr Entdecker, Vict Behring, pflanzte hier vor mehr als hundert Jahren (1741)

die russische Fahne auf. Seitdem gehorchen die Bewohner dieser Inseln dem Zaren.

Hat sich ihr Los heutzutage auch menschlicher gestaltet als damals, wo russische Feldjäger nicht selten Vergnügens halber eine Schar von Eingebornen zusammenstellten, um zu versuchen, durch wie viele die Kugel ihrer gezogenen Büchse hindurchdringe, so steht doch der Untergang dieses Stammes nahe bevor. Gern wendet sich deshalb der Sinn von den Stätten solcher Erinnerungen, um der Spur des Schiffes zu folgen, welches jetzt in das Behringsmeer eintritt.

Abermals ein ödes Wasserbecken, abermals ein Irrtum durch graue Nebel! Endlich dämmern rechts und links blaue Linien auf, und die Pforte des Polarmeeres wird sichtbar. Es sind zwei mächtige Felsmassen, die pfeilerartig aus der Flut springen, und so hoch und so nahe ragen sie empor, daß mit einem Blicke das Auge beide zugleich umspannt. Rechts das Kap Amerikas, Prince of Wales, den Fuß von einer angeschwemmten Niederung umsäumt, das Meer seicht und oft mit mächtigen Lagern von Treibholz bedeckt; ihm gegenüber mit steil absteigenden schwarzen Wänden der Koloß, welcher Asiens Ostkap bildet. Rasche Bäche senden aus seinen Schluchten den schmelzenden Schnee ins Meer, wahrend dieses selbst tobend an den Felsen emporschlägt. So stehen hier die Herkulessäulen des Nordens einander entgegen und ragen hier an den beeisten Marken der alten und neuen Welt in das Land der Tschuktschen, der äußersten Bewohner Asiens. Mitten durch dasselbe zieht sich der Polarkreis; es ist sonach ein wirklich arktisches Land.

Bekanntlich aber entwickelt sich innerhalb jener Zonen das Naturleben nicht mehr in der großen Folge von Wandlungen, die unserem Klima eigen sind. Denn dem Chore der Jahreszeiten fehlt da das herrlichste Paar; dort giebt es nur Winter und Sommer. Auf die monatlange eisige Nacht folgt, durch rauhe Übergänge vermittelt, ein monatlanger wärmerer Tag; nur freilich, daß dieser Ausdruck nicht allzuwörtlich gefaßt werden darf, da auch während des Winters die Sonne sich der Erde nicht völlig entzieht, und selbst am kürzesten Tage wenigstens noch eine Dämmerung eintritt. Aber wie schattenhaft ist dieses Zwielicht! Wie oft erlischt es ganz, wenn die Wolken ihre Schneemassen endlos und verfinsternd herabstürzen! Dazu gesellt sich eine Kälte, welche unsere höchste Wintertemperatur zuweilen um das Doppelte übertrifft. Unter ihrem Hauche stirbt jedes Pflanzenleben; Weingeist und Quecksilber verwandeln sich in feste Körper; die Feuchtigkeit der Augenlider gefriert. Die Luft dringt schwer und beklemmend in die Lungen, und ausgeatmet schlägt sie sich als Eismaske auf dem Gesichte nieder.

Weicht endlich das Dunkel dem nachtlosen Tage, so versucht wohl das Licht die alte Zauberkraft. Aber der Sommer der Arktik*) ist nicht unser Sommer, der im donnernden Siegeswagen über den Himmel

*) Polarwelt.

rollt und mit feurigen Armen die Erde umfängt. Nur leichthin dringt der schräge Strahl durch die Scholle, und noch oft genug streckt der Winter mitten hinein die eisige Hand. Da rauscht kein Wald, kein Ährenfeld; da breitet keine Wiese den Teppich. Tief am Boden krümmt sich die Zweigweide, und an geschützten Stellen schimmert ein dürftiger Rasen, gemischt mit dem zähen Kraut der Rauschbeere oder mit grauen Rentierflechten. Wilde Stürme jagen über die Fjellen*), und durchbricht das Sonnenlicht die Trübe, so beginnen hier, wie in den Wüsten Afrikas, die Truggestalten der Atmosphäre ihr gespenstisches Spiel. Dazu tiefe, erstorbene Stille ringsumher; erschreckt hört der Wanderer den Hall der eigenen Schritte, der in der dichten Luft mit doppelter Stärke erklingt und ihn die Schauer der Verlassenheit doppelt empfinden läßt. Nur etwa vom Strande her schlägt dumpf der Schwall der Wogen ans Ohr, oder das Getön des Eises, bald klagend und schneidend wie Stimmen des Acheron, bald zischend und krachend, bis plötzlich mit Donnergewalt die Quadern bersten und Luft und Erde zittern machen.

So ist das Land am Ostkap: ein Land der Schrecken, aber nicht schrecklich genug, um den Fuß des Menschen ferne zu halten. Denn mit dem Feuer, das es sich geraubt, erkennt sein Geschlecht auf der Erde keine Schranken. Der geheimnisvolle Trieb seines Herzens hält ihn selbst in der grausigsten Wildnis fest, läßt ihn sie als Heimat lieben, inniger, treuer lieben als je ein Bewohner der Alpen die seine.

Und allerdings, auch hier ist die Erde des Herrn und seiner Wunder voll. Decken nicht Nebel den Himmel, dann funkelt hell wie unter den Tropen der nächtliche Sternenkranz, und der Äther schimmert in uns unbekannter Durchsichtigkeit.

2.

Hier vor allem flammt die magische Erscheinung des Nordlichts, dessen Pracht den Tropenländern ewig fremd bleibt.

Nacht ist's auf der schneebedeckten Erde; matt scheinen die Gestirne durch den leichten Nebelflor, der so häufig im hohen Norden ihren Glanz umschleiert, da erscheint am nördlichen Himmel in der Nähe des Horizonts ein dunkler Kreisabschnitt mit einem breiten lichten Saum eingefaßt, der oft mehrere Stunden bleibt, ohne daß neue Erscheinungen sich zeigten. Jedoch herrscht keineswegs vollkommene Ruhe in dem glänzenden Bogen, der vielmehr in stetem Aufwallen und formverändertem Schwanken sich erhebt und nach Osten oder Westen zieht, bis endlich gleich riesigen Raketen Strahlenbündel aus ihm hervorschießen und bis zum Zenith oder sogar bis in den halben südlichen Himmel heraufsteigen. Bald entströmen die Feuersäulen dem Lichtbogen allein; bald erheben sie sich gleichzeitig an vielen Punkten des Horizonts und vereinigen sich in ein zuckendes Flammenmeer, welches in jedem Augenblick seinen leuchtenden Wellen andere Gestaltungen giebt und einen Anblick gewährt, den die Phantasie sich wohl malen,

*) Bergebenen.

aber die Sprache nicht beschreiben kann. Staunend und entzückt sieht der Beobachter dem herrlichen Schauspiele zu, das in ewigem Verschwinden und Wiedererscheinen durch die Himmelsräume hin und her flackert. Nur eine Stelle des Firmaments, in der Nähe des Zeniths und in der Richtung, nach welcher die freischwebende Magnetnadel zeigt, teilt nicht die allgemeine Beweglichkeit. In mattem Lichte glänzt sie ruhig fort, gleichsam der Pol der ganzen Erscheinung, und darum die Krone genannt. An ihrer Beharrlichkeit scheitert die Wut der hin und her wogenden Strahlen; wie sehr sie auch von allen Seiten auf sie einstürzen, sie vermögen sie nicht zu durchbrechen

Unterdessen nimmt die Pracht des Flammenmeeres zu. Heller leuchten die an der Basis roten, in der Mitte grünen, nach dem Zenith blaßgelben Strahlen, und wunderbar durchsichtig sind ihre Farben. Das Rot nähert sich einem hellen Blutrot, das Grün einem blassen Smaragdgrün. Wendet sich das entzückte Auge vom flammenden Himmel zur Erde, so sieht es auch diese in einem magischen Lichte erglänzen. Das dunkle Meer, schwarz wie ein Asphaltsee, sticht grell ab gegen die weite Schneefläche, die endlich in das ferne Gebirge sich verliert. Alle Umrisse zittern, als ob der feste Boden eine wesenlose Traumgestalt wäre. Die Felsengipfel sind von flackerndem Scheine umhüllt, der aus dem Felsen selbst wie die Flamme aus einem Krater sich zu erheben scheint. Die lautlose Stille der Nacht erhöht noch den Reiz dieses prächtigen Schauspieles.

Doch allmählich erbleicht die Krone wieder; lebhaft zucken die immer kürzer und seltener werdenden Strahlen. Bald sieht man am ganzen Himmelsgewölbe, unregelmäßig zerstreut, nur blasses Lichtgewölk, einem Rauche ähnlich, bis endlich wieder die dunkle Nacht das ganze wundersame Schauspiel verschlingt und die dichten Finsternisse des Winters sich auf die verödete Landschaft herablagern.

Dies wäre ungefähr der Verlauf eines vollkommen ausgebildeten Nordlichts, wie man es indessen nur selten sieht. Häufig fehlt die Krone, häufig auch das Farbenspiel vom bläulich Weißen durch alle Abstufungen des Prismas bis ins Purpurrote, und häufig schießen vom Lichtbogen weniger hohe Strahlen empor. Die wunderbare Erscheinung wird gewöhnlich Nordlicht genannt, weil man es in der nördlichen kalten Zone am häufigsten beabachtet und am längsten gekannt hat; doch Polarlicht wäre eine richtigere Benennung, da es in den höheren Breiten der südlichen Erdhälfte ebenso häufig erscheint. Das Südlicht, welches Kapitän Cook auf seiner zweiten Reise in die Südsee beobachtete und beschrieb, war äußerst prachtvoll. Von einem Punkte im Horizonte aus, sagt dieser große Seefahrer, verbreitete es sich fast über das ganze Firmament; bald verhüllte es die Sterne, bald schimmerten diese durch dessen purpurfarbenen Dunst. Von den Nordlichtern unterschied es sich darin, daß es stets von dunkeler Farbe war.

Ich schweige von all den anderen Phänomenen, von deren Täuschungen umringt der Europäer sich auf einen fremden Planeten versetzt wähnt. Aber wohl möge, nachdem im Anfang das Bild der

Winternacht an dem Leser vorübergezogen, auch der Wiederkehr des Tages gedacht sein.

Chamisso erzählt von einem Prediger, der sieben Jahre an den äußersten Grenzen unseres Erdteils seines Amtes wartete. Zweimal während dieser sieben Jahre hatte er in seiner Einsamkeit den Zuspruch von Stamm- und Sprachverwandten genossen; ein Bruder hatte ihn besucht und ein Botaniker sich zu ihm verirrt. Anerkennend wußte er die Freude zu preisen, die der Mensch dem Menschen bringt; aber nicht diese Freude und keine andere im Leben, so beteuerte er, ist der Wonne vergleichbar, nach langer Winternacht die Sonnenscheibe sich von neuem erheben zu sehen.

Und als am 29. Januar 1851 über Kanes einsamem, eisumschanztem Schiffe zum erstenmale wieder das strahlende Gestirn erschien, da raffte er — ein frommer Wallfahrer — die brechende Kraft der Glieder zusammen, schritt auf die Hügel, und aufgelöst in Dankbarkeit und Rührung rief er aus: „Möge ich niemals, bis die Erde oder das Eis mich deckt, diesen Segen aller Segen vergessen!“ Nach der Rückkehr des Lichtes wachsen erst langsam, dann rasch die Tage, und bald nahet die Zeit, wo es, in der Kulmination des Sommers, kaum noch aus dem Gesichtskreise verschwindet. In der That, ein Schauspiel wie die nächtliche Polarsonne bietet keine andere Zone. Als sei das Joch der Stunden abgeworfen und stehe auf einmal still der Strom der Zeit, so fast berauschend und zauberähnlich wirkt auf den Europäer der ungewohnte Reiz. Denn in eben den Augenblicken, da bei uns am Scheidewege der Mitternacht das Heute mit dem Morgen sich begegnet, schwebt dort der Sonnenball, ohne zu versinken, über dem Horizont. Groß und strahlenlos rollt er im Nebelbett dahin. Aber sein Schein gleicht dem keines Himmelskörpers; es ist ein düsteres, dämonisches Glühen, eine Weltbrandsdämmerung, in der selbst die Schatten sich blutrot färben. Darum weicht bald jenes freudige Staunen einem Gefühle des Grauens, und Sinn und Seele verlangt — als könne der Mensch hinieden einen Tag ohne Ende noch nicht leben — nach dem erquickenden Dunkel der Nacht.

3.

Wer folgt mir? Ich will euch aufschließen das Allerheiligste der Natur, an Orte will ich euch stellen, die noch nie ein Menschenfuß betrat; Wunder will ich euch zeigen, die noch kein menschliches Auge erblickte. In das Land der Mitte geleite ich euch, aber nicht nach China. Nicht Unwissenheit und Aufgeblasenheit nennt es mit diesem Namen; um mein Land der Mitte dreht sich wirklich die ganze Erde.

Es grauet euch vor meinem Wunderlande? Gräßliche Gefahren, sagt ihr, umschwebten alle, die bis zu seinen Grenzen vordrangen?

Nur getrost! Zwei Führer haben sich erboten, uns die Wege zu zeigen: Einheimische in dem unbekannten Lande, Schlüsselbewahrer und Priester des Heiligtums; Mathematik und Physik heißen meine Führer.

Auf den Nordpol stelle ich, die mir folgen wollen, und heiße sie umherblicken. In Deutschland ist heute der heilige Weihnachtsabend, der kürzeste Tag und die längste Nacht. Hier, auf dem Pole ist kein Tag länger und keine Nacht kürzer als die andere; hier währt jeder Tag und jede Nacht 4386 Stunden, und wir leben augenblicklich in der grausigen Mitte einer dieser langen Nächte. An den Uhren zu Berlin schlägt es 12; bei uns, wenn wir, wie dort, von der Mittagsstunde zu zählen anfangen, schlägt die Uhr — aber verzählt euch nicht — die 4386ste Stunde.

Gänzlich Nacht ist es um uns her gleichwohl nicht, aber anstatt des wärmenden Sonnenlichtes umfängt uns eisig kalter Erdschein; wie Gespenster schweben, zucken, rasseln, poltern rings um uns die Nordlichter.

Nur ein Bekannter ist uns gefolgt aus der fernen Heimat, der Himmel. Nach ihm richten sich unsere Blicke, und mit Entzücken erkennen wir den Himmelswagen, das Reuterlein, den Polarstern, den Adler.

Jedoch auch sie stehen nicht an der bekannten Stelle. Genau über unserem Haupte steht der Angelstern; auf halbem Wege vom Horizont bis zu ihm umkreist ihn der Wagen; dicht am Horizonte hin geht der glänzende Altair. Vom Orion sehen wir bloß noch Beteigeuze; verschwunden sind sein glänzender Gürtel und seine schönsten Sterne Rigel und Orion.

Der Lauf dieser Gestirne erinnert uns an die uns so geläufige Einteilung der Zeit in 2mal 12 Stunden: in 24 Stunden haben sie den Himmel umkreist und stehen wieder an derselben Stelle.

Von Tagen und Jahreszeiten, wie man sie in Deutschland hat, ist bei uns, die wir auf dem Pol stehen, keine Rede, nur der Kreislauf der Sterne um den Himmel erhält uns in Bekanntschaft mit dem Kalender unseres Vaterlandes und sagt uns, welches Datum man dort auf Briefe und Urkunden schreibt; wo wir in Gedanken jetzt weilen, auf dem Angelpunkte, dauert jeder Tag und jede Nacht ein halbes Jahr. Nennen wir Tag und Nacht zusammen einen Tag, so ist Jahr und Tag einerlei. Sommer ist Tag; Winter ist Nacht. Die Tage nehmen weder ab noch zu; jeder Tag ist so lang wie jeder andere, und jede Nacht so lang wie die andere.

Nachdem Nacht und Winter mit bleiernem Gewicht sechs Monate hindurch auf dem Pole gelegen, erscheint endlich kurz vor dem 21. März ein kleiner Kreisabschnitt der Sonne am Himmel, und am 21. März geht eine halbe Sonne rings um den Horizont.

Eben so wie keine Jahreszeiten, haben wir daher auch keine Himmelsgegenden. Jeder Wind kommt aus Süden, und zugleich geht jeder nach Süden. Wollen wir annehmen, Osten sei da, wo die Sonne aufgeht, so geht sie eben um den ganzen Himmel herum auf und bedarf zum Aufgehen mehr als 3mal 24 Stunden.

Während bei uns Ost, Süd, West und Nord mathematisch genau bestimmte Punkte des Horizonts sind, ist auf dem Pole der Horizont

Ost. — Eben so ist aber auch der ganze Horizont West, weil die Sonne beim Unter- wie beim Aufgehen einen Kreis um den ganzen Himmel beschreibt.

Nehmen wir, um die Himmelsgegenden zu bestimmen, unsere Zuflucht zu dem Nordpol, so finden wir, daß auch dieser uns im Stiche läßt; Norden, sagt er, ist über eurem Haupte, Süden genau unter euren Füßen; wo Ost und West ist, das weiß er nicht; freilich kann er es auch nicht wissen, denn Ost und West giebt es unter dem Pole nicht.

Indem wir uns mit der Bestimmung der Himmelsgegenden abmühen, geraten unsere Führerinnen, Mathematik und Physik, in heftigen Streit miteinander.

„Wie!“ ruft die Physik der Mathematik zu, „wie? du behauptest, jeder Tag wäre 4386 Stunden, und eben so lang sei die Nacht? am 21. Juni, lehrst du, gehe auf dem Pole die Sonne auf? Kennst du nicht das Zurückwerfen, hast du nicht gehört vom Beugen der Lichtstrahlen?“

Laßt uns auch sie hören. Die Physik ergreift das Wort und spricht:

Durch das Zurückwerfen des Sonnenstrahls entsteht die Dämmerung, welche am Pole schon mit dem 29. Januar beginnt.

Durch die Beugung wird das Bild der Sonne fast um einen Grad höher gehoben als es wirklich steht, so daß die Sonne, welche mathematisch erst am 21. März aufgehen dürfte, schon gegen das Ende des Februar über dem Horizont erscheint.

Die Sonne windet sich nun, ohne unterzugehen, in schraubenförmigen Gängen am Himmel empor, bis sie am 21. Juni $23^1/_2$ Grad über dem Horizont sich erhoben hat. Sie steht daher in der Mitte des Sommers, wenn sie ihren höchsten Stand erreicht hat, nicht höher als bei uns um Weihnachten. Nach dem 21. Juni steigt sie, immer in Schraubengängen, wieder hinab. Den 22. September geht sie mathematisch, anfangs Oktober geht sie physisch unter. Erst am 31. November verliert sich der letzte Dämmerschein vom Himmel.

Demnach währt auf dem Pole der mathematische Tag 4386 Stunden, der physische Tag und die Dämmerung 6885 Stunden, gänzlich Nacht ist es bloß 1887 Stunden, und was das Licht anlangt, so kommt der Pol gegen die anderen Erdteile durchaus nicht zu kurz. Zwar hat er jährlich einen Tag, aber dieser ist so lang als alle unsere Tage zusammen, und an Dämmerung ist er doppelt so reich als Deutschland, und fast doppelt dreimal so reich als der Äquator.

Hierzu kommt der Mond, welcher während der halbjährigen Nacht sechsmal seine bekannten Gestalten (Neu-, Halb-, Vollmond) annimmt, an der Sonne und ihrem Laufe sich gar nicht beteiligt, sondern mit den andern Gestirnen wandelnd wie diese binnen 14 Stunden einen Kreis am Himmel durchläuft, zugleich aber auch die bekannten 12 Himmelszeichen durchschreitet und folglich, in Schraubengängen hinabsteigend,

während des Neumondes die unter dem Horizont befindliche Sonne besucht, also für einige Zeit vom Himmel verschwindet.

Während der Mond abwesend ist, regieren am Himmel die Nordlichter, bei denen es oft so hell, ja wohl noch heller als beim Vollmond ist; doch ist es merkwürdig, daß der Vollmond die meisten Sterne vom Himmel verscheucht, und nur die Sterne erster und zweiter Größe noch leuchten läßt: beim Nordlicht dagegen funkelt die Himmelsfeste in voller Pracht, selbst durch die hellsten roten Strahlen sieht man deutlich auch die kleinsten Sterne.

„Wo Licht ist, da finden wir gemeinschaftlich auch Wärme, demnach wird es wohl am Pole ziemlich heiß sein?"

Noch war niemand am Pole, die grausigste Kälte macht ihn unzugänglich. Mond-, Nord- und Dämmerlicht sind bekanntlich kalt; das Licht aber, welches der Pol von der Sonne empfängt, ist stets nur ein schiefes.

Ein Blatt Papier gegen eine Kerze gehalten macht einen großen Schatten, wenn die Kerzenstrahlen senkrecht; einen kleinen, wenn sie schief darauf fallen. So auch das Licht der Sonne; auf den Äquator fallen ihre Strahlen senkrecht und machen ihn heiß, über den Pol streichen sie in schräger Richtung und machen ihn kalt.

Auf hohen Bergen herrscht bekanntlich fortwährend eine sehr große Kälte, so daß die höchsten Berge Gletscher, mit ewigem Eise bedeckte Berge sind. Auf dem Äquator ist aber die Grenze des ewigen Eises 4708 Meter über dem Meeresspiegel, in der Schweiz 2197 Meter, auf dem 70. bis 80. Grad ist sie bloß 31 Meter über dem Meere und mit dem 80. Grade sinkt die Grenze des ewigen Eises sogar bis auf die Meeresfläche und unter dieselbe hinab, so daß dort für und für Eis herrscht und flüssiges Wasser gar nicht anzutreffen ist.

So erzählen Mathematik und Physik, die einzigen, welche bis jetzt den Pol betraten.

Hartwig u. Mauer.

8. Die Zonen der Erde.

1. Die heiße Zone. — 2. Die gemäßigten Zonen. — 3. Die kalten Zonen.

Wie breite Gürtel laufen bekanntlich die Zonen (griechisch: „Gürtel" bedeutend) um die Erde, abgegrenzt gegeneinander durch die Wende- und Polarkreise. Diese sind die Grenzlinien, welche dem Stande der Sonne über der Erde entsprechen, so nämlich, daß zwischen den Wendekreisen die Sonnenstrahlen senkrecht niederscheinen, während sie jenseit derselben bis an die Polarkreise nur in stets schräger Richtung Land und Meer beleuchten, und über die Polarkreise hinaus ihre Richtung so schräg fällt, daß dort innerhalb der kalten Zonen selbst im Sommer der Wärmegrad nur sehr gering ist. Daher ist es besonders das Klima, das in den fünf verschiedenen Zonen so ganz verschieden ist. Durch das Klima aber ist die Gestalt und das Gedeihen der Pflanzen sowohl wie der Tiere bedingt, daher diese in den Erdstrichen innerhalb

und jenseit der Wendekreise, sowie innerhalb der Polarkreise der Erdoberfläche ein ganz anderes Ansehen haben. Und wenn wir jeden dieser Räume als ein Gemälde vor unseren Blicken aufgerollt uns vorstellen, so werden wir auf diesen großartigen Naturbildern andere Gegenstände in anderen Farben und Umrissen abgebildet sehen.

1.

Auf dem Flächenraume der heißen Zone, der reichlich 3700000 Quadratmeilen umfaßt, scheint die Sonne den Bewohnern fast immer senkrecht auf den Scheitel, weshalb die Witterung sehr beständig, aber heiß ist. Die Temperatur wechselt zwischen 23 und 37 Grad C. Nur zweimal im Jahre tritt eine kurze Regenzeit ein, die den Sommer unterbricht. Auch die Winde, Passatwinde genannt, haben dort immer eine gleichmäßige Richtung, nördlich vom Äquator eine nordöstliche, südlich von demselben die südöstliche. Der Tag ist ebensolang wie die Nacht, die Sonne geht um 6 Uhr morgens auf und um 6 Uhr abends unter; nur an den äußersten Grenzen dieser Zone dauert der längste Tag 13 Stunden. Dort halten auf den quellenreichen Rasenplätzen der Wüsten Afrikas (den Oasen) die Karawanenführer im Schatten der Dattelpalmen Rast, welche ihnen und ihren Kamelen die süße Frucht der Dattel als Nahrung bieten. Nachts zwar schreckt sie oft das Gebrüll des Löwen, dessen großes Reich das wüste Afrika ist, aus dem Schlafe; aber sie wissen ihn mit Feuer und Schüssen zu verscheuchen. Zwar holt er sich häufig ein Stück aus den Herden der Beduinen; doch begnügt er sich auch mit den flüchtigen Gazellen am Rande der Wüste, die gern gesellig in Rudeln bei einander weiden. Auch die langhalsige Giraffe, die mit ihren langen Vorder- und unverhältnismäßig kurzen Hinterbeinen sich fortbewegt, wird nicht selten seine Beute.

An den Ufern des Ganges, in den menschenleeren Wildnissen, woher der Eingeborene sein Wildbret holt, haust das grimmigste der Raubtiere, der Königstiger. Mit Leichtigkeit schleppt er ein Pferd im Rachen fort. Blut ist seine Lieblingsnahrung; tief in die zerrissene Beute steckt er seinen Kopf und saugt es gierig in sich. Friedlicher und leicht gezähmt ist der Elefant, der ebenfalls in Vorderindien, doch auch in Hinterindien in großen Herden die Getreidefelder abweidet und niederstampft. In den pfadlosen, dichten Wäldern dieser Gegenden hüpfen an kühlen Abenden die Affen in unzähliger Menge von Ast zu Ast, bald neugierig mit ihren glänzenden Augen durch das Laubwerk guckend, bald neckisch Nüsse und Blüten auf die Wanderer herunterwerfend, wobei sie die wunderlichsten Grimassen und possierlichsten Sprünge machen. Nur der größte ihres Geschlechtes, der Orang-Utang auf Borneo, ist ernst und melancholisch, ein vorzüglicher Kletterer. Gewaltige Tiergattungen wohnen in den Strömen Afrikas, Ostindiens und Amerikas: das Flußpferd mit seinem riesenhaften Leibe, der an Masse 4 bis 5 starken Ochsen gleichkommt und der raubgierige Alligator, eine Amphibie in Gestalt einer Eidechse, aber nicht selten länger als 7 m. Von seinem Schuppenpanzer prallen die Kugeln zurück, und

nur mit Harpunen ist das furchtbare Tier zu töten. In den Sümpfen kriechen Riesenschlangen umher, die selbst mit Tigern und Elefanten den Kampf nicht scheuen, und versteckt im Grase lauern die giftigen Brillen- und Klapperschlangen.

Freundlicher ist die Vogelwelt der tropischen Zone bevölkert. Die Ebenen Australiens, über welche die Natur den ganzen Zauber ihrer Farbenpracht und ihres Blütenduftes ausgegossen hat, wo die Gewürznelke und Muskatnuß reifen, auch der Brotbaum gedeiht, dessen große, markige Frucht geröstet wie Weizenbrot schmeckt, durchstreift der straußähnliche Kasuar, und in den Felsgrotten der Küsten Javas baut die Salangane, eine Schwalbenart, ihr Nestchen, welches unter dem Namen des indianischen Vogelnestes besonders von chinesischen Feinschmeckern hochgeschätzt wird. In den Wäldern Neuguineas lebt auf den Gipfeln hoher Bäume der wunderherrliche Paradiesvogel, der nur in der Morgen- und Abendkühle herunterkommt, um seine Nahrung zu suchen. Von der Hand des Papuanegers getötet, dient er zum Kopfputze der Frauen, und sein glänzendes Prachtgefieder ist allerdings ein seltener, kostbarer Schmuck. Südamerikas pfadlose Urwälder hallen wieder von den mannigfaltigsten Stimmen gefiederter Sänger. Vor allem merkwürdig ist aber das weithinschallende Grunzen des zinnoberroten Tunqui, der in den zahlreichen Schlingpflanzen hin- und herflattert, und der dem Gebrüll eines Stieres ähnliche Ruf des Stiervogels, der ein dunkelschwarzes, häßliches Gefieder hat. Und mitten unter diesen mehr schreckhaften als freundlichen Klängen vernimmt man den einförmigen, aber reinen Gesang der Pirole, welche ihr beutelförmiges Nest zwischen den Zweigen der Bäume anlegen, sowie den über alles entzückenden Gesang, dem Tone von Glasglocken nicht unähnlich, doch in den gewähltesten Melodien, eines einfach braungefiederten Sängers, den die Peruaner den Organisten oder Flötenspieler nennen. Über den Eisgipfeln der Anden wiegt sich der Kondor, ein Riese unter den Geiern, in majestätischem Fluge, und an dem Stamme der Palmen am Ufer des Marañon hämmert der Aras, während sein ellenlanger, himmelblauer Schweif vom Baume herabhängt. Edelsteinen gleich schwärmen von Blüte zu Blüte in den Urwäldern Guineas und Brasiliens die wenig scheuen Kolibris, diese kleinsten aller Vögel, mit ihren Rubin-, Topas- und Smaragdenleibern, welche an Behendigkeit, Farbenschmuck und Anmut alle anderen Vogelarten übertreffen. Unglaublich reich bevölkert ist die Insektenwelt der heißen Zone. Alles übersäend und zerfressend nahen oft die Termiten, eine weiße Ameisenart, den Wohnungen der Südamerikaner, deren Schlaf die lästigen Moskitos und andere Stechfliegen stören. Tödlich sind oft die Stiche des Skorpions und der Tarantel, von denen der erstere, ebenso schnell vorwärts wie rückwärts laufend, mit außerordentlicher Gefräßigkeit Spinnen, Fliegen, Grillen u. dgl. m. verschlingt. Auf den saftgrünen Gebüschen glänzt eine Anzahl von vielfach gestalteten Rüsselkäfern, unter welchen sich der Brillantkäfer von den übrigen auszeichnet; mit ihm wetteifern die Prachtkäfer und die zahlreichen Geschlechter der

Goldkäfer im Schmelze ihres Metallglanzes, daher man sie sogar in Europa zum Schmuck verwendet. Lautes Zirpen ertönt auf der sonnigen Flur der Prärien, und im kühlen Urwalde umfängt den Reisenden ein gellendes Schnarren der großen Grillen und Cikaden mit endloser Eintönigkeit. Sinkt aber die Nacht mit ihrem Schleier auf die lebhaft thätige Schöpfung herab, und wenden sich die meisten Tiere der Ruhe zu, so ersteht in den Gebüschen das Heer leuchtender Insekten, und wie durch Feenreiz sieht man die dunkle Umgebung auf Augenblicke von diesen lebensfrohen Tierchen erhellt. In den schattenreichen Wäldern gaukeln die prächtigen Schmetterlinge, gleichsam auf dem weichen Bette der umgebenden Luft sich wiegend; und wenn um die Mittagsstunde diese mit seltener Farbenpracht geschmückten Geschöpfe in Schwärmen auf erwärmten, feuchten Schlammhaufen lagern, dann erhöhen diese Tierchen die lebhafte Färbung der Tropennatur in nie sonst gesehenem Strahlenglanze.

Brasiliens üppiger Boden erzeugt die nützliche Baumwollenstaude, die den Stoff zu den meisten unserer Kleidungsstücke liefert, wie besonders Englands kunstvoll eingerichtete Fabriken ihn verarbeiten. Dort wird ebenfalls das Zuckerrohr angebaut, welches in seiner einförmigen, fast blüten- und fruchtlosen Erscheinung doch nur in dem schwülsten und feuchtesten Boden gedeiht. Unter den Gräsern ist das riesigste der Bambus, aus dem der Indianer seine Dachsparren und mancherlei Hausgeräte macht, und dessen dichtes, undurchdringliches Gebüsch seine Hütte gegen Überfälle der Raubtiere schützt. So zeugt die Tier- und Pflanzenwelt der tropischen Zone von unübertrefflicher Schöpfungskraft, die in immer anderen Erscheinungen sich stets neu gestaltet.

2.

Ganz anders ist das Bild der gemäßigten Zonen. Die Wärme wechselt im Durchschnitt von 4 bis zu 24 Graden. Jede der gemäßigten Zonen umfaßt einen Flächenraum von reichlich 2 400 000 Quadratmeilen, und regelmäßig findet der Wechsel der vier Jahreszeiten statt, wogegen die Winde und die Witterung häufiger und ungleichmäßiger Veränderung unterworfen sind. In den, den Wendekreisen angrenzenden Landstrichen Südeuropas, Nordafrikas, Mittelasiens und Nordamerikas im Norden, sowie Süd-Neuhollands und der Spitzen von Südafrika und Südamerika im Süden kommen zum Teil noch die Gewächse der heißen Zone fort; doch bilden hier die myrten- und lorbeerartigen Bäume und Sträucher den Hauptcharakter. Reden wir von der nördlichen gemäßigten Zone. Vor allen ist diese Zone die Heimat der Getreidearten. Besonders kräftig gedeihen der Weizen und der Hafer in den fruchtbaren Niederungen, den Marschen, während Gerste und Roggen auf dem höher gelegenen Lehmboden die besten Ernten geben. An den Abhängen der Ströme wird der Wein gebaut, und südlicher als dieser reift die Olive. Die Cypresse ist der Waldbaum in den Gegenden, die dem Wendekreise zunächst liegen; nördlicher sind's Eiche und Buche die schattigen Laubhölzer überhaupt, ganz im Norden die Nadelhölzer

Die Obstbäume sind allgemein verbreitet; die saftreichen Früchte, wie Orangen und Granatäpfel, auch die Feige, gedeihen in den Nachbarländern der tropischen Zone, nördlicher Kirschen- und Pflaumen-, Äpfel- und Birnbäume. Auf den Gebirgen wachsen die schlanken Nadelhölzer, an den Gewässern die geschmeidige Weide, an den Grenzen der kalten Zone nur noch die Tanne und Birke. Nahrhafte Kräuter entsprießen überall den feuchten Wiesen, und die sumpfigen Moore liefern den Torf als Brennmaterial, am reichlichsten in den Gegenden, welche dem Polarkreise anliegen. Auch die Kartoffel, in die nördlich gemäßigte Zone verpflanzt, bietet reichlichen Ertrag und nährende Speise.

Geringer an Zahl, aber auch weniger wild, ist die Tierwelt. Auf den Hochgebirgen der europäischen Alpen und Pyrenäen lebt die flüchtige Gemse noch in mäßigen Rudeln, während der kräftigere Steinbock beinahe ganz ausgerottet ist. Überall ist der Stier verbreitet, im westlichen Amerika der Bison oder amerikanische Büffel in großen Herden von mehreren Tausenden, im Osten Europas der seltenere Auerochs; auf den Südspitzen Afrikas weiden die zahlreichen Rinderherden der Kaffern, und im nördlichen und westlichen Europa, sowie in den niederen, grasreichen Regionen der Schweizer und Tiroler Alpen ist die Rindviehzucht allgemein zu Hause. Nicht weniger ist es die Schafzucht, die selbst noch in den kräuterarmen Strecken an den Ufern der Nordsee mit Erfolg getrieben wird, und das Pferd ist das allbekannte Haustier der gemäßigten Zonen.

Der Wolf, der Bär und der Luchs sind die wichtigsten Raubtiere; doch von Jahr zu Jahr vermindert sich ihre Zahl, je weiter nach allen Seiten die Kultur vordringt. Das schüchterne Reh, der schlaue Fuchs, der stolze Hirsch und der furchtsame Hase sind die Bewohner der Wälder und Gehölze, selbst noch in der Nähe menschlicher Wohnplätze. Nur der Biber flieht die Nachbarschaft der Menschen und führt in Nordamerika in Labrador, im nördlichen Kanada und in den Küstenländern der Hudsonsbai seinen kunstvollen Bau aus. Ebendaselbst, gleich wie bei uns, leben in den Waldungen zahllose Scharen von Eichhörnchen im Kampfe mit den Pelzjägern, die auch den Mardern, den Feinden der Hühnerhöfe, den Dachsen, Füchsen und Fischottern nachstellen. Auf den unzugänglichen Felsspitzen der höchsten Gebirge horsten Adler und Geier; unter diesen ist der Lämmer- oder Bartgeier der größte. Ausgezeichnet durch schnellen Flug und ein scharfsichtiges Auge, vermag er in kurzer Zeit viele Meilen zurückzulegen und ein großes Revier abzusuchen; er stürzt, die Flügel zurückgelegt, mit Blitzesschnelle auf seine Beute nieder, sei es ein Schaf, eine Gemse oder ein junges Reh. In den Wipfeln der höchsten Waldbäume nistet das Geschlecht der Falken, unter denen der Edelfalke, ehemals zur Jagd abgerichtet, der mutigste und zugleich schönste ist. Habicht und Sperber, die bei uns gewöhnlichsten, rauben manche Taube und kleinere Vögel, doch verschmähen sie auch im Notfalle Frösche und Insekten nicht. Gespensterhaft stiert mit ihren roten Augen aus hohlen Bäumen die große Ohreule (Uhu), die, wie alle ihres Geschlechtes, das Tageslicht scheut und nur nachts

hervorkommt, um ihre Beute, besonders Ratten und Mäuse, zu fangen.

Nordamerikas eingeborener Nationalvogel, den Franklin auch zum Wappenbilde der amerikanischen Freistaaten vorschlug, ist der stattliche, auch in unser Klima verpflanzte Truthahn, freilich auf unseren Hühnerhöfen kaum noch ein Schattenbild des wilden, in den tiefen Waldungen Luisianas heimischen Vogels. Da strahlen die lautkollernden Vögel in den Wipfeln der Cypressen in märchenhafter Farbenpracht; ein glänzendes Bronze, in Blau, Violett und Grün hinüberspielend, bildet den Grundton ihres Gefieders; man findet sie oft 15 Kilo schwer. Ebendaselbst durchziehen ungeheure Schwärme der Zug- oder Wandertaube die Lüfte, so daß oft das Tageslicht verdunkelt wird, wenn sie, einer Wolke gleich, vorüberschweben. Welch einen ungeheuren Nahrungsbedarf hat solch ein Heer! Unzählig sind ferner die Schwimm- und Sumpfvögel, besonders die ersteren, welche die See- und Meerufer unseres Erdteiles bevölkern, nicht minder die Wasservögel an den Gewässern im Binnenlande Amerikas und die Stelzvögel dort in den großen Niederungen und Sümpfen. Wem wäre nicht die Gans und die Ente bekannt, unser zahmes, fast unentbehrliches Hausgeflügel, und der Storch, der treue Bewohner des Hausfirstes? Das Geschlecht der Möven, der wilden Schwäne, Gänse und Enten bevölkert in zahlreichen Abarten die einsamsten Küstendünen und Inselufer Europas, und der langhalsige Reiher steht oft stundenlang bis an die Knie im Wasser an den Strömen Nordafrikas, ein Gefährte der stolzen Flamingos, der Kraniche, Pelikane und Strandläufer, deren Gesellschaft er jedoch flieht. Lieblich ertönen unsere heimischen Wälder, Holzungen und Wiesen vom Gesange der Nachtigallen, Finken, Lerchen und Meisen; sie hallen wieder vom Hämmern der Spechte und vom Rufe des Kuckucks, und prächtig glänzt das Gefieder des scheuen Pirols durch die Büsche. Ähnlich, wenn auch weniger melodisch, ertönt das Girren der Tauben, das Schnalzen der Glanzstare und das Zwitschern der Schwalben, wie bei uns auf den Dörfern, so auch in der südlich gemäßigten Zone am Vorgebirge der guten Hoffnung. Nordafrikas Wüste durchrennt der Strauß, jenes merkwürdige Zwischenglied zwischen Vogel und Säugetier, und im Schlamme des Nils watet der einst angebetete, noch jetzt verehrte Ibis.

Unter den Amphibien gehören die Flußschildkröten und mehrere kleinere Schlangengattungen der gemäßigten Zone an, sowie der Frosch, der bekannte Bewohner unserer Teiche und Landseen, die Eidechse und der bunte Salamander in den Sümpfen und feuchten Felsenklüften. Meer und Flüsse liefern die bekannten schmackhaften Fische, den Dorsch, die Roche, den räuberischen Hecht, den Barsch, den Lachs.

In unseren Blumengärten, auf Äckern und Wiesen schwärmt das zahlreiche Heer der Schmetterlinge, auch an Farbenpracht denen der tropischen Zonen ähnlich, wie das Pfauenauge, der Totenkopf, der Trauermantel. Im Grase zirpen die Grillen, und an den Ufern der Bäche schweben die zarten Wasserjungfern, während der Regen den bekannten Regenwurm aus dem Boden hervorlockt.

3.

Treten wir hinüber in die kalten Zonen, in diejenigen Räume der Erde, welche sich von den Polarkreisen an bis zu den Polen erstrecken.

Nur die nördliche umschließt bekannte Landstriche, die südliche enthält nach den bisherigen Entdeckungen das südliche Eismeer, einige Inseln und ein noch ununtersuchtes Festland. Aber auch die Länder der nördlichen kalten Zone sind fast von ewigem Eise umgeben. Zwar bescheint über den Polarkreis hinaus die Sonne ein halbes Jahr lang die Gegenden Lapplands, des nördlichen Sibiriens und Amerikas, aber ihr höchster Stand beträgt nur $23\frac{1}{2}$ Grad. Dann sinkt sie wieder und verschwindet endlich völlig, und Nacht bedeckt im andern Halbjahre die Gefilde, die nur mitunter von dem prachtvollen Nordlichte erhellt werden. Deshalb ist auch die Temperatur meistens 1 bis 2 Grad unter dem Gefrierpunkte. Eisberge, durch Kanäle von mäßiger Breite geschieden, oft meilenweit ausgedehnt, in einer Höhe von 50 bis 80 m, umgeben das nördliche Festland. Bald sind sie regellos gleich Gletscherherden gelagert, bald treiben sie, von den Winden und unterseeischen Strömungen bewegt, unstät und rastlos umher und bewirken dadurch ein Farben- und Lichterspiel, welches ihre eigentümlichen Schichtungsverhältnisse, wie die schauerliche Schönheit ihrer Formen nur auffallender hervorhebt. Wunderbar sind die Luftspiegelungen in dieser einsamen Seeregion. Sie treten am häufigsten am Mittage ein und zeigen dem Beobachter Fahrzeuge, die eine halbe Meile weit von ihm entfernt liegen, ganz in der Luft schwebend oder gar in umgekehrter Stellung, die Spitzen der Masten nach unten und den Kiel nach oben gewendet. Der felsige Boden des nördlichen Festlandes, dem nur eine Wärme von 3° R. wochenlang zuteil wird, während in der übrigen Jahreszeit eine Kälte bis zu 33° R. ihn erstarrt, erzeugt außer einigen krüppelhaften Sträuchern nur Moose und Flechten.

Im Süden gedeihen noch die Birken, sowie Roggen, Gerste und Kartoffeln. Dort lebt der Grönländer in seiner Erdhütte, und das Renntier bildet seinen ganzen Reichtum. Der Robbenfang, die Jagd auf Eisbären und der Fischfang sind die Beschäftigungen der Bewohner. Im nördlichen Sibirien wird der Zobel gejagt, dessen Fell sehr geschätzt ist. Unter der ungeheuren Menge von Seevögel ist besonders die Eidergans zu nennen, die ihr Nest an die steilsten Klippen hängt, wohin die Jäger nur mit Lebensgefahr klettern, um das wertvolle Gefieder dieser Vögel zu erhalten. Der Hund ist auch hier noch der treue Gefährte des Menschen, der den Eskimo im wohlbespannten Schlitten über die Schneefläche hinzieht. Mächtige Walfische, begleitet von unzähligen Heringen, Schwert- und Sägefische, Meerfischottern und Seelöwen beleben die eisigen Fluten, und manches Schiff aus anderen Zonen erscheint hier zum Fange dieser Tiere. Ohne Zweifel aber birgt das Meer noch ungesehene Bewohner in seiner Tiefe, die des ewigen Eises wegen stets verborgen bleiben werden.

Biernatzki.

III. Kultur-Geographie.

1. Die Menschenrassen.

1. Die amerikanische und die mongolische Rasse. — 2. Die kaukasische und die malayische Rasse. — 3. Die afrikanischen Neger und die Australier.

Bekanntlich teilt man die Menschen nach Haar- und Hautfarbe gewöhnlich in fünf Rassen: die kaukasische oder weiße, die mongolische oder gelbe, die malayische oder braune, die amerikanische oder kupferrote und die äthiopische oder schwarze.

Diese Einteilung der Menschenrassen ist jedoch heute als ungenügend anerkannt, denn sie läßt andere ebenso wichtige Unterscheidungsmerkmale bei Seite, doch ist es noch nicht gelungen, eine absolut genaue Einteilung der Menschenrassen zu geben. Es dürfte daher den Zwecken unseres Buches am besten eine kurze Charakteristik der bedeutendsten Völkerschaften entsprechen.

1.

Wir beginnen die Reihe der menschlichen Bildungen mit den amerikanischen Völkerschaften wegen der harmonischen Übereinstimmung aller ihrer über die verschiedensten Zonen sich ausbreitenden Glieder, welche die Gleichförmigkeit der ganzen Organisation als den Hauptcharakter der neuen Welt zum Unterschiede von der alten bestätigt.

Wer einen Indianerstamm gesehen, hat sie alle gesehen. Meist von großer, robuster Gestalt, bieten sie alle dem Beobachter das lange, schwarze, schlaff herabhängende Haar, die zimmetbraune oder kupferfarbige Haut, die düstre platte Stirn, das große, matte, träumerische Auge, die vollen, zusammengepreßten Lippen, die hervorstehende, ausgeweitete Nase und die vortretenden, starken Backenknochen dar. Ihr Schädelbau steht zwar ursprünglich dem quadratischen Typus am nächsten, ohne mongolisch zu sein, neigt sich jedoch durch die gesenkte Stirn, die weiten Augenhöhlen und die gewaltigen Kiefer den ovalen Formen zu. Künstliche Behandlung hat außerordentliche Verschiedenheiten im Schädelbau hervorgebracht. Wie zum Zeichen der Selbstvernichtung und der Schwäche, welche nicht die Kraft hat, die auf sich eindringenden Stämme zurückzuweisen oder in sich als neue Lebensmomente aufzunehmen, zeigen diese Nationen einen sonderbaren Hang zu einer widrigen Entstellung der Natur durch Pressung und Einschnürung des Kopfes bald nach der Geburt. So finden wir die plattköpfigen Stämme am Kolumbia, die kegelköpfigen Natchez am unteren Missisippi, die Peruaner mit seitlich zusammengedrücktem Schädel und die Chimhas mit senkrecht abfallendem Hinterkopf. Diese künstliche Bildung ist allmählich so zur natürlichen geworden, daß sie sich schon bei dem kleinsten Kinde zeigt. Dazu kommt das Bemalen der Haut mit roter Farbe und das Durchbohren der Ohren und Lippen, welche die Botokuden der brasilianischen Küste sogar mit großen Holzscheiben ausfüllen. Alles

das läßt den Gebildeten gerade kein großes Gefallen an der Physiognomie des Amerikaners finden.

Im allgemeinen sind die Farbennüancen der Amerikaner ungleich geringer als die der östlichen Nationen. Amerikaner werden nie schwarz wie Neger oder weiß wie Europäer; sie schwanken nur zwischen einem dunkleren und helleren Zimmetbraun, das bisweilen ins Kupfrige oder Fleischrote hinüberspielt. Sehr feststehende Charaktere scheinen sich in den Gesichtszügen, besonders in der Nasenform auszusprechen. So zeichneten sich die alten Mexikaner durch eine große, stark gebogene, der altrömischen nicht unähnliche, nur fleischigere Nase aus, und diese Form findet sich noch jetzt bei den Peruanern und vielen nordamerikanischen Völkerschaften. Dagegen fehlt sie den Südamerikanern, besonders den Bewohnern Brasiliens, Chilis, den Patagoniern und Feuerländern, die eine gerade, stumpfe, unten breite Nase von beträchtlicher Größe haben. Am auffallendsten weicht die kleine, eingezogene, kaum aus dem Gesichte vorspringende Nase der Eskimos von der amerikanischen Rasse ab. Der große Kopf mit niedriger Stirn, das breite platte Gesicht, die schwarzen Augen, der kleine runde Mund, die Anlage zur Wohlbeleibtheit, die den Amerikanern durchweg mangelt, und eine weißere Hautfarbe scheinen sie eng an die mongolische Rasse anzuschließen. Diese Erscheinung findet ihre Erklärung in der Einförmigkeit der nordischen Natur, welche so wenig in ihren Bewohnern, als in ihrem Klima, ihrem Boden und ihrer Vegetation Charaktere zu schaffen vermochte.

Es ist eine vielumstrittene Frage, woher die Völkerschaften des mittleren Amerika eingewandert sind. Aus den fruchtbaren Fluren Neukaliforniens, aus dem Gebiete des Colorado und Gila, an deren Ufern man noch jetzt die großartigen Ruinen alter Städte und Baudenkmäler findet, drang wahrscheinlich einst der mächtige Stamm der Tolteken in Mexiko ein, rings Gesittung und geistige Bildung verbreitend, bis ihn um die Mitte des elften Jahrhundert das wilde Geschlecht der Azteken verdrängte und südwärts nach Boyota und Quito trieb. Hier erscheinen sie als die Inkas, welche auch über Peru eine höhere und edlere Kultur verbreiteten. Mit Ausnahme dieses matten, durch die Tolteken verbreiteten Lichts ist die amerikanische Rasse in die Nacht der Barbarei versunken, aus der sie selbst der lange Verkehr mit dem gebildeten Europa nicht geweckt hat. Mag auch die größere Schuld auf die Europäer fallen, deren edlere Aufgabe es war, schlummernde Keime zu wecken, als leichtvergängliche Blüten zu brechen; so hätte doch eine Nation, welche den Drang nach geistigem Leben in sich trägt, nicht vor dem feindlichen Äußern der nahenden Bildung zurückweichen, sondern den Kampf mit ihr bestehen müssen, bis sie geläutert aus demselben hervorging. Ein Geschlecht, in welchem die Kultur keinen anderen Sinn erweckt, als den der Sinnlichkeit, kann seinem Untergange nicht entgehen.

Die Eskimos bilden den Übergang von diesen amerikanischen Völkerschaften zur mongolischen Rasse, die sich durch quadratische Schädel-

form, durch ein breites, flaches Gesicht mit niedriger Stirn, weit voneinander entfernte, halb geschlossene und schief gespaltene Augen, eine kurze, dicke Nase, starke, scharfkantige Backenknochen, große abstehende Ohren und schwarze, schlaffhängende Haare in Verbindung mit einer gelblichen Hautfarbe auszeichnet. Am vollkommensten findet sich der Charakter dieser durch einen kleinen, schwächlichen, aber zur Fettbildung geneigten Körper bekannten Rasse in den Mongolen und Kalmücken ausgeprägt, jenen wilden Söhnen der Steppe, deren Scharen einst unter Dschingischan alle Länder vom japanischen Meere bis zu den Karpathen überschwemmten. Durch die Herrscher des größten Reiches der Welt, die kriegerischen Mandschus und ihre weichlichen und trägen Unterthanen, die Chinesen, dieses durch seine Jahrtausend lang erhaltene Abgeschlossenheit so merkwürdige Volk, nähert sich die mongolische Rasse im äußersten Süden der malayischen, wie sie im Osten durch die Inselvölker der Japanesen, Kurilen und Aleuten zu den Eskimos Nordamerikas übergeht. Die widerlich häßlichen Völker des asiatischen Nordens endlich, die dunkelfarbigen Kamtschadalen mit vorstehenden Bäuchen und dünnen Beinen, die Tungusen und Samojeden mit dicken Köpfen und kurzen Hälsen, bilden durch die Uralvölker und die Lappen und Finnen Europas einen allmählichen Übergang zu den tartarisch-kaukasischen Völkern, für welche sich kaum noch scharfe Grenzen angeben lassen.

2.

Die reinsten Typen des Menschengeschlechts, die bunteste Mannigfaltigkeit der Formen und Farben, die reichste Entwickelung ihrer Geschlechter an Raum und Zahl neben der größten geistigen Vollkommenheit finden wir in der von Blumenbach als kaukasische, von den heutigen Forschern als die mittelländische Rasse bezeichneten Völkerfamilie vor. Ovale Schädelbildung, eine hohe, gewölbte Stirn, große, offene Augen, eine gerade Nase, senkrechtes Gebiß und Kinn, der starke Bart des Mannes und die weichen, glatten oder großlockigen Haare bilden mit der weiß durchscheinenden Haut und dem schönen Ebenmaß aller Glieder die wichtigsten Charaktere derselben. Als wäre es jedoch ein Vorzug des Edlen und Schönen, den Adel seiner Abstammung nicht in scharf geprägten Äußerlichkeiten vor sich herzutragen, als verlange die reichere Entwickelung des Geistes auch die buntere Entfaltung der Formen und Farben, so tritt uns in diesem Geschlechte des Menschen die höchste Mannigfaltigkeit gerade des äußerlichsten Charakters, der Farbe der Haut, der Haare und der Augen entgegen. Hier finden wir das zarte Weiß des Europäers neben dem dunkeln Braun und fast negerartigen Schwarz der südlichen Nationen. Hier finden wir das blonde Haar des Nordeuropäers und das tiefblaue Auge des alten Germanen, dort das braune Haar und braune Auge des Südländers, wie es allmählich in das glänzendschwarze Haar und die feurigschwarzen Augensterne des Asiaten übergeht.

Diese Mannigfaltigkeit zeigt uns eine gewisse Harmonie zwischen der geographischen Verbreitung des Menschengeschlechts und der der

ganzen organischen Welt. Die kaukasischen Nationen oder Mittelländer verbreiten sich gerade in derselben Richtung über die östliche Welt, in welcher auch die größten Differenzen der Organisation nebeneinander hervortreten. Sie bewohnen die Mitte des östlichen Kontinents vom äußersten Westen bis zum äußersten Südost, selbst bis auf die australische Inselwelt hinüber. Europa, die afrikanischen Küsten des Mittelmeers und Asien bis zum östlichen Hochland sind die Heimat der Kaukasier. In Westen wohnen die weißen Nationen, im Osten die braunen und im Quellland des Ganges und Indus verfließen sie ineinander. Aber hier wie dort schwanken die Farben, besonders des Auges und des Haupthaars, wenn auch nirgends so auffallend, als bei den weißen Nationen. In dieser großen Völkerfamilie kann daher allein die sprachliche und geistige Verwandtschaft über die Gruppierung entscheiden.

Auf Grund der neuesten Forschungen, namentlich auch der sprachwissenschaftlichen, teilt Fr. Müller die Mittelländer ein in: 1. Basken, 2. Kaukasier (Lesgier, Tscherkessen, Abchasen, Georgier, Mingrelier ꝛc.) 3. Hamito-Semiten (Libyer, Äthiopier, wozu die Somali, Galla u. a. gehören, Ägypter (Altägypter und Kopten), Semiten (Assyrer, Chaldäer, Syrier, Hebräer, Phönicier, Araber u. a.) 4. Indogermanen (Indier, Eranier, nämlich: Alt- und Neuperser, Kurden, Beludschen, Afghanen, Osseten, Armenier; Kelten, Italer, wozu sprachlich auch die das romanische Gebiet belebenden Völker: Italiener, Spanier, Portugiesen, Franzosen, Rhäto-Romanen und Walachen gehören; die Thraco-Illyrier, die Griechen, Letto-Slaven (Serben, Slovenen, Böhmen, Polen, Russen, Bulgaren), Germanen (Skandinavier, d. h. Schweden, Norweger und Dänen, Deutsche, Engländer, Friesen, Niederländer).

Im Osten schließen sich an diesen Typus an: der malayische und der tartarisch-finnische Volksstamm. Die Malayen sind von kastanienbrauner, in schwarz und gelb sich ziehender Farbe und zeichnen sich durch einen schlanken, kräftigen Wuchs, rundlichen, aber schmalen, an den Seiten breiten Schädel, schwarzlockiges Haar, schwarze, weitgeschlitzte Augen, dicke Lippen, breite Nase und vorstehende Backen und Kiefer aus, nähern sich aber in vielen Eigenschaften fast den mongolischen Chinesen, mit denen sie von jeher im Verkehr standen. Von den echten Malayen der Sundainseln, Philippinen und Molukken unterscheiden sich die Oceanier Neuseelands und der australischen Inselgruppen nur durch höheren Wuchs und kräftigeren Körperbau, durch dunklere Färbung der Haut, wie durch geistige Überlegenheit, leider aber auch zumteil durch größere Wildheit und Sinnlichkeit. Leicht erregbar und beweglich in ihrer meerumflossenen Heimat, feurig und glühend, wie der vulkanische Boden, den sie bewohnen, sind die Malayen einer höheren Bildung und Gesittung nicht unfähig, und nur ihre Leichtfertigkeit und Genußsucht hielt die Kultur bisher von einigen der zerstreuten Inseln fern. In vielen Oceaniern erweckte bereits der Muhamedanismus die schlummernden Keime der Bildung, und das schnell erfaßte Christentum hat vollends ihre natürlichen Anlagen zu hoher

geistiger Gesittung geregelt. Auf mehreren Inselgruppen, besonders den Sandwichs- und Gesellschaftsinseln, sind bereits die nationalen Sitten so gänzlich im Verschwinden, daß die Zeit nicht mehr fern scheint, wo man diese ebenso in Altertumsmuseen studieren möchte, wie jetzt die Sitten unserer heidnischen Vorfahren. Vielleicht erstarken sie einst selbst zu eigner Volkstümlichkeit, deren sie bei ihrer natürlichen Liebenswürdigkeit wert sind. Vielleicht lernen sie die Freundschaft der Europäer richtiger würdigen und besonders die falsche, oft hinter christlicher Nächstenliebe versteckte Selbstsucht unterscheiden, die sie mit dem besseren Glauben nicht auch die bessere Sittlichkeit kennen lehrt.

Ganz anders zeigt sich der tartarisch-finnische Volksstamm, der rauhe Sohn der Steppe. Tierisch in ihren Begierden, den milden Künsten des Friedens feindlich, hat die wilde Horde der Tartaren von den Steppen des inneren Afrikas her über den größten Teil Sibiriens und den Norden Europas, wohin sie sich wandte, Zerstörung und Schrecken verbreitet. Und doch erreicht auch in ihr der menschliche Leib eine hohe Vollendung, die fast mit den Idealen der griechischen Künstler wetteifert. Neben den fast mongolischen Gestalten der Jakuten, Lappen und Finnen, der Tartaren und Kirghisen zeigen uns die Türken die schönsten Körperformen. Letztere, die einst aus dem Innern Afrikas hervorbrechend, das mächtige Kalifenreich errichteten, haben in dem jahrhunderte langen Kampfe mit der christlichen Gesittung den orientalischen Charakter mit seinen Tugenden, den feierlichen Ernst, die Einfachheit und Reinheit der Sitten, die Treue und Großmut bewahrt; aber sinnlich, träge, leidenschaftslos, abergläubisch und ohne sittliche Kraft, nur Sklaven des blinden Zufalls, vermochten sie sich nicht zu den Ideen der Freiheit und Wissenschaft zu erheben und würden längst vor den leuchtenden Strahlen der Abendsonne erblichen sein, wenn nicht Selbstsucht und dynastische Interessen die Augen Europas verblendet hätten.

Endlich bildet ein letztes Glied dieser großen Völkerfamilie das edle und hochherzige Volk der Magyaren. Mitten unter Slaven zog diese schöne, große Nation mit ihren ausdrucksvollen, aber harten Zügen, ihrer Thätigkeit und Leidenschaftlichkeit, ihrem edlen Nationalstolz und ihrem Unabhängigkeitssinn von jeher die Augen der Welt auf sich. Frei in ihren Ebenen, wie im asiatischen Vaterlande noch immer zum Wanderleben geneigt, unwissend und unempfindlich, flüchtig im Gewerbs- und Staatsleben, werden sie zu Eroberern nur, wenn sie daran gemahnt werden, daß sie kein Vaterland, sondern nur eine Nationalität haben.

3.

An diese Völker reihen sich die afrikanischen Neger, deren Typus: schwarze Farbe, krauses, wolliges Haar, schmaler seitwärts eingedrückter Schädel mit breiten Schläfen, starkem Hinterhaupt und niederer Stirn, kurze platte Nase, vorspringendes Gebiß mit flachen, aufgetriebenen Lippen, lange Arme mit schmalen Händen und kurze, dünne Beine mit Plattfüßen, in mancher Beziehung fast an die Affenform erinnert. Afrika, das Vaterland der Neger, ist das Land der Einförmigkeit, der

Körper ohne Glieder, wo die Art gegen die Gattung, der Einzelne gegen die Art verschwindet, wo sich noch nichts von der einförmigen Masse zu wahrer Unabhängigkeit abgelöst hat. Es ist die Welt, wo die Menschheit mit allen Keimen der künftigen Entwicklung im Innern doch noch als Sklave der Erde lebt. Rohe, fast viehische Negervölker bewohnen die Mitte Afrikas von Senegambien bis Nubien, unter der Herrschaft wilder Leidenschaft und Sinnlichkeit nur für die Gegenwart lebend. Jeder Kultur unzugänglich, hängen sie fest an ihrem alten Fetischdienst, der sie in jedem Dinge eine finstere, unheilvolle Macht erkennen lehrt. Doch macht der Muhamedanismus im Innern Afrikas reißende Fortschritte; weniger freilich das Christentum. Durch den Sklavenhandel der Europäer in seiner Roheit noch unterstützt und durch die Religion selbst zum Menschenraub und Menschenmord als Sühnopfer für die Gottheit aufgefordert, bietet hier der König seine Unterthanen feil, treibt der Vater seine Kinder zu Markte und verkauft sie für Flitter und Spielwaren an Sklavenhändler. Zur Ehre der Menschheit hat der fortschreitende Geist der germanischen Völker diesen gräßlichen Menschenhandel endlich mit Schande gebrandmarkt, und es regt sich die Hoffnung, daß auch in jenen Völkern einmal der Keim der Aufklärung Nahrung gewinne. Gewiß sind einzelne Negerstämme, besonders der Westküsten, welche schon die Körperform zu den edelsten ihres Geschlechts stempelt und den weißen Nationen, besonders den Berbern, nähert, die Mandingos, Joloffen und Fullahs Senegambiens zu einer besseren Zukunft berufen. Bereits hat der Muhamedanismus sie zu thätigen, gewerbsamen und gastfreien Völkern umgewandelt, und ihre geistige Überlegenheit scheint sie zu Eroberern und Herrschern ihres Vaterlands bestimmt zu haben. Im Osten wohnen die schönen, kupferfarbigen abyssinischen Völker, die wilden Gallas und die Hirtenvölker der Danakil und Somalis. Im Süden Afrikas bis zum Port Natal dehnen sich die Kaffern oder Kafirs aus, eine hohe kräftige Nation von broncebrauner oder schwarzer Farbe, mit höherer Stirn und ovalerem Gesicht. Weniger wild als die Neger, hat ihre Physiognomie etwas Edles, ihr Benehmen etwas Imponierendes. Die kriegerischen Mongas und die gewerbsamen, ackerbauenden Beetjuanen, die schönsten ihres Stammes, sind die bekanntesten dieser Völkerschaften; die Grausamkeit und Ungerechtigkeit der Europäer hat sie zu den erbittertsten Feinden der Kapkolonien gemacht, aber dieser Haß gegen ihre Bedränger hat sie zugleich fast einzig unter allen wilden Völkern vor deren Lastern bewahrt. Wesentlich von ihnen verschieden durch ihre gelblich-braune Farbe, ihren kleineren schwächeren Körperbau, ihre auffallend schmalen Hände und Füße, ihre schiefstehenden Augen, ganz abgeplattete Nase und ihr schmales lang hervorstehendes Kinn sind die Hottentotten, ein armseliger, ursprünglich gutartiger, jetzt durch Unterdrückung räuberischer und grausamer Menschenschlag an der Südspitze Afrikas. In fast tierischer Verkümmerung tritt dieser Stamm in den wasserlosen Einöden der Grenzberge am Orangefluß unter der Form der Buschmänner auf und streift fast an die äußersten Grenzen der Mensch-

heit, wenn sie nicht an viehischer Roheit vielleicht noch von den Mocarongas im Innern Süd-Afrikas übertroffen werden. Doch findet sich diese Entartung nicht mehr weiter nördlich beim Ngami-See, wo Livingstone und Chapman schön gestaltete und besser geartete Buschmänner fanden.

Merkwürdig genug erscheinen endlich auf einer Landfeste, welche durch Einförmigkeit und Dürre an Afrika erinnert, in einer den wahren Negern ähnlichen Form die schwarzen Bewohner Australiens, die Papuas. Auf der Inselwelt, welche das Festland des Südens mit der asiatischen Halbinsel verknüpft, auf den Küsten Neu-Guineas, das davon seinen Namen führt, und den benachbarten Inselgruppen bis zu den neuen Hebriden, selbst auf Vandiemensland, wo sie von den Europäern bereits verdrängt sind, scheinen die Bewohner auch in der Menschenwelt den Übergang vom Neger zum Malayen zu vermitteln. Von den Negern nur durch ein längeres, dickeres, aber gleichfalls wolliges Haar, sehr große und dicke Nasen, nicht aufgeworfene Lippen und eine höhere, runde Stirn unterschieden, scheinen sie vom Malayen den Charakter entlehnt zu haben, seine Wildheit und Mordlust zu teilen. Fast ganz nackt, ohne Bogen und Hund, die ersten Begleiter der erwachenden Menschheit, in Lauten redend, die kaum den Namen der Sprache verdienen, für Religion und Gesittung unempfänglich, sind diese nur familienweise umherziehenden, zum Teil menschenfressenden Neger ebenso unentwickelt, wie der Boden, den sie bewohnen. Nur die Papuas der Küsten Neu-Guineas sind sanfterer und friedlicherer Natur, wie auch der edlere Körperbau, die schlankere Gestalt, das ovale Gesicht mit kleinem Mund und wohlgebildeter Nase sie vor allen Völkern ihrer Rasse auszeichnet.

Eine wie tiefe Stufe aber auch die oceanischen Neger in der Reihe menschlicher Bildung einnehmen mögen, so sind sie doch noch nicht die häßlichsten und niedrigsten Formen des menschlichen Leibes. Diese treten uns in der Urbevölkerung Neuhollands, dieses Wunderlandes in jeder Beziehung, entgegen. Der Neuholländer hat die rußfarbige Haut des Negers, die schmale elliptische Schädelbildung, das weit vorragende Gebiß mit den dicken Lippen, unterscheidet sich aber von ihm durch ein rauhes, schlichtes, nie wolliges Haar, starke Behaarung des Körpers und eine auffallend affenartige Schlankheit der Gliedmaßen. Noch widerlicher durch die breite, herabhängende Nase, die durchbohrt und mit Zierraten verunstaltet ist, durch die gefärbten Schwielen der Hauteinschnitte, mit denen er seinen Körper entstellt, zeigt er das scheußlichste Zerrbild des Menschen. Dazu kommt seine geistige Schwachheit. Durch die Natur fast nur auf die Jagd angewiesen, weiß er den Speer und die Keule mit großem Geschick gegen Menschen und Kängurubs zu handhaben. Er ist der erste Sklave der Natur, ohne Obdach, ohne Kleidung, und kaum erhebt er sich durch Religion und Sprache zur Freiheit des Gedankens.

Nach Uhle und Fr. Müller von Baumgarten.

2. Die Charakterpflanzen der verschiedenen Völker.

1. Die ursprüngliche Verteilung der Pflanzen. — 2. Die Einwirkung des Menschen auf die Pflanzenwelt. — 3. Die Hauptnahrungsmittel der Menschen.

1.

Wenn man die geographische Verbreitung und Verteilung der Pflanzen untersuchen will, so nimmt man dabei Rücksicht auf die verschiedenen Erdgürtel, Klimate, Weltteile und auf die verschiedenen Höhen über dem Meer, worin sie gefunden werden. Man unterscheidet z. B., innerhalb welcher Breitengrade die Palmen wachsen, in welchen Teilen der Erde der Weinstock gedeiht, oder in welcher Höhe über der Meeresfläche die Alpenkräuter fortkommen.

Hier wollen wir dagegen das Verhältnis, worin die Pflanzen zu den verschiedenen Menschenrassen und Völkerschaften stehen, zum Gegenstande einer näheren Betrachtung machen; wir wollen zu untersuchen uns bemühen, welche Arten Gewächse ursprünglich jedem Menschenstamme von der Natur zugewiesen wurden, und welche Bedeutung dieselben für das Leben der verschiedenen Volksrassen gewannen.

In dem glücklichen Klima, dessen die Bewohner der innerhalb der Wendekreisen belegenen Südseeinseln sich zu erfreuen haben, gedeiht der Brotfruchtbaum und ist die wichtigste Nahrungspflanze aller Ozeanier. Dieser ansehnliche und wahrhaft schöne Baum mit laubreicher Krone trägt alljährlich eine große Menge Früchte, welche sehr mehlhaltig sind und gekocht wie Weizenbrot schmecken. Drei solcher Bäume reichen hin, einen Menschen acht Monate lang zu ernähren; denn so lange reifen Früchte auf den drei Bäumen. In den übrigen vier Monaten des Jahres genießt er die indessen in Gruben aufbewahrten und dadurch in einen Gährungszustand versetzten Früchte. Zehn solcher Brotfruchtbäume reichen aus, eine ganze Familie zu ernähren, und sonst dient derselben noch das Holz zu Gerätschaften und zum Bau von Kähnen, der Bast zur Verfertigung von Kleidungsstücken.

Ein anderer Baum, welcher in Ozeanien und namentlich auf den niedrigeren Koralleninseln dort vorherrschend ist, aber auf der indischen Inselgruppe zwischen Asien und dem australischen Festlande vorkommt, ist die Kokospalme. Der Stamm dieses Baumes giebt Holz, die Frucht desselben liefert den mandelähnlichen Kern, das Öl und die Milch, die Schale wird zu Hausgeräten benutzt, die faserige Bedeckung der Schale zu Geflechten, die Baumblätter zur Bedachung der Häuser, und auch Palmkohl und Palmwein giebt der Kokosbaum.

Für die Neuholländer ist der sogenannte neuseeländische Flachs, Phormium tenax, eigentümlich. Die Blätter dieser Pflanze zeichnen sich durch lange, zähe Fasern aus, welche an Stärke unsern Hanf und Flachs bei weitem übertreffen. Aus diesen Fasern flechten die in der Kultur wie in der körperlichen Gestalt hinter den Bewohnern der ozeanischen Inseln weit zurückstehenden Eingebornen Stricke und

Taue und die wenigen Kleidungsstücke, womit sie bisweilen ihre Blöße bedecken.

Den Malaien der indischen Inseln sind die Gewürzpflanzen gegeben: der Nelkenbaum, der Muskatenbaum, der Pfeffer- und der Ingwerbusch sind die Charakterpflanzen derselben, die sie jedoch jetzt großenteils mit Indien gemein haben.

Der Mais, welcher von allen Getreidearten den reichlichsten, aber auch einen unsichern Ertrag giebt, ward ursprünglich nur den amerikanischen Völkerschaften zuteil. In Peru war der Maisbau bedeutend, und zwar bis zu einer beträchtlichen Höhe über dem Meer. Auf einer Insel im Titikakasee ward er am Sonnentempel der Inkas in einer Höhe von 10,000 Fuß über dem Ozean angebaut, um dem Sonnengotte zum Opfer dargebracht zu werden, und damit das dort geerntete Korn unter das Volk verteilt werde, das selbst ein einziges, am Sonnentempel erzeugtes Saatkorn als ein herrliches und glückbringendes Gut ansah. Auch in Nordamerika war der Mais schon vor Ankunft der Europäer von den Eingeborenen angebaut.

Eine zweite herrliche Gabe ward den Amerikanern in der Kartoffel verliehen. Sie konnte auch in höheren Gegenden gedeihen und schenkte in ihren mehlhaltigen Knollen reichen Nahrungsstoff.

Auf den mexikanischen Hochebenen wurde schon vor der Europäer Zeiten die Magueypflanze, Agave potatorum Zuccarini, der Weinstock der Mexikaner, gebaut. Dieser Strauch blüht in seinem Vaterlande erst nach acht bis zehn Jahren, aber wenn sich der große Blumenkelch entwickeln will, so strömt eine reichliche Menge Saft hinzu. Durch Abnehmen der Herzblätter wird dann die Entwicklung der Blume gehemmt, und mehrere Monate hindurch kann man alsdann dreimal täglich den Saft abzapfen, der, wenn er in Gährung übergegangen, ein Getränk abgiebt, das, Pulque genannt, einen angenehm säuerlichen Geschmack, aber einen fauligen Geruch an sich hat. Die Magueyfelder auf dem mexikanischen Gebirgsplateau von 6—7000 Fuß Höhe über dem Meer liefern gemeinlich erst im 15. Jahre Ausbeute. Von einer andern Art dieses Geschlechts, Agave americana, werden die Blätterfasern zu Kleiderstoff benutzt; sie ist nach Südeuropa verpflanzt worden und dort unter dem Namen Alon bekannt.

Auf einer noch beträchtlicheren Höhe als wo der Maguey wächst, wird eine andere Pflanze in Mexiko, Peru und Chili, über die Grenze des Roggens und der Gerste hinaus, die Quinoa, Chenopodium Quinoa, charakteristisch. Ihre kleinen, aber zahlreichen und mehligen Samenkörner geben ein in diesen Ländern beliebtes Nahrungsmittel, das zu Brei gekocht wird, oder geröstet die Chokolade des Hochlandes abgiebt.

Aber der größte Teil der Ureinwohner Amerikas, besonders in den Niederebenen, war und ist noch jetzt mit der Bodenkultur ganz unbekannt und steht überhaupt auf einer niedrigen Stufe der menschlichen Entwicklung; sehr häufig sind ihm auch gar keine Charakterpflanzen

gegeben. Doch giebt es hier einen Volksstamm, dessen Existenz an eine einzelne, wildwachsende Pflanze eng geknüpft ist. An den Mündungen des Orinoko wird während der Regenzeit das Inselland der Guaraunos oder Guarahues überschwemmt. Dann lebt dieser wilde Volksstamm auf den Bäumen, und zwar auf der Mauritiuspalme, die als gesellschaftliche Pflanze diese Gegenden bedeckt. Aus den Blattstielen machen die Guaraunos Zelte oder Hängematten, welche sie zwischen den Bäumen aufhängen, auf den Bäumen wohnen und hausen sie, machen gar Feuer darauf an, essen die reichliche Frucht der Palme, bereiten einen Trank aus dem Safte und Brot aus dem sagohaltigen Mark derselben.

Im nördlichen Afrika und Asien, im ganzen pflanzenarmen Wüstengürtel haben die nomadischen Völker an der Dattelpalme einen herrlichen Versorger empfangen. Die zahlreichen und wohlschmeckenden Früchte dieses Baumes gewähren ihnen und ihren Kamelen und Pferden Nahrung, der Stamm versieht sie mit Holz und Brennmaterial, und Blätter und Blattstiele dienen zu Geflechten.

Im südlichen Arabien und in Abyssinien tritt der Kaffeebaum auf, dessen Bohnen die Einwohner mit dem täglichen Getränke versorgen.

Den Hinduvölkern wurde der Reis und die Baumwolle gegeben; ersterer macht die tägliche Nahrung dieser kein Fleisch genießenden Völker aus, und aus letzterer weben sie ihre Kleider. Ohne diese Gaben der Natur kann der Hindu nicht leben; ein Mißwachsjahr im Reisbau erzeugt dort eine allgemeine Hungersnot.

Die Charakterpflanze der Chinesen ist leicht gefunden; es ist die Theestaude, welche bei ihnen den Wein der Weinländer, das Bier und den Branntwein der Nordländer vertritt.

Alle Völker, welche das westliche Asien und Europa bewohnen und die indo-kaukasische Menschenrasse ausmachen, haben an dem Weizen, der Gerste, dem Roggen und dem Hafer ihre ursprünglichen Charakterpflanzen, die man gewöhnlich mit dem Namen der europäischen Getreidearten bezeichnet, obgleich ohne rechte Begründung, weil das westliche Asien die wahre ursprüngliche Heimat des Korns sein dürfte. Alle diese Pflanzen, darunter besonders der Weizen, machen die Hauptgegenstände des Ackerbaues und das Hauptnahrungsmittel dieser verschiedenen Völkerschaften aus.

Südeuropa und derjenige Teil des westlichen Asiens, welcher vom mittelländischen Meer begrenzt wird, haben an dem Ölbaum oder Olivenbaum eine bedeutungsvolle Charakterpflanze, der den südkaukasischen Völkern das Öl giebt, welches ihnen nicht allein als Beleuchtungsmittel, sondern auch als Butter dient und von so vielfältiger Anwendung bei den nördlichen Völkern der nämlichen Rasse ist.

Aber auch der Weinstock gehört zum Erbteil dieser Völker; er macht einen wichtigen Gegenstand für den Anbau aus und gewährt den Bewohnern der Länder, welche zwischen dem 30. und 35. Breite-

grad belegen sind, ein allgemein genossenes Getränk, reicht aber viel weiter nach Norden, in Deutschland bis zum 51°.

Die zur Polarrasse gehörenden Lappländer haben sich keiner Charakterpflanzen zu erfreuen, wenn man nicht etwa das Renntiermoos dahin rechnen wollte, das für ihr Haustier die hauptsächlichste Nahrung ist.

2.

So war im wesentlichen die ursprüngliche Verteilung der Charakterpflanzen auf der Erde. Aber die Kultur und der Verkehr unter den Völkern hat in den ursprünglichen Verhältnissen so bedeutende Veränderungen herbeigeführt, daß diese sich jetzt in ganz anderer Gestalt darstellen.

Reden wir in erster Reihe von denjenigen Gewächsen, welche der Mensch unter den Schutz der Kultur gestellt hat. In allen Erdstrichen hat er mannigfaltig verändernd in das weite Gebiet der Pflanzenwelt eingegriffen.

Der Mensch baut gewisse Pflanzen an, pflegt sie und sorgt für sie. Mit der fortschreitenden Entwickelung seiner eigenen Bildung veränderte er auch ihre ursprüngliche Natur durch sorgsame Auswahl und Behandlung des Bodens, durch geregelte Bewässerung, durch künstliche Ernährungs- und Vermehrungsweise und wirkte so zu seinem Nutzen mannigfaltig veredelnd auf die Pflanzenwelt ein. Er hat aus den ungenießbaren Holzäpfeln und Holzbirnen durch die Kultur nach und nach jene süßen Früchte geschaffen, die uns zu köstlicher Erquickung gereichen. Alle die wohlschmeckenden Kohlarten, den Blumenkohl, den grünen, den roten Kohl, den Kohlrabi, entwickelte er durch seine Kultur aus einer einzigen Pflanzenart mit holzigem Stengel und widerlich schmeckenden Blättern. Wer erkennt wohl noch in der zuckersüßen, orangegelben, zarten Mohrrübe die spindlige, holzige Wurzel der gewöhnlichen Möhre, welche auf unseren Wiesen wild vorkommt! Und doch ist diese die gleiche Pflanze. Aber alle die genannten Gewächse auf nur kurze Zeit der menschlichen Kultur entfremdet, kehren wieder in ihren unscheinbaren Urzustand zurück.

Auch unter anderen Himmelsstrichen beobachten wir gleiche Wirkungen der Kultur auf die Pflanzenwelt. Die vielen Millionen Menschen zur fast ausschließlichen Nahrung dienende Banane trägt in ihrem Urzustande kleine grüne, unangenehm schmeckende Früchte, welche mit zahlreichem Samen gefüllt sind. Die kultivierte Frucht enthält dagegen gar keinen Samen im Innern ihres schmackhaften Fleisches. Die Vermehrung dieses hochwichtigen Gewächses ist ganz und gar von der Thätigkeit des Menschen abhängig, da es nur durch Stecklinge fortgepflanzt werden kann.

Die wohlschmeckenden Früchte des Brotfruchtbaumes, die den Bewohnern der Südseeinseln und des indischen Archipelagus zur hauptsächlichsten Nahrung dienen, werden nur von der kultivierten Pflanze

hervorgebracht, während der in denselben Gegenden wild vorkommende Baum gänzlich ungenießbare Früchte mit bitterem Samen trägt.

Bei anderen Pflanzen, welche die Natur bereits mit besonders heilsamen und ernährenden Kräften ausgestattet hat, beschränkt sich der Einfluß des Menschen mehr auf die Vervielfältigung und Verfeinerung der Arten, also auf die Pflege, durch die er ihre ursprünglichen Eigenschaften veredelt.

Je roher eine Nation ist, desto einfacher, desto gröber sind ihre Nahrungsmittel; je kultivierter ein Volk ist, desto mannigfaltiger, desto reicher an Spielarten und an Formen und Eigenschaften sind die Gewächse, die es für seine Bedürfnisse pflegt und anbaut. Wo aber die Bevölkerung dicht zusammengedrängt ist, verliert die Natur ihren ursprünglichen Charakter mehr und mehr. In den östlichen Teilen von China hat die dichte Bevölkerung es dahin gebracht, fast jede wildwachsende Pflanzenart zu vertilgen und den ganzen Boden einzig und allein mit angebauten Pflanzen zu bedecken. Außer einigen wenigen Wasserpflanzen in den Kanälen findet der Forscher in jenen chinesischen Flachlanden so gut wie kein Gewächs, das nicht der Gegenstand menschlicher Kultur wäre. So nimmt die Fülle der Arten stetig ab und weicht allmählich der geringen Zahl derjenigen Gewächse, welche der Mensch zu seinen Zwecken anbaut.

Die Gewächse, welche der Kulturmensch aus den entlegensten Gegenden der Erde um sich sammelte, begleiten ihn seit den ältesten Zeiten von einem Ende der Erde bis zum andern. Der Kirschbaum Kleinasiens wächst am Rande unserer Felder, die mit der amerikanischen Kartoffel bedeckt sind; die Maisstaude Südamerikas gedeiht neben der Gerste Ägyptens, die Gurken aus den entferntesten Teilen Asiens wachsen im Schatten des deutschen Apfelbaumes. Persien verdanken wir den Nußbaum und die Pfirsiche, Armenien die Aprikose, Syrien die Feige, den Ölbaum, die Pflaume und den Maulbeerbaum. Es bedurfte kaum eines Jahrhunderts, um den Kirschbaum aus Kleinasien, der über Italien nach Frankreich, England und Deutschland gebracht wurde, zu einer überraschend hohen Kultur zu bringen.

Auch jene Pflanzen, die der Mensch nicht bloß zur Befriedigung seiner unmittelbaren Bedürfnisse, sondern aus Freude am Schönen erzieht, die anmutvollen Blütengewächse, die wir als Blumen bezeichnen, verdanken der Pflege des Menschen ihre reichste und schönste Entfaltung. Einige wenige Arten von Kamelien, Fuchsien, Pelargonien, Georginen und wie alle die lieblichen Zierden unserer Gärten heißen, haben sich unter der Hand des Gärtners zu unzähligen schönen Spielarten entwickelt, die den ursprünglichen Formen oft kaum noch ähnlich sind. Ist doch selbst die hundertblättrige Centifolie, die Königin der Blumen, unter der Pflege des Menschen aus einer sehr einfachen Rosenform hervorgegangen.

Mit dem Anbau der Getreidearten, die eine sorgfältige Bestellung größerer Flächen verlangten, hörte das Nomadenleben des Menschen

allmählich auf. Die meisten Getreidearten, die von der Natur selbst für die Ernährung des Menschen bestimmt zu sein scheinen, hat man trotz sorgfältigster Nachforschungen neuerer Reisenden nirgends mehr in wildem Zustande aufgefunden, oder doch nur als überlebende Flüchtlinge einer wieder untergegangenen Kultur. Die ursprünglich wild wachsenden Pflanzen scheinen von der Erde verschwunden, und man kennt nur die Heimat der wenigsten. — Die ältesten Kornarten sind ohne Zweifel Weizen und Spelt, welche schon im Homer als Brotkorn erwähnt werden, und ebenso die Gerste, mit der Homers Helden, wie noch jetzt die Südeuropäer, ihre Rosse füttern. Erst in viel späterer Zeit wurde über Thracien her Roggen nach Griechenland eingeführt. Was der Weizen jetzt für Spanien, Frankreich, England und einen Teil des südlichen Rußlands ist, das ist der Roggen für Deutschland und das nördliche Europa. Verschiedene Haferarten wurden in Griechenland nur als Grünfutter angebaut. Der eigentliche Haferbau findet sich erst später in Deutschland heimisch. Wie es scheint, wurde derselbe wie der Anbau des Roggens, von östlichen Völkern bei uns eingeführt.

Diejenige Getreideart, welche der größten Anzahl von Menschen zur Nahrung dient, ist der Reis, als Sumpf-Reis in nassen Niederungen, als Berg-Reis an höheren trockenen Orten gedeihend. Er stammt aus dem südwestlichen Asien, wo er noch jetzt in wildem Zustande angetroffen wird.

Die zweite Stellung möchten in der Reihe der Getreide sich Mais und Weizen streitig machen. Der erstere, ursprünglich als amerikanische Frucht bezeichnet, wird schon seit den ältesten Zeiten in Japan gebaut und ist gegenwärtig in allen wärmeren Gegenden verbreitet. Den eigentlichen Getreidearten schließt sich noch der aus Asien stammende Buchweizen als eins der wichtigsten europäischen Nahrungsgewächse an.

Der Mensch legte, sobald er sein Dasein durch die Kultur dieser Nahrungspflanzen begründet sah, feste Wohnsitze an, und so wurde der Anbau der Getreidearten die Veranlassung zu geselligem Leben und zu jeder Kultur des Menschengeschlechts überhaupt und ist durch alle Zeiten die Grundlage aller höheren Gesittung geblieben.

Die großen Völkerzüge des Mittelalters verbreiteten nicht nur einen Teil der Getreidearten, sondern mit ihnen auch eine Anzahl von Gewächsen, die ausschließlich in ihrer Gesellschaft vorkommen und auf ihre Kosten gedeihen, so die blaue Kornblume, die Kornrade, den Feld-Rittersporn, den Ackermohn, den Taumellolch u. a. m. Die Heimat dieser unzertrennlichen Begleiter unserer Getreidearten und ungebetenen Gäste unserer Felder läßt sich in vielen Fällen ebensowenig nachweisen, als die der ersteren.

Außer diesen durch den Ackerbau verbreiteten Gewächsen giebt es noch zahlreiche andere, die ebenfalls dem Menschen und seinen Wohnsitzen in steter Treue anhängen und von der Natur geradezu auf ihn angewiesen zu sein scheinen, obwohl er sie als Unkräuter bezeichnet und sie eher auszurotten, als fortzupflanzen sucht. Manche dieser Pflanzen,

wie gewisse Hauslauch- und Meldenarten, setzen sich in den Spalten oder auf den Vorsprüngen seiner Mauern fest, andere überziehen die Schutthaufen mit dunklem Grün oder fassen die Feld- und Ackerwege ein. Gewisse Arten wagen sich in die Mitte unserer Straßen und Plätze. Wieder andere finden sich mehr außerhalb der Ringmauern unserer Wohnsitze, aber doch stets nur in der Nähe der Dörfer und Städte. Ich erinnere an manche Nessel-, Gänsefuß-, Wegerich-, Hahnenfuß-Arten, den Nachtschatten u. s. w.

Trotz der Verfolgungen, die diese Pflanzen von seiten des Menschen zu bestehen haben, heften sie sich an seine Spuren, ja finden sich nirgends anders als in seiner Umgebung. Fast jede Nation hat, wie sie ihre Kulturpflanzen besitzt, auch ihre eigentümlichen Unkräuter und führt diese auf ihren Wanderzügen überall mit sich.

Nach den Befreiungskriegen fand sich an vielen Stellen, wo befestigte Lager gewesen waren, eine den Gänsefußarten ähnliche Pflanze, welche sonst ausschließlich nur in den Steppen am Dnieper einheimisch ist, und noch heute hat sich ein Futtergewächs an manchen Orten Deutschlands und selbst in der Umgegend von Paris erhalten, welches zu jener Zeit durch russische Fuhrleute zu uns gebracht wurde.

Auf den Alpen finden wir an allen denjenigen Stätten, wo die Schäfer Salz für Schafe und Ziegen zu streuen pflegen, Nesseln emporgeschossen.

Die Züge der Zigeuner durch Europa haben im Stechapfel eine bleibende Spur zurückgelassen, jener Pflanze, die sie zur Bereitung ihrer Zaubertränke mit sich führen, die aber bei uns, kaum einheimisch geworden, schon wieder zu verschwinden anfängt.

Selbst über das Meer hin folgen die Unkräuter dem Menschen und begleiten ihn in seine fernsten Kolonieen; ja sie erhalten sich in ihrer neuen Heimat zuweilen noch, wenn die dort aufgeblühte Kolonie längst wieder ausgestorben ist. So ist die Ackerwicke noch heute der Zeuge der alten norwegischen Kolonisation in Grönland.

Unser großer Wegerich folgt den Fährten unserer Auswanderer bis tief in die Urwälder Amerikas. Die Rothäute nennen ihn „Fußstapfen des Weißen", und der Indianer glaubt in Wahrheit, daß diese Pflanze aus den Fußspuren des weißen Einwanderers emporwachse, da sie sich überall nur da einfindet, wo Europäer sich niederlassen.

Aber auch aus Amerika haben Pflanzen den Weg über das Meer zu uns herübergefunden, wie die schöne Nachtkerze und das schädliche Scharfkraut. Der fliegende Haarsame dieser Pflanze, der wahrscheinlich ursprünglich im Ballast der Schiffe mitgebracht wurde, verbreitete das Gewächs schnell durch ganz Europa. Wir finden dieses Scharfkraut jetzt massenhaft auf unbebauten Plätzen. Jeder frisch aufgeworfene Eisenbahndamm, jedes unserer brach liegenden Felder bedeckt sich schnell mit dieser unansehnlichen Pflanze des amerikanischen Nordens.

Ebenso hat sich der Kalmus, welcher ursprünglich aus Indien in einigen wenigen Exemplaren eingeführt wurde, in wenigen Jahrhunderten

über den ganzen Kontinent verbreitet. Dagegen bedecken europäische Disteln und Artischocken die weiten Ebenen von Montevideo.

Auf den Ausladeplätzen von Triest, Venedig, Stettin, Königsberg u. a. finden sich eine Menge ausländischer Pflanzen auf beschränktem Bezirke.

Sehr einflußreich für die Verbreitung dieser eingewanderten Pflanzen sind selbstverständlich die Flüsse und Ströme, in deren Gebieten sie auch gewöhnlich zuerst auftreten. Die Ursachen aber der Erscheinung, daß gewisse Pflanzen die Nähe der menschlichen Wohnungen suchen, sind noch nicht völlig aufgeklärt.

3.

Überall hat eine gütige Natur dafür gesorgt, daß es dem Menschen nicht an der zum Fristen des Lebens nötigen Nahrung fehle. Jeder einzelne Erdteil, jedes Klima bringt solche Stoffe hervor, die den dort lebenden Wesen am meisten entsprechend sind. Der Unterschied und die einzelnen Abstufungen der Nahrungsmittel in verschiedenen Gegenden des Erdballes sind freilich bedeutend und auffallend genug, und der verfeinerte Gaumen des europäischen Großstädters wird unter allen Umständen sich entsetzen vor den Lieblingsgerichten des Eskimo und Kamtschadalen, der rohe oder übelriechende Fische und Walfischthran für die herrlichsten Leckerbissen hält. Während der Europäer Fleischspeisen genießt und eine möglichst feste Nahrung jeder andern vorzieht, lebt der weichliche und zartere Südasiate fast ausschließlich von Stoffen des Pflanzenreichs, zuckerhaltigen Früchten und leichtverdaulichen Getreidearten.

Wenn man auf unserer nördlichen Halbkugel von Norden nach Süden geht, so findet man im allgemeinen, daß die Völker allmählich und stufenweise immer mehr vorzugsweise **Pflanzenkost** genießen. Nur die Gebirgsgegenden, in denen die hohe Lage über der Meeresfläche selbst zwischen den Wendekreisen ein nordisches Klima hervorbringt, bilden davon eine Ausnahme. Der Russe und Schwede, der Norwege und Däne, der Deutsche und der Niederländer liebt **Fleischspeise**, der Südfranzose mehr Brot, der Italiener ist zufrieden mit seinem Makkaroni (Rollnudeln), seiner Polenta (Brei von geröstetem Mehle mit Butter, Öl und Parmesankäse gemischt) und mit Gemüsen; der Grieche und Türke ist mäßig im Fleischgenusse, ebenso wie der ackerbautreibende Asiate; im südlichen Indien bringen Millionen ihr Lebenlang kein Stück Fleisch zum Munde und leben vorzugsweise von Reis oder Gemüsen und den Früchten der Palmen, Bananen und von Milchspeisen. Auch essen Südländer weniger als Bewohner des Nordens, und die Schiffe nehmen, wenn sie die Meere im hohen Norden befahren, doppelt soviel Nahrungsmittel an Bord, als wenn ihre Fahrt nach dem Süden geht.

In manchen Gegenden bilden **Fische** das Hauptnahrungsmittel. Ihr Genuß macht den Körper nicht so tierisch als ausschließliches Fleischessen; sie enthalten auch nicht soviel Nahrungsstoff, was der

Grund zu sein scheint, daß Fische bei allen Völkern und in den verschiedenen Religionen für Fastenspeisen gelten.

Das Hauptnahrungsmittel in allen Erdteilen bilden übrigens die Getreidearten, von denen jeder Menschenrasse oder vielmehr jedem Erdteile eine vorzugsweise von der Natur zugeteilt ist. Der Europäer nährt sich besonders von dem Brote aus Weizen, Roggen, Gerste und (z. B. der Bergschotte) aus Hafer Der Bau dieser Getreidearten verlangt Fleiß, Sorgfalt, Ausdauer; er macht sicheres Privateigentum, Grundbesitz und gute Gesetze nötig. In den Ländern, wo er betrieben wird, finden wir die Menschen geistig am meisten entwickelt und das freieste, regsamste Leben. Der größere Teil der Asiaten lebt von Reis, der, nicht in gegorenem Zustande, wie unser Brot genossen wird. Beinahe in allen Ländern, wo man ihn als einheimisches Produkt baut, finden wir Sklaverei und Despotie. Die reisbauenden Länder scheinen vorzugsweise für einen stehenden Zustand bestimmt zu sein, z. B China, Indien zu beiden Seiten des Ganges, Länder, die zusammen eine Bevölkerung von 350 Millionen Menschen zählen, also mehr als $^1/_3$ sämtlicher Erdbewohner.

Die Hauptgetreidearten Afrikas sind Kuskus oder Hirse, die in dem glühendheißen Boden gut gedeihen und nur geringe Sorgfalt erfordern.

Amerika baut vorzugsweise Welschkorn, Mais, ein schweres Nahrungsmittel, das in jenem Erdteile gleichfalls nur geringe Wartung und Pflege erheischt. Die große indische Eilandsflur, welche zwischen Südasien, Australien und China sich ausdehnt und durchaus dem heißen Erdgürtel angehört, hat keine eigentümliche Getreideart, wenn man nicht etwa den Reis dafür gelten lassen will, der auf jenen Inseln, Sumatra, Java u. s. w., gleichfalls gebaut wird. Die weiter östlich liegenden bedürfen keines Getreides, da die Brotfrucht ihnen völlig genügt. Die meisten übrigen besitzen dagegen an dem, was die Sagopalme ihnen liefert, einen vollkommen ausreichenden Ersatz für Mais, für Brotfrucht, Weizen oder Hirse. Die Sagopalme wird zwar sehr dick, erhebt sich aber selten über 8 m. Ihr Stamm enthält eine außerordentlich beträchtliche Masse schwammigen Markes, die ein eßbares Mehl und das sogenannte Sagobrot liefern.

Außer diesen Getreidearten und Baumfrüchten bilden bekanntlich die Gemüse und eßbaren Wurzeln in allen Erdteilen Hauptnahrungsmittel der Menschen. Von welchen ungeheuren Folgen ist z. B. der Anbau der Kartoffel in Europa begleitet gewesen, wie unentbehrlich ist sie geworden, und kaum haben wir sie in unserm Deutschland hundert Jahre! Was neben dem Brote bei uns die Kartoffel für die ärmeren Leute, ist in allen heißen Gegenden Südamerikas für die rothäutigen Indianer und Neger die Wurzel des Mainok oder Kassawestrauches, dessen Saft zwar süß, aber giftig ist. Aber man raspelt die Wurzel, preßt den giftigen Saft aus und gewinnt auf diese Weise Mehl, das ein sehr gesundes Brot liefert.

Die Menschen jener Gegenden, welche unsere Getreidearten bauen, sind übrigens im allgemeinen körperlich größer und stärker als jene, die vom Reis leben, und diese stehen wiederum auf einer höheren Bildungsstufe als die, bei denen man vorzugsweise Mais und Hirsearten als Hauptgetreideart findet.

Es ist gesagt worden, daß die Menschen im allgemeinen weniger stark essen, je mehr sie dem Äquator oder überhaupt der heißen Zone nahe wohnen. Der Grönländer überfüllt sich mit fetten Speisen, der Bewohner der Levante ist mit etwas Gerste oder Reisbrei, der Maure im nordwestlichen Afrika mit einigen Datteln, Feigen oder etwas Gummi vollkommen zufrieden. Der Südländer hält weniger auf den Magen als auf die Haut, die er mit Öl sättigt. Im hohen Norden braucht man Fett inwendig, zwischen den Wendekreisen auswendig; beides macht die Haut geschmeidig und wirkt zuletzt in gleicher Weise.

Die meisten Getreidearten scheinen ursprünglich dem südlichen Teile der gemäßigten Zone anzugehören. Die Gerste wächst wild am Flusse Kur oder Araxes in Georgien, südlich vom Kaukasus; Spelz soll in der persischen Provinz Hamadan wild wachsen. Die Bohnen stammen aus Indien, der Wein, welcher nördlich vom 51. Grade nördlicher Breite kein gutes Getränk mehr liefert, wächst wild in Georgien und Armenien. Die Kartoffel stammt aus Peru, der Buchweizen aus Kleinasien. Aus den südlichen Ländern der gemäßigten Zone stammen ferner: Kirschen, Birnen Aprikosen, Granatäpfel, Pfirsiche, der Ölbaum, Maulbeerbaum, Nußbaum, Mandeln, süße Kastanien, Feigen, eßbare Eicheln &c.

Außerdem sind die Länder der gemäßigten Zone gesegnet mit Nüssen, Erbsen, eßbaren Gemüsen und Wurzeln, die auch während der Wintermonate schmackhaft bleiben.

Um noch einmal kurz auf den Einfluß, welchen die Art der Nahrungsmittel auf den Menschen in verschiedenen Klimaten übt, zurückzukommen, so bedarf der Bewohner kalter Gegenden warmer Kleidung aus tierischen Stoffen. Während der Polarmensch sich ganz in Tierfelle hüllt, geht der Tropenbewohner in leichten Baumwollengeweben einher. Tierische Stoffe, z. B. Wolle, Seide, Haartuch, halten mehr die Wärme an als Pflanzenstoffe, Leinwand und Baumwolle. Der Nordländer trägt eng anliegende, der Orientale und Südländer weite, luftigflatternde Gewänder. Der Nordländer ist kräftiger und rauher, der Südländer schwächer und weichlicher; daher sind die letztern immer von den erstern unterjocht worden. Tierpelz ist noch jetzt eine Auszeichnung der Monarchen; die Königs- und Fürstenmäntel sind mit Hermelin gefüttert.

Je mehr ein Volk Kleider trägt, die aus Pflanzenstoffen bereitet sind, um so mehr genießt es auch im allgemeinen Pflanzenkost. Die neuere Bildung und der so hoch gesteigerte Handelsverkehr unserer Tage bringt freilich in dieser Hinsicht manche Veränderungen zuwege. Wir sollen, das lehrt uns die Natur unserer Gegenden, welche zwischen der heißen und der Polarzone mitten innen liegen, in Bezug auf unsere Nahrungsmittel auch die Mitte halten.

Schoner, Walter und Andree.

3. Die Entwickelung des Völkerverkehrs.

1. Die Landwege. — 2. Die Wasserstraßen. — 3. Der Postverkehr. — 4. Der Völkerverkehr der Gegenwart.

1.

Von einer Gegend der Erde zur andern bewegen sich die friedlichen Wanderungen der Menschen und der Versand der Erzeugnisse ihres Bodens und ihres Gewerbfleißes; von einer Gegend zur andern fliegen, durch Schrift und Laut vermittelt, ihre Gedanken durch Land und Meer, um anderen mitgeteilt zu werden. Dieser Völkerverkehr hängt im wesentlichen ab einmal von der Ergiebigkeit der Länder und der Geschicklichkeit und Regsamkeit ihrer Bewohner und sodann von den Ortsverbindungen, den Verkehrswegen und Verkehrsmitteln.

„— In freieren Schlangen durchkreuzt die geregelten Felder, jetzt verschlungen vom Wald, jetzt an den Bergen hinauf klimmend, ein schimmernder Streif, die länderverknüpfende Straße; auf dem ebenen Strom gleiten die Flöße dahin," sagt der Dichter und deutet damit hin auf die ersten Verkehrswege der Menschen. An die Stelle der natürlichen Pfade, der Thalsenkungen und Flußniederungen, welche zu Lande für den Naturmenschen ausreichen, schafft der Handelsverkehr die Straßen, indem er den Grund und Boden zum Zwecke des Fortschaffens für die Erzeugnisse menschlicher Arbeit umgestaltet. Die Ortsverbindung durch Straßen ist ohne Bodenveränderung nicht möglich und ohne das Bedürfnis des Warenaustausches nicht nötig; sie ist durch beide bedingt. Die Verkehrswege eines Volkes lassen denn auch mit ziemlicher Sicherheit auf den Grad seiner Kultur überhaupt schließen. Je zahlreicher und vollkommener sie sind, desto entwickelter werden seine Bedürfnisse, seine technischen Geschicklichkeiten, — wird, mit einem Worte, seine äußere Gesittung sein.

Religion und Sitte geboten schon den Indern in grauer Vorzeit, die Landstraßen in gutem Zustande zu erhalten, für deren Sauberkeit und Schmuck zu sorgen, sie mit schattigen Bäumen und Ruheplätzen zu versehen und die Flüsse mit guten Brücken zu überbauen. Auf weitausgedehnten Heeresstraßen zogen die Karawanen der phönizischen Kaufleute nach Babylon und Ninive, nach Syrien und Kleinasien, ja bis zum südlichen Arabien, um aus dieser Heimat der Königin von Saba Wohlgerüche, Gewürze, Elfenbein und Ebenholz zu holen. Zur Zeit des Königs Darius Hystaspis durchzogen wohlangelegte und sorgfältig unterhaltene Straßen, oft die rauhesten und unwirtbarsten Gegenden durchschneidend, das medisch-persische Reich und verbanden die griechischen Pflanzstädte am ägäischen Meere und das lydische Susa mit Ekbatana und Persepolis. Großartig aber war das Straßennetz, welches sich zur Zeit der römischen Cäsaren durch das ungeheure Weltreich spann und die gewaltige Hauptstadt desselben mit seinen fernsten Grenzen verband. Die Verbindungsstraßen zwischen der südlichen und nordwestlichen Spitze des Reiches maßen 4080 römische Meilen. (Über 800

geographische Meilen.) Trotz dieser ungeheuren Strecken wurden die Wegebauten der Römer so vortrefflich angelegt, daß unsere besten Chausseen, was Dauerhaftigkeit und Glätte anlangt, von den Römerstraßen übertroffen werden. Noch heute beweisen Überreste derselben, daß die alten Welteroberer auch jedes Hindernis der Natur zu überwinden wußten, wenn es galt, Wege von einem Lande zum andern zu bahnen oder von einer Stadt zur andern möglichst in gerader Linie anzulegen. In der Blüte der Kaiserzeit zählte man 28 die ganze römische Welt durchkreuzende Straßen. Lange vor Christi Geburt waren Übergänge über die hohen Alpen zwischen Italien und den angrenzenden Ländern geschaffen.

Diesem hochentwickelten Straßennetz gegenüber fand der Handelsverkehr des Mittelalters und der folgenden Jahrhunderte in Deutschland wie in den angrenzenden Ländern nur wenige und recht mangelhafte Straßen. Die erste kunstgemäße Chaussee in Deutschland wurde im Jahre 1753 in Schwaben zwischen Nördlingen und Öttingen angelegt; ihr folgten allmählich andere, namentlich vom Anfange dieses Jahrhunderts an.

Jahrtausende hat sich der Verkehr zu Lande unter der Hülfe tierischer Kräfte auf den Landstraßen fortbewegt; in neuerer Zeit hat sich das jedoch ganz wesentlich geändert. Vielfach sind die Landstraßen verödet und dienen meistens nur noch dem Verkehr zwischen nahe gelegenen Örtern, die keine bessere Verbindung haben. Mit der neuen Zeit hat auch die „Poesie der Landstraße“ wesentlich abgenommen. Wo früher der Postillon vom Bocke des Postwagens oder vom Rosse herab seine gern vernommenen Hornklänge ertönen ließ, da dringt jetzt von der Eisenbahnstation her der mahnende Ruf der Glocke und die Stimme des Schaffners an des Reisenden Ohr, und das Dampfroß schleppt keuchend unübersehbare Güter- und Menschenmengen die neugeschaffenen Schienenstraßen entlang. Geschäfts- und Vergnügungsreisende, Handwerksbursche und Student, Gelegenheitswanderer und beurlaubte Soldaten lassen heute nicht mehr, im Staube der Landstraße dahinziehend, ihr Auge von einem mächtig aufgetürmten Frachtwagen zum andern hinschweifen, sondern treffen in den gefüllten Räumen der Eisenbahnwagen zusammen:

Dampfschnaubend Tier, seit du geboren
Die Poesie des Reisens flieht;
Zu Roß mit Mantelsack und Sporen
Kein Kaufherr mehr zur Messe zieht. Justinus Kerner.

Im März des Jahres 1829 wurde zwischen Liverpool und Manchester der erste Schienenweg mit Dampfkraft befahren. Seitdem hat ein ungeheurer Umschwung und Aufschwung des ganzen Verkehrslebens stattgefunden.

Mit staunenswerter Schnelligkeit hat sich in wenigen Jahrzehnten das großartigste, ausgedehnteste Eisenbahnnetz über die Welt verbreitet. Nachdem in England schon viele Städte durch Schienenwege verbunden waren, wurde im Jahre 1835 die erste Eisenbahnlinie auf dem euro-

päischen Festlande, die Bahn zwischen Brüssel und Mecheln, eröffnet. Und noch in demselben Jahre bewegte sich auf deutschem Boden der erste von Lokomotiven bewegte Zug zwischen Nürnberg und Fürth. Fünfviertel Jahre später eröffnete die Leipzig=Dresdener Bahn ihre erste Strecke. Im Oktober des Jahres 1838 pfiff die Lokomotive in Preußen (Berlin=Potsdam), und einen Monat später fand die Eröffnung der ersten deutschen Staatsbahn von Braunschweig nach Wolfenbüttel statt. Im Jahre 1843, mithin noch nicht fünfzehn Jahre seitdem zwischen Manchester und Liverpool die erste Lokomotive rollte, besaß Europa in acht seiner Länder zusammen 7200 km Eisenbahnstrecke, darunter etwa 4700 in England und 1100 in Deutschland nach dessen jetzigen Grenzen. Im Jahre 1883 waren diese auf 190000 km gestiegen. Zu diesen 190000 km in Europa gesellen sich etwa 250000 km in Amerika und 40000 km in den übrigen Erdteilen. In den letzten Jahren haben diese Zahlen noch ganz bedeutend zugenommen. Gegenwärtig beträgt die Gesamtlänge aller Eisenbahnen auf der Erde etwa 60000 geographische Meilen, mithin mehr als das Elffache des Äquators der Erde. Betrachten wir eine Erdkarte, auf welcher die im Betriebe befindlichen Eisenbahnen eingezeichnet sind, so finden wir sie namentlich über die nördliche Erdhälfte verbreitet, während auf der südlichen Hemisphäre sich Australien und Südamerika erst allmählich mit einem Netze von Schienen bedecken. Wir haben jetzt Eisenbahnen über schmale Meeresarme und durch die sandige Wüste, wie jene bekannte von Alexandrien nach Suez; sie durchschneiden die Lagunen von Venedig, überklimmen eisige Alpengipfel und rollen durch die Prärieen der Union. Sie durchbrechen den tropischen Urwald, wie die Bahn zwischen Panama und Aspinwall, und sie ziehen sich durch die Riesentunnel des Mont Cenis (12200 m) und des St. Gotthard (14800 m), die ihretwegen durch die kolossalen Felsmassen gebohrt sind. Der Reisende kann von den Südgestaden der pyrenäischen Halbinsel bis zu den nördlichen Gegenden Rußlands auf ununterbrochenem Schienenwege gelangen. — Kein Land der Erde hat in so raschem Wachstum sein Eisenbahnnetz erweitert als die Vereinigten Staaten von Amerika. Hier wurden in einem einzigen Jahre 2000 geographische Meilen Bahnen gebaut. Ein wichtiger Augenblick in der Geschichte des Verkehrslebens war es, als am 10. Mai des Jahres 1869 die letzte Schiene der ersten Pacific=Eisenbahn mit goldenem Nagel auf einer Schwelle von Cedernholz befestigt und durch dieses über 48 Längengrade reichende Kulturband der Atlantische Ocean mit dem Stillen Weltmeer verknüpft wurde. Seitdem sind noch mehrere Überlandlinien gebaut. Eine der großartigsten Eisenbahnen der Erde und zugleich die am höchsten gelegene ist die von Lima über die Cordilleren führende Bahn. Sie steigt an ihrem höchsten Punkte bis zu 4800 m auf und führt durch 27 Tunnels und über 17 Brücken, von denen die eine Pfeiler von 84 m Höhe hat, die höchsten Brückenpfeiler, die je ausgeführt worden sind. — Die Anlage der Eisenbahnen ist wahrhaft ein Sieg des menschlichen Geistes über die Natur. Und wer hätte

noch vor fünfundzwanzig Jahren sich eine solche Ausdehnung des Schienensystems vorgestellt, wie es seitdem erfolgt ist, wer hätte sich gedacht, daß an den viertausendjährigen Pyramiden vorüber die Lokomotiven rollen, daß das ganze große anglo-indische Reich von Nord nach Süd, von Ost nach West, von der Indus- zur Gangesmündung, von der Südspitze bis zum Himalaya von Eisenbahnen durchzogen wird, daß im fernen „Lande des Sonnenaufgangs", im Insellande Japan, bereits im Jahre 1872 in Gegenwart des Kaisers des Reichs die erste Schienenstrecke eröffnet werden würde.

2.

Neben den Landwegen hat sich auch der Wasserverkehr in ähnlicher Weise ausgebildet. In den Wasserstraßen gab uns die Natur Verkehrswege, die an Wichtigkeit den anderen nicht nachstehen und sie darin übertreffen, daß sie die billigsten sind. Schiffahrt auf Flüssen und Kanälen blühte schon früh in China, in Ägypten und bei den Römern. Von den Nilkatarakten bis zum Mittelmeer zogen täglich Tausende jener Barken hin und her, welche durch ihre bemalten Wände, bunten Segel und leichten Pavillons einen zauberhaften Anblick dargeboten haben müssen. Einige derselben dienten dem Personenverkehr, fröhlichen Lust- und ernsten Pilgerfahrten, andere dem Handel und trugen entweder die Güter Äthiopiens und Ägyptens zu den Häfen des Meeres oder die Schätze Asiens und Griechenlands in die südlicheren Gebiete des Nils. — Phönizier, Karthager und Griechen bewegten sich mit ihren Ruder- und Segelschiffen schon in den frühen Zeiten der Geschichte auf der salzigen Meeresflut bis zu allen Küsten der Mittelländischen See und über die Säulen des Herkules hinaus in den offenen Atlantischen Ocean; auch beschifften sie den Arabischen und Persischen Meerbusen bis zu den Gestaden Indiens. Später nahmen die Römer an der Seefahrt regen Anteil. Zahlreiche Leuchttürme und andere Feuerwarten zum Besten der Schiffahrt, unter ihnen der prächtige Pharus vor dem Hafen von Alexandrien und der menschgeformte Koloß am Hafeneingang von Rhodus, erleichterten dem Schiffer das Einlaufen in den heimischen Port.

Nachdem die Schiffahrt sich Jahrtausende auf der Stufe gehalten hatte, von der aus der Bericht über die Seereise des Apostels Paulus in der Apostelgeschichte ein so anschauliches Bild entwirft, wurde sie nach der Erfindung des Kompasses statt Küstenschiffahrt oceanische Fahrt und verband so die entferntesten Erdteile miteinander:

Und so fuhren sie aus im Walde besegelter Masten.
Blühende Landschaft hier, dort unergründliche Meere;
Stilles Genügen und Ruh' — Streben ins Weite hin.
Und die Küste verschwand, kein Eiland, kein freundlich Gestade
Bis zu der Schiffahrt Ziel: alles nur Himmel und Meer;
Doch sie finden den Weg nach des Erdballs westlichen Kreisen,
Finden vom Westen zum Ost sicher ihn wieder zurück.

Nach A. W. Schlegel.

Auch in den Wasserverkehr hat der Dampf mächtig umgestaltend eingegriffen, und wenn sich auch für weitere Entfernungen bis jetzt noch neben dem Dampfschiff das alte Segelschiff behauptet hat, so bereitet sich doch in unseren Tagen der volle Übergang von der Segel- zur Dampfschiffahrt auf dem Oceane mit einer großen Schnelligkeit vor. Auf dem Meere gehört die Zukunft dem Dampfe, trotzdem Kohlen teuer sind und der Wind nichts kostet.

Bereits zwanzig Jahre früher als der Dampfwagen trat das Dampfschiff in das Leben ein.

Der entscheidende Augenblick für die Dampfschiffahrt war jener Tag im August des Jahres 1807, wo der junge Maler und Ingenieur Robert Fulton sein von Dampfkraft bewegtes Schiff auf den Wellen des Hudson fahren ließ. Der Erfolg war vollkommen; bald befuhren mehrere Dampfer die Gewässer Nordamerikas. Bereits 1811 fand das Beispiel in England Nachahmung. Auf dem europäischen Festlande trug die Weser im Jahre 1817 das erste Dampfschiff, ein Jahr später erschien ein solches auf dem Rhein.

Das Dampfschiff strebte wie später der Dampfwagen hinaus in die Ferne. Zwölf Jahre nach Fultons erster Fahrt auf dem Hudson fuhr das erste Dampfschiff in 20 Tagen von New-York nach Liverpool und eröffnete damit die in unseren Tagen so gewaltig entwickelte oceanische Dampfschiffahrt. Rund um den Erdball schlingen sich die mannigfaltig verzweigten Linien, welche die Dampfer beschreiben, die fast mit derselben Sicherheit und Pünktlichkeit Personen, Güter und Briefe nach den fernsten Küsten tragen, wie die Eisenbahnen auf dem festen Lande. Nach allen Richtungen der Windrose durchkreuzen die Fahrbahnen die Oceane, indem sie von den großen Hafenplätzen wie die Strahlen eines Fächers auslaufen und wieder bei diesen Mittelpunkten des Verkehrs zusammentreffen. Früh hat Deutschland einen lebendigen Anteil an der oceanischen Dampffahrt genommen; bereits im Jahre 1847 trat Bremen mittels der beiden großen Raddampfer „Hermann" und „Washington" mit New-York in regelmäßigen Dampfverkehr und errichtete so die erste deutsch-amerikanische Seepostlinie. Zehn Jahre später nahm die transatlantische Dampfschiffahrt durch die Gründung des „Norddeutschen Lloyd" in Bremen einen bis dahin in Deutschland ungeahnten Aufschwung. Fünfundzwanzig Jahre nach der Gründung des Norddeutschen Lloyd vermittelte eine Flotte dieser Gesellschaft von 29 großen Dampfern mit einer Bemannung von 2500 Mann den Verkehr mit Amerika. Ihr zunächst steht in Deutschland die Hamburg-Amerikanische Paketfahrt-Gesellschaft, deren Fahrten sich nach New-York, Havana, New-Orleans und Südamerika erstrecken. Das britische Reich ist mit seiner Dampfschiffahrt noch heute allen übrigen Ländern weit voraus; in seinen 6000 Dampfern besitzt es eine größere Zahl, als die aller übrigen Staaten, auch Nordamerika eingeschlossen, zusammengenommen beträgt.

3.

Schon die ältesten Staaten haben öffentliche Anstalten geschaffen, welche Briefe, Güter und Personen von einem Orte zum andern beförderten. Diese Einrichtungen, Posten genannt, haben sich überall schnell in das Volk eingelebt; heutzutage ist der Postbote bis zum einsamsten Dorfe hin ein gern gesehener Gast. In den frühen Zeiten des Morgenlandes waren die königlichen Posten Persiens hochberühmt. Auf allen Stationen standen stets gesattelte Pferde und zum Aufbruch fertige Männer bereit, welche den ankommenden Kurieren die Postsendungen abnahmen und diese zur folgenden Station übermittelten. Um die Strecke von Susa nach Sardes zurückzulegen (13500 Stadien oder 337 deutsche Meilen), eine Entfernung wie die zwischen Berlin und Cadix, brauchten die Postreiter nur 6 Tage. „Ein Schreiber malte, in der Kunst gewandt, auf Seide einen Brief mit sich'rer Hand" heißt es von den schriftlichen Mitteilungen, welche sie beförderten. Bei den Griechen gab es erst in späteren Zeiten Boten, welche regelmäßig an bestimmten Tagen zu Fuß oder zu Pferde Briefe von Ort zu Ort brachten, wenngleich briefliche Mitteilungen, die der Absender aber selbst durch einen eignen Boten zu besorgen hatte, schon in den frühesten Zeiten in Gebrauch waren.

Bei den Römern kann man schon von der hohen Ausbildung der Straßen auf ein sehr entwickeltes Postwesen schließen. In der That waren die römischen Posteinrichtungen ebenso weit ausgedehnt als trefflich. Die römischen Kaiser empfingen Briefe aus Oberitalien in sechs, aus Kleinasien in zwanzig Tagen. Gewöhnliche, Schnell- und Kurierposten erstreckten sich von London bis zum Euphrat und von der Donaumündung bis an die Meerenge von Gades. Postschiffe liefen zu bestimmten Zeiten aus den vorzüglichsten Hafenplätzen des Reiches, um Menschen und Waren fortzuschaffen. Wie weit stand später das deutsche Mittelalter hinter den einstigen römischen Posten zurück! Nur die großen Handelsstädte unterhielten durch reitende Boten und fahrende Posten einen seltenen und nicht immer regelmäßigen Verkehr miteinander. Erst am Anfang des sechzehnten Jahrhunderts, unter der Regierung des volksfreundlichen Kaisers Maximilian I., entstand eine regelmäßige, dem gesamten Verkehr dienende Reichspost, die sich aber anfänglich nur auf wenige Routen beschränkte. Indem mehr und mehr verbesserte Landstraßen angelegt wurden, hob sich auch allmählich der Postverkehr. Doch erst seitdem sich die Post der Dampfschiffe und Eisenbahnen bedienen konnte, ist sie, was Schnelligkeit und Billigkeit der Beförderung und was den Umfang des durch sie bewirkten Fortschaffens von Briefen, Paketen und sonstigen Sendungen anlangt, auf die Höhe ihrer heutigen Entwickelung getreten. Dabei weist sie den Reisenden mit seinem Gepäck fast ganz auf Dampfschiff und Eisenbahn hin; nur für gewisse Strecken, wo es an anderen Beförderungsmitteln fehlt, ertönt noch das Posthorn des „Schwagers".

Welche Unterschiede zwischen solchem Verkehr in älteren und dem inn euesten Zeiten! „Langsam, aber doch nicht sicher", das galt bis

in die letzten Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts. Nur alle vierzehn Tage ging noch ums Jahr 1750 die Postkutsche, welche Reisende von Dresden nach Berlin führte, und eine solche Reise war ein bedeutendes Unternehmen. Tagelang in dem engen Postwagen mit seinen Holzbänken eingepferchten zu sitzen, beim rascheren Fahren auf dem holperigen Steinpflaster oft hoch in die Höhe zu schnellen, todmüde und ganz „gerädert", im Winter dazu zähneklappernd vor Frost anzukommen, das ließ sich nun einmal nicht ändern und mußte als „Reisevergnügen" gekostet werden, aber es konnten ja allerlei außergewöhnliche Fährlichkeiten eintreten, die denn auch nicht selten kamen. So konnten sich im Jahre 1764 die nach Frankfurt a/M. zur Kaiserkrönung reisenden hannoverschen Gesandten wohl freuen, daß sie und ihre Dienerschaft trotz der schlechten Wege ohne allen Schaden, ohne Umwerfen, Arm- oder Beinbrüche und sonstige Unglücksfälle angekommen waren und nur eine Achse einen Bruch erlitten hatte. Ein wesentlicher Fortschritt war es schon, als man die sechzehn Meilen zwischen Hannover und Bremen nach dem ersten Jahrzehnt unsers Jahrhunderts in zwei Tagen zurücklegen konnte. — Wenn selbst noch im Anfang dieses Jahrhunderts eine solche Langsamkeit des Verkehrs herrschte, so kann es nicht befremden, daß man es als eine wunderbare Geschwindigkeit ansah, als die neuentstandenen Eilwagen von Hamburg nach Bremen oder von Dresden nach Leipzig in zwölf Stunden fuhren, — etwa eine Stunde Fahrt auf eine Meile Entfernung.

Wie auf dem Lande, so ging es auf dem Wasser. Bis zum Aufkommen der Dampfschiffe brauchte das ungefüge Marktschiff, welches den Verkehr auf dem Rhein vermittelte, zwischen Mainz und Köln zur Thalfahrt zwei, zur Bergfahrt wenigstens drei volle Tage. Die Donaureise von Regensburg nach Wien währte sechs Tage. Die Segelfahrten übers Meer waren freilich bei günstigem Winde das bei weitem rascheste Mittel des Reisens; aber durchschnittlich konnte eine Fahrt von Hamburg oder Bremen nach Amerika und zurück doch nicht unter vier oder fünf Monaten vollendet werden. — Wie verhältnismäßig gering war in jenen Zeiten die Anzahl der Reisenden! Damals fuhren zum Beispiel mit der Post täglich von einer großen Stadt zu einer andern noch nicht so viel Personen, als deren jetzt hunderte reisen.

Heute, im Zeitalter des Dampfes, durchfliegen wir mit der Eisenbahn die Strecken in ebensoviel Stunden, als früher Tage erforderlich wurden. Dieselbe Entfernung zwischen Leipzig und Dresden, welche zurückzulegen man einst mehrere Tage gebrauchte, durchschneidet man heute mit dem Kurierzuge in etwas mehr als zwei Stunden. Wer gegen acht Uhr morgens Berlin verläßt, findet sich abends in Vlissingen an Hollands Gestaden, fährt in sieben oder acht Stunden nachts über den Kanal, landet bei Queenboro an Englands Küste und kommt gegen acht Uhr morgens, den Zeitunterschied mitberechnet, also nach fünfundzwanzigstündiger Fahrt, mit der Eisenbahn in London an. Eine Reise von Kalkutta über Suez, Alexandria, Brindisi oder Triest

durch Deutschland nach Rotterdam und von da nach London kann in weniger als vier Wochen vollendet werden. Die sogenannten Blitzzüge sausen mit zauberhafter Schnelle durch die Länder. Ein solcher Zug legt 850 km zwischen Paris und Marseille in reichlich 15 Stunden oder, nach Abzug der Aufenthalte, in 13 Stunden zurück. In jeder Stunde durcheilt er 66 km; andere dieser Züge übertreffen ihn noch an Geschwindigkeit und vermögen mehr als 80 km in dieser Zeit zu durchfliegen. In neun bis zehn Tagen fährt der transatlantische Dampfer von den Nordseehäfen bis nach New-York; in vier und einem halben Monat hat einer der großen Schnelldampfer des Norddeutschen Lloyd zehnmal den Atlantischen Ocean gekreuzt.

4.

Der Dampf hat die Schnelligkeit der Beförderung von Personen, Gütern und Briefe auf eine wunderbare, früher nimmer geahnte Weise gesteigert. Raum und Zeit sind als trennende Mächte immer mehr verschwunden. In ganz anderem Sinne noch, als es der große Dichter aussprechen konnte, ist zur Wahrheit geworden sein Wort, daß der Mensch dem Menschen näher gerückt sei und die Welt enger um ihn werde. Mit der Schnelligkeit des Reisens hat sich die Billigkeit vereinigt. Einer der großen Techniker der Neuzeit bemerkt einmal: Die Lokomotive gestattet, Lasten von 4000 Centnern mit einem Kostenaufwande für Brennstoff zu befördern, der noch nicht den Wert hat wie das Futter, welches ein Packpferd bei einer Belastung von 3 Centnern auf derselben Entfernung verbraucht. Abgesehen von allen sonstigen Verhältnissen, liegt schon in dem geringeren Kostenwerte der bewegenden Kraft ein Hauptgrund, daß das Reisen so unvergleichlich weniger kostspielig ist. Daher sehen wir denn auch die Menschen der Gegenwart in fortwährender Wanderung begriffen und gleich ihnen die Erzeugnisse, welche die Natur ihren Ländern verlieh, und diejenigen, welche ihr Gewerbefleiß schuf, indem er die Naturstoffe veredelte. Wer früher vielleicht nur einmal in seinem Leben eine Wallfahrt aus einer entfernten Provinz in die Residenz machte, besucht diese vielleicht alle Jahre, um an ihren Sehenswürdigkeiten und Genüssen sich zu erfreuen. Ein großes Gesangfest, eine Fürstenzusammenkunft, eine Weltausstellung ziehen wie berühmte, herrliche Landschaften, weltbekannte Heilquellen oder an bestimmte Erdräume gebundene Naturerscheinungen Tausende und aber Tausende von Menschen nach einem einzigen Orte.

Immer größer ist die Gemeinschaft zwischen den Menschen geworden. Sie spinnt tausend Fäden von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt, von Land zu Land, von Zone zu Zone; sie schafft tausend gemeinsame Interessen zwischen räumlich weit entlegenen Gegenden, zwischen an Stamm und Gesittung ganz verschiedenen Völkern. Jede Eisenbahn, jedes Dampfschiff führt die Menschen auch innerlich näher zusammen, lehrt sie ihren gegenseitigen Wert besser kennen, ihre Eigentümlichkeiten besser verstehen und achten und wird ein Mittel zur wechselseitigen Erziehung des Menschengeschlechts. Solcher Gemeinschaft

unter den Menschen dienen einerseits auch die zahlreichen Zeitungen und Tagesblätter in allen nur irgend vom Lichte der Civilisation berührten Ländern und andererseits die in das Unendliche gesteigerten privaten Gedankenmitteilungen durch den gewöhnlichen Brief wie durch die in kurzen Formen sich bewegende Schnellrede des Telegraphen und Telephons. Auch hier steigen die Zahlen in reißender Schnelligkeit von Jahr zu Jahr. Berechnet man doch die Zahl aller Briefsendungen auf der Erde (Briefe, Postkarten, Drucksachen u. s. w.) auf alljährlich über 10000 Millionen, darunter an 5000 Millionen eigentlicher Briefe und an 4000 Millionen Zeitungen, die Anzahl der Telegramme auf etwa 250 Millionen! Und doch hat erst dieses Jahrhundert den Beginn der Dampfschiffahrt gesehen, doch sind noch nicht sechzig Jahre verflossen seit jenem Tage, wo George Stephensons Lokomotive ihren Triumphzug durch die Welt antrat, und seit jenem stillen und doch so hochbedeutsamen Versuche, in dem zwei deutsche Professoren in Göttingen, Gauß und Weber, der elektrischen Telegraphie den glücklichen Erfolg und ihren ungeheuren Einfluß in der Welt verbürgten. Europäische Forscher und Kaufleute setzen ihren Fuß in die unbekanntesten und kulturlosesten Gegenden der Erde; — weite, menschenleere Gebiete fremder Erdteile beleben sich in wenig Jahrzehnten mit Millionen fleißiger Ansiedler und deren blühenden Städten und Dörfern; — der Mißwachs der Nähr- und sonstigen bedeutsamen Kulturpflanzen in fremden Zonen wird in dem kleinsten Gebirgsdörfchen der gewerbthätigen Länder Europas empfindlich gefühlt; — Völker des fernen Asiens schicken ihre Söhne zu den großen Bildungsstätten der christlichen Nationen in der alten und neuen Welt; — die allgemeinen Weltausstellungen sammeln alle Völker der Erde um sich und stellen sie dar in den vielfältigsten Erzeugnissen ihres Gewerbfleißes und ihres geistigen Lebens: das sind Züge im Völkerverkehr der Gegenwart, wie sie keine andere Zeit jemals gezeigt hat. Das Leben der Menschen wird Menschheitsleben.

Nach d. Buch der Erfindungen u. a. von A. Kippenberg.

II.

Bilder aus Asien.

Allgemeine Übersicht.

1. Asien, die Geburtsstätte der Menschheit. — 2. Horizontale und vertikale Gliederung. — 3. Tier- und Pflanzenwelt. — 4. Bewohner. — 5. Politische Übersicht.

1.

Asien ist die Geburtsstätte der Menschheit, die Wiege der Völker, der Ursitz aller Gesittung. Die ganze alte Geschichte hat in Asien ihren Angelpunkt, von Asien aus sind die Völker vorgedrungen über Nordafrika und Europa und haben die Bildung nach Westen getragen bis nach Amerika; wie die Kultur des letzteren eine Tochter ist der europäischen, so ist Europa eine Tochter von Asien. Ehe man noch wußte, daß Europa als Anhängsel des großen asiatischen Festlandes vorhanden sei, vielleicht ehe noch ein Hirt oder Jäger über die Wolga und den Ural hinausgedrungen waren, blüheten hier schon Weltreiche, herrschten mächtige Könige in prächtigen Palästen und großen Städten über Millionen von Unterthanen, forschten schon Weise in den Geheimnissen der Sterne, ließen schon Priester zur Ehre der Götter über und unter der Erde Tempelhallen bauen, kämpften schon Völker mit Völkern auf Leben und Tod. Aber diese frühe und glänzende Bildung ist auf einem Punkte stehen geblieben. Schon 400 Jahre vor Christo, als die mächtigen Perserkönige das kleine Griechenvolk mit dem Gewicht ihrer Heere zertrümmern wollten, zeigte sich's, daß asiatischer Glanz in seiner Hohlheit und Nichtigkeit zerrann vor europäischer Kraft. Der schönste, begabteste, kraftvollste Menschenstamm, der kaukasische, ist wohl in Asien geboren, aber erst in Europa zur Entwicklung seiner Kraft gelangt. Und das Christentum, das ein neues Leben in die ver-

sunkene Menschheit brachte, ist wohl auf asiatischem Boden entsprossen, aber das junge Pflänzchen mußte von Asien nach Europa getragen werden, um hier zum großen schattigen Baum mit Blüten und Früchten reich geschmückt emporzuwachsen.

Der Bildungsstrom, der von Europa jetzt nach allen Gegenden der Erde sich ergießt, wendet sich aber auch nach Osten zu seinem Quellenlande zurück, und es scheinen zwei große Nationen, die Engländer und die Russen, von Gott dazu ausersehen, die asiatischen Völker aus ihrem geistigen Schlaf aufzurütteln und neues Leben in ihnen anzufachen. Freilich, zur Höhe des europäischen Lebens wird sich Asien nimmer emporschwingen, denn himmelhohe Berge, weite ungeheure Steppen und Sandwüsten, unfruchtbare Hochflächen trennen hier die Menschen weit mehr als in Europa, wo die Nationen mehr und mehr zu einer großen Völkerfamilie zusammenschmelzen. Die Hochflächen der Tartarei und Mongolei werden immer von Nomadenherden durchzogen werden, und das sibirische Tiefland, allein schon so groß als ganz Europa, ist nur in seiner Südzone kulturfähig, und der nördliche Teil leidet unter der strengen Kälte des langen Winters. Hinwieder nimmt das Wunderland Indien, das asiatische Italien, durch die Pracht und Üppigkeit seiner Natur die Sinne gefangen und versenkt den Geist in ein träumerisches Stillleben, während die reiche Inselwelt von Ceylon, Java, Sumatra, Borneo und den Gewürzinseln unter den Gluten der heißesten Sonne erseufzt und alle Thatkraft darnieder hält. Die gemäßigten Länder aber, wie die Türkei, Persien, das eigentliche China und Japan sind trotz der günstigeren Natur nicht zu geistiger Entwickelung und bürgerlicher Freiheit fortgeschritten: von Westen bis nach Osten derselbe Despotismus der Herrscher, derselbe Sklavensinn der Beherrschten. Die Religion Mohammeds war ein loderndes Feuer, das eine Zeit lang von Arabien aus die angrenzenden Volksstämme mit neuer Thatkraft beseelte, aber es war vorübergehend und konnte den Funken wahrer Geistesbildung nicht entzünden. So sehen wir denn jetzt bei den gebildeteren asiatischen Nationen nur noch Üppigkeit und Schlaffheit, das türkische Reich in Asien ist so morsch, wie das in Europa; das alte Indien ist tot, die Religionen haben ihre Heiligkeit, die alten Schriftwerke ihr Verständnis, die alten Sitten ihre Bedeutung verloren, obwohl der feingebildete Hindu noch lange den europäischen Eindringlingen seinen zähen Widerstand entgegensetzen wird. Doch beginnt sich's in einzelnen fortschrittslustigen Geistern der Brahminenkaste zu regen, europäische Ideen und Einflüsse, auch Eisenbahnen finden allenthalben Eingang und wirken zersetzend auf indische Religionen und Zustände. China, die „Blume der Mitte", ist eine welkende Blume, ein mit Menschen überfülltes Haus, das einzustürzen droht. Kräftiger noch und bildsamer im Innern steht das Inselreich Japan da, das viel weniger streng als früher gegen fremde Völker sich abschließt und bereits Handelsverträge mit den Nordamerikanern und Russen, Engländern, Holländern und Deutschen geschlossen hat, während früher bloß die Holländer, und zwar in sehr beschränktem Maße, ge-

duldet wurden. Häfen sind den Fremden geöffnet, und in der Hauptstadt Jeddo haben die Europäer Zutritt erlangt. Der Mikado (Kaiser von Japan), der früher in tiefster Verborgenheit lebte, ist nach dem letzten Bürgerkriege, welcher die Herrschaft des Siogoun (Kronfeldherrn) stürzte, plötzlich hervorgetreten und hat die Zügel der Herrschaft in die Hand genommen, vor der sich nun auch die früher sehr übermütigen Lehensfürsten beugen. Eine Reform folgt der andern, europäische Kleidung verdrängt wenigstens bei den Vornehmen die alte Tracht und Sitte. Die Siege der vereinigten Engländer und Franzosen 1848 haben auch in China den Stolz des eitlen Volkes einigermaßen gedemütigt und die Mandschuregierung gezwungen, ihrem bisherigen Abschließungssystem zu entsagen und von den verhaßten Barbaren sich manches anzueignen. Nachdem Japan seine lernbegierige Jugend auf englische, französische, deutsche und nordamerikanische Hochschulen sendet, sehen wir auch chinesische Studenten zu den „fremden Teufeln“ wallen, mit welchem Ehrennamen sie bisher die verhaßten Ausländer titulierten. In Berlin begegnet man vielfach lernbegierigen Japanern und Chinesen.

2.

Asien erstreckt sich von dem Indischen Ocean nordwärts bis in das Nördliche Eismeer hinein und reicht von dem Großen Ocean in weiter Ausdehnung bis zum Schwarzen und Mittelländischen Meere. Seine horizontale Gliederung ist bedeutender als die Afrikas und findet sich namentlich gegen Osten, Südosten und Süden, jedoch bleibt sein Stamm im Vergleich zu den Gliedern übermäßig groß. Weit ungünstiger freilich erscheint die vertikale Gestaltung. Zwar treten in Asien neben den Plateaubildungen auch Kettengebirge auf, jedoch überwiegen die ersteren erheblich und die letzteren zeigen in keiner Weise jene reiche Gliederung, die Europa auszeichnet. Als höchst charakteristische Erscheinung im Bodenbau Asiens ergiebt sich das Vorhandensein eines großen Gürtels von Hochebenen, welcher den Erdteil in einer Ausdehnung von 100 Längengraden durchzieht. Derselbe teilt sich in eine größere östliche, hinterasiatische und in eine kleine vorderasiatische Abteilung. Mit geringer Ausnahme stehen alle größeren Gebirgssysteme Asiens als begrenzende Randgebirge oder aufgesetzte Ketten mit diesen ausgebreiteten Hochebenen in näherem Zusammenhange. Außerdem freilich finden sich noch mehrere isolierte Hochländer und Gebirge, die durch ausgedehnte Tiefebenen oder durch Meeresbecken von dem oben erwähnten Hochlandsgürtel getrennt sind. Die hinter- oder ostasiatische Hochlandsabteilung zerfällt in das mächtige Hochland von Tibet im Süden und in das doppelt so große Becken eines ehemaligen Binnenmeeres im Norden. Das letztere, Han-hai genannt, wird gegen Westen durch die gewaltigen Gebirge des Küenlün und Thianschan eingeschlossen, beginnt hier an dem Pamirplateau und besteht aus dem kleineren Tarimbecken im Westen und der großen Wüste Gobi oder Schamo im Osten; die Dsungarei bildet gegen Nordwesten und ein Gebiet am oberen Hoangho gegen Südosten eine Fortsetzung des mittleren

Teils dieses Beckens. Im Norden wird die große Hochlandsmasse durch den Altai, das sajanische Gebirge und die daurische Gebirgslandschaft abgeschlossen, doch werden die nördlichen Teile des Han-hai noch von mehreren Gebirgen durchzogen, unter denen besonders der Tangnu erwähnt werden muß; im Osten lagern sich der Chingan und die weitverzweigten Gebirge des eigentlichen China vor, während gegen Süden das gewaltige Himalayagebirge den Abschluß bildet. Zu der westasiatischen Hochlandsabteilung, zu welcher die Kette des Hindukusch den vermittelnden Übergang bildet, gehören die Plateaus von Iran, Armenien und Kleinasien. Isolierte Hochländer bilden Arabien und Vorderindien, ersteres durch das persische Meer und das Tiefland von Mesopotamien, letzteres durch die hindostanische Tiefebene abgesondert. Noch isolierter erscheinen die Erhebungssysteme der Inseln und Kamtschatkas, während die Meridiangebirge Hinterindiens und des östlichen Sibirien mit der großen hinterasiatischen Hochlandsmasse zusammenhängen. Den Nordwesten des Erdteils nimmt das sibirische Tiefland ein, welches gegen Südwesten in dem turanischen Tieflande seine Fortsetzung findet. Außer den bereits genannten bildet nur noch das chinesische Tiefland im Norden des unteren Jangtsekiang eine ausgedehntere Bodensenkung.

Unter den Strömen Asiens sind die dem Nördlichen Eismeere zugewandten zwar nicht für den Weltverkehr, wohl aber für Sibirien selbst von Wichtigkeit Von ihnen gehört namentlich der Ob dem Tieflande an, zu einem großen Teile auch der Jenissei und die Lena. Der Amur bildet, trotzdem er größtenteils dem Gebirgslande angehört, abgesehen von seiner versandeten Mündung, weithin eine treffliche Verkehrsstraße. Von den chinesischen Strömen ist besonders der Jangtsekiang durch seine segensreiche Bewässerung und Schiffbarkeit wichtig; von den hinterindischen Strömen erweist sich nur der Irawadi als Verkehrsstraße brauchbar, und unter den noch übrigen Strömen Asiens steht der Ganges als Kulturträger obenan, während der Indus in seinem unteren Laufe unfruchtbares Gebiet berührt und Seeschiffen nicht Zugang gewährt, die Zwillingsströme Euphrat und Tigris zwar ziemlich weit aufwärts schiffbar sind, aber keineswegs noch in so weiter Ausdehnung, wie in alter Zeit, das mesopotamische Tiefland befruchten. Zu den Zwillingsströmen, welche für die Bewässerung Asiens charakteristisch sind, gehören, außer den zuletzt genannten Strömen, Hoangho-Jangtsekiang, Brahmaputra-Ganges, Kur-Aras und Syr-Amu. Die beiden letzteren bilden gemeinsam mit dem Aralsee das hervorragendste Binnengewässersystem; andere Binnenlandsströme schließen sich an das Becken des Balkasch-, des Lob- und des Hamunsees an.

In der Gestaltung des Weltteils zeigt sich Europa als Asiens Abbild im Kleinen. Wie Europa einen Kontinentalstamm mit vielen Gliedern und Großinseln hat, so Asien, nur kolossaler. Wie Europa im S. seines Festlandskörpers von mächtigen Gebirgen geschlossen ist,

die von nur wenigen großen Strömen durchbrochen sind, gerade so Asien auch. Wie im S. des europäischen Festlandsstammes drei große Halbinseln in das Meer hinausragen, so auch bei Asien. Wie im N. Europas sein großes Tiefland sich zum Eismeer ausbreitet — zuletzt eine Sumpf- und Flechtenwüste, ebenso im N. Asiens, aber hier eine öde Welt, so groß als ganz Europa. Wie dann in Europa unter seinen Hochgebirgen das höchste und prachtvollste sich in seiner Mitte erhebt und seine mittlere Südhalbinsel wie eine Felsmauer umstarrt, ebenso in Asien „die Wohnung des Schnee“ (Himalaja) im N. Indiens. Wie die Alpen Europas im N. zunächst von einem Hochlande, und dann von einem dreigegliederten Mittelgebirge umschlossen sind, so der Himalaja; nur ist das Hochland in Asien wiederum kolossal in Erhebung, Ausdehnung und Starrheit seiner Natur; und auch die Mittelgebirge sind zu gewaltigen Hochgebirgszügen gesteigert: im W. ähnlich dem französischen das iranische (persische), in der Mitte statt des deutschen das mongolische, im O. statt des slavischen das chinesische. — Ferner: wie in Europa die drei Halbinseln des S. untereinander gar verschieden charakterisiert sind, ebenso in Asien. Dem schönen Italien entspricht Vorderindien, das wunderreichste Land der Erde, sogar mit einem Sizilien an seiner Südspitze, nur gegen O. gelegen, Ceylon; dem heißen Spanien mit seinem schon halbafrikanischen Charakter entspricht Arabien mit seiner ganz afrikanischen Natur; der griechischen Halbinsel mit ihren vielen kleinen Halbinseln und Archipeln entspricht Hinterindien und die kolossale Inselwelt Südasiens. Sodann wie im S. Europas ein anderer Weltteil beginnt, ein Weltteil von starrer Natur und niedrigerer Kultur, Afrika, ebenso im S. Asiens Australien.

Einzig der O. und W. sind in beiden Weltteilen verschieden, und das notwendiger Weise, weil der Zusammenhang beider Europa in seinem O., Asien in seinem W. trifft. So angeschaut zeigen sich beide wieder gleichartig: bei beiden auf den äußeren Grenzen das Weltmeer, der Atlanische Ozean dort, der Große Ozean hier, und in jedem ein großes Inselreich, dort Großbritannien, hier Japan. Und beide an den äußersten Rändern dem polaren Amerika genähert.

Nur Eines fehlt Asien, was Europa hat, ein nördliches Binnenmeer, das den Weltteil bis in seine innersten Länder aufschlöße. Statt dieses Binnenmeeres, das in Europa bis Petersburg eindringt, starren in Asien im S. des Tieflandes von seinem äußersten O. am Meer bis zum großen Völkerthor gewaltige Gebirge empor; das Hochland bedeckt $^2/_3$ von Asien, während in Europa das Tiefland $^2/_3$, das Hochland nur $^1/_3$ ausfüllt. Eben das ist der Unterschied der zwei Weltteile.

3.

Asien ist durch eine ungemein reiche und mannigfaltige Vegetationsfülle ausgezeichnet. Alle natürlichen Geschlechter scheinen in den dort vorkommenden Pflanzen ihre Vertreter zu haben: von den niedrigen Moosen und krüppelhaften Gewächsen des Eismeeres, welche die sogenannte arktische Flora bilden, bis zu den Riesenbäumen und

Riesenblumen Ostindiens finden wir in Asien alle Zwischenstufen, ja zuweilen scheinen sogar die Extreme in ein und derselben Gegend neben einander zu bestehen, wie z. B. die hohe Kette des Himalayagebirges neben der tropischen eine Polarvegetation zeigt.

Ist auch der Reichtum an Formen in Asien geringer als in Amerika — die Pflanzenfülle der Urwälder am Amazonenstrom und Orinoko finden eben nirgends ein Gegenstück! — so hat Asien dagegen eine viel größere Zahl nutzbarer Pflanzen aufzuweisen. Um eine Übersicht zu gewinnen, wollen wir den Erdteil von Norden nach Süden durchwandern:

Im hohen Norden gedeihen fast nur Kryptogamen (Tundra). Weiter südlich erscheinen niedrige Nadelholz-Wälder mit Buschwerk von Ellern, Weiden und Beerensträuchern vermischt. Im mittleren Sibirien zeigen sich neben den Tannen einige Laubbäume, und der Anbau des Getreides beginnt. Günstiger ist noch das wälderreiche Gebiet des Amur, auch mit gutem Kornboden; während im Kamtschatka sich wohl reiche Waldvegetation (Birken, Erlen, Weiden), aber kein Getreidebau findet.

Überschreiten wir den 45°, so betreten wir einen Vegetationsgürtel, der dem Südeuropas entspricht: Kleinasien, das Vaterland des Kirschbaumes und der Kastanie, ist durch Entwaldung leider verödet; doch, wo Bewässerung möglich, gedeihen Getreide, Tabak, Oliven, Wein, Südfrüchte, Baumwolle. In den Flußthälern der Turanischen Steppen herrscht üppige Fruchtbarkeit; es gedeihen Wein, Feigen, Granaten. Weiter östlich am Kuku-nor ist die Heimat des echten Rhabarber. Haben wir, immer weiter nach Osten wandernd, die Wüste Gobi und Nordchina durchschritten, so werden wir schon durch die sehr reiche Flora Japans, dessen wichtigste Nahrungsmittel Reis, unsere Getreidearten, Bataten, Sorghohirse und Yams sind, und noch mehr durch die Chinas, wo fast alle Nahrungspflanzen der Erde gebaut werden, auf die wahrhaft paradiesische Vegetation des südlichen Hinterasiens vorbereitet. Besonders wichtig sind Maulbeerbaum (Seidenraube), Baumwolle (Nanking) und Thee. Von hier stammen auch viele unserer Zierflanzen z. B. Kamelien. Die Indischen Ebenen und Süd-Mesopotamien sind zunächst durch die doppelten Ernten, welche man hier jährlich erhält, charakterisiert: während der Regenzeit werden der Reis, Mais, Hirsearten, Baumwolle, Indigo, Ingwer, im Winter dagegen unsere Getreidearten und Gemüse gebaut. Je weiter nach Osten, desto üppiger die Vegetation. Der Mohn wird 12 m hoch, und ein Bananenbaum kann einen ganzen Wald bilden. Der Himalaya zeigt auf engstem Raum fast alle Pflanzenformen der Erde. Ihre höchste Entfaltung erreicht endlich die Vegetation auf den Indischen Inseln: hier kocht die Natur die heißesten Gewürze (Zimt auf Ceylon, Muskatnuß auf den Bandainseln, Gewürznelken auf den Molukken, Betelpfeffer), auch die schärfsten Gifte, die nützlichsten Gummisäfte; hier treten uns Riesenformen entgegen: Grashalme (Bambus) erscheinen

als hohe Baumstämme, Farnkräuter wie Fichtenstämme. — Einzelne Bäume sind mit Schmarotzerpflanzen so dicht bedeckt, daß sie einem in die Luft gehobenen Garten gleichen.

Wie Asien die Heimat der meisten Kulturpflanzen ist, so stammen auch aus diesem Erdteile fast alle von den Menschen gezähmten Tiere. Die asiatische Fauna kann in drei Provinzen oder Regionen geteilt werden. Die erste beginnt vom Nordpol und begreift das ganze asiatische Rußland, im Westen vom Ural, im Süden vom Altai begrenzt. Die Winde, welche die erwärmte Luft der nördlichen heißen Zone aus Afrika nach Europa herüberführen, werden in Asien, welches ohnehin keine so weiten südlichen Landstrecken besitzt, durch hohe Gebirge und Steppen abgekühlt; und wie daher in Norwegen ein anbaufähiger Boden auf den Felsen des Urgranits seine Oberfläche jeden Sommer neu erwärmt, haftet die Flora jener Länder auf dem Ureise des Nordens. Kein Wundee ist's daher, daß hier, wie die Menschen auch die Tiere weitläufig zerstreut wohnen und die ganze nordasiatische Fauna nur wenig Besonderes darbietet. Die Gattungen der Vierfüßer ähneln denen Europas und der Polarländer. Arten kommen an der Westseite des Ural weniger vor, da die öden und sandigen Steppen von Sibirien größeren Tieren nur wenige Nahrung bieten, die aber für die hier sehr entwickelte Ordnung der Nager hinreichend ist; besonders finden sich hier Feldmäuse, Mäuse und Hamster. Im allgemeinen sind diese Tierarten meist auf die kalten oder gemäßigten Breiten von Europa, Asien und Amerika beschränkt, haben aber innerhalb dieser Grenzen eine sehr weite Verbreitung, vorzüglich in den Gegenden mit strengem Winter; wir finden sie dagegen nicht in den tropischen Regionen, wo ihre eigentümlichen Instinkte, Baue, Vorratskammern u. s. w. überflüssig sein würden. Die Europäer wurden nach Sibirien geführt durch den Reichtum des Landes an Pelztieren, unter denen besonders Zobel und Biber hervorragen. Reich ist das Land an Wasservögeln, die Flüsse wimmeln von Fischen. In den Steppen Südsibiriens und Turans treten Antilopen in großen Herden auf. Während im hohen Norden als Haustiere sich nur das Renntier und eine wolfähnliche Varietät des Hundes findet, sind hier bereits Schaf, Pferd und Kamel eingeführt. — Die zweite Provinz ist Mittelasien und begreift China, Japan, Tibet, den gegen Persien gelegenen Teil der Tartarei und die Ostküste des kaspischen Meeres*). Hier kommen größere Vierfüßler vor; besonders das Dschiggetai und der wilde Esel; ferner der Jak oder Grunzochse (in ganz Tibet und auch in der Mongolei) und mehrere Arten Wildziegen und Wildschafe. Als Jagdtier ist der Moschushirsch wichtig, und eine große Anzahl unserer Haustiere dürfte wahrscheinlich hier ihre ursprüngliche Heimat finden, besonders die Pferde und das Kamel. Denn namentlich die Einhufer, eine sehr

*) Kleinasien hat keinen bestimmten Charakter, sondern vereinigt die Faunen von Europa, Asien und Afrika. Gleiches gilt von einem großen Teile Persiens, wo jedoch der afrikanische Charakter fast ganz verschwindet.

kleine Familie, lieben im wilden Zustande große und etwas erhabene Ebenen, auf denen sie herdenweise herumirren; ihre sparsame Vermehrung aber und der Umstand, daß sie nicht überall die gehörige Weide finden, hält sie in diesen Steppen, wo sie unter des Menschen Herrschaft gerieten, der mehrere Arten von ihnen überall hin verbreitet hat. Auch die Springmaus (Dipus) gehört mehr den Zentralteilen von Asien und den wärmeren Breiten von Sibirien an. Aus China, welches — abgesehen vom Fischreichtum seiner Flüsse — sehr arm an Tieren ist, haben wir die Prachtfasane, Goldfische und Seidenraupe erhalten. Japan hat zwar manche eigentümliche Tierformen z. B. den Riesensalamander, aber kein für den Menschen besonders bedeutsames Tier. — Die dritte Provinz, Südasien, begreift die südlichen Vorsprünge des Kontinents mit den Inseln Borneo, Java, Sumatra und die westlich von Neuguinea gelegenen Eilande. Hier entwickelt sich die tropische Fauna — Indiens Tierwelt ist wohl die reichste der Erde, nur an Insekten und Vögeln ist Brasilien reicher — in ihren charakteristischen Repräsentanten: unter den zahlreichen Affen erscheinen die menschenähnlichen Affen und zwar die langarmigen Gibbons vorzüglich auf dem Festlande, während die Orang-Utangs nur Borneo angehören. Es zeigt sich hier eine große Analogie mit Afrika unter gleichen Breitengraden; doch ist in der süd-asiatischen Fauna die Zahl und Mannigfaltigkeit der Gattungen noch größer. Nur eine einzige Art haben beide Kontinente wirklich gemein; jedoch zeigen sich entsprechende Formen: wie unter den menschenähnlichsten Affenarten hier der Orang-Utang vorkommt, so hat Westafrika den Schimpanse. Südasien und Südafrika hat jedes seine Elefantenart. In Hinderindien giebt es zwei Rhinozerosarten und den doppelfarbigen Tapi. Die Nager Nordasiens sind im Süden unbekannt. Parder und Tiger sind die furchtbarsten Raubtiere. Die verbreiteste Stierart ist der religiös verehrte Zebu oder Buckelochs. — Der ornithologische Charakter von Asien erscheint im südlichen Indien, besonders in Malakka und auf den großen Inseln des indischen Archipels in stärkster und eigentümlichster Entwickelung hier und da in großer Ähnlichkeit mit dem tropischen Afrika, wie auch manche Gattungen zugleich in Australien vorkommen. Bemerkenswert sind der Kasuar, der Argus und das zahlreiche Heer der Papageien. Unter den Hühnervögeln erscheinen die Gattungen mit dem prachtvollsten Gefieder, wie der Pfau, in zahlreichen Arten, Perlhuhn u. m. a. — Das Meer ist ausnehmend reich an Fischen und an Weichtieren mit schön gefärbter Schale, viel reicher als Afrika und Amerika. Merkwürdig dagegen ist die Armut an Süßwassermuscheln, während Nordamerika hieran so auffallend reich ist. Auch in seinen Amphibien hat Asien ein scharfes, großartiges Gepräge vorzugsweise in seiner südlichen Hälfte, wo die klimatischen Verhältnisse, sowie die Bodenbeschaffenheit das Gedeihen und die Entwickelung jener Tierklassen begünstigen, während mit jedem Grade höher nach Norden ihre Zahl und Bedeutung mehr und mehr abnimmt. Die wärmeren Zonen Asiens, namentlich Indien mit seinen großen Strömen, Sümpfen und undurch-

dringlichen Wäldern sind fast überreich an Reptilien, so daß sie darin Südamerika, dem eigentlichen Amphibiallande, fast gleichkommen. Die großen Pythonen des ostindischen Archipels stehen an Größe den Schlangen (Boa) Brasiliens und Surinams nicht nach; besonders ist auch die große Zahl der giftigen Schlangen auffallend. Groß ist die Zahl der Schildkrötenarten, ebenso groß die der Frösche und Kröten; neben diesen leben viele Arten Eidechsen daselbst, und die Gattungen Drache und Basilisk sind hier zu Hause.

4.

Durch Asiens Lage sowohl, als durch seine eigentümliche Natur, die in allem die größten Massen, die größten Unterschiede und Extreme, alle Zonen und deren Eigentümlichkeiten und alle Lebensweisen der Völker von der niedrigsten bis zur höchsten Kulturstufe vereinigt, scheint Asien vor allen Weltteilen geeignet, die Wiege des Menschengeschlechts zu sein. Hier fanden die Menschen alle die verschiedensten Erdgebiete und Erdnaturen, wie sie jedem Menschenstamme oder jeder Völkerart zusagten; und wenn die Übervölkerung das eine oder das andere Volk bewog, in einem andern Teile der Erde seine Heimat zu suchen, so wiesen ihnen zahlreiche Stromsysteme, die von einer gemeinsamen Mitte nach den verschiedensten Richtungen ausgehen, die Bahnen nach allen Gegenden der Welt. In dieser Mitte berühren sich drei Hauptstämme des Menschengeschlechts: der kaukasische, der mongolische und der malayische. Dort begegnen sich die wichtigsten Ursprachen, die indo-europäische, die chinesische und die tartarische, sowie die ältesten Religionen. Und auf diese Mitte der alten Welt weisen denn auch alle Anfänge der Völkergeschichte zurück. Da blühten die ersten Weltreiche in den Jahrtausenden, da Europa noch unbekannt war, und füllen die erste Geschichte der Welt: Babel, Assyrien, Indien, China.

Die Bevölkerung Asiens zerfällt in drei Rassen:

I. Kaukasische Rasse. Die Völker dieser Rasse umfassen drei Sprachstämme: den indoeuropäischen (Inder, Perser, Armenier — in Europa Slaven, Germanen und Romanen), den kaukasischen (Georgier, Mingrelier, Tscherkessen, Tschetschenzen, Lesghier), den semitischen (Aramäer, die Chaldäer und Syrer; Israeliten und Phönikier, Araber).

II. Mongolische Rasse. 1) Der chinesische Sprachstamm (Chinesen, Indochinesen, Tibetaner), 2) der tartarisch-finnische Sprachstamm (Japaner, Mongolen, Tungusen und Mandschu, Türken, Finnen, Ostsibirier).

III. Malayische Rasse (Malayen, Javanesen, Battas, Dajaken, Tagaler).

In keine dieser Rassen können mit Sicherheit eingefügt werden die drawidischen Stämme Südindiens und noch einige unbedeutende Bergvölker.

Ein ebenso gewaltiger Unterschied besteht unter den Religionen.

Asien ist die Wiege des Mosaismus, des Christentums, des Islam ebenso die der größten Religionen des Heidentums. Es ist derjenige Weltteil, in welchem Religion unter allen Mächten, die den Menschen beherrschen, die größte Gewalt ausübt. Vorderasien bildet die Hauptmacht des Islam, der doch auch in Indien und auf den Inseln weit verbreitet ist. Man schätzt die Mohammedaner Asiens auf ca. 90 Mill. Persien ist die Wiege der dualistischen Religion, der noch etwa $^1/_{10}$ Mill. huldigt. Eine phantheistische Religion ist der Buddhismus, dessen Thron in Tibet ragt, mit 200 Mill. Bekennern. Zum Polytheismus des Brahmaismus mögen 190 Mill. gehören. Mehr eine Moralreligion, jedoch polytheistischer Art, herrscht in China und Japan über wohl 180 Mill. Das Schamanentum im N. und der ähnliche Dämonendienst bei Völkern des S. zählen etwa 45 Mill. Wie viele andere Religionen aber bleiben hierbei noch ungenannt, ja sogar ungekannt!

Juden, weiße und schwarze, zählt man etwa $^1/_2$—$^3/_4$ Mill.

Das Christentum ist im Lande seines Ursprungs sehr herabgekommen. Zwar bestehen Kirchen in Asien, und zwar außer der anglikanischen in Ostindien, der holländisch reformirten in Südasien, der katholischen auf den Philippinen und der griechischen im russischen Asien, etliche sehr alte, die aber mehr oder weniger versteinert sind. So die Griechen und die Armenier, die Nestorianer in Kurdistan, die Jakobite'n in Syrien, Mesopotamien und Malabar, die Maroniten am Libanon, die Johannisjünger (Mandäer) in Babylonien ꝛc. Sehr bedeutend ist die Missionsthätigkeit der Katholiken und Protestanten, jener besonders in China, Japan und Tonking, dieser vornehmlich in Indien und auf den Inseln. Christliche Bekenner zählt man ungefähr 13 Mill.

Ebenso finden sich hier, oft sehr nahe zusammengerückt, die schroffsten Gegensätze in Lebensweise, Kultur und Staatenbildung. Im Norden unter beständigem Kampf mit den Schrecknissen der Natur das beschwerdevolle Jäger- und Fischerleben; im Westen und in Hochasien freie Wandervölker, die mit ihren Herden umherschweifen, je und je auch erobernd sich zusammenballen können; in den Prachtländern des Südens dagegen Sklavennationen, die Ihresgleichen als Götter anbeten und alle Würde des freien Mannes, allen Sinn für selbstthätigen Lebenstrieb verloren haben. Vom patriarchalischen Familienleben an finden sich alle möglichen Stufen der Herrschaft bis zu den raffiniertesten Priester- und Herrenstaaten im S. und O., von denen manche schon in Fäulnis übergegangen sind. Doch herrscht, außer bei den Nomadenvölkern, der Despotismus allenthalben vor; eigentliche Verfassungsstaaten kennt Asien nicht.

5.

Zum Schluß bringen wir folgende allgemein interessierende statistische Mitteilungen:

Name u. Regierungsform des Landes.	Name, Geburtsjahr und Regierungsantritt des Staatsoberhauptes.	Flächen-Inhalt in Qu.-Km.	Bevölkerung (faktische, Civil und Militär).
a) Unabhängige Staaten			
China, Despotie, Kaiserreich	**Kuangsü**, geb. 1871, reg.	11 574 356	402 735 000
1) Eigentl. China; die 18 Prov.	seit 1875.	4 024 690	381 550 000
2) **Mandschurei**	Chinesische Gouverneure.	982 472	12 000 000
3) **Mongolei**	— — — —	3 377 283	2 000 000
4) **Tibet**	**Dalai Lama.**	1 687 898	6 000 000
5) **Dsungarei** u. **Ostturkistan**.	Chinesische Gouverneure.	1 502 013	1 180 000
Korea, absolut. Königreich	**Tui Tschy**, geb. 1851, reg. seit 1864.	218 192	10 518 937
Japan, absolutist. Kaiserreich	Mikado: **Muts Hito**, geb. 1852, reg. seit 1867.	382 418	38 151 217
Siam, asiat. Despotie, Königreich	**Chulalongkorn**, gb. 1853, reg. seit 1868.	726 850	5 750 000
Borneo, unabhängiges Gebiet	— — — —	163 000	450 000
Himalaya-Staaten . . .	— — — —	234 000	3 300 000
Samos, tributäres Fürstentum	**Karatheodory**, ern. 1885.	468	41 832
Oman, Sultanat	**Seyid Turki ben Said**, reg. seit 1871.	210 450	1 598 000
Beludschistan, Khanat . .	Mir **Khodadak**, reg. seit 1856.	276 515	350 000
Afghanistan, asiat. Despotie	**Emir Abdurrahman**, reg. seit 1880.	721 664	4 000 000
Persien, asiatische Despotie	Schachenschah **Nassr-ed-din**, geb. 1831, reg. seit 1848.	zirka 1 648 195	7 653 600
Arabien, Patriarchal. Despotien	Stammes-Häuptlinge.	2 296 940	2 102 000

b) Europäische Besitzungen. — Siehe die im Zweiten Bande (Europa) ver-

Haupt-Erzeugnisse, welche ausgeführt werden.	Hauptstadt und wichtigste Orte nebst der Einwohnerzahl in Tausenden. Außereuropäische Orte m. deutschen Konsulaten: *GK.* = Generalkonsulat, *K.* = Konsulat, *VK.* = Vicekonsulat, * Seehafen.	Name des Landes.
Thee, Rohseide, Seidenwaren, Zucker, Tabak, Porzellan, Papier, Strohzöpfe, Cassia, Matten, Tusche, Lackwaren, Nankingstoffe, Baumwolle, Reis, Moschuß, Kachmir, Wolle, Zobelfelle, Perlen.	**Peking** 1600, Sutschau 1000, Siangtan 1000, Tschantschau 1000, Singan 1000, Hangscheu 800, Nanking 500, Tschunking 250. Vertragshäfen: Canton* *K.* 1600, Tientsin* *K.* 950, Hankau a. Jantse 700, Futschau* *K.* 630, Schanghai* *GK.* u. *VK.* 350, Ningpo* *VK* 240, Tankau u. Taiwan* *VK.* 235, Tschinkiang am Jantse 135, Amoy* *K.* 95. 2) **Mukden** 170, Girin 120, Liaoyang 80. Jingtse 60, Kwangtschungte 70, Tzitsikar 60. Vertragshafen: Niutschuang* *VK.* 60. 3) **Urga** 40, Dolonnor c. 30. 4) **Lhassa** 25, Digartscha 9. 5) **Jarkand** 20.	**China.**
Gold, Reis, Bohnen, Moschus, Wolle, Häute, Ginseng.	**Söul** (Kiöng) *K* 250, Kienkeiko, Fusan*, Yunsan*, Chemulpo* 3.	**Korea.**
Rohe Seide, Thee, Reis, Tabak, Kupfer, Kampfer, Steinkohlen, Porzellan, Lack- und Papierwaren.	**Tokio** (Yeddo)* 903 mit Vororten 1042, Osaka* *K* 354, Kioto 255, Nagoya 127, Kanasawa* 104, Hirosima 77, Yokohama* *GK.* 70, Tokushima* 61, Wakayama* 56, Kagoshima* 48, Nagasaki* *K.* 39.	**Japan.**
Reis, Zucker, Pfeffer, Sesam, Cardoman, Seide, Baumwolle, Holz, Vogelnester.	**Bangkok*** *K.* 255 (600?), Schantabun* 30.	**Siam.**
Wachs, Kampfer, Vogelnester, Reis, span. Rohr, Kohlen.	**Bruni** 30, **Sarawak** (Kusching) 15, **Sakarang.**	**Borneo.**
Reis, Jute, Vieh, Ponnys, Opium, Moschuß, Borax.	**Khatmandu** in Nipal. **Tassissudon** in Bhutan.	**Himalaya-St.**
Wein, Öl, Rosinen, Häute, Branntwein, Zwiebeln.	**Vathy*** *VK.* Craoh.	**Samos.**
Datteln, Bananen, Salz, Perlen, Felle, Wollenzeuge.	**Maskat*** 20, Scholar* 20.	**Oman.**
Pferde, Getreide, Tabak.	**Khelat** 14, Quettah 4, Mastung 4.	**Beludschistan.**
Getreide, Tabak, Indigo, Pferde, Pelzwerk, Shawls.	**Kabul** 60, Chulum 60, Maimene 60, Herat 50, Kandahar 30, Dschellalabad.	**Afghanistan.**
Seide, Tabak, Opium, Weizen, Reis, Datteln, Baumwolle, Gummi, Rosenöl, Pferde, Felle, Perlen, Teppiche.	**Teheran** 210, Täbris 165. Ispahan 90, Mesched 70, Kerman 45, Rescht 41, Kaswin 40, Hamadan, 35. Schiras 32, Kermannschah 32, Disful 30, Kaschan 30.	**Persien.**
Kaffee, Gummi, Südfrüchte, Weihrauch, Myrrhen.	Siwun 80, Oneise 30, Er-Riad 28, Tariw 25, Bereide 24, Makallah* 18.	**Arabien.**

öffentlichte Tabelle der europäischen Staaten.

Grube, Richter, Buchholz und Schwarz.

I. Asiatisches Rußland.

1. Sibirien.

1. Sibiriens Natur. — 2. Eine Fahrt auf dem Jenissei. — 3. Kap Tscheljuskin. — 4. Handelsreisen durch Sibirien.

1.

Vom Kaspi und Ural aus dehnt sich bis zum Eismeer das größte Tiefland der Erde aus, Nordasien. Seine tiefste Stelle ist am Kaspi zu suchen, dessen Spiegel 26 m unter dem Schwarzen Meer liegt; weiter aber steigt das Tiefland zur Steppe an, wie denn ganz Sibirien sich noch immer aus dem Meere allmählich hebt, bis es sich im S.-O. durch breitere oder schmälere Stufenländer an den Hochgebirgswall Zentralasiens anschließt.

Jene Stufenländer nun sind größtenteils noch mit einer ungeheueren Waldzone bedeckt, die nur sparsam von Ansiedlungen unterbrochen ist; die Waldung selbst, im S. kräftig und dicht, mit bis 10 m dicken und 40 m hohen Birken- und Kiefern-Riesen, wird nach N. immer niedriger, schwächer und lichter; gleich einem zusammen geschrumpften Greise stehen die kleinen, unten dicken, oft astlosen Lärchenstämmchen kümmerlich da und zeigen deutlich, wie fruchtlos sie mit dem Klima gekämpft. Endlich stehen sie weit auseinander, die Waldung hört für immer auf, die Stämmchen verkriechen sich in den Boden, die Wüste beginnt, das eigentliche Sibirien. Im Innern der Urwaldung hausen zahllose wilde Tiere, und gegen das Eismeer hin unermeßliche Scharen Wassergeflügel. Die Wüste aber ist eine entsetzliche Öde, deren Schrecken, je weiter nach Norden, ärger werden. Die schreckliche Tundra, welche sich in einer Breite von 400—800 km längs der Küste des Eismeers vom Ob bis zur Tschuktschen-Halbinsel im O. fortsetzt, überdeckt hier viele Tausende von Q.-M., und bleibt mit gefrorenem Schnee und Eiswüsten, oder von den überflutenden Strömen furchtbar übereinander geworfenen Eisschemeln bis in den Sommer bedeckt, wo sie sich dann in eine endlose Morastfläche bis ans Meer hin verwandelt.

Hier ist es, wo im Winter die Luft selbst gefriert (d. h. die Wasserteilchen darin), sie wird voll der feinsten Eisnädelchen, die furchtbar die Haut ritzen, daher man das ganze Gesicht dicht mit Pelz bedeckt, aber man fühlt sie in die Lungen stechen. Und nicht nur die vom Polarmeer wehenden Nordwinde bringen fürchterliche Kälte, auch die Südwinde, die von den inneren Hochebenen über die großen Schneegebirge herabstürmen, sind eisig und führen sogar Steine mit sich fort. Je weiter nach Osten, desto furchtbarer wird das Klima. Jenseits des Baikalsees, am gebirgigen Nordrande Mittelasiens, ist der Ackerbau jedes Jahr durch kniehohen Schneefall und noch Ende Mai durch Nachtfröste gefährdet, wodurch auch nicht selten die Herden große Verluste erleiden. In der östlichsten Verbannungsstadt Jakutsk an der Lena (1070 M. östlich von Petersburg), südlicher als Archangel gelegen, 160 m über dem Meer, fand man in einem Bohrloche den Boden

bei 120 m Tiefe noch gefroren ($-2^1/_2{}^0$ R.), so daß erst in einer Tiefe von 200 m das Eis aufhören kann. Bis 1 m unter der Oberfläche bleibt von unten herauf das Erdreich das ganze Jahr gefroren, obgleich der Sommer bis 25° Wärme hat, und man hier noch Sommerweizen und Roggen baut. In diesen Eiswüsten ist außer den wenigen Städten keine Bewohnung mehr möglich. Nur von Pelzjägern werden die erträglichen Gegenden, reich an Renntieren und Pelzwild, durchstreift, sowohl von russischen, als von den dünn gesäeten Polarvölkern, die zum Fortkommen sich großer „Schneeschuhe" bedienen. Eine furchtbare Sommerplage sind auch hier die Myriaden der Steckmückchen; im Sommer ist der ganze Norden ein undurchdringlicher Morast, nur von zahllosen Vögelschwärmen bevölkert. — Und doch waren diese fürchterlichen Regionen und selbst die jetzt das ganze Jahr mit Schnee und Eis bedeckten Eismeerinseln in der Urzeit mit Massen von Tieren warmer Zonen bedeckt, deren Gebeine nun da im Eise fest liegen, von Mastodonten Mammuten, Nashörnern, Büffeln, Vögeln rc., mit unermeßlichen Lagern von Waldbäumen. Das meiste Elfenbein, das bei uns verarbeitet wird, haben urweltliche Tiere getragen, von denen man sogar noch ganze Körper mit Haut und Haaren in den gefrorenen Uferwänden der Flüsse und des Eismeeres gefunden hat. Der Boden einer der Ljachowinseln soll ganz aus solchen Fangzähnen bestehen; 1821 fand dort ein Jäger 18000 Pfd. Mammutzähne.

Die ausgedehnten Flachländer des mittleren Sibiriens, durchströmt von weit verzweigten fischreichen Flüssen, sind mit dem schwarzen, fruchtbaren Lehmboden der Steppen des europäischen Rußland bedeckt, allein der Getreidebau und die Zucht der Haustiere leidet unter der Rauheit des asiatischen Kontinentalklimas. Die weiten Wälder sind Nadelholz und Birken. So einförmig wie das Land und die Natur sind auch hier die Lebensweise, der Erwerb, der Charakter und die Sitten der tartarischen Volksstämme, die diese Einöden spärlich bewohnen und sie mit ihren Herden von Kamelen, Pferden und Schafen nomadisch beweiden.

In den Stufenländern des südlichen Sibiriens dagegen erscheinen wieder Ackerbauregionen mit lieblichen Landschaften und Thälern zwischen prächtigen Urwäldern von Zedern und üppigem Laubholz, samt ungeheueren Herden von Renntieren. Weiterhin öffnen sich Kulturlandschaften mit unseren Flurgewächsen und Obstbäumen, mit großen wohlgebauten Gütern und schönen Höfen, von gastlichen und reinlichen Kolonisten bewohnt, mit wohlhabenden Kirchdörfern in Westsibirien, selbst mit ganz europäischen Städten.

Östlich von der Kirgisensteppe ist Sibiren im Süden von dem Gebirgswall Innerasiens begrenzt, der bis zum Baikal hin das Altaisystem, von diesem ostwärts das daurische Gebirge heißt. Der metallreiche Altai im N. des Saisansees, 1600 m hoch mit Gipfeln bis zu 3000 m (der Bjelucha 3352 m ist 1000 m weit herab noch mit ewigem Schnee bedeckt), schickt fächerartig zahlreiche Ketten nach allen Seiten hinaus, so den Alatau nach N. bis Tomsk, das Tannu-

Gebirge nach O., und wird dann als Sajanisches Gebirge (mit dem Munku Sardik 3490 m) vom durchbrechenden oberen Jenissei und von den Baikalgewässern umschlossen. Hier liegt nun 470 m über dem Meer der größte Bergsee der Welt, der 86 M. lange, 634 Q.-M. oder 35000 qkm große und bis 1500 m tiefe Baikailsee, über den sich das Baikalgebirge (4200 m) und das Witimplateau erheben, umwohnt von Tungusen und Burjäten, das Nordmeer (Pe-hai) der Chinesen. Südwestlich davon, 1680 m hoch, liegt der Alpensee Kossokol, 73 M. lang, welcher der Selenga einen Abfluß liefert. Das daurische Gebirge, östlich vom Baikal, sendet Ausläufer und Plateaus nach N.-O., die Ostsibirien zu einer Hochebene machen, und reicht als Jablonoi-Gebirge (mit der Sochondo-Gruppe 2453 m) bis zum Knie des Amur im N., von wo die Stanowoi-Kette zusehends niedriger sich bis in die Tschuktschenhalbinsel fortsetzt.

Die kolossalen Ströme, die herab vom Altai, vom Sajanischen und Baikal-Gebirge in majestätischer Einsamkeit durch die weiten Einöden ziehen, helfen wenig zur Kultivierung Sibiriens, da sie in ein fast immer eisbedecktes Meer münden; doch sind sie für die Anwohner von großer Wichtigkeit, insofern alljährlich aus dem Eismeer zahllose Fische, besonders Lachse, in ihnen nach dem Quellgebiet emporsteigen.

Der Ob mit Tobol und Irtisch, der Jenissei mit Angara, die Lena mit Aldan, die Indigirka, Kolyma sind zwar zum größten Teil schiffbare Ströme von 550—700 M. Länge, aber zum Transport dienen sie nur in ihren oberen Gebieten. Auf großen Strecken besteht nun Dampfschiffahrt, besonders trägt der Ob zur Vermittlung des Handelsverkehrs zwischen Westen und Osten wesentlich bei. Durch die glückliche Umseglung Asiens veranlaßt, will Rußland die Häfen an den Mündungen des Ob und Jenissei verbessern, da nachgewiesen ist, daß die Seeverbindung zwischen Europa und Ob-Jenissei einen wirklichen Handelsweg abgeben kann. Es können Schiffe den Hin- und Rückweg in einem Sommer machen.

Durch ganz Sibirien besteht eine West-Ost-Straße, der Sibirische Tract, der alle Hauptstädte miteinander und mit Moskau in Verbindung setzt, und auf dem eine schnelle und gute Post eingerichtet ist. Und dieser einzigen Straße folgend, zieht sich durch Sibirien ein breites Band osteuropäischer Bevölkerung, die Nachkommen der seit ein paar Jahrhunderten dahin verwiesenen „Unglücklichen", aus denen oft mit der Zeit Glückliche werden. Der Tract hat folgenden Verlauf: Bis Perm westlich vom Ural reicht die Dampfschiffahrt, von da die Eisenbahn über das Gebirge bis nach Jekaterinburg, von da zu Wagen nach Tjumen an der Tura. Die Fahrt von hier auf dem Tobol, Irtisch und Ob nach Tomsk dauert 10 Tage. Nun zu Land über Krasnojarsk nach Irkutsk, über den Baikalsee an der Selenga aufwärts nach Kiachta und über den Jablonoi nach Nertschinsk und ins Amurgebiet. Der Telegraph setzt sich noch bis Nikolajewsk und nach Japan fort.

Sehr abgenommen hat der Pelzgewinn von Zobeln, Blau-,

Weiß- und Schwarzfüchsen, Fluß- und Seeottern, Bibern, Luchsen, Bären, Vielfraßen, Hermelinen, Elenn, Bisamtieren; der Tiger streift aus dem heißen Südasien bis an den Altai, so daß an dessen Südabhängen das Elenn und der Tiger, das Renntier und der Panther sich zusammenfinden. — Der Bergbau ist noch immer von Bedeutung: im Altai auf Silber und Blei (Barnaul), die nertschinskischen Gold- und Silberbergwerke in Transbaikalien, die Goldwäschereien um Jenisseisk und an der Olekma, die Eisenwerke am Fuße des Stanowoi-Gebirges in Petrowsk in Transbaikalien, Edelsteingruben u. s. f. In allen diesen Erzgebirgen, vom Ural bis zum Amur, findet man verlassene Bergwerke und Schmelzherde von Tschuden, auch Gräber mit Goldschmuck, die jedoch längst durchwühlt sind. Jetzt werden die Bergwerke teilweise von verbannten Sträflingen abgebaut, die zum Teil ein hartes Leben führen. Die wegen leichterer Vergehen Verwiesenen werden als Kolonisten in Ackerbaudörfer gebracht, wo sie bei Fleiß und Wohlverhalten sich eine angenehme Existenz verschaffen können; schwerere Schuldige kommen in Strafarbeitshäuser; der nördlichste und härtrste Ort ist Beserow am Ob. Jährlich kommen an 13000 Verwiesene nach Sibirien.

In Westsibirien, zwischen Ural und Altai, könnten bei fruchtbarem Boden Ackerbau und Viehzucht gedeihen; der Weizen ist auffallend schön und schwer, der Graswuchs üppig, oft über mannshoch; aber der Bauer ist nachlässig und hält mehr darauf, die Ruhe und die Branntweinflasche zu genießen. Die Fischerei ernährt Tausende; großartig ist ferner die Bienenzucht am Altai.

In dieser fast ewigen Eiseskälte ist auch das Menschenleben dem Erstarren nahe. Auf den 227000 Q.-M. oder $12^1/_2$ Mill. qkm Sibiriens leben kaum 4 Mill. Menschen, auf manchen tausend Q.-M. nicht ein einziger.

2.

Am Nachmittag des 15. August gingen wir — erzählt Nordenskjöld — unter Aufhissung der schwedischen Flagge an der Nordseite der Jenisseimündung vor Anker. Damit hatten wir ein Ziel erreicht, welches große, seefahrende Nationen jahrhundertelang vergeblich angestrebt hatten. Nun trafen wir die Vorbereitungen zu einer Fahrt den Jenissei hinauf in Begleitung von drei Walroßjägern in einem für diesen Zweck in Norwegen erbauten Nordlandboot.

Ohne Unterbrechung segelten wir bis Ssaposchnaja Korga (Stiefelzehe), einem niedrigen Vorgebirge. Den größten Teil desselben bedecken Massen von Treibholz, ungeheure Stämme, deren Wurzeln und Zweige abgebrochen sind, und zwischen deren wild-chaotischer Übereinanderhäufung man nur sehr schwer hindurchkommt. Die dem Ufer zunächstliegenden Stämme sind noch ganz frisch; andere, die weiter vom Strande ab liegen, wohin sie die Wellen schon vor Jahrhunderten geschleudert haben mögen, befinden sich in allen nur erdenklichen Zuständen zwischen frischem und verwestem Holze. Im Boden zwischen

und unter diesen Stämmen zeigen sich allenthalben tiefe, mit schwarzem, stinkendem Wasser angefüllte Löcher. — Immer weiter ging die Fahrt, bis wir endlich in Tolstoj Nos eintrafen. Hier erreichten wir den Dampfer „Alexander“, dessen Kapitän uns nach erfolgter Verständigung, so gut es anging, an Bord unterbrachte. Wir befanden uns jetzt noch bedeutend nördlich vom Polarkreise, aber die wenig bekannte Region, die wir durchreisten, zeigte sich keineswegs als die wüste, mit Eis und Schnee bedeckte, oder mit verkümmertem Moose spärlich bewachsene Wildnis, für die sie gemeinhin gehalten wird.*) Im Gegenteil: während unserer ganzen Fahrt den Jenissei aufwärts sahen wir nur an einer einzigen Stelle noch Schnee liegen, und zwar war dies in einer tiefen, wenige Faden breiten Thalschlucht; was aber die Vegetation anbetrifft, so zeichnete sich dieselbe durch eine seltene Üppigkeit aus. Schon vor mehreren Tage hatte diese Fruchtbarkeit des Bodens und die unermeßliche Ausdehnung und Üppigkeit der Grasflächen einen unserer Walroßjäger, einen älteren Mann, der daheim in den Fjellen des nördlichen Norwegen ein Stückchen Land besaß, zu lauten Äußerungen des Neides über das herrliche Land, das Gott „den Russen“ geschenkt habe, und zu immer neuer Verwunderung über die unbegreifliche Thatsache veranlaßt, daß das schöne Gras von keinem Tier abgeweidet, von keiner Sense gemäht wurde. Jetzt hörten wir täglich und stündlich dieselben Äußerungen; und noch mehr wuchs das Staunen des alten Norwegers, als wir nach einigen Wochen in die gewaltigen alten Wälder und in die fast unbewohnten Ebenen kamen, die mit einer hohen Schicht von Tschermosúm (schwarze Erde) bedeckt waren, und die es ohne Zweifel an Fruchtbarkeit mit den besten Teilen von Skandinavien aufnehmen können, an Größe aber ganz Skandinavien übertreffen. Dieses an Ort und Stelle gebildete Urteil eines verständigen Landmannes, das durch hervorragende Reisende neuerdings bestätigt wird, giebt einen Begriff von der Bedeutung, die Sibirien in Zukunft noch einmal erlangen kann.

Im Sommer 1875 haben drei russische Expeditionen Sibirien durchreist, um über die Möglichkeit verbesserter Flußverbindungen im Lande selber Erhebungen anzustellen. Diese haben ergeben, daß es möglich wäre, die Angara bis zum Baikalsee schiffbar zu machen, den Ob mit dem Jenissei und den Jenissei wiederum mit der Lena zu verbinden. Die Ausdehnung des Territoriums, dem diese Flußverbindungen zu gute kommen würden, ist größer als die vereinten Flußgebiete der Donau, des Don, des Dnjepr, des Dnjestr, des Nil, des Ebro, der Rhone und sämtlicher zum Schwarzen, zum Marmara- und zum Mittelländischen Meere fließenden Ströme. Südlich von der ungeheuren Waldregion erstrecken sich Hunderte von Meilen weit niedrige, steinfreie Ebenen fruchtbaren Bodens, die nur auf den Pflug warten, um reiche Ernten zu liefern; noch weiter nach Süden strömt der

*) Sibirien zeigt hinsichtlich des Klimas gewaltige Gegensätze. Die sog. „sibirische Kälte“, die wir oben (S. 130) schilderten, findet sich nur in Ostsibirien, während West- und Südsibirien sich eines verhältnismäßig günstigen Klimas erfreuen.

Jenissei mit seinen Nebenflüssen durch Gegenden, wo die Trauben im Freien reifen.

Bald nach unserer Ankunft an Bord lichtete der Dampfer die Anker, und nun ging es weiter stromauf bis zu dem Kirchdorfe Dudino. Dasselbe besteht nur aus wenigen Häusern. Diese, wie in allen Dörfern am Jenissei, aus Holz erbaut, standen ziemlich dicht nebeneinander und glichen mit ihren der Gasse zugekehrten, reichgeschnitzten Giebeln den Blockhäusern der wohlhabenden Bauern in Rußland. Bis auf die überall umherkriechenden Kellerasseln herrschte Reinlichkeit; an den Wänden hingen Photographien und Stiche, die die kaiserliche Familie, russische Berühmtheiten in Generalsuniform, Scenen aus der russischen Geschichte u. a. darstellten. Das geräumige Bett, hoch über dem Boden angebracht, nahm beinahe die Hälfte des Gemachs ein; gewöhnlich befand es sich so dicht unter der Zimmerdecke, daß man aufrecht unter ihm durchgehen konnte. Fast in jedem Hause wurde täglich frisches Brot gebacken. Das unentbehrlichste Stück des Hausrates selbst der ärmsten Familien aber war eine große Theemaschine von Messing, und wo und zu welcher Tageszeit Reisende ein Haus betreten mochten, überall wurde ihnen neben dem herzlichsten Empfang auch die Aufforderung zu teil, ein Glas Thee zu trinken. — Unweit des Hauses im Walde befand sich der Begräbnisplatz. Die Leichen wurden hier nicht in die Erde bestattet, sondern lagen in großen auf dem Boden stehenden Särgen, neben denen meistens ein Kreuz aufgepflanzt war. Selbst die „Christen“ hatten hier nach gut heidnischer Sitte verschiedene Kleidungsstücke, die dem Verstorbenen angehört, sowie ein Bündel mit Eßwaren, besonders getrockneten Fischen, an einem neben dem Sarge stehenden Strauche aufgehängt. An den Gräbern der reichen Eingeborenen sollen gewöhnlich noch einige Rubelnoten in das Bündel mit der Wegzehrung gelegt werden, damit der Abgeschiedene bei seinem Eintritt in die andere Welt nicht ganz von Geld entblößt sein möge.

Je weiter wir nach Süden kamen, desto häufiger und ausgedehnter wurden die üppigen Kartoffel- und Kohlpflanzungen. Die Entfernung von dem Punkte, wo heute schon Korn gebaut wird, bis hinab zur sibirischen Südgrenze oder vielmehr zu den Steppen Zentralasiens beträgt an den meisten Stellen mehr als 600 (engl.) Meilen. Bedenkt man nun, daß ein so breiter Streifen meist reichen, leicht zu bebauenden Bodens sich vom Ural bis zum Großen Ocean durch ganz Asien erstreckt, so kann man sich einen Begriff machen von dem ungeheuren Felde, das der Pflug hier noch erobern soll, und von der Zukunft, die diesen Gegenden noch vorbehalten ist.

Bald passierten wir auch eine verlassene Goldwäscher-„Residenz,“ die nach dem ersten Eroberer Sibiriens Jermakowa benannt war. Sie verdankte der Entdeckung goldführender Sandlager in einem Nebenflusse des Jenissei ihren Ursprung; und dieses ziemlich ausgedehnte Gebiet ist bis zur Auffindung der Schätze Californiens lange für das goldreichste Land der Erde gehalten worden. In kürzester Zeit sind hier große

Reichtümer gewonnen worden, und noch heute bilden die Erzählungen von den vielen hundert Pud Gold und von dem verschwenderischen Leben, das jene Glücklichen führten, die Unterhaltung der Bewohner dieser Gegend.

3.

Der äußerste Punkt Sibiriens wie Asiens überhaupt ist im Norden das Kap Tscheljuskin. Am 19. August 1878 fuhren wir — schreibt v. Nordenskiöld — fort, längs der Küste teils zu segeln, teils zu dampfen, meist in einem äußerst dichten Nebel, welcher sich nur zeitweise so weit zerteilte, daß die Küstenlage unterschieden werden konnte. Das Meer war glatt wie ein Spiegel. Nur wenig und stark zerfressenes Eis zeigte sich ab und zu; im Laufe des Tages aber dampften wir an einem ausgedehnten ungebrochenen, landfesten Eisfelde vorbei, welches eine Bucht an der westlichen Seite der Tscheljuskin-Halbinsel einnahm. Das Eis, aus dem dasselbe bestand, erschien im Nebel ungeheuer stark und hoch, obgleich es in Wirklichkeit beinahe ebenso zerfressen war wie das, welches die Eisstreifen bildete, die uns hier und da auf dem Meere begegneten.

Der Nebel hinderte alle weite Aussicht über das Meer, und ich fürchtete bereits, daß die nördliche Spitze Asiens so eisumschlossen sein würde, daß wir nicht an derselben würden landen können. Bald aber schimmerte eine dunkle, eisfreie Landspitze im Nordosten aus dem Nebel hervor. Ein nach Norden offener Busen schnitt hier in das Land ein, und in diesem warfen wir vor Anker. Wir hatten jetzt ein jahrhundertelang vergebens erstrebtes Ziel erreicht: zum erstenmal lag ein Fahrzeug an der nördlichsten Spitze der alten Welt vor Anker.

Ebenso wie bei unserer Ankunft am Jenissei, wurden wir auch hier von einem großen Eisbären empfangen, den wir schon vor dem Ankern der Fahrzeuge am Strande auf- und abgehen und dann und wann unruhig ausschauen und nach dem Meere zu schnüffeln sahen, um zu erforschen, welch merkwürdige Gäste jetzt zum erstenmal in sein Reich eingedrungen waren. Ein Boot wurde ausgesetzt, um ihn zu erlegen; der Bär aber hütete sich, diesmal mit unseren Gewehren nähere Bekanntschaft zu machen. Die Kanonenkugeln veranlaßten ihn so vollständig zur Flucht, daß er nicht einmal, wie die Bären sonst zu thun pflegen, am folgenden Tage wiederkam.

Die Nordspitze Asiens bildet eine niedrige, durch einen Busen in zwei Teile getrennte Landzunge, deren östlicher Arm sich ein wenig weiter nach Norden erstreckt, als der westliche Arm. Ein Bergrücken mit allmählich abfallenden Seiten zieht sich von der östlichen Spitze in südlicher Richtung in das Land hinein und scheint bereits innerhalb des Gesichtskreises eine Höhe von 300 m zu erreichen. Gleich dem darunter liegenden Flachlande war seine Krone beinahe schneefrei; nur an den Seiten des Berges oder in tiefen, von Schneebächen ausgegrabenen Furchen und kleinen Thälern auf der Ebene waren große, weiße Schneefelder sichtbar. Ein niedriger Eisrand stand noch an den

meisten Stellen längs des Strandes. Aber kein Gletscher wälzte seine blauweißen Eismassen an den Seiten der Berge herab, und keine Eisseeen, keine hervorspringenden Felsblöcke, keine hohen Bergspitzen verschönerten das Bild der Landschaft, welche die einförmigste und ödeste war, die ich im hohen Norden gesehen habe.

Überall war der Boden in mehr oder weniger regelmäßige Sechsecke zersprungen, deren inneres Feld gewöhnlich vom Wachstum entblößt war, während aus den Sprüngen verkrüppelte Blumengewächse, Flechten und Moose hervorsproßten. An einigen Stellen war der Boden jedoch mit einer aus Moosen, Flechten, Gras und Halbgras gebildeten Pflanzenmatte bedeckt; doch waren die Blumengewächse hier weniger zahlreich, die Moose verkrüppelter und weniger fruchttragend. Auch die Flechtenflora war einförmig, obgleich häufig ganz üppig entwickelt. Am reichsten an Gewächsen war der äußerste Vorsprung der Landspitze. Es hatte beinahe das Aussehen, als ob viele der Gewächse des Taimurlandes, der Halbinsel, an dessen nördlichster Spitze das Kap Tscheljuskin liegt, versucht hätten, von hier aus weiter nach Norden zu wandern, dabei aber, als sie das Meer angetroffen, dort geblieben wären, außerstande weiterzukommen, und nicht geneigt, wieder umzukehren. Hier fanden wir nämlich auf einem kleinen Gebiet beinahe alle Gewächse, welche die Umgebung zu bieten hatte. Die Flora bestand im ganzen nur aus 23 Arten unansehnlicher Blumengewächse, darunter 7 Arten dem Geschlechte der Saxifragen angehörig, eine schwefelgelbe Mohnart, allgemein in unseren Gärten gepflegt, und das sehr hübsche, vergißmeinnichtartige Eritrichium. Daß die Vegetation hier an der Nordspitze Asiens mit einem harten Klima zu kämpfen hat, zeigt sich unter anderem darin, daß die meisten Blumengewächse eine besondere Geneigtheit zu haben scheinen, äußerst dichte, halbkugelförmige Höcker zu bilden.

Die einzigen Insekten, welche hier in etwas größerer Menge vorkamen, waren Poduren, doch sahen wir auch einige Fliegen und sogar einen Käfer aus der Familie der Staphyliniden. Von Vögeln erblickten wir eine Menge Schnepfen, eine äußerst zahlreiche Schar von Ringelgänsen, offenbar auf dem Zuge nach südlicheren Gegenden begriffen und vielleicht von irgend einem nördlich vom Kap Tscheljuskin belegenen Polarlande kommend; ferner einen Tauchervogel, einige Eismöven und dreizehige Möven, sowie Überreste von Eulen. Die Säugetiere wurden durch den vorher erwähnten Bären, sowie durch Renntiere und Lemminge repräsentiert, von denen wir Spuren und Mist auf den Ebenen fanden. Im Meere sahen wir ein Walroß, verschiedene Robben und ein paar Züge weißer Delphine.

Alle Flüsse waren jetzt ausgetrocknet, aber ausgedehnte, flache Flußbetten gaben zu erkennen, daß zur Zeit des Schneeschmelzens ein reicher Wasserfluß hier stattfand. Das Gemurmel der Schneebäche und Vogelgeschrei durchbrechen dann gewiß die Einsamkeit und das Schweigen, welches jetzt über den kahlen, beinahe alles Wachstums entblößten Lehmbetten des Flachlandes ausgebreitet liegt. Wahrscheinlich kann man

jedoch etwas weiter in das Land hinein, an irgend einem gegen die Winde des Nordmeeres geschützten Thalgang, ganz andere Naturverhältnisse, ein reicheres Tier- und Pflanzenleben finden, welches letztere während des Sommers ebenso blumenreich sein mag wie das, welches uns in den Thalgängen des Eisfjords und der „Namenlosen Bucht“ (der Besimannajabai) entgegentritt. Menschenspuren sahen wir hier nicht. Die Erzählungen, welche bereits um das Jahr 1600 herum über die Beschaffenheit der Nordspitze Asiens in Umlauf waren, machen es jedoch wahrscheinlich, daß die sibirischen Nomaden ihre Renntierherden auch manchmal bis hier hinaufgetrieben haben. Es ist sogar nicht unmöglich, daß russische Fangmänner von Chatanga auf der Nordspitze des Taimurlandes gejagt haben; und daß Tscheljuskin wirklich hier gewesen ist, davon zeugt die auf russischen Karten ganz richtige Darstellung des Vorgebirges, welches jetzt mit Recht seinen Namen trägt.

4.

Man erstaunt über die Gefahren und Entbehrungen, denen sich der Kaufmann preisgiebt, der auf dem Schiffe der Wüste — dem Kamel — Afrikas oder Arabiens glühenden Sandocean durchzieht, der stets bereit ist, den kühnen Wanderer unter seinen Wogen zu begraben. Räuber drohen mit Plünderung und Sklaverei, heiße Winde wälzen sich erstickend über die unabsehbare Fläche daher; dagegen ist aber auch die Reise ziemlich schnell gewesen, und reicher Gewinn entschädigt den kühnen Abenteurer zur Genüge. Man betrachte nun aber den Russen, der — um 10 Prozent zu verdienen — jährlich zweimal 3000 Werst (à $^1/_4$ Meile) von Jakutsk bis zur Kolyma und zurück bei einer Kälte von 30° durch dichte Wälder und über unermeßliche gefrorene Sümpfe macht, ohne wochenlang einen Menschen zu sehen und für sein Haupt ein Obdach zu finden, in steter Gefahr, unterwegs durch Schneegestöber verschüttet oder in seinem Nachtlager die Beute wilder Tiere zu werden; oder endlich — was noch schlimmer ist — nach dem Verluste seiner Pferde, die oft aus Mangel an Futter zu Grunde gehen, sich lebendig in der Wüste begraben zu müssen!

Langsam, eines hinter dem andern, Schritt für Schritt schleppen sich die ermüdeten Pferde unter der Last von 7 Pud (280 Pfund) weiter. Schwer schreiten sie durch die Schneehaufen, auf denen man nur die Fußtritte wilder Tiere, nur die Schichtenstreifen des gestrigen Schneegestöbers erblickt. Die Reisenden, in Pelze aus Ziegen- und Pferdehaar, das Haar nach außen, gehüllt, in ungeheuern Mützen, Tschabak genannt, ebenfalls mit dem Haar nach außen und in Stiefeln aus Renntierhaut gemacht, die fast bis an den Gürtel reichen, mit Larven und Halskragen vermummt, sitzen unbeweglich auf hohen jakutischen Sätteln.

Alle schweigen. Die Luft ist schwer und düster. Die Karawane zieht durch fühlbar dichte Nebel. Endlich bricht das Tageslicht an. —

Am Rande des Horizonts erglüht der blutrote Streif des ersten Morgenstrahls. Die dichten Dünste beginnen ihre Hülle zu heben, aber

noch lagern sie wogend über dem Haupte des Reisenden. Die Sonne geht auf. Wie eine Feuerkugel erscheint sie, die auf der Erdfläche daherrollen will. Nun spielen tausend Regenbogen auf dem Schnee und den von Eis starrenden Sumpfgräsern und den Zweigen der niedern Gesträuche. Diamanten, Trobbeln, Fäden, Spitzen und Gehänge schwanken, flimmern und werfen Schatten, Flitter schweben glitzernd in der Luft — Strahlen schießen auf und wogen gleich Saatfeldern auf dem Boden — die durch den Nebel zurückgeworfenen und vergrößerten Schatten der Bäume steigen gleich Riesen aus der Erde empor in mannigfachen phantastischen Gebilden als Türme, Säulen und Schlösser — eine prachtvolle Erscheinung, die aber im nächsten Augenblicke schon wieder verschwunden ist.

Die Sonne sinkt, und mit ihr zerrinnt der ganze bunte Zauber. Aufs neue dehnt sich in unabsehbarer Ferne die weiße Decke des Schnees aus! Aufs neue stehen ringsum die Gerippe der mit Reif belasteten Gesträuche. Kein Laut weckt die tiefe Stille dieser Wüste, man ist im Reiche des Todes.

Endlich ist nach dem Kennzeichen die Stelle des Nachtlagers in der Nähe. Die Treiber ermuntern ihre Pferde durch den Ruf bar bar! (vorwärts) und bald ist man an Ort und Stelle. Hier soll übernachtet werden. Schwarz gebrannte Baumstämme starren aus dem Schnee — hier die Feuerstätte. Die Reiter steigen ab. Die Jakuten entlasten ihre Pferde; andere von ihnen suchen Weideplätze auf, wo ihre Tiere mit leichter Mühe das dürftige Moos aus dem gefrorenen Sumpfe mit dem Hufe hervorscharren können; noch andere schleppen Reiser herbei. Allmählich flammt knisternd ein kleines Feuer auf; die Kaufleute lagern sich auf Decken um dasselbe her und erwarten Thee und Abendessen. Die Kleidung, so wie auch alles andere, ist von Frost staubweiß, die Larven sind mit Eis überzogen; man nimmt sie ab, um sie zu trocknen. Die Reisenden atmen freier; aber ihr Atem fliegt zischend als Reif; sie sprechen, und die Bewegungen der Töne sind in der Luft sichtbar. Es dauert lange, bis man den Schnee schmilzt, bis das gefrorene Brot auftaut und das Essen gekocht ist, das man genießen muß, ohne den Kessel von den Kohlen zu nehmen, und ohne die Handschuhe auszuziehen. Legt man sich aber schlafen, so muß man sich bis aufs Hemd entkleiden und sich in andere trockene Pelze hüllen, damit die von den Ausdünstungen durchdrungenen Pelze wieder trocken werden. Man kann sich denken, wie angenehm ein solcher Kleiderwechsel und ein Nachtlager bei solchem Wind und solcher Kälte ist. Oft erhebt sich in der Nacht ein Sturmwind und überdeckt Reisende und Pferde mit Schnee. Dann geschieht es zuweilen, daß man in dieser Lage zwei Tage bleiben muß, um den Tieren die nötige Ruhe zu gönnen. Mit dem Morgen beginnt die Reise wieder bei dem Glanze des Nordlichts, das entweder als Raketengarben über dem Himmel ausgebreitet liegt, oder als Regenbogen aufgeht, oder in leuchtenden Strahlen aufschießt. Die ganze Reise ist von ertötender Einförmigkeit. Nur ein unbehaglich krankhaftes Gefühl erinnert den

Menschen, daß er noch lebt; Herz und Sinne sind erstarrt, und der Geist ist öde und wüste, wie die Natur rings umher.

Sind auf diese Weise die Waren in die Polargegenden gebracht, so werden sie von den Kaufleuten in Mittel- und Nieder-Kolymsk auf dem im März oder April gehaltenen Jahrmarkte an Beamte und andere Einwohner verkauft. Gegen Kessel, grobe Tücher, Nanking und andere Kleinigkeiten handelt man die schönsten schwarzen Füchse, schwarze Zobel und Polarfüchse ein — alles teures, kostbares Pelzwerk. Nachdem man die Felle in Zimmer (40 Felle ein Zimmer) geteilt, in Felleisen eingenäht und Mammutknochen eingehandelt hat, beladen die Kaufleute ihre Pferde und eilen über die gefrorenen Moräste zurück, bevor die Rinde unter dem Moose auftaut, um bei dem Schlusse des Jahrmarktes in Jakutsk einzutreffen, wo sie im Juli bei ihren Familien und Verwandten anlangen.

Schwarz, Nordenskjöld und Gartenlaube.

2. Die Kirgisensteppe.

In seinem weiteren Vordringen im Osten hat Rußland schon längst auch die Kirgisensteppe seiner Herrschaft unterworfen, d. h. das weite Gebiet, welches sich von dem Mittellaufe des Uralstromes nach dem Ob und dem Aralsee, also gegen Osten und Südosten weithin ausbreitet. Sie stellt sich dem Beobachter als eine baumlose, an Bergen arme Fläche dar, die sich mit einem meeresähnlichen Horizonte an das blaue, oft ganz wolkenlose Himmelsgewölbe anzuschließen scheint. Allein diese Fläche bildet durchaus keine vollkommene Ebene, denn sanfte Erhebungen wechseln mit flachen Vertiefungen, ähnlich den Wogen eines großen Meeres, so daß der Gesichtskreis bald außerordentlich erweitert, bald sehr beengt ist. Der gänzliche Mangel an markierten größeren Gegenständen erschwert das Messen der Entfernung mit dem Auge außerordentlich. Hügel von etwa 100 m Höhe tauchen schon in weitester Ferne empor, dagegen befindet sich der Reisende oft plötzlich an tiefen Wasserrinnen und Thälern mit steilen Rändern, die er vorher nicht bemerkt hat.

Eine traurige Zeit ist der Sommer der Steppe. Licht, Wind und Schall werden durch nichts aufgehalten; nirgends Schatten, nirgends Windstille, nirgends Widerhall; überall glüht es, überall weht es, überall ist es unheimlich still und stumm. Unter dunklen Gewitterwolken wirbelt sich bisweilen der Staub empor, und zieht in wilden Bewegungen durch die Fläche hin als eine Säule, die alles zu überschütten droht. Nur in den unteren, stark erwärmten Luftschichten erleidet das Licht eine merkliche Änderung in seiner Richtung und zaubert die Trugbilder der Fata Morgana hervor. Selbst die tiefsten und vollsten Gewässer erscheinen trübe und voll von Infusorien, der Sand haucht unerträgliche Hitze aus, Schlangen, Skorpione und Taranteln werden dem Menschen immer gefährlicher, das Heer der Mücken und Fliegen immer lästiger; gelb und dürr steht das Gras, und nur die

Ufer der Gewässer und kleine Ränder zwischen den Sandhügeln erhalten sich ein mattes Grün. Kommt dann der Herbst, so gewinnt die Steppe alsbald ein anderes Gesicht. Die Sonnenstrahlen haben ihre sengende Gewalt verloren, die Lüfte werden kühler, die Wolken dichter, Regenschauer erquicken den Boden und unter den sonnenverbrannten Halmen entsteht wieder ein grüner Schimmer. An den Ufern der Gewässer knospen sogar wieder Blüten hervor, als sollte sofort der Frühling kommen. Aber dann bricht schnell der Winter mit hartem Frost und Schneesturm herein und streut weithin seine Flocken aus, um die Natur in einen langen, tiefen Schlaf zu bannen. Endlich brechen die Fesseln desselben, der Schnee schmilzt, und nun beginnen Wasser und Feuer einen wilden Kampf miteinander. Die Kirgisen zünden an den bereits trockenen Stellen das dürre Gras und Gestrüpp des vorigen Jahres an, so daß die Luft weithin von Rauch erfüllt wird und der Horizont wie ein Feuermeer erglänzt. In den Niederungen hingegen wogt unterdessen das Frühlingswasser in gewaltiger Fülle; jeder Bach wird zum Flusse; jeder Fluß zum reißenden Strome, jeder Sumpf zum endlosen See. Wasser und Feuer erneuern und stärken die erschlaffte Kraft des Bodens. Die schwarzgebrannten Höhen erhalten bald eine üppige, dunkelgrüne Decke, und auf dem vom Wasser kaum verlassenen Boden erscheint ein farbenprächtiger Blumenteppich, von summenden Insekten und dichten Vogelscharen belebt. Aber das freundliche Bild zerrinnt gar schnell wieder. Iris, Tulpen und Mandelsträucher, die den Frühling mit ihren Blüten geschmückt, verblühen bald, und die Vögelscharen entfliehen; wieder kommen die Schrecken des glühenden Sommers.

Dem durch die Jahreszeiten hervorgezauberten Wechsel gleicht derjenige, der durch die Bodenarten erzeugt wird. Dieselben schwanken nämlich von der fruchtbarsten Dammerde durch alle Grade der Güte hindurch bis zum lockern Triebsande und toten Salzsumpfe hinab; kein Wunder daher, wenn auch in der günstigsten Jahreszeit, im Frühling, die Erscheinungen, die dem Auge begegnen, in hohem Maße verschieden sind. Hier erblickt man einen wiesenartigen Teppich, dort nur einen einförmig-grünen Plan; anderswo sanfte Wellenberge, deren Gipfel Totendenkmäler tragen, deren Thäler und Schluchten von süßem Gewässer durchrauscht und von malerischen Felspartien berändert sind. Hier weiden die Nomaden im langsamen Zuge ihre großen Herden, dort zeigt sich die Wildnis in voller Ursprünglichkeit, denn man sieht die Saiga-Antilope sich in munteren Sprüngen ergötzen, das Murmeltier und die ganze Familie der Nagetiere sich belustigen, Scharen von Vögeln herumschwirren, in dem Gestrüpp aber ringeln sich Schlangen, rascheln grüne Eidechsen, zirpen Heimchen oder gefräßige Heuschrecken, während zahllose Käfer, Fliegen und Schmetterlinge die Luft erfüllen. Ein anderes Mal wird das Auge überrascht durch unabsehbare graugrüne und gelbe Flächen, die mit Wermutarten und ähnlichen Pflanzen bedeckt sind; dazwischen tauchen grüne, mit Salzpflanzen bewachsene Flecke, gleich Oasen, empor oder schneeweiße, mit Salz bedeckte Stellen,

auch wohl stinkende, schwarze, grundlose Salzsümpfe und vereinzelte steil ansteigende Bergspitzen. In den Ritzen und Spalten des salzigen Bodens hausen Skorpione, Taranteln, Phalangen und andere Spinnenarten und auf der Oberfläche bewegen sich langsam große Kröten und Eidechsen. Diese grau und fahl aussehenden, mit trübem Wasser erfüllten Landstriche bilden, so unerfreulich sie erscheinen mögen, den beliebten Aufenthalt des wilden Pferdes und Esels, der Kamele und Schafe und gewähren reiche Fülle an Salz und Brennstoffen. — Aber auch an endlosen wasserarmen Sandwüsten fehlt es nicht; dort ist die Erde blendend gelb, die Luft staubig und trocken. Der Sand bildet Hügel und Berge, aber so trostlos diese oft erscheinen, finden sich doch gerade zwischen ihnen kesselförmige, mit gutem Wasser versehene Vertiefungen mit schilfartigen Gewächsen und dichtem Gebüsch von Weiden, Tamarix und anderm Gesträuch, welche von besonderen Insekten- und Vögelarten belebt werden. — Wer in der besseren Jahreszeit nur an den Ufern der Gewässer entlang zieht, hat ein ganz anders geartetes Bild, das übrigens auch vielfache Abwechselung darbietet, die durch die verschiedene Bodenbeschaffenheit bedingt wird; hier aber ist der Wechsel schneller, der Raum zerstückelter. Dasselbe Gewässer hat selten überall dieselbe Art des Wassers, sondern ist je nach der Beschaffenheit des Untergrundes süß, salzig oder bitter. Größere Ansiedelungen können selbst in diesem Teile der Steppe nicht gelingen, weil der fruchtbare Boden an den Gewässern so zerstückelt und in abgerissenen Parzellen liegt. Da, wo guter Boden in größerer Ausdehnung vorhanden ist, fehlt gewöhnlich eine hinreichende Menge gesunden Wassers, und wo dieses nicht fehlt, mangelt es oft an Wiesen- und Ackerland. Trotzdem bilden die Ufer der Gewässer die belebteren und freundlicheren Teile der Steppe, weil sich hier ein kräftigerer und länger dauernder Pflanzenwuchs findet. Kleine Felder werden hier von herdenlosen Kirgisen mit Hirse, Gerste, Hanf, Arbusen und Melonen bebaut. Der Saum des Wassers wird aber von dichten, hohen Schilfwäldern begleitet, in welchen zahllose Sumpf- und Wasservögel, Schildkröten und andere Amphibien, Herden von wilden Schweinen, aber auch Ottern und bisweilen sogar Tiger sich aufhalten, und Scharen von Mücken und Fliegen Menschen und Tieren unerträglich werden.

Alles in allem betrachtet, wird man die Steppe der Kirgisen keineswegs eintönig und uninteressant nennen können, vielmehr besonders das Frühlingsbild derselben als das farbenprächtigste bezeichnen müssen, das sich denken läßt. Nach A. Röschel von J. W. O. Richter

II. Japan.

1. Japans Natur.

1. Japans Bodengestalt. — 2. Der Taïfun.

1.

Japan besteht außer mehreren Inselgruppen von kleinerem Umfange besonders aus den vier größeren Inseln Nippon, Sikok,

Kiusiu (Ximo) und Jesso. Dieselben sind sämtlich in hohem Grade gebirgig. Aus einem Vorlande von geringem Umfange steigt das Gebirge ziemlich schnell zu namhafter Höhe empor, und seine Kämme werden durch zahlreiche Vulkankegel überragt, die den Inseln ein höchst malerisches Aussehen verleihen. Der höchste Vulkan ist der Fusiyama auf Nippon (4663 m), dem sich der Asama-, Jaki-, Kiri- und Iwawasiyama beigesellen. Erdbeben sind keine ungewöhnliche Erscheinung, richten aber meist keine bedeutenden Verheerungen an. Die Vegetation ist üppig und das Land bis zu den Bergen hinauf wohl angebaut.

Der größte Fluß Japans, welcher etwa 112 km weit von leichten Dampfern befahren werden kann, der Tonegawa, gabelt sich 60 km nördlich von der Stadt Tokio in zwei Arme. Von dieser Stadt aus gelangt man über den Tonegawa hinweg und an der berühmten Tempelstadt Nikko vorüber durch das hochromantische Thal des Dayagawa zu dem prachtvollen Wasserfalle, mit welchem dieser Fluß aus dem herrlichen Chuzenjisee herausstürzt. Über das bezaubernde Naturspiel erhebt sich der Nantai, einer der interessantesten Vulkankegel Japans, mit steilen Hängen in den Äther empor. Mit schroffem Gefälle braust in engem Schlunde, allenthalben von hohen, bewaldeten Kuppen mit felsigen Zacken umsäumt, der Daya in einer langen Reihe von Kaskaden 3,5 km weit dahin. Neunmal passiert man auf halsbrecherischen, schwankenden Stegen, die mit dünnen Ästen und etwas Erde darüber gangbar gemacht sind, den Bach; dann steht man plötzlich vor einem Felsklumpen, an dem, von rechts kommend, ein andrer Bach sich schäumend in den Daya ergießt. Ersteigt man den Felsblock auf rohen Stufen, so hat man einen wirklich großartigen Anblick vor sich. Ein mächtiger Thalkessel öffnet sich dem Blicke; derselbe wird durch einen schmalen Grat, der von dem Felsklotz gerade hinüber an die Berglehne führt, gewissermaßen in zwei halbe Kessel geteilt; die Lehne selbst, eine ziemlich schroffe Wand, die sich noch 450 m über unsern Standpunkt erhebt, ist die Rückwand des Sees, dessen Spiegel dort hoch oben, wenige Meter unter ihrem Rande, liegt. Der Daya ist in seiner tieferen Schlucht nur kurze Zeit dem Auge sichtbar, da ihn ein Vorsprung der Bank verbirgt, aber den andern Bach sieht man in seiner ganzen Länge über eine Rinne der Wand herniederstürzen, und rechts und links gießen sich noch mehrere dünnere, aber nicht minder zierende Schaumfäden über die Wände hinunter. Rohe Holztreppen führen am Ende des Grats an der Wand empor; sie sind sehr geschickt angelegt, aber sehr beschwerlich. Nach einem Drittel des Aufstieges erreicht man ein Theehaus, das sich auf einer Felsplatte erhebt. Die Szenerie bleibt während des Aufstieges immerfort gleich großartig. Hat man die Wand, „Fudodo" genannt, erstiegen, so steht man an dem Ufer des gewaltigen Sees Chuzenji, der von hohen Bergen umrahmt wird. Der Daya bildet einen unterirdischen Abfluß desselben, während der rechts von ihm jäh herabstürzende Bach die überschüssigen Gewässer entführt und in trockenen Zeiten versiegt. — Der Nantai kleidet sich noch zu Anfang Mai halb in Schnee und

wird vor Mitte Juni nicht bestiegen. Majestätisch erhebt er seinen weißen Schädel über die beschriebene prächtige Szenerie, wird jedoch infolge der häufigen Niederschläge Japans nur zu oft den Augen verhüllt. Der Rundblick, den er bei hellem Wetter von seinem Gipfel gewährt, wird als ein überaus erhabener gepriesen. Alle die verwickelten Gebirgszüge und Ketten, die Japan anscheinend planlos durchkreuzen, enthüllen sich den Blicken in großartiger Weise, und in der Ferne winkt vor allem herüber der großartige Fusiyama. Weiter abwärts breitet sich gegen Osten die herrliche, wohl angebaute und bevölkerte Landschaft aus, und diese wieder wird durch das Meer auf beiden Seiten begrenzt.

Einen näher bei Kioto gelegenen Wasserfall stellen die berühmten Stromschnellen von Oïgawa dar. Nach zweistündiger Fahrt mit den eigentümlichen, von Kulis gezogenen Jenrischkas wandert man in weiteren zwei Stunden durch einen schönen Bambuswald, dann auf einer sanft aufwärts steigenden Landstraße zwischen hohen, von japanischen Tannen bewachsenen Felswänden dahin zu der in freundlichem Grunde gelegenen Fährstelle von Yamamoto. Hier besteigt man ein langes, schmales, flaches Boot, das vorn einen Burschen mit langer Bambusstange, in der Mitte zwei Ruderer und hinten einen Lenker des Steuerruders birgt und von neun Passagieren besetzt werden kann; dann geht's in der immer stärker werdenden Strömung zwischen den Felsen, die bis zu 350 m hoch ragen, jäh und unter dem Getose der Wellen abwärts. Im Frühlinge steigert sich die Pracht des Schauspiels, wenn an den jähen Abhängen die wilden Kirschbäume blühen oder blutrote Azaleenblüten die Wände bekleiden. Immer wechselt das Bild, indeß die Fahrt durch 22 Engen, zwischen welchen sich die Gewässer in beckenartigen Absätzen zeitweise etwas beruhigen, abwärts geht. Die 14. Enge ist die großartigste, denn in ihr saust man einen langgestreckten Wasserfall hinunter, und gerade hier ist der Rückblick auf die scheinbar so bedenkliche Passage wahrhaft prachtvoll.

Auf der $1^1/_2$stündigen Fahrt wird das Auge auch mehrfach durch Bäche unterhalten, welche von Klippe zu Klippe abwärts rauschen. Es ist allenthalben eine unvergleichlich schöne Partie, von der man sich vergeblich Einzelbilder zu fixieren bemüht, wenn man endlich bei dem Theehause von Saga landet. So gefahrvoll die jähe Fahrt scheint, so ist doch bei der Geschicklichkeit und Sicherheit der Bootsleute seit Menschengedenken auf ihr kein Unglück vorgekommen, und dieselbe dient auch regelmäßigem Fracht-, besonders Holztransporte, für welchen die leeren Boote von Kulis an langen dünnen Seilen emporgezogen werden.

2.

Den 2. September morgens gegen 2 Uhr weckte der Ruf „Alle Mann auf, klar zum Manöver“ sämtliche Bewohner der Arkona aus dem Schlafe. Die See ging hoch, der Himmel war bezogen, der Wind blies heftig aus O.N.O., und es begann zu regnen. Das Groß-Mars-

segel der Arkona wurde dicht gerefft, fast alle übrigen Segel wurden eingenommen und die Feuer gelöscht, da die Schraube gegen den heftigen Wind nicht ankämpfen, die Maschine aber leicht beschädigt werden konnte. Sämtliche Pforten wurden geschlossen, was zu bergen war, geborgen und alle Vorbereitungen getroffen, um einem großen Sturme zu begegnen, denn der Wind gewann zusehends an Stärke. Da die Küste von Nippon leewärts in großer Nähe lag, so suchte der Kommodore mit Hülfe der Segel zu halsen, d. h. das Schiff gegen den Wind zu drehen und über Süden nach Osten zu lenken — aber vergebens; der auf das Heck und den Kreuzmast immer drückende Luftstrom wirkte den Segeln entgegen, und die Arkona gehorchte nicht mehr ihrem machtlosen Steuer. Um 7 Uhr begann das Schiff sich stark auf die Seite zu legen.

Noch war die Luft hell genug, und man konnte sehen, wie die Wogen sich Hügeln gleich hintereinander in Reihen türmten, vom eigenen Gipfel in milchweißem Schaume herabstürzend. Das Barometer fiel mit ungewohnter Schnelligkeit, und man wurde inne, daß der gefürchtete Taïfun — so heißen die mächtigen Wirbelorkane, denen in dieser Jahreszeit hier selten ein Schiff entgeht — wirklich losgebrochen war. Um 8 Uhr wurde es so dunkel, daß man das Ende des Schiffes nicht mehr sehen konnte; Meer und Wolken schienen sich zu verschlingen. Die Wogen standen Mauern gleich, und der Sturm peitschte den Wasserschaum wie dichten Nadelregen durch die Luft. See- und Regenwasser ergoß sich in Strömen über das Deck und durch alle Öffnungen in die Batterie hinunter; Wind und Wellen rauschten nicht mehr, alles bebte und donnerte, so daß man sein eigenes Wort kaum hörte und die Kommandos von Mann zu Mann weiter gegeben werden mußten. Nur mit der größten Anstrengung und die quer über Deck gespannten Seile fassend konnten sich die Matrosen fortbewegen.

Der Wind ging nach Osten herum, und die Segel flogen mit lautem Krachen berstend in Fetzen über Bord. Raaen und Spieren sausten von den Masten nieder, und in der Takelage schlugen die Tauenden den Leuten die Köpfe blutig. Mit zerrissenen Kleidern und halb besinnungslos stiegen viele von oben herab, und so groß war die Gewalt des Windes, daß einem Matrosen in den Wanten das wollene Hemd buchstäblich in Fetzen vom Leibe geblasen wurde. Eine See schlug in die zu Backbord hangenden Boote; der erste Kutter und die Jolle füllten sich mit Wasser, die Davids brachen unter der Last, und beide Boote versanken.

Die Arkona schlängerte, vom Winde leewärts fest in die Wogen gedrückt, nur wenig und holte selten stark nach Backbord über, obgleich die Neigung nach Steuerbord über 30 Grad betrug. Eine gewaltige Welle nach der andern rollte donnernd unter ihr fort; das gute Schiff bäumte sich jedesmal mächtig empor und glitt dann, seinen äußersten Bord in das Wasser tauchend, ruhig in das Wogenthal hinab. Nur zweimal wälzte sich eine unbändige See, den Galion umschlingend,

vom Bugspriet her über das ganze Verdeck und stürzte brausend in die Batterie und in das Zwischendeck hinab. Dort waren die Geschütze und alles Bewegliche durch stärkere Taue gesichert worden; aber in den Kammern der Passagiere sah es entsetzlich aus, denn diese hatten, nur an schönes Wetter gewöhnt, und mit der Macht der Elemente nicht vertraut, sich wenig vorgesehen, und nun flog alles, was nicht niet- und nagelfest war, in lustigem Tanze durcheinander. Weder Tisch noch Stuhl, weder Koje noch Hängematte boten einen sicheren Ruheplatz; ein Stück nach dem andern machte sich von den Wänden und aus den Winkeln los, wohin sie gestaut waren: Hutschachteln, Gläser, Tintenfässer, Spiegel und Kästen wurden lebendig, flogen in unberechenbaren Richtungen umher und nahmen die halsbrechendsten Posituren an; glücklich war, wem nicht eine schwere Schiffskommode auf den Leib taumelte. Am Fußboden wogte das Wasser mehrere Zoll hoch, darin schwammen Bücher, Bürsten, Stiefel und Cigarrenbüchsen, und wer nicht acht gab, zerschnitt sich die Füße an den herumliegenden Scherben. Dabei herrschte unten tiefe Dunkelheit; der Boden war glatt wie Eis, und man mußte sich mit Händen und Füßen festhalten, um nicht beim Überholen über die ganze Breite des Schiffes geschleudert zu werden.

Um 9 Uhr ging der Wind nach Süd-Osten herum und wurde etwas schwächer; zwischen $^1/_4$ und $^1/_2$10 Uhr stand das Barometer am niedrigsten, das Quecksilber war in anderthalb Stunden um einen Zoll gesunken. Bald darauf erhob sich der Wind, der indeß durch O. S. O. und S. O. nach S. herumgegangen war, wieder zu seiner früheren Heftigkeit; alle Seeleute versicherten, etwas Ähnliches nie erlebt zu haben.

Der Theorie der Cyklone gemäß hätte man den Kurs nach N. O. beibehalten müssen, um so in der Richtung, in welcher er kam, wieder hinauszusegeln; aber auch hier lag das Land in großer Nähe, und die Gefahr zu stranden wuchs mit jedem Augenblick. Da alle am Fockmast aufgebrachten Segel wegflogen, so schickte der Kapitän die Mannschaft in die Wanten hinauf, um die Luft zu fangen, aber vergebens, das Schiff konnte nicht zum Abfall gebracht werden. Der Kapitän ließ nun die Maschine heizen. Schon waren die Backbordwanten arg gelockert, und die Masten drohten über Bord zu gehen, — die Mannschaft arbeitete mit unsäglicher Anstrengung und Gefahr, um sie durch Balken und Tauwerk zu sichern, — schon standen die Zimmerleute mit den Beilen bereit, um als letzte Auskunft den Kreuzmast zu kappen, da machte gegen $^1/_2$12 Uhr die Schraube, unter allgemeiner ängstlicher Spannung, die ersten Umdrehungen: das Schiff gehorchte dem Steuer und drehte sich in den Wind. — Schon gegen 12 Uhr ließ die Gewalt des Sturmes wieder nach; um 3 Uhr brach die Sonne durch die Wolken, und gegen 4 Uhr war das Meer ziemlich ruhig.

J. W. O. Richter und Berg.

2. Bei den Söhnen der Sonne.

1. Japans Kultur. — 2. Ein Reisebericht.

1.

Japans Volk ist ein Kulturvolk, aber seine Sitten und Gebräuche weichen sehr von den unserigen ab und erscheinen teilweise höchst sonderbar. Die Japaner hingegen finden wiederum vieles an uns auffallend und seltsam. Gleichwohl sind sie das gesittetste Volk Asiens. Jahrhundertelang blieb es den Völkern Europas unbekannt, weil es sich streng gegen jede ausländische Berührung abschloß. Erst in diesem Jahrhundert ist es mit Gewalt gezwungen worden, in den Weltverkehr einzutreten, und nachdem es seine Scheu vor den Fremden aufgegeben, eignet es sich mit großer Lernbegierde und vielem Verstande alle die Vorteile an, welche die europäische Kultur vor der ihrigen voraus hat. Es schickt seine Söhne auf die deutschen Hochschulen und Kadettenhäuser, in amerikanische Werkstätten, nach englischen Handelsplätzen; es besucht die großen Weltausstellungen mit seinen eigenartigen, kunstvollen Produkten, unter denen sich namentlich die Lack- und Papierwaren auszeichnen, und verbessert die einheimischen Sitten und Zustände fast zu schnell. Es hat ein geordnetes und reich gegliedertes Staatsleben mit einem Kaiser an der Spitze und schon seit Jahrhunderten segensreiche Einrichtungen, die wir Europäer erst in neuerer Zeit kennen lernten. So giebt es dort Zivilstandsregister, die in Europa neueren Datums sind; denn seit vielen Jahrhunderten sind Geburten, Heiraten und Sterbefälle in der Gemeinde verzeichnet worden. Das Finanzwesen hat sich allezeit in musterhafter Ordnung befunden, und ehe das Land mit den Fremden in Berührung kam, hat es außerordentliche Abgaben kaum gekannt. Pässe und Urkunden, die in Europa Geld kosten, liefern die japanesischen Behörden immer gebührenfrei. Auch gab es von jeher Wasserleitungen, Posten, Landstraßen, Volksschulen, Bücher, Karten und alljährliche Volkszählungen. Die Buchdruckerkunst ist seit Jahrhunderten bekannt, benutzt aber keine beweglichen Typen, sondern Holztafeln, auf denen die Zeichen eingeschnitten sind. Die Schauspielkunst steht noch auf niedriger Stufe, dagegen sind die Turn- und Gauklerkünste der Japaner in so hohem Grade ausgebildet, daß sie in Europa Vorstellungen geben, die hohe Bewunderung erregen. Ihr Handelsverkehr mit Deutschland hat in den letzten Jahren sehr zugenommen.

Die Japaner gehören dem mongolischen Menschenstamme an; sie haben ein breites, flaches Gesicht mit einem großen Munde, einer etwas eingedrückten Nase und schief geschlitzten, tiefliegenden Augen. Ihre Farbe ist gelb, bei den Vornehmen, die sich wenig der Sonne aussetzen, weiß, der Kopf groß, der Hals kurz, das Haar rötlichbraun und oft teilweise oder ganz abgeschoren. Die Augenbrauen sitzen höher als bei uns. Ihr Charakter ist mild und heiter; Fleiß, Geschicklichkeit, Reinlichkeit, Bildung, Lernlust zeichnen sie vor anderen Asiaten vor-

teilhaft aus. Arzneikunde und Astronomie erhalten große Pflege. Das Baden wird zur Beförderung der Gesundheit weit allgemeiner angewandt als bei uns. Mit einheimischen Kräften baut Japan seine Dampfmaschinen und Schiffe. Das Land ist wie ein Garten bebaut. Reis, Thee, Tabak und Seide bilden die Haupterzeugnisse. Im Bronzeguß und in der Fabrikation des Papieres, das sie aus den Bastfasern eines Maulbeerbaumes bereiten und nicht nur zum Schreiben und Drucken, sondern auch zu Fensterscheiben, Taschentüchern, Kleidungsstücken, Lichtdochten, Bindfaden u. s. w. gebrauchen und als Leder benutzen, leisten sie ganz Außerordentliches.

Volksschulen giebt es bei dem lernbegierigen Volke in Menge, in jedem Dorfe sicher eine, und in den Städten findet man sie fast in jeder Straße, so daß mindestens drei Vierteile des Volkes lesen und schreiben können. In den Schulen herrscht eine wohlthuende Ordnung, der Lehrer wird ehrfurchtsvoll behandelt und ist seinerseits wieder liebreich gegen die Kinder. Gesetz und Sitte verlangen, daß man den Lehrern ehrerbietig entgegenkomme. Sie bilden einen hochgeachteten Stand.

Den Toten bezeugen die Japaner eine rührende Pietät. In dem Sterbezimmer herrscht die tiefste Ruhe, die nur unterbrochen wird von den leisen Fragen der Angehörigen, welche die letzten Wünsche des Sterbenden zu vernehmen verlangen; diese werden sogleich sorgfältig niedergeschrieben. Wenn der Tod erfolgt ist, so wendet man das Innere der Gewänder nach außen zum Zeichen der Trauer. Ein Priester verrichtet dann seine Gebete bei dem Leichnam; die Familie aber zieht sich zurück und erscheint für alles außer ihr Vorgehende vor lauter Kummer teilnahmlos. Daher stellt sich ein Freund derselben, angethan mit dem feiertäglichen Kleide, unter die Hausthür, um die Beileidsbezeugungen entgegenzunehmen. Das Grab wird unterdessen in den Gerüsten eines Tempels bereitet, und zwar in Form eines Brunnens, den man mit Cement ausmauert, damit kein Wasser eindringen kann. Den Toten setzt man in einen im Verhältnis zur Körperlänge auffallend kleinen Zuber, den man wiederum mit einem irdenen Gefäße umgiebt. Um die Zusammendrückbarkeit des Leichnams zu ermöglichen, schüttet man ein gewisses Pulver in die Ohren, die Nasenlöcher und den Mund, worauf des Toten Glieder plötzlich eine erstaunliche Biegsamkeit erhalten sollen. Bei dem Leichenzuge gehen Fackelträger voran; auf diese folgen Priester mit Gebetbüchern und Weihrauchfässern; diesen folgen wieder Diener mit Bambusstangen, an denen sich Laternen, Sonnenschirme und Papierfähnchen befinden, welche alle mit Sinnsprüchen beschrieben sind. Dann folgt die Bahre mit der seltsamen cylinderförmigen Last; den Zug beschließen Freunde und Verwandte, gehüllt in weiße Trauergewänder. Vor allen Gräbern findet man frische Sträucher und Opferkerzen. Am Laternenfest werden die Friedhöfe glänzend erleuchtet. Dieses Fest dauert drei Nächte. Es ist nämlich ein alter Glaube der Japaner, daß die Verstorbenen des Jahres einmal und zwar zur Zeit dieses Festes auf die

Erde zurückkommen, um ihre Lieben wiederzusehen. Man pflanzt darum an den Gräbern als Zeichen der Bewillkommnung Bambusstöcke auf, welche eine Menge erleuchteter Laternen tragen, die so nahe beisammen angebracht sind, daß sie eine zauberhafte Helle ringsum verbreiten.

Der Japaner macht sich das Leben leicht. In seinen Freuden liegt eine kindliche Lebhaftigkeit. Mißgeschick drückt ihn nicht mit Zentnerschwere zu Boden. Entbehrung duldet er ohne Murren; der Tod hat keine Schrecken. Namentlich herrscht unter den Kindern große Heiterkeit, und die Eltern gönnen ihnen gern die Lust. Manche Reisende haben behauptet, daß in Japan die Kinder nicht weinen, und in der That ist dies nur selten der Fall. Im Hause dürfen sich die Kleinen nach Herzenslust umhertummeln; alle Zimmer und Gänge sind mit dicken Matten belegt; an Stühlen und Tischen können sie sich nicht beschädigen, denn diese fehlen in Japan. Die Eltern sorgen für Spielzeug und Feste; aber auch auf den Schulbesuch wird streng gesehen. Spielzeugläden giebt es in jeder Stadt in großer Zahl. Manche enthalten nur Puppen in allen Größen und Anzügen; die Mädchen spielen dort so gern damit wie bei uns, und die Knaben haben Säbel, Peitschen und Steckenpferde. Kreisel kennt man gegen 30 Arten, darunter sehr künstliche, welche bergan laufen, auf dem Seile tanzen, in Stücke zerspringen u. s. w. Die Drachen haben die abenteuerlichste Gestalt und machen sogar Musik. Mit Kreiseln und Drachen ergötzen sich vielfach auch Erwachsene, wie denn die Japaner überhaupt bei allem Lebensernste große Freunde von Spiel und Scherz sind.

Man kann sich bei Betrachtung des einträchtigen, heiteren Familienlebens der Japaner, zumal wenn man sieht, wie sie das Alter achten und ehren, wie im geselligen Verkehre verständige Höflichkeit herrscht, nicht der Ansicht verschließen, daß sie auf einer erheblichen Stufe der sittlichen Bildung stehen. „Wer reinen Sinn und reine Wahrheit hegt, redlich lebt und handelt, ist den Göttern auch ohne Tempelbesuch angenehm.“ So lautet ein Vers, der für den sittlichen Standpunkt des Volkes sehr bezeichnend ist.

Die Gesetze sind mit Blut geschrieben. Viele Verbrechen, die Europa kaum für Verbrechen hält, werden mit dem Tode bestraft. So wird z. B. ein Kutscher, der jemand überfährt und dadurch tötet, als Mörder hingerichtet, weil durch ihn ein Mensch ums Leben gekommen ist. Ebenso wird der Gefangenwärter, der einen Verbrecher entkommen läßt, hingerichtet. Mit Todesstrafe belegt man den Diener, der gegen seinen Herrn die Hand erhebt, den Dieb, wenn die gestohlene Summe bedeutend ist, und noch viele andere Verbrechen. Für die leichteren Vergehen sind Brandmarkung und Prügelstrafe angedroht. Geldbuße wendet man in Japan nicht an, weil dadurch der Reiche vor dem Armen einen ungerechten Vorzug bekommen würde. Mit der Todesstrafe verbindet sich Vermögenseinziehung, und die Familie wird von unauslöschlicher Schande getroffen. Wer in Japan etwas begangen

hat, worauf der Tod steht, wird sich daher womöglich selbst entleiben. Bei den Vornehmen ist der Selbstmord in solchen Fällen in der Form des Harakiri oder Bauchaufschlitzens üblich.

Japan ist reich an Tempeln und kirchlichen Gebäuden. Gegenwärtig bestehen zwei Hauptreligionen, die der Sintos oder Anhänger der alten Staatsreligion und der Buddhismus. Daneben findet man als dritte, doch nur von wenigen Bekennern getragene Religion, die Lehre des Confucius. Die Sintos verehren die Sonne als göttliche Mutter. Die Reinheit der Seele, des Herzens und des Körpers, die Befolgung der Gebote der Vernunft und des Gesetzes bilden die Hauptvorschriften dieser Religion. Die Ausschmückung der Tempel soll eigentlich nur in einem Spiegel, in welchen der Betende zu blicken hat, und in weißen Papierblättern, als Symbolen der Reinheit, bestehen, jedoch stellen die Priester bei feierlichen Gelegenheiten auch Götterbilder auf, um dem Verlangen der Ungebildeten nach einem sichtbaren Gotte entgegenzukommen. Über den Buddhismus und die Lehre des Confucius werden wir weiter unten noch ausführlich hören.

2.

Von den heutigen Zuständen in Japan entrollt uns auch der folgende Bericht eines neueren Reisenden ein anschauliches Bild. Derselbe schreibt:

Ohne allen Zweifel hat Japan eine große Zukunft vor sich und die Dinge entwickeln sich aufs schönste dem Ziele zu. Als ich meine erste Reise (1872) nach Japan machte, hatte der Strom des Fortschritts schon mächtig eingesetzt; die Leute waren begeistert für alles, was europäische Bildung hieß, ohne doch recht zu wissen, wie sie sich dieselbe aneignen sollten; man fing gerade an, diese und jene Verbesserungen anzubringen, und die Eingeborenen boten in dem bunten Gemisch ihrer Kleider und Kleiderlosigkeit einen wunderlichen Anblick dar. Unter solchen Umständen blieb einem nichts anderes übrig als herzlich über diese Kindereien zu lachen; aber jetzt (1875) hat sich alles verändert, und Bewunderung ist an die Stelle des Lächelns getreten. Jenes bunte Durcheinander ist fast ganz verschwunden, und jedermann ist ordentlich, entweder ganz europäisch oder ganz japanisch gekleidet; nur muß man sagen, daß die fremdländische Tracht den Leuten nicht recht sitzen will oder ihre Schneider noch nicht den rechten Schnitt herausgefunden haben. Allerlei Neuerungen und Verbesserungen sind mit viel Takt und großem Erfolg durchgeführt. Je weiter wir kamen und je mehr wir zu sehen erhielten, desto stärker wurde dieser Eindruck. Es wird daher am besten sein, wenn ich der Reihenfolge unserer Stationen nach über das Geschehene Bericht erstatte.

In Nagasaki kam eine große Anzahl Eingeborner als Reisende an Bord. Sie waren nett nach englischer Mode gekleidet, nahmen ihre Plätze in der ersten Klasse, saßen mit uns am Tisch und aßen ganz wie Europäer mit Messer und Gabel. Das ist bereits die Regel bei den wohlhabenderen Japanern, wenigstens auf der Reise; gewiß

ein Fortschritt! Nachdem wir Nagasaki hinter uns hatten und nun durchs Binnenwasser fuhren, zeigte sich ein Zeichen des Fortschritts nach dem andern. An allen Punkten von Bedeutung sah man Leuchttürme, welche mit den vorzüglichsten Lichtern ausgestattet waren. An zwei Orten sind auch Leuchtschiffe aufgestellt. Das Netteste aber waren die kleinen Küstendampfer, welche wie auf dem Genfer See beständig zwischen den Ortschaften am Ufer hin- und herfuhren.

In Kobe fand ich die Eisenbahn nach Osaka vollendet. Wir nahmen jedoch einen Platz auf einem der kleinen Dampfschiffe, welche regelmäßig zwischen Kobe und Osaka fahren, und gelangten über die Bay und dann den Fluß hinauf in die letztere Stadt. An der Mündung des Flusses fanden wir eine Schar von Arbeitern damit beschäftigt, das Fahrwasser durch Wegräumung des angeschwemmten Sandes zu vertiefen, und etwas weiter oben zwei Baggermaschinen in voller Thätigkeit, während eine dritte schon abgenutzt schien.

In Osaka angekommen, fanden wir nicht gerade viele, aber sehr nett gebaute europäische Häuser, darunter ein großes längliches Gebäude mit einem hohen Turm, welches einen besonderen Eindruck auf mich machte. — Der Telegraph, von den Eingeborenen selbst gehandhabt, ist in voller Thätigkeit. In der Entfernung sah man die Schornsteine des japanischen Münzgebäudes, welches sich schon mehr als doppelt bezahlt gemacht hat. Aber das sind nicht die einzigen, nicht einmal die auffallendsten Anzeichen des Fortschritts. Bei einem Gange durch die Stadt sahen wir zu meinem Erstaunen bedeutende Vorräte von ausländischen Waren, welche in den Läden feilgeboten wurden. Es waren Sachen der verschiedensten Art, Fabrikate von Manchester und Bradford, Petroleum, Lampen, Photographien, Bücher, darunter Fibeln, ABC-Bücher, Erdbeschreibungen, Geschichtswerke, Bücher über Sitten und Gebräuche verschiedener Völker, über Nationalökonomie und alles mögliche andere. Zuletzt sahen wir auch noch einen Laden, in welchem eine ganze Anzahl japanischer Frauen eifrig mit Nähen auf amerikanischen Nähmaschinen beschäftigt waren.

Nachdem wir so ziemlich die ganze Stadt durchwandert hatten, kehrten wir am folgenden Tage nach Kobe zurück, um noch rechtzeitig das Dampfboot für Yokohama zu besteigen. Hier trafen wir am Sonntag Morgen ein, und alsbald begab ich mich in die ‚Unierte Kirche', wo sich eine zahlreiche eingeborene Gemeinde mit ihrem Prediger befand. Tags darauf begab ich mich auf den Bahnhof und nahm ein Billet nach Yeddo, welches jetzt über 1 Million Einwohner zählt. Ich war sehr überrascht, dasselbe mit dem Datum des Tages in chinesischer Schrift bezeichnet zu finden, und erfuhr dann, daß die Regierung die alte Zeitrechnung abgeschafft und dafür den Kalender des Westens eingeführt habe. Es scheint sogar, daß man bereits auf dem Punkt war, die Feier des Sonntags einzuführen, durch irgend einen schlechten Einfluß aber noch im letzten Augenblick davon sich abhalten ließ. — Die Eisenbahn, mit drei verschiedenen Wagenklassen, war in aus-

gezeichneter Ordnung, und die Kodukteure und Schaffner, alle in europäischer Uniform, benahmen sich gerade, wie wenn sie für diesen Beruf geboren und erzogen worden wären. Es war sehr nasses Wetter, als wir auf dem Bahnhof ankamen; ich nahm eins der vielen Tausende von kleinen, mit Menschen bespannten Wägelchen, welche da bereit standen, und dann ging es in wahrer Eile in mein Absteigequartier.

Nachmittags machte ich meinen ersten Gang durch die Stadt, und jetzt erreichte meine Verwunderung ihren Höhepunkt. Wohl hatte ich von den neuen in europäischem Stil ausgeführten großartigen Bauten in Yeddo gehört, aber nie hätte ich es mir träumen lassen, daß man es hierin so weit gebracht habe. Im Hauptteil der Stadt, wo ich früher durch enge, unbedeutende Gassen gewandert war und nichts als einstöckige, schmutzige Holzhäuser, flitterhafte aber erbärmliche Buden und vor den Blicken der Vorübergehenden kaum geschützte Badeanstalten gesehen hatte, da wandelte ich jetzt eine herrliche breite Straße entlang, mit bequemen Trottoirs auf beiden Seiten für Fußgänger und einem geräumigen Wagenweg in der Mitte, eine Viertelstunde lang bereits mit Gebäuden besetzt. Zwischen dem Mittelweg und den Seitengängen waren zwei Reihen von Bäumen: Kirschen, Aprikosen, Pflaumen und andere Blüten- und Fruchtbäume, gepflanzt, unterbrochen von Fichten und sonstigem Immergrün, so daß man förmlich ‚Unter den Linden‘ in Berlin zu sein meinte, nur mit dem Unterschied, daß diese japanische Pflanzung noch jung und unausgewachsen war. Die Häuser waren zweistöckig, einige aus Stein, andere aus roten Ziegeln gebaut, alle zierlich und geschmackvoll und an der Vorderseite alle möglichen Warenlager und Läden enthaltend, welche sowohl nach ihrem Inhalt als auch nach ihrer Einrichtung die von Osaka weit übertrafen. Hier war ein Uhrenmagazin mit prächtigen Schaustücken an den großen Fenstern, dort ein Lager von allerlei Maschinen, darunter eins mit einer vollständigen Dampfmaschine, Dampfhammer und Dampfwalzen zur Bearbeitung von Eisen; hier eine Reihe von Schaufenstern voll der herrlichsten Glas- und Porzellanwaren, dort große Buchhandlungen mit allerlei litterarischen Schätzen des Westens: Grammatiken, Wörterbücher, Lesebücher, Weltgeschichten, Erdbeschreibungen, Romane u. s. w., hier ein ganzes Heer von Lampen, dort buchstäblich Tausende von Regen- und Sonnenschirmen, ebenso Kleidermagazine, Weißzeugläden u. s. w. Alles dieses kam mir wie ein Zauber vor; denn vor zwei Jahren noch war keine Spur von solch einer Straße in Yeddo vorhanden. — Die Querstraßen, ebenso prächtig, wie jene Hauptstraße und dieselbe durchschneidend, steinerne Brücken u. s. w. waren im Bau begriffen. Alle Straßen waren eben und sauber, wie in europäischen Städten beständig durch hin- und herfahrende Spritzapparate bewässert.

An einer Stelle stieß ich auf eine große Druckerei in voller Thätigkeit; es war höchst interessant, eine ganze Reihe europäischer Druckpressen von japanischen Arbeitern getrieben und unzählige Druckbogen zu Tage fördern zu sehen, sowie die emsigen Buchbinder und alles,

was sonst noch drum und dran war. Bereits kommen auch mehrere einheimische Zeitungen heraus. Telegraphendrähte sieht man in allen Richtungen laufen und an den belebtesten Plätzen sind Telegraphenbureaus. Zum Einwurf frankierter Postsendungen sahen wir in allen Hauptstraßen Briefkasten und erfuhren, daß das Porto sehr gering und die Postverwaltung eine sehr gute sei. Auch passierten mehreremal Postbeamte an uns vorbei, welche mit ihren roten Karren und Briefsäcken im Sturmschritt zwischen Bahnhof und Post hin- und herflogen wie daheim.

Die ganze Stadt ist in mehrere Polizeidistrikte eingeteilt. Die Lohnkutscher sind alle numeriert und stehen unter polizeilicher Aufsicht. An mehreren Stellen fanden wir auch Regierungsgebäude, Zollhäuser u. dergl. im Bau begriffen, alles in europäischem Stil. Alle oder fast alle ihre alten Kasernen sind ebenfalls nach europäischer Art umgebaut worden. Ein neues Gebäude war entstanden, in welchem die polytechnische Schule sich befand. Das Gebäude war mit einem Turm und Uhrwerk versehen In Verbindung damit stehen mehrere Maschinenbau-Werkstätten und andere Anstalten, welche von der größten Bedeutung für die Entwickelung des Landes sind. In einiger Entfernung sieht man auch den Schornstein einer Papierfabrik sich erheben.

So ist die Stadt in wenigen Jahren völlig umgestaltet worden. Ausführlicheres über das Yeddo von heute erzählt das folgende Stück.

Was die Japaner im allgemeinen betrifft, so gefallen sie mir besser als je. Dieselben Leute, welche ihr Land Jahrhunderte lang wie eine Auster verschlossen hielten, erweisen sich jetzt, nachdem die Fremden einmal eingedrungen sind, sehr entgegenkommend und gelehrig. Früher haben sie die Bildung, die Religion, die Künste und die Schrift der Chinesen willig angenommen; jetzt ahmen sie eben so willig und hastig Europa nach und sind ganz anders als ihre eigensinnigen, eingebildeten Nachbarn, die Chinesen.

Weber u. Williamson.

3. Yeddo.

Yeddo (Tokio) ist die volkreichste Stadt in ganz Japan, hat eine vortreffliche Handelslage und ist Mittelpunkt eines großartigen Verkehrs. Es wird durch den „Großen Fluß“ in zwei ungleiche Hälften geteilt, die südlich liegende ist die größere. Über den Fluß sind vier große, auf Pfählen ruhende Brücken geschlagen, und von allen hat man eine sehr malerische Aussicht auch auf die Hügelreihe, welche sich unweit vom Strome hinzieht.

Wir lassen die aristokratischen Stadtteile mit ihren Palästen zur Seite liegen, um durch die Straßen der von Bürgersleuten bewohnten Quartiere einen Wandelgang zu machen.

Die Häuser der Bürger sind einfach aus Holz aufgezimmert und haben über dem Erdgeschoß gewöhnlich auch ein zweites, meist mit einer Galerie und allemal einem niedrigen Dache. Fast jedes Haus ist

ein Verkaufs- und Handwerkerladen, und das Leben und Treiben ungemein bunt und mannigfaltig. Da liegt gleich an der Nippon-Brücke eine Barbierstube. Man kann von der Straße aus gemächlich beobachten, wie der Besitzer gleichzeitig drei Bürgersleuten bald mit der Schere, bald mit dem Messer Kopf und Gesicht in die gehörige Ordnung bringt. In dem Hause daneben hat ein Schuhmacher seinen Laden. Er verkauft Holzpantoffeln, welche je unter Ballen und Absatz einen etwa zwei Centimeter hohen Steg haben und somit den Fuß trocken halten. Auf dem Auslegebrette sieht man Sandalen aus Stroh oder geflochtenen Binsen. Die Sohlen sind mit dickem Zeug oder Leder besetzt; vorn gehen zwischen der großen und zweiten Zehe nach den Seiten hin zwei genähte Lederbänder; vermittels derselben wird die Sandale am Fuße festgehalten. Bei kühlem Wetter werden genähte Strümpfe getragen, welche gleichfalls eine Abteilung für die große Zehe haben. Der Schusterladen an der Nippon-Brücke hat gute Kundschaft; Männer und Frauen prüfen die Ware, probieren sie an und zahlen, nachdem sie einige höfliche Worte mit dem Schuster gewechselt haben, den ausbedungenen Preis. Nachbar des Schusters ist ein Mann, welcher Algen und allerlei andere Seekräuter verkauft. Der Tang bildet in China eine Lieblingsspeise und wird auch von den Japanern genossen. Ferner wird in Yeddo eine ungeheure Quantität Seemuscheln konsumiert. Auch der Europäer ißt Seemuscheln gern, aber vor vielen andern Seetieren hat er doch einen gerechtfertigten Widerwillen, z. B. vor Meerblutigeln, allerlei kleinen Quallen und dergleichen japanischen Delikatessen mehr. Sie werden im getrocknetem Zustande feilgeboten, von den Käufern gebacken und zum Reis genossen. Die Magazine, in welchem getrocknete Gemüse und Sämereien feilgeboten werden, sind nicht bloß mit allen möglichen Arten versorgt, sondern auch höchst elegant aufgeputzt. Jede einzelne Sorte ist in Düten von besonderer Gestalt und Farbe verpackt und auf den Regalen musterhaft geordnet. Man erstaunt, sobald man bei näherer Betrachtung herausfindet, daß auf jeder Düte nicht nur der Name der Sämerei, sondern auch die mit Farben gemalte Pflanze, von welcher sie herrührt, angebracht ist. Manchmal sind diese Pinseleien kleine Meisterwerke. Wer sich näher umsieht, findet bald die Werkstatt und den Künstler heraus; er sieht nämlich eine junge Arbeiterin, die platt auf einer mit Blumen und Papier fast bedeckten Matte liegt und in dieser sonderbaren Position jene allerliebsten Bilder verfertigt.

Je weiter man von der Brücke her in die Stadt eindringt, um so dichter wird das Menschengewühl und um so häufiger findet man Volksküchen, auf deren Auslegebrettern besonders häufig Pasteten von Reis und Hirse liegen, und wo man Thee und heißen Reisbranntwein schänkt. Nachdem man noch einige hundert Schritte gegangen ist, gelangt man auf den Fischmarkt. Der Kanal an demselben ist mit Booten und Barken förmlich bedeckt und die Menge und Mannigfaltigkeit der verschiedenen Fischsorten geradezu erstaunlich. Das Meer bei Japan ist ungeheuer reich an Fischen, und von den Flüssen gilt dasselbe. In den Hallen am Fischmarkte sind die Aufkäufer sehr ge-

schäftig; sie handeln die Fische auf dem Boot ein und lassen sie von ihren Kulis in Körben ans Land tragen; dort werden sie in lackierte Tragkästen geschüttet. Dann und wann drängen sich ein paar Träger durch die Menge, welche an Bambusstangen ein Meerschwein oder einen Hirsch tragen. Das Fleisch des letztern mundet den Japanern. Walfischspeck wird gut eingesalzen und gern genossen. Am Nippon-Bassi-Kanale liegen zahlreiche Speicher, die mit Seide, Baumwolle, Reis, Reisbranntwein gefüllt sind. Sehr viele lange Barken oder breite Boote sind beladen mit Holz oder Kohlen, Bambusrohr, Matten, Körben, Fässern, Fischen und allerlei Waren. In den Straßen sieht man zweirädrige Karren, die von Kulis gezogen werden; Pferde spannt man nicht vor, sie werden jedoch als Saumtiere benutzt.

Am südlichen Ende des Stadtviertels Nippon-Bassi bemerken wir mehrere mit einem brusthohen Geländer umfriedigte Pfeiler oder Säulen; an diesen hängen weiße Tafeln mit Inschriften. In der Nähe steht ein Pavillon auf einer steinernen Unterlage, und auch dort findet man solche Tafeln. Pavillon und Säulen bilden die Stellen, an welchen die noch giltigen alten Gesetze in Erinnerung gebracht und die neuesten Polizeibefehle zur Nachachtung angeschlagen werden. In allen Straßen sieht man mit Wasser gefüllte Bottiche und viele Eimer; diese letzteren sind in Pyramiden aufgestellt, teils vor den Eingängen zu den Magazinen, teils auf der Straße selber. Diese Vorkehrungen zum Löschen findet man in allen japanesischen Städten; außerdem haben manche Häuser im oberen Geschosse und auf dem Dache größere oder kleinere Wasserbehälter. An den großen Holzgebäuden, namentlich Tempeln und Pagoden, stehen Tag und Nacht große Leitern. Die großen Magazine und Warenniederlagen gelten für feuerfest, und man legt sie deshalb gern in der Art an, daß sie zwischen den hölzernen Wohnhäusern liegen und dann eine Schranke gegen die Verbreitung eines Brandes bilden. Sie sind hoch und viereckig, aus Steinen oder gestampfter Erde gebaut und auf der Außenseite mit einer dichten Lage von Mörtel und Kalk überzogen. Die Thüren sind von Eisen und an der Mauer sind viele Haken angebracht, an welchen man bei drohender Gefahr nasse Matten und grobe Leinwandtücher befestigt. Bisweilen sind diese Gebäude Eigentum einer ganzen Reihe von Hauswirten, die bei den rasch um sich greifenden Feuersbrünsten ihre besten Habseligkeiten dorthin flüchten. Es sind gleichsam eine Art riesiger Geldschränke, die vortreffliche Dienste leisten und trotz der furchtbaren Glut japanischer Brände — denn alles ist ja nur Holz und Papier — ihren Inhalt unversehrt bewahren sollen. Die aufgestellten Leitern, Kufen und Eimer dienen keineswegs zur Verschönerung der Stadt; aber die Japaner sehen nun einmal mehr auf das Nützliche als auf das Schöne und opfern erforderlichen Falls das letztere unbedingt dem ersteren.

Dasselbe gilt auch von den Schlagbäumen, durch welche die einzelnen Straßen und Quartiere voneinander abgesperrt werden. Sie bestehen aus schwarz angepinselten Balken und haben neben dem zweiflügeligen Thore zwei Seitenthüren. Diese bleiben bei Tage offen, falls

übrigens alles in gehöriger Ordnung ist, werden aber nach 9 Uhr abends geschlossen. Wer sich verspätet, giebt der Wache ein Zeichen und wird von derselben ausgefragt. Ist er ein Bürgersmann, dann passiert er durch die Seitenpforte ein, während vor einem Edelmanne beide Flügel des mittleren Thores geöffnet werden. Manchmal läßt die Polizei eine Anzahl von Straßen mittels dieser Barrieren absperren, namentlich wenn es darauf ankommt, Verhaftungen oder Haussuchungen vorzunehmen, bei einem Straßentumulte einzuschreiten oder wenn sonst eine wichtige Angelegenheit in Frage kommt. Die Viertelsmeister des Quartiers und die Zehnmänner einer Straße sind für die ihrer Aufsicht untergebenen Bewohner der Regierung verantwortlich., werden von der Polizei zur Mitwirkung herbeigezogen oder lassen auch erforderlichen Falles dieselbe herbeiholen.

Ein eigentlicher Bürgerstand hat sich, wie er nun besteht, erst in der neueren Zeit gebildet, geht aber jedenfalls einer großen Zukunft entgegen. Politische Rechte hat diese Klasse noch nicht, und auch der geringste Adlige würde sich nicht mit der Tochter des reichsten und angesehensten Kaufmannes verheiraten. Sowohl die Edelleute, welche Grundbesitz haben, wie alle Beamtenklassen stellen den Handwerker, den Ladenhalter und selbst den Großhändler tief unter den Bauer; nur die Leute, welche „unreine Gewerbe“ treiben, gelten für noch niedriger, z. B. die Fleischer, Gerber und Bettler.

Wenn ein hoher Würdenträger im amtlichen Aufzuge in einer Straße erscheint, dann gehen Herolde voraus, um den Bürgern kund zu thun, daß sie auf die Seite treten und in gebückter Haltung dastehn. Wer nicht Folge leisten wollte, würde mit Säbelhieben bedient oder unter die Pferde getreten. Wenn der Kaufmann mit einem Edelmanne zu thun hat, muß er sich mehrmals in landesüblicher Weise beugen und verneigen, und wenn er die Schwelle eines Adligen betritt, kniet er nieder, berührt mit seiner Stirn den Boden und wartet, bis der Hausherr ihn aufstehen heißt. Er wird nur gebeugten Hauptes und mit auf die Kniee herabhängenden Armen mit jenem reden. Einst hatte eine Feuersbrunst große Verheerungen angerichtet. Am andern Tage kam ein Beamter, um die japanischen Zimmerleute zu holen, welche auf der Schiffswerfte thätig waren. Ein japanischer Zimmermann machte ihm einige Gegenvorstellungen; es würden Ungelegenheiten mit den Europäern entstehen, wenn man ohne weiteres die kontraktmäßig angenommenen Arbeiter wegnehmen wolle; das gehe doch nicht an. Was that der Beamte? Er hieb den Raisonneur mit seinem Säbel zu Boden. Der Bauer darf ein Schwert tragen, der Kaufmann nicht. Auch jeder Diener eines Edelmannes hat das Recht auf ein Schwert. Da nun jeder Japaner danach geizt, diese Waffe zu tragen, so lassen sich manche Kaufleute als Trabanten eines Edelmannes einschreiben und zahlen ihm dafür irgend eine Summe.

Während die Adelsklasse auf den Mittelstand mit Hochmut herabsieht, stellt sie sich mit dem Pöbel auf guten Fuß und behandelt denselben mit großer Nachsicht. Die Kulis, Bootsknechte und Pferde-

knechte der untern Stadt an beiden Ufern des Flusses, sind wilde, unbändige Gesellen, unter denen Zank und Schlägereien häufig sind. Manchmal wird der Zank auf eine eigentümliche Art ganz harmlos beendet. Die beiden Parteien gehen auf eine der hochgewölbten Brücken. Man wirft ein Schiffstau über die ganze Länge derselben hin, und jede Partei packt ein Ende desselben an. Die zu Richtern Gewählten stellen sich in der Mitte der Brücke auf, geben das Zeichen zum Anfangen, und nun ziehen und zerren an jeder Seite Hunderte von kräftigen Armen nach entgegengesetzten Richtungen hin, bis die eine Partei ermüdet und der anderen den Sieg lassen muß. Der Hauptspaß besteht darin, daß viele Kämpfer niedergerissen werden, und daß nicht selten, wenn das Tau reißt, beide Teile im Nu zu Boden stürzen! Das giebt dann ein wildes Gelärm und eine unbeschreibliche Verwirrung. Nach dergestalt ausgemachter Sache gehen die Leute in der heitersten Stimmung in die Theehäuser, um Reisbranntwein zu trinken und ihre Aussöhnung zu feiern. Dieses Tauzerren gilt für eine große Volkslustbarkeit.

So ungemein regsam und bunt das Leben auf den Straßen in Yeddo ist, so still wird es in den Sommermonaten gegen die Mittagsstunden in der Stadt. Die Barken und Boote auf den Kanälen liegen ruhig am Ufer; denn die Schiffsleute schlafen. Man hört kein Geräusch. Dann und wann sieht man Wanderer eilen, eine Mittagsherberge zu erreichen; der Bürger und Arbeitsmann ist nach Hause gegangen; manche Leute liegen in irgend einem kühlen Winkel oder unter den schattenspendenden Bäumen und ruhen. Wer um diese Zeit durch die Straßen schlendert, kann sich ganz gemächlich einen Einblick in das Hauswesen der Japaner verschaffen und mit Muße zusehen, wie die Leute ihr bescheidenes Mittagsmahl einnehmen. Die aus feinem Stroh geflochtene Matte wird auf die Erde gelegt und dient als Tischtuch. In der Mitte steht ein Napf aus lackiertem Holz; er ist mit Reis gefüllt, welcher sozusagen das tägliche Brot aller Stände bildet. Die Japaner verstehen sich vortrefflich auf die Zubereitung desselben. Jeder am Tisch füllt sich aus dem Napf eine Tasse voll und verzehrt den Inhalt, ohne sich der bekannten Stäbchen zu bedienen, welche unsere Gabel ersetzen. Nur wenn er Fisch, Krabben, Fleisch oder eine dergleichen Zuspeise genießt, nimmt er die Stäbchen. Die Speisen werden mit Seesalz, Piment und Soya gewürzt. Die letztere wird bekanntlich aus einer schwarzen Bohne bereitet, die man gären läßt. Von Gemüse hat man weiße Rüben, Möhren und süße Kartoffeln; ein sehr wohlschmeckendes Gericht ist ein Salat aus jungen Bambussprossen mit Zwiebeln vom Lotus. Bei keiner Mahlzeit fehlt Thee und heißer Reisbranntwein; beide Getränke werden ohne Zucker oder irgend eine andere Zuthat genossen. Das Tafelgeschirr ist sehr mannigfaltig und besteht aus allerlei Bowlen und Schalen, Untersätzen, Büchsen und Schüsseln, alles von lackiertem Holze; dazu kommen Vasen, Tassen und Flaschen aus Porzellan, Theetöpfe aus poröser Töpfererde, die mit einem Firnis überzogen sind. Die Bewegungen der Leute bei

Tische sind graziös. Seltsam ist, daß bei einem sonst so praktischen Volke keine Brunnen vorkommen; man behilft sich mit Cisternenwasser. Die schädlichen Folgen des Cisternenwassers sind indessen nicht so schlimm, weil die Japaner zu allen Zeiten das Wasser abgekocht und warm trinken.

Der Globus.

III. China.

1. Im Reiche der Mitte.

1. Chinesische Kultur. — 2. Aus der Geschichte Chinas. — 3. Staatliche Einrichtungen.

1.

Die Chinesen, Söhne des Ham, geben sich leicht als Verwandte der Mongolen zu erkennen. Meist fette, doch gutgebaute Gestalten, mit Weiberzöpfen bis zu der Kniekehle, in weiten, schlotterigen Anzügen, verraten sie im Ausdruck ihrer gelben, breit und grobgeschnitzten Angesichter mit den kleinen, schiefgestellten Augen zwar ein kultiviertes und selbstgefälliges, auf seine uralte Kultur stolzes, aber auch ein völlig irdisches und sinnliches, höheren Schwunges entleertes Volk. In den Städten, deren Hauptstraßen voll prächtiger Verkaufsläden sind, wogt ein ameisenartiges Gewimmel von Betriebsamkeit und Ausbeutung; man begreift, daß vielen Tausenden kein Raum mehr auf dem Erdreich geblieben ist, daher sie sich auf einem künstlich geschaffenen Boden, auf Flößen in den Strömen und Seen 2c., behelfen und von den ekelhaftesten Dingen (Gewürm, Ratten 2c.) leben. Auf dem Lande wird ein Feldbau getrieben wie kaum um London, in Valencia, in der Lombardei; das kleinste Fleckchen wird ausgenützt mit ungemein leichten Geräten. So besteht im Hügel- und Tieflande seit alten Zeiten Terrassenkultur, Drainierung und künstliche Bewässerung; zwar ohne Viehzucht, daher auch ohne Wiesen und Weiden (außer Schweinen, dem chinesischen Haupttier, das auch zu Opfern gebraucht wird). Mit Eseln und Büffeln wird gepflügt (die Armen ziehen den Pflug selber); doch wird das Feld mehr mit Spaten und Hacke gebaut. Bei der Aussaat des Reises dient die Egge, welche der Büffel zieht, zur Einsenkung der Körner in den unter Wasser gesetzten Boden. Ein fabelhaft fruchtbarer Marschboden und die sorgfältigste Nutzung der menschlichen Auswurfstoffe bewirken, daß unter dem tropischen oder subtropischen Klima dieser Tiefebenen (Hongkong liegt unter 22° N. Br., Peking unter 40°) das Jahr regelmäßig drei Ernten giebt: Reis, Baumwolle und wieder Reis; oder Weizen, Gerste, Hülsenfrüchte; Ölgewächse, Pfeffer und Betel, Melonen und Gurken 2c.; auch Südfrüchte, im N. Wein und das trefflichste Obst, im S. Zuckerrohr, Palmen, Erdnüsse, Bataten, und hauptsächlich durch beinahe das ganze Reich den Thee.

Am Hause fällt uns vornehmlich der an den vier Ecken mit Drachen verzierte aufwärts gebogene Dachrand auf, der vor der Regentraufe schützt; wie denn die Chinesen nicht wenige zweckmäßige

und bequeme Einrichtungen haben. Ausgezeichnet sind ihre einfachen Geräte und Werkzeuge. Die Zimmer sind klein, zeltartig nach alter Tradition, aber mit schönen Geräten und Farben geziert; das Hauptgeräte sind ein großes Ruhebett, das auch Nachts zum Schlafen dient; Snn Matten von allen Farben; reiche Spiegel, verschiedene Tische, baessel, Räuchapparate. Auf dem Ruhebette sitzt man mit gekreuzten Beinen, beim Essen auf dem Sessel, hat aber statt des Bestecks zwei hölzerne Stäbchen. Das Hauptgetränke ist ein feiner, schwacher Thee. — Die Kleidung ist sehr weit und seit Jahrtausenden dieselbe; im Gürtel trägt man Schreibzeug, Fächer und Tasche. Sonderbar ist die Dachform der männlichen Kopfbedeckung mit meist umgeschlagenem Rande. Die Beamten haben darauf einen Knopf, je nach dem Rang, der Orden ist eine Pfauenfeder hinten daran, überdies ist der Rang durch ein an dem geblümten seidenen Staatskleide auf Brust und Rücken gesticktes Ehrenzeichen bezeichnet; das Erste, was der Chinese beim Verkehr vom andern wissen muß, ist dessen Rang. — Doch sind sie in vielem für uns eine verkehrte Welt. Wenn z. B. jemand in den Adel erhöht wird, (es werden auch Titel und Würden gekauft), so erstreckt sich die Erblichkeit auf die Ahnen, nicht auf die Nachkommen. Die Trauerfarbe ist die weiße. Bei aller Kriecherei bleibt im Grüßen das Haupt bedeckt. Die Magnetnadel weist nach Süden. Man sieht seltsame Dinge, wie die kurzen Klumpfüßchen der vornehmeren Mädchen und Frauen: es werden ihnen gleich nach der Geburt die Zehen unter die Sohle gebunden. Die Männer tragen den Kopf geschoren, nur vom Scheitel hängt der lange Zopf hinab, und zu beiden Seiten des Mundes ein dünner Schnurrbart, beide schwarz, so befahlen es die Mandschu bei Todesstrafe.

Eins der interessantesten Erlebnisse während unseres Aufenthaltes in Shang-hai, erzählt ein österreichischer Reisender, bildete ein echt chinesisches Mahl, welches ein reicher einheimischer Kaufmann, Namens Taki, uns zu Ehren gab. Um 2 Uhr begann das Fest. Das Haus Takis war wie alle Wohnhäuser reicher Chinesen mit einer großen, bis 2 m hohen, weißangestrichenen Mauer umgeben, und erst nachdem wir einige schmale Gänge durchschritten hatten, gelangten wir in die eigentlichen Gemächer. Dieselben waren mit großen, farbigen Laternen geschmückt, welche trotz ihrer Menge nur ein mattes, wohlthuendes Licht verbreiteten. An den goldverzierten Wänden hingen zahlreiche Sprüche einheimischer Weisen, welche mit schwarzer Tusche auf gelbe und weiße Papierrollen geschrieben waren. Für das Abendessen hatte man keineswegs nach europäischer Sitte eine große, lange Tafel hergerichtet, sondern kleine, viereckige, mit rotem Tuche überzogene Tische, an denen je drei Europäer und ein Chinese Platz nahmen.

Das Eigentümliche chinesischer Gebräuche tritt auch bei den Mahlzeiten in auffallender Weise zu Tage. Gleichwie der Chinese beim Gruße das Haupt bedeckt, statt es zu entblößen, den Ehrenplatz zur Linken statt zur Rechten anbietet, die Vorfahren adelt statt die Nachkommen, von rechts nach links schreibt statt umgekehrt, zur Farbe seiner

Trauerkleider die weiße und nicht die schwarze wählt, jede Spur eines Bartes aufs sorgfältigste zu vertilgen sich bemüht, statt ihn als Zeichen männlicher Würde zu pflegen: ebenso beginnt der Chinese die Mahlzeit mit jenen Speisen, mit welchen wir sie beschließen, mit Backwerk und Früchten. Als wir Platz nahmen, war bereits jeder Tisch mit einer Menge der verschiedensten Gerichte auf zierlichen, buntbemalten Porzellantellerchen gedrängt voll besetzt, und während wir noch damit beschäftigt waren, den geheimnisvollen Inhalt einzelner dieser Tellerchen zu enträtseln, war unser Chinese bereits bemüht, uns mit zwei Stäbchen von jeder einzelnen Speise die besten Bissen vorzulegen. Und damit ihn nicht vielleicht der Vorwurf träfe, als wären die Stäbchen nicht rein, zog er beide jedesmal sorgfältig zwischen den Lippen durch und sog sie ab, bevor er ein neues Stück faßte und auf unsere Teller legte.

Die Mehrzahl der Gerichte war uns unbekannt; denn die chinesischen Küchen setzen seltsamerweise einen großen Wert darein, die Speisen unkenntlich zu machen und ihren natürlichen Geschmack zu verändern. Und so wurden uns denn nicht bloß Schwalbennester, Kiebitzeier und gedämpfte Frösche, sondern auch gebratene Seidenwürmer, Haifischflossen, Huhn und Büffelsehnen, Bambuswurzeln, Seegras, halbausgebrütete Küchlein und viele andere chinesische Delikatessen vorgesetzt. Die Tische wurden dreimal mit neuen Speisen gefüllt, so daß mindestens 50 verschiedene Gerichte aufgetragen wurden. Fleischspeisen waren entschieden in der Minderzahl und kamen, bereits in kleine Stücke zerschnitten, auf den Tisch; dagegen wurden Reis und Gemüse in allen erdenklichen Formen herumgereicht. Der Schluß des Mahles wurde dadurch angedeutet, daß die Speisestäbchen erst in gleicher Höhe mit der Stirn gelegt und dann wagerecht auf die Theetassen gelegt wurden.

Es mangelt den Chinesen keineswegs an trefflicher Moral. Wenn man die öffentlich angeschlagenen Sittenregeln liest, könnte man Wunder meinen, wie brav die Chinesen sein müssen; namentlich gilt in ihren Büchern Aufrichtigkeit und Herzensmilde sehr viel. Allein die Wirklichkeit ist anders: schlaue Berechnung, List und Betrug im Handel und Wandel, Geldsucht und Bestechung, Rachsucht und Unbarmherzigkeit brechen überall hervor. Geldmacherei und Sinnengenüsse (Opiumberauschung, Spielsucht, unnatürliche Laster) herrschen ungescheut. Leicht töten Reich und Arm die in rechtmäßiger Ehe geborenen Mädchen, trotz der Findelhäuser. Dabei findet sich noch Ehrerbietung gegen die Eltern: die kindliche Pflicht gilt als Grundpfeiler der Tugenden, und Verehrung der Ahnen macht die ursprüngliche Volksreligion aus. Aber das häusliche Leben ist kalt, erstorben. Die Mütter sind noch niedriger geachtet als in Indien, die Frau wird gekauft und soll im Hause nur ein Schatten und Echo sein; auch ist Vielweiberei gestattet. Das Armutselend ist bei der großen Übervölkerung ungeheuer, daher die Männer nach allen Seiten hin auswandern; und bei jeder öffentlichen Kalamität, Mißwachs, Erdbeben,

Heuschrecken, Überschwemmung, Orkanen ꝛc. sterben Tausende den Hungertod. Zwar sollen die Beamten für das allgemeine Wohlergehen genau Sorge tragen, aber wenige thun es.

Das Land ist in Provinzen (die 18 ehemaligen Fürstentümer, unter 8 Generalgouverneuren) eingeteilt und diese in Departements, dann in Kreise, dann in Amtsbezirke wie denn alles sich aufs genaueste abstuft; und in jeder Landschaft ist der Amtsvorstand für die Wohlfahrt derselben verantwortlich. Allein alle amtliche Berichte sind voll Lug und Trug; wird es zu arg, daß die Regierung Notiz davon nehmen muß, so geht es allerdings ohne weiteres dem Bezirksbeamten oder auch dem Gouverneur an den Kopf, oder das Volk greift zum Heilmittel der Empörung. Denn China soll glücklich sein, der Stadtvorstand, Vizekönig ꝛc. ist ja Vater seiner Stadt oder Provinz, wie der Kaiser (Hwang) Vater Chinas ist, als „der Sohn des Himmels“ (Tian tse), der China „im Auftrag des Himmels“ zu regieren hat. Darum darf es der „Blume der Mitte“ auf Erden an keinem Guten fehlen: ist sie doch das auserwählte Land, dem alle anderen Länder gehören; das „Reich unter dem Himmel“, wie es seiner Idee nach sein soll: der vollkommene Musterstaat, wo Wahrheit und Gerechtigkeit, Treue und Liebe, Glück und Herrlichkeit, kurz, vollkommene Harmonie zwischen Himmel und Erde zur Herrschaft kommen, das Taiping-kwoi, das Reich des himmlischen Friedens. Unter Himmel versteht nämlich der Chinese das Reich der Vernunft, die in Liebe, Gerechtigkeit, Anstand, Weisheit und Wahrheit herrscht. Der Mensch bringt die geistige Anlage dazu mit in die Welt; aber nicht alle Menschen sind gleich begabt: wie nötig daher Höherbegabte, die ihre Natur zur Vollkommenheit zu bringen vermögen und vom Himmel den Auftrag erhalten, Fürsten des Volkes zu werden und es gleichfalls zu der vom Himmel in ihnen begonnenen Vollkommenheit zu bringen! So stellt der Kaiser die schaffende „Urkraft“ dar, das Volk den bildsamen „Urstoff“ als Abbild der Ordnung des Himmels. Nicht nur leistet der Unterthan im Gehorsam gegen den Kaiser dem Himmel Gehorsam, sondern ebenso ist des Kaisers heilige Pflicht, Vertreter und Organ des Himmels zu sein, damit in seinem Volke der Himmel auf Erden verwirklicht werde.

2.

China war, soviel man aus seiner mythischen Urgeschichte erkennen kann, zunächst eine Monarchie, die mehr ein Lehensreich darstellte (2200 v. Chr.), daher viel mit aufrührerischen Fürsten gekämpft werden mußte. Kungfutsz, geboren 552 v. Chr. in Schantung, schrieb eine Chronik seines Landes, sann viel über Sittenverbesserung nach, sammelte alte Sprüche und Lieder und lehrte, wie man sich selbst vervollkommnen könne. Seine Moral gilt noch in China als das höchste: das Gute besteht ihm in Gegenseitigkeit. Zu seiner Zeit predigte dann Lautsz (geb. 565) die Vernünftigkeit durch Weltentsagung; seine Anhänger, die Taoßе, treiben sich viel als Zauberer und Geisterbeschwörer herum.

Höher steht den Chinesen Mengtsz († 288), der Schüler des ersteren. Von der Tsin-Dynastie (seit 246 v. Chr.) wurden die Vasallenstaaten unterworfen und die große 300 Ml. lange Mauer gegen die Tataren gebaut. Unter der Han-Dynastie (202 v. Chr. bis 293 n. Chr.) wurde das Papier erfunden und die alte Litteratur gesammelt, während der Budhismus von Indien her eindrang, und bald die Anbetung des Buddha, Fo, allgemein machte. Aus tiefem Zerfall rettete Sui (590), der die nördlichen Barbaren vertrieb, während sein Sohn durch Kanalverbindung der zwei Ströme sich verewigte. Unter den Tang (618 bis 906) mehrten sich die Berührungen mit dem Westen. Nestorianer predigten auch das Christentum. Nach wechselnden Schicksalen nahm jedoch Dschingis Chan 1215 das Reich ein, und Chubilai gründete die erste mongolische Dynastie (1260—1367) mit Peking als der Hauptstadt, die 1294 von den ersten katholischen Missionaren besucht wurde. Unter den wieder chinesischen Ming (1367—1644), die zunächst in Nanking residierten, durfte Ricci das römische Christentum verkündigen, auch ward Korea 1592 annektiert. 1644 aber kamen die Mandschu durch Eroberung auf den Thron, fügten sich in die chinesische Art und regieren noch als 28ste oder Ta-tsing-Dynastie, durch etwa 1½ Millionen in China verteilte Mandschu. Sie erst verschlossen das Reich den Fremden und führten den Zopf ein. Nachdem nun Tibet erobert ward, nahm Khienlung (1736—96) auch Zentralasien in Besitz. Der wachsende Opiumhandel aber der eng eingeschränkten Kaufleute in Kanton, der einzigen Verkehrsstadt, führte eine Spannung herbei, welche 1839 zum Krieg führte, weil die Chinesen für 50 Millionen Mark englisches Opium, welches sie konfisziert und vernichtet hatten, keine Entschädigung zahlen wollten. Als die Briten vor den Thoren Nankings standen, bequemte sich Kaiser Taokwang zum Frieden (1842), trat Hongkong ab, und öffnete außer Kanton vier Handlungshäfen allen Fremden. Gegen den Kaiser Hiensong (1850—61) trat die von christlichen Lehren angehauchte Empörung der Taiping auf, welche vorgaben, die Ming-Dynastie fortzusetzen und die altchinesische Religion unter Zerstörung aller Götzen herzustellen; sie endete nach furchtbaren Verheerungen erst 1864 durch die Eroberung von Nanking. Als der Kaiser zugleich schroff gegen die Fremden auftrat, vereinten sich Engländer und Franzosen, eroberten Kanton und zogen vor Tientsin (1858), da denn der Kaiser sich zu neuen Einräumungen verstand. Treulosigkeit in Ausführung des Vertrags veranlaßte die zwei westlichen Seemächte, 1860 Peking selbst einzunehmen, worauf die chinesische Regierung sich fügte, dem Christentum Duldung zusagte und mit den fremden Mächten in freundschaftlichen Verkehr (auch durch gegenseitige Gesandtschaften) trat. Eine Universität für europäische Wissenschaften ward 1868 in Peking gegründet, und katholische wie evangelische Missionen breiten sich rasch aus; jene zählt wohl 450 000 Christen in China, diese etwa 50000. — Jüngst hat China sich zusammengerafft, die mohammedanische Empörung in Jünnan gedämpft, das Tarimbecken wieder erobert und Rußland zur Herausgabe von Kuldscha (Dsungarei)

veranlaßt. Und vor dem Strom der chinesischen Auswanderung hat Amerika sich schon in schroffer Weise schützen zu müssen geglaubt, obwohl der Chinese sich auswärts nicht heimisch machen, sondern nur verdienen will, um wieder in sein Vaterland zurückzukehren. Stärker noch als nach Hinterindien, Australien und Amerika wandern die Chinesen in die Mandschurei und Mongolei aus, neuestens auch nach Hawaii.

Wohl sind Ackerbau, Kanalwesen, Gewerbe, alles, was dem äußeren Leben dient, in China frühe hoch entwickelt worden, aber man blieb auf dem Errungenen stehen. Der Erfindungsgeist geht rein auf das Nutzenbringende, Zweckmäßige, höchstens Künstliche. Sie hatten längst artesische Brunnen, Gasheizung, Feuerspritzen, eiserne Kettenbrücken, Schnellwagen, Papiergeld, Bewässerungsmühlen, Segelschubkarren, seit 2000 Jahren große Seeschiffe, Glocken, Schießpulver. Sie haben den Bücherdruck schon seit 900 Jahren (Europa bekanntlich erst seit 1440), aber er ist noch, wie damals, auf ganze Platten beschränkt. Sie haben vortreffliche Papiere, die Magnetnadel, auch einen Telegraphen; nur im Schiffbau, wie in der Schiffahrtskunde, sowie in allen großartigen Maschinenwerken, sind sie zurück; dagegen verfertigen sie ihre kunstreichen Gewebe und Stickereien mit dem einfachsten Werkzeuge. Von ihnen kommt die Seide. Ausgezeichnet sind ihr Porzellan, ihre lackierten Waren, ihre lebhaften unauslöschlichen Farben, Schnitzarbeiten besonders in Elfenbein und Schildpatt, ihre Gartenkunst, und nachahmen können sie alles. Daher sagen sie auch: „Wir allein sehen mit zwei Augen, die Europäer mit Einem, alle anderen Völker sind blind.“ — Dagegen ist ihre Musik noch ganz die von Barbarenvölkern, ihre Malerei zwar künstlich, aber ohne höhere Ideen, ohne Schatten und ohne Perspektive. Sie haben keinen Sinn für Anmut, Gesang, wahre Schönheit. Hingegen lieben sie spitzfindige Gedanken, scharf ausgeprägte Gegensätze, geometrische Symmetrie. Gegen die Denkweise anderer Nationen verhalten sie sich abschließend, wie auch, im Gegensatz zu Japan, gegen neue Erfindungen; die Schienen der einzigen Eisenbahnstrecke (bei Schanghai) mußten wieder herausgerissen werden. Denn ist nicht das ganze Land ein Kirchhof, Beunruhigung der Totengebeine aber das höchste Verbrechen? Doch sagen ihnen Dampfer, Leuchttürme und Telegraphen zu, und andere Neuerungen haben schon viele Anhänger.

3.

Das Regiment in China ist streng, der Drache auf des Kaisers Brust ist sein Sinnbild, und die Strafen sind hart: grausame Leibesstrafen, gräßliche Todesstrafen, massenhafte Hinrichtungen. Aber die Hauptmittel, durch die der große Polizeistaat regiert wird, bleiben Sittenregeln, die man die Jugend lernen läßt, der Reiz der Standesauszeichnung und Stockschläge, denen auch die Beamten unterworfen sind. Zwar herrscht unter diesen eine furchtbare Verdorbenheit und Mißregierung. Doch besteht trotz allem durch das ganze Reich große Freiheit: wenig Militär und keine Polizei, keine Pässe, die Städte

unter Selbstregierung, Dörfer und Landstädte fast nur von Familien gleicher Abkunft bewohnt, große Leichtigkeit des Grunderwerbs und Verkaufs, ebenso des Reisens und Auswanderns, völlige Freiheit des Gewerbes, sowie der Bildung von Vereinen, die doch durch Geheimverbindungen oft staatsgefährlich werden.

Die Chinesen sind kein Religionsvolk wie die Hindu, die Tibetaner, die Türken oder Russen; ihr Staat ist ein Gelehrtenstaat. Wissenschaft gilt unendlich viel mehr als alle Militärgröße. Den Kaiser achtet man als Inbegriff aller Weisheit. Die oberste Prüfungsbehörde in Peking ist der höchste Reichskörper des Staats. In jeder Provinz ist eine Exzellenz Oberintendant der Wissenschaften. Durch ein großes System von Prüfungen werden die besten Köpfe für den Staatsdienst erlesen. Der eigentliche Adel ist die Elite der höchsten Gelehrten, ohne die der Kaiser keinen hohen Beamten anstellen kann. Den höchsten Staatskörpern liegt es ob, die Encyklopädieen abzufassen. Jeder Bewerber um irgend ein Amt muß sich vor allem über seine Gelehrsamkeit ausweisen und seine Zeugnisse von den Staatsprüfungen vorlegen. In keinem Reiche der Welt gilt Gelehrsamkeit so viel; freilich chinesische Gelehrsamkeit, ohne Geist und freie Bewegung, aber doch mit sehr vielen Kenntnissen und einer ungeheuren Litteratur. Daher wimmelt es von Gelehrten („Bücherlesern"), mehr oder minder geschickten; denn was man bei uns unter Lesen und Schreiben versteht, das bedarf in der schweren chinesischen Schrift (mit Tusche und Pinsel) und in der besonderen Gelehrten- und Amtssprache ein gewaltiges Studium. Die Chinesen haben nämlich keine Lautschrift, sondern ein scharfsinnig ausgedachtes System von oft willkürlich gewählten Wortzeichen, denen 214 Wurzelzeichen zu Grunde liegen, für jedes Wort ein besonderes Zeichen (Zeichenschrift). Für den gewöhnlichen Bedarf reicht zwar die Kenntnis von 3000 Zeichen aus; aber, um die alten und neuen Bücher lesen zu können, muß man deren 33 000 oder gar 80 000 kennen! Zudem ist die Sprache selbst sehr schwer: sie ist eine einsilbige, uns kindisch lautende, in der die Accente und Töne eine große Rolle spielen, mit vielen Dialekten, besonders im Süden des Jangtse. Neun Stufen, durch Abzeichen kenntlich, steigen bis zur höchsten Würde der Kaiserlichen Akademie empor. Und wiewohl man den Ackerbau ehrt (der Kaiser pflügt ja selbst alljährlich den heil. Acker bei dem großen Tempel des Erfinders des Ackerbaus), so zeichnen sich die Gelehrten doch gern als arbeitslose durch lange Fingernägel aus.

Die Religion, ursprünglich Ahnendienst, ist ein Götzendienst geworden; die meisten beten den Buddha (Fo) an. Man hat Hausaltäre mit Götzenbildern und verbrennt dem Fo oder andern Göttern, besonders aber den Geistern der Ahnen, Streifen von Goldpapier und Weihrauch, opfert auch Früchte, Thee und bei größeren Anlässen Geflügel oder ein Schwein, mit Feuerwerk. Eine Menge Feste giebt es, aber keinen Sonntag und keine Wochen (nur Mondsmonate). Übrigens verrichten der Kaiser und die Staatsbeamten selbst Priesterdienste; dem höchsten Gott darf nur der Kaiser opfern, als Stellvertreter der Gottheit auf Erden.

Und bei Dürre, Pest, Hungersnot, Krieg rc. fleht der Kaiser allein vor dem Volke in Sacktuch den Himmel an. E. Schwarz.

2. Kanton.

1. Beschreibung von Kanton. — 2. Der Theehandel in Kanton.

1.

Es war ein kalter Morgen, als ich am Bord des „Hankow" den Hafen von Hongkong verließ. Langsam schwamm der Dampfer durch das lärmende Morgengetriebe auf dem Wasser der chinesischen Festlandsküste zu. Diese begrenzt eine tief eingeschnittene Meeresbucht, in welcher weiter oben der Sikian-, Perl- oder Kantonfluß einmündet, und hat einen ganz eigenen Reiz. Allerdings ist das Land kahl, höchstens mit wenigen Pinien da und dort bestanden; aber die geschwungenen Berglinien sind von beinahe griechischem Adel, die Farbtöne von fast levantinischer Zartheit, und die abenteuerlichen Formen der Fahrzeuge, Häuschen und Pagoden bringen dem Schauenden doch stets die Wirklichkeit vor Augen, daß er in China ist und nicht in der Bucht von Salamis oder an den Gestaden von Cypern.

Nach einigen Stunden traten die Ufer näher zusammen, das Wasser färbte sich schmutzig gelb, links wurden hinter einem Zaun von Fischreusen finstere Bastionen sichtbar, rechts hob sich hoch auf steiler Felswand ein kanonendräuendes Fort empor, chinesische Wachtposten lungerten um die Wälle; wir traten durch die Bocca Tigris in den Perlfluß ein. Die Schiffe wurden nun zahlreicher. Wir begegneten dem von Kanton kommenden Hongkongsteamer, der neben der englischen auch die große chinesische Drachenflagge aufgezogen hatte, und bekamen kurz danach am linken Stromufer eine große Pagode in Sicht. Der leuchtturmartig aufstrebende Turm war verwittert, Sträucher und Bäume wuchsen aus den Fugen, und viele Jahrhunderte hatten auf ihm ihre Züge eingegraben. Das Land wurde nun sichtlich fruchtbarer, wenigstens in der Ebene grünten Bananen und Obstbäume, meilenlange braune Reisfelder zeugten vom Fleiß der Ackerbau treibenden Bevölkerung. Beim Dorfe Whampoa wurde einen Augenblick gestoppt, um die Post abzuliefern, dann ging es weiter zwischen den ärmlichen Pfahlbauhütten, zwischen den mehr und mehr zunehmenden Schmalböten und hochbeladenen Dschunken, die sich mit ihren wie riesige Fledermausflügel aussehenden Mattensegeln und mit den unheimlichen, großen, gemalten Fischaugen an der Spitze des Schiffs den kürzesten Weg durch das Gewühl suchten.

Das Getümmel und Getöse wurde sinnverwirrend, als wir zwischen zwei auf gefährliche Riffe gesetzte Leuchtbojen mitten in die schwimmende Ostvorstadt von Kanton hineindampften. Obgleich wir schon längst nur mit Halbdampf anfuhren, war es mir doch vollkommen unbegreiflich, daß unser Kiel und die Räder die umherjagenden Böte nicht zu Dutzenden unter sich begruben. Was ist Konstantinopel, was Bombay

und Singapur gegen dieses fieberhafte Getriebe, gegen dieses Auge und Ohr betäubende Gewimmel einer unabsehbaren, endlos lärmenden Boot- und Menschenmenge! Ich wurde davon wie von einem Taumel erfaßt und gewann erst wieder die Herrschaft über mich selbst, als vom Pier aus einige Chinesen auf mich losstürzten und ihre Dienste als Wäscher, als Barbiere, als Bootsleute, als Chairkulis (Sänftenträger) und was weiß ich was alles anboten. Ich erwehrte mich ihrer bis auf zwei Chairkulis, die ich auf Anraten des Kapitäns behufs Beförderung meiner Person und meines Köfferchens nach dem deutschen Konsulat mietete, prüfte nochmals meinen Revolver und stürzte mich Gott befohlen in das Getümmel. Wie ich in den Tragstuhl gekommen und wie ich in diesem in die Wohnung unseres Konsuls gelangt bin, ist mir nicht mehr recht klar. Jedenfalls befand ich mich eine Viertelstunde nach Verlassen des Dampfers in Shamien, dem Europäerviertel, in einem behaglichen kamingeheizten Zimmer und fühlte mich wohler denn seit Monaten.

Auf meinen Wunsch, noch heute einen Einblick in die Stadt der Wunder zu bekommen, waren schnell ein Führer und zwei Tragstühle mit den zugehörigen Kulis zur Hand. Aong, mein Führer, war ein alter Herr mit falschem Zopf und dünnem, lang herabhängendem Schnurrbarte, dem Zeichen seiner Großvaterwürde. Er übernahm die Leitung im ersten Tragstuhl, und ihm folgend verließ ich Shamien, überschritt eine Brücke, deren Eisengitter von einem Wächter geöffnet wurde, und war sofort mitten im Strudel der chinesischen Weltstadt.

Durch die Drachenstraße drangen wir in die Innenstadt vor, es war ein Gäßchen so schmal wie ein Durchschlupf in einer süddeutschen Kleinstadt. Rechts und links reiht sich Laden an Laden oder vielmehr Bude an Bude, weder durch Thür noch Fenster verschlossen; lotrecht vor den Wänden aufgehängte lange Bretter, rot, grün, gelb, schwarz oder weiß lackiert und mit ebenso bunten, kolossalen chinesischen Schriftzeichen bedeckt, bilden Firma- und Reklameschilder; das Innere der Verkaufsstellen, wo der Händler am Rechenbrett hinter seinen Waren sitzt, strotzt von Farbe und Vergoldung, und auf dem Steinplatten- oder Ziegelgrund der Gasse flutet es ab und zu, daß dem Neuling Hören und Sehen vergeht. Kein Fuß breit ohne Mensch. Verkäufer, Ausrufer, Geschäftsleute, Handwerker, Soldaten, Kulis mit Sänften, Bettler, Kinder, Reiter drängen, schieben und stoßen sich im wüsten Durcheinander; das schreit und lacht und heult und plärrt, daß man darüber die tausend anderen Geräusche, das Hämmern der Schmiede, das Schlagen der Gongs, das Klopfen der Fleischer, das Klappern der Verkäufer, das Klingeln der Garköche, und was es sonst alles noch sei, nur in einem dumpfen Brausen hört. Und das ganze wüste Bild ist in ein gedämpftes Halbdunkel gehüllt, da die Enge der Gasse nur wenig Licht eindringen läßt. Alle Altersklassen, alle Berufsstände sind da vertreten, vom eskortierten Mandarin mit der Pfauenfeder an bis herab zum bettelnden Krüppel; nur Frauen bekommt man selten zu Gesicht. Diese gehören dann den niederen Ständen an und haben regelrecht

entwickelte Füße. Sieht man einmal eine Frau, die auf verkrüppelten Klumpfüßchen mit Hilfe eines festen Stockes sich durch das Gedränge arbeitet, so hat man gewiß eine verarmte und herabgekommene Person vor sich, die durch die Not zu Gehen gezwungen ist.

Es war mir schlechterdings unfaßlich, wie unsere Tragstühle, die doch die halbe Breite der Gasse einnahmen, sich den Weg bahnen konnten. Diese Arbeit fiel den Trägern des anführenden Aong zu, die meinigen hatten nichts zu thun, als sich dicht an ihrer Vorgänger Fersen zu halten und sich gegenseitig Warnrufe und Verhaltungsmaßregeln über Weghindernisse, Straßenecken, entgegenkommende Sänften und ähnliches zuzurufen. Und doch ging es im Geschwindschritt vorwärts. Die Menschenflut staute sich einen Augenblick da, wo wir eindrangen, ich mußte spöttisch neugierige Blicke hinnehmen und mir manches höhnische „Fauk-wei" (fremder Teufel) gefallen lassen, dann schloß sich der Strom wieder hinter mir zusammen, um mich einen Schritt weiter demselben Schauspiel preiszugeben. So zogen wir durch die Drachenstraße, die Goldstraße, die Schatzstraße, die Seidengasse, die Apothekergasse, weiter und weiter ging es durch die unglaublichsten Atmosphären hindurch, bis endlich Aong Halt machte. Wir waren an der Blumenpagode. Wir traten ein in den innern Tempelhof, dessen Ruhe wie die des Paradieses auf mich einwirkte, während das höllische Toben der Außenwelt dumpf über die Mauern herüberdrang.

Warum diese Pagode den Namen Blumenpagode trägt, konnte ich nicht ergründen. Sie ist ein achtseitiger schlanker Turm von neun Stockwerken und etwa 170 Fuß Höhe; derselbe ist aber in dreizehn Jahrhunderten seines Bestehens so baufällig geworden, daß niemand der Aufstieg gestattet wird; ich bedauerte das ganz besonders, da ich gern einen Blick aus der Vogelperspektive in das tolle Treiben in den Straßen geworfen hätte. Im übrigen war wenig an dem Bauwerk zu sehen. Der greise Kustos erhielt einige Cashs (bronzene Scheidemünzen), und wieder ging es in der brausenden Volksbrandung fort, näher und näher nach dem Mittelpunkte der Stadt.

Die Menge wurde immer dichter, der Lärm immer wüster, die Chairkulis konnten nur noch langsam vorwärts kommen. Von neuem hielt Aong vor einem Tempel, dem Heiligtum der 500 Geister. Zwei steinerne Ungetüme lagen vor dem überdachten Portal; ein Bonze kam uns entgegen, ein freundliches „Tschin-Tschin" (guten Morgen, guten Tag, gute Nacht, lebewohl ꝛc.) wurde gewechselt, und ich setzte meinen Fuß in das seltsamste „Gotteshaus", das ich je betrat. In einer langen Doppelhalle sitzen ringsum an den Wänden 500 lebensgroße vergoldete Menschenkinder nebeneinander, welche die Schüler Buddhas vorstellen sollen. Anfänglich fühlte ich mich etwas beklommen in dieser großen stummen Gesellschaft; als ich aber bemerkte, daß die meisten äußerst vergnügte Gesichter machten, manche sogar vor Vergnügen ihren dicken Mund und ihre schiefen Augen derart verzerrten, daß man glauben mußte, sie würden im nächsten Augenblick einem Lachkrampf verfallen, da konnte ich micht nicht ernst halten, ich mußte mitlachen

und that es so aus des Herzens Grund, daß auch Aong lachte und der Bonze lachte und alle übrigen Chinesen lachten, die mit mir in den Tempel getreten waren. Eine Figur interessierte mich vorwiegend, und diese lachte nicht. Sie soll der Überschrift nach Marco Polo vorstellen und ist durch verschiedene Trachten vor ihren Genossen ausgezeichnet. Ich that dem Bilde des Kaisers Kieng-Lung, das vor dem Ausgang thront, im stillen Abbitte für die Entweihung der Wohnstätte und ließ mir's gefallen, daß einige Bonzen mich in den weiten Priesterwohnungen herumführten und mich mit Thee und nochmals Thee bewirteten; dann bekamen die Leute ihre wohlverdienten Cashs, ein vielstimmiges Tschin-Tschin wurde laut, und wir waren wieder im Getümmel der Straße.

Abermals arbeiteten wir uns durch das Menschenknäuel. In Europa würde es ein Ding der Unmöglichkeit sein, sich dem Menschenstrom, der sich etwa aus dem Thor eines großen Theaters nach Ende der Vorstellung ergießt, entgegenzudrängen; der Chinese bringt hier ganz Ähnliches unter weit schwierigeren Umständen fertig. Die wandernden Verkäufer tragen ihre Waren auf Bambusstangen, die Arbeiter schleppen Bau- und Handwerksmaterial, die Kulis die Lasten auf Bambusstangen, und doch findet jeder seinen Weg, und nie habe ich gesehen, daß jemand dabei zu Schaden gekommen ist. Rechts und links hatten wir nun die Buden der Schuhmacher, weiterhin die der Stoffhändler, in einer andern Straße die Backwarenläden, dann die der Porzellanhändler, der Gold- und Silberarbeiter, der Barbiere, Geldwechsler und Kuchenbäcker, der Fleischer, Obsthändler, Blechschmiede und Gemüsekrämer; jedes Handwerk hat seinen bestimmten Bezirk und macht in der nächsten Straßenbiegung einem andern Gewerbszweig Platz.

Allmählich schwanden die Buden, die Menge lichtete sich, wir passierten einige Straßen, in denen nur einige krüppelhafte Bettler hockten und Kinder vor den vergitterten Hausthüren spielten, dann hielten wir plötzlich vor einer hohen Quadermauer. Mein Führer schlüpfte vor mir her durch einen stockfinstern Thorbogen, es ging einige tief ausgetretene Stufen hinan, und wir standen auf der riesigen Stadtmauer, die sich um ganz Kanton herumzieht. Nach einem kurzen Marsch auf der 6—8 m dicken, mit Zinnen und plumpen, verrosteten Vorderladerkanonen versehenen Mauer erreichten wir den höchsten Punkt Kantons, die sogenannte Rote Pagode. Sie ist als Pagode ein Riesenbau, um so imposanter, als sie ganz frei über der Stadtmauer steht. Ihre Gestalt nähert sich schon mehr dem Bilde, das wir Nichtchinesen uns gemeinhin von einer Pagode machen. Diese Rote Pagode ist vierseitig, fünfstöckig und hat zwischen den Stockwerken weit vorspringende Simse, die, um das Bild vollständig zu machen, eigentlich noch mit Glocken oder Glöckchen behängt sein sollten. Das sind sie aber nicht, und unsere landläufige Darstellung von einer Pagode ist grundfalsch, denn eine Pagode ist niemals ein Tempel oder gar ein grinsendes Götzenbild, sondern immer nur eine Turm, sei er

nun rund und hoch wie ein Minaret oder kantig und gedrungen wie eben diese Rote Pagode.

Auf Holztreppen kletterten wir zum oberen Stockwerk empor, der Ausblick schien unbegrenzt. Im Süden dehnte sich das gewaltige Häusermeer aus, von dem ein dumpfes Brausen bis hier heraufdrang. Tempeldächer und Pagoden hoben sich da und dort hervor, hohe, luftige Holzgerüste, Warten und Ausluge überragten die mit Wasserkrügen gegen Feuersgefahr bedeckten Ziegeldächer; fern von Shamien leuchteten die weißen Türme der katholischen Kirche herüber, und dahinter schlängelte sich der Perlfluß von Nordwesten nach Südosten, weit im Hinterland von zwei neunstöckigen Pagoden bewacht. Im Osten waren die Umrisse der Weißen-Wolken-Berge sichtbar, und im Südwesten schimmerten die Sai-Chiu-Berge durch den Dunst. Hinter uns im Norden hatten wir die weite, dörferreiche Ebene und dicht vor dem Wall die mit Gräbern übersäeten Sandhügel, die der Stadt schon seit anderthalb Jahrtausenden als Beerdigungsstätte dienen. In die Straßen konnte ich wegen der Enge und Höhe der Mauer nicht hineinblicken, dafür hielt mich aber der Farbenreichtum in Land und Luft schadlos; es war ein reiner, ungetrübter Genuß nach der überanstrengenden Nervenarbeit in der Stadt selbst.

Inzwischen neigte sich die Sonne dem Untergange entgegen und mahnte uns zu eiligem Aufbruch, denn nach Sonnenuntergang werden die Thore der Stadtmauern und der Wälle, welche die alte Stadt von der neuen scheiden, geschlossen, niemand darf mehr passieren. Wir kehrten durch die bereits von Tausenden bunter Laternen magisch beleuchteten Gassen zurück, durchschnitten die Stadt in drei Viertelstunden nach ihrer ganzen Längenausdehnung und langten knapp vor Thorschluß in Shamien an.

2.

Wir versetzen uns mitten in das lebendige Treiben Kantons, der größten Handelsstadt Chinas. Zahlreiche, aneinander gekettete Schiffe bilden eigene Wasservorstädte, in denen zeitweise 70 000 bis 80 000 Menschen wohnen. Das Kaufmannsviertel weiterhin, worin die auswärtigen Handelsleute wohnen, steht in unmittelbarer Verbindung mit jenen schwimmenden Häusern. Große, raschelnde Ballen werden ein- und ausgeladen. Es ist Thee darin, das Getränk von Millionen Menschen, der Rival des Kaffees. Denn wie man in Europa und Westasien sich den Kaffee lobt, dürsten Hunderte von Millionen in China, Tibet, Japan, Siam, Indien, in der Mongolei und Mandschurei nach Thee. Ihnen folgten Rußland, Amerika und England.

Kanton ist der Haupthandelsplatz für Thee. Man rechnet, daß Chinas Theefelder einen Raum von fast anderthalb Millionen Quadratmorgen Landes wegnehmen, und 1500 Millionen Theeblätter, die hier gewonnen werden, sind gewiß keine Kleinigkeit. Gegen 100 Millionen Mark Geldes beträgt der Theeumsatz in und außer Landes allein bei den Chinesen.

Und was sollte die Welt sagen, wenn plötzlich Chinas 100 Millionen Pfund Thee, die es durch Schiffe und Karawanen versendet, dem Auslande vorenthalten blieben? Wie sollte der Schiffer und der Kamelführer, wie sollten die englischen, holländischen und die vielen deutschen Familien, denen der Thee schon Bedürfnis geworden ist, wie sollte endlich Kanton selbst klagen!

Der Theestrauch wächst als 1—2,5 Meter hoher Strauch zwar wild auf Chinas sonnigen Hügeln und Ufergeländen, doch bei seiner Unentbehrlichkeit pflanzt und pflegt man ihn lieber besonders in Plantagen, düngt die Pflanzung mit Ölkuchen, getrockneten Fischen und faulenden Pflanzen. Aus diesem Nutzstrauche mit seinen kurzstieligen, immergrünen, oval zugespitzten Blättern, deren Oberfläche kahl und glänzend und deren Rand ausgesägt ist, hat der Kultur vorzugsweise drei Spielsorten gezogen, von deren Blättern all unser Thee kommt, sie sind der grüne, der braune und der grabästige Theestrauch.

Da steht nun der bezopfte Chinese oder der ernste Japanese und beschneidet, gießt und blättert seine Zöglinge, die er nicht, wie die wilden Theesträucher es thun, 5—6 Meter emporschießen lassen will. Haben schon die Blätter Ähnlichkeit mit Kirschblättern, so haben die schneeweißen, zu zweien aus den Blattachseln hervorguckenden Blüten mit ihren vielen Staubfäden noch mehr Ähnlichkeit mit Kirschblüten. Die Kapselfrucht enthält in einer Lederhülle den Samen, aus welchem man die Pflanze zieht. Zehn bis zwölf Samenkapseln werden stets in je 1 Meter weit voneinander entfernte Gruben gelegt, so daß auch hierin eine Theeplantage, die am besten an Hügelabhängen angelegt wird, Ähnlichkeit mit unsern Weinbergen hat. Die ersten Triebe kneipt man ab, so daß die Pflanze sich mehr bestockt, düngt auf's neue und erntet nun vom zweiten Jahre alljährlich 2—3 mal den Thee; meist thun dies die Frauen. Nach 7 Jahren werden die alten Äste abgehauen, weil nur junge Triebe feine, würzreiche Blätter geben. Im März, im April und im Juni hält man stets — und zwar das ganze Dorf — die Ernten, denn sie müssen schnell geschehen. Witterung, Boden, Pflege und Röstung bedingen gute Theesorten, wie man bei uns von „gut geflegten Weinen", „Champagner und Grüneberger Weinen" und von guten „Weinjahrgängen" redet.

In den 1 Meter hohen Trockenöfen wird auf eisernen Platten die Blättermenge nunmehr geröstet. Damit die Blätter derb schwitzen, wendet man sie häufig um, schüttet sie dann schnell auf die Rolltische, auf welchen man jedes einzelne Blatt mit der Hand rollt. So trocknet und rollt man die Blätter, bis alles Wasser und Öl aus denselben geschwitzt ist, und nun der grüne Thee verpackt werden kann. Schwarz ist aber der Thee, wenn man die Theeblätter über kochendem Wasser in Drahtsieben schwenkt, dann auf heißen Blechen rollt und sortiert.

Es giebt wohl 40 Sorten Thee, z. B. den ausgezeichneten Kaiser- oder Blütenthee (nicht gerollte Blätter der ersten Lese), den Haysan-, Perl-, braunen-, Kiang-, Soulang-, Pekao-,

Karawanen-, Kongothee u. s. w. Der bei niederen Mongolen so beliebte und nahrhafte Ziegelthee ist ein in Täfelchen gepreßtes Gemisch von schlechten Sorten, oder schon einmal gebrauchten Blättern, welche zwischen Backsteinen getrocknet wurden. Den feinen Geruch bekommt der Thee zuweilen auch durch beigefügte Würzkräuterblätter, Kamellienblätter u. s. w. Verfälscht aber wird er von den betrügerischen Chinesen oder auch Europäern durch Kirsch-, Schlehen-, Weißdorn-, Eschenblätter u. s. w.

Wir setzen dem Thee Rum, Milch, Zucker, Arrak, Vanille, Wein u. s. w. zu; der Chinese trinkt ihn unvermischt seit Tausenden von Jahren. Er allein ist der feinste Theeschmecker und verpackt den Thee sorgfältig in möglichst luftdicht verschlossene Kistchen und Büchsen, meist von Thon gebrannt, mit Bleiblättchen, Himmelblatt, Papier u. s. w. ausgelegt. Der Karawanenzug soll den Thee in der Regel würzreicher überliefern, als das Seeschiff; wir loben uns darum meist den russischen Thee.

Hans Meyer und Striehler.

3. Peking.

Peking, mehrere Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung erbaut, wurde im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts zum zweiten Male Hauptstadt des Reiches. Aus dieser Epoche stammen seine Wälle und ältesten Gebäude. Peking ist also eine moderne Stadt. Seine Mauern erinnern an unsere Ritterburgen; nur ist hier alles kolossaler. Pekings Stadtmauern sind zwischen 16 und 20 Meter hoch, 6, 12, 16 Meter breit, und ihr Umfang beträgt mehr als zwanzig englische Meilen. Ungeachtet dieser großen Ausdehnung geben nur sechzehn Thore Einlaß.

Die Hauptstadt des Reiches besteht aus der „Tataren-" und aus der „chinesischen Stadt". Der Grundriß zeigt zwei Parallelogramme, deren eines, die Tatarenstadt, mit der Kurzseite senkrecht auf der Langseite des andern, der chinesischen Stadt, steht. Noch vor nicht sehr langer Zeit entsprach diese Bezeichnung der thatsächlich damals bestehenden Scheidung zwischen Siegern und Besiegten, den Männen aus dem Norden und den Chinesen. Heutzutage haben sich viele der letzteren in der Tatarenstadt niedergelassen, und die Zeit mildert allmählich, ohne ihn gänzlich zu verwischen, den Gegensatz zwischen den beiden Stämmen. Im Mittelpunkte der tatarischen Stadt liegt der Palast des Kaisers, auch die „kaiserliche oder verbotene Stadt" genannt; sie ist von hohen Mauern eingeschlossen und, wie der Name andeutet, gewöhnlichen Sterblichen unzugänglich. Die teils breiten, teils schmalen Gassen kreuzen sich in rechten Winkeln. Hohe, schmucklose Mauern entziehen die Wohnsitze der Reichen den neidischen Blicken der Vorübergehenden. Die Häuser, welche man sieht, sind elende Lehmhütten ohne allen architektonischen Schmuck. In der chinesischen Stadt, wo Industrie und Handel vorzugsweise hausen, giebt es ganze Straßen, welche nur Kaufläden enthalten. Letztere sind reichlich mit den Landeserzeugnissen, sehr

spärlich mit europäischen Artikeln versehen. Apotheken, Thee- und Tabakmagazine glänzen durch die Pracht ihrer vergoldeten oder lackierten Auslagen und der kolossalen Schilder, welche, mit riesigen Inschriften bedeckt, an einer vor der Thür aufgepflanzten Stange senkrecht aufgehängt sind.

Die die Tatarenstadt von Norden nach Süden durchziehenden unabsehbaren Gassen sind hier verödet, dort belebt, laufen bald zwischen elenden Lehmhütten hin, bald zwischen eleganten Kaufläden und nackten Mauern, hinter denen sich Paläste verstecken. Abwechselnd schreitet man immer in gerader Linie, die in Peking vorherrscht, durch die Wohnsitze des Elends und des Überflusses, aber das erstere zeigt, der letztere verbirgt sich. Die großen Straßen, meist breite Dammwege, waren einst mit Marmorblöcken gepflastert ,und Marmorplatten überdeckten die Gossen. Heute ist alles in Verfall geraten. Die Tempel sind schlecht gehalten, und die Amtssitze der Großmandarine unterscheiden sich wenig oder gar nicht von den Amtswohnungen in den Provinzen: ein Palissadenverhau, das große Thor mit einem roh gemalten Drachen geschmückt, daneben eine oder zwei Fahnenstangen, an der Schwelle ein Haufe von Bittstellern, Rechtsuchern u. s. w. Die öffentlichen Gebäude, selbst das Gesamtministerium, das Tsungli-Yamen, glänzen nicht durch Reinlichkeit. Der Staub, dieser böse, zudringliche Gast, ist eingedrungen, hat sie mit seinen schmutzigen Farben übertüncht, mit scheußlichen Gerüchen gesättigt; denn bevor er sich in den hohen Regionen festsetzte, hat er in niedrigen Wohnungen gehaust, in den Gassen gewirbelt, die selbst an vielen Stellen nichts anderes sind als ungeheure Lagerstätten des Unrates.

Ein Spaziergang in Peking gehört nicht zu den bequemen Dingen. Zu Fuß oder zu Pferd, hat man keine Zeit, viel um sich zu sehen; und doch, wenngleich nicht alles schön, so ist doch alles sonderbar, neu und interessant. Aber nicht das Angenehme, sondern das Notwendige nimmt unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Da hat man Löcher zu vermeiden, die der Regen in die Dämme gegraben hat, und die tiefen Radspuren der Karren im lehmigen Boden; man muß auf schmalen, schwankenden Brettern schwarze, übelriechende Bäche überschreiten, vor allem den Kamelen aus dem Wege gehen; diese haben zwei Höcker und die Größe mäßiger Elefanten. In langen Reihen ziehen sie einher; ihre Führer sind Mongolen, stämmige Bursche mit viereckigem Kopf, eingedrückter Nase, einem einfältigen Lächeln auf den wulstigen Lippen, mit einem offenen, ehrlichen Gesicht. Auch die Fiaker bilden ein Hindernis der Bewegung; überall versperren sie den Weg. Es sind ein- oder zweispännige Karren, darüber ein Zelt in Form eines Tonnengewölbes. Ein vorgespanntes Stück Segeltuch schützt den Kutscher und die Pferde. Ihre große Anzahl erklärt sich durch ein Gesetz, welches den Gebrauch der Sänften Standespersonen von gewissem Range vorbehält. Hier kommt eine! Vier Kuli tragen sie; sie laufen im Dublierschritt, hinter ihnen ein Dutzend Livreebediente. Und welche Livree! Fast so schmutzig und abgenutzt wie die Portechaise. Aber der Mandarin,

der sie einnimmt, ist ein schmucker Herr mit glattrasiertem Kinn, wohlgewaschenen Händen, frischer Wäsche und sorgfältiger Toilette. Auf seiner Nase reitet eine kolossale Brille; er selbst scheint in seiner Lektüre versunken. Es ist, wie man mir sagt, ein Staatsrat, der sich in die Sitzung begiebt und seinen Vortrag vorbereitet. Das Gedränge in der Straße hält uns einige Minuten neben seiner Sänfte auf. Er mißt uns mit verächtlichen Blicken und wendet sich dann wieder seinen Akten zu.

Unmöglich, hier vorzudringen! Wir nehmen also den Weg durch jene einsame Gasse, welche längs der Mauern der „verbotenen Stadt" hinläuft. Dort erwarten uns aber neue Schwierigkeiten. Eine Bürgerhochzeit zieht vorüber: die Brautleute voran, hinterher die Familie, die Freunde, die Geladenen, alle in Fiakern.

So irren wir stundenlang umher; aber diese Stunden vergehen wie Minuten. Unsere mongolischen Ponies, einige Anfälle von Ungeduld abgerechnet, benehmen sich vortrefflich. Wir sind längs der verbotenen oder kaiserlichen Stadt hingeritten; sie liegt unbequem genug im Mittelpunkte des Parallelogramms und zwingt daher gewöhnliche Sterbliche, welche sich nach dem nördlichen Teile der Tatarenstadt begeben wollen, zu bedeutenden Umwegen. Wir biegen in eine der großen Queradern ein, und hier wird uns der imposante Anblick eines großen Leichenbegängnisses zuteil. Ich meinte, ein Minister, wenn nicht ein kaiserlicher Prinz werde zu Grabe getragen; aber man berichtigt meinen Irrtum: der zu den Geistern seiner Ahnen Abberufene ist ein niederer Beamter vierter Kategorie. Die Verehrung für Tote und der lebhafte Familiengeist, diese Kardinaltugend des Chinesen, erklären den übertriebenen Aufwand bei Leichenbegängnissen. Viele Familien überschreiten hierbei ihre Kräfte, manche richten sich zu Grunde. Über dem Leichnam trug man einen ungeheuren Baldachin von Scharlachtuch mit barbarischer Goldstickerei überladen. Vor dem Sarge fuhr in einem weißverbrämten, leeren Wagen die Seele des Verstorbenen. Die Familie folgte in Fiakern. Alles trug die Trauer, selbst die Kutscher hatten an ihre Hüte weiße Tuchlappen geheftet. Die Familie und die Freunde sahen ärmlich aus, aber der Tote machte sein Exit als großer Herr. Der Pracht des Sarges entsprachen die Anzahl und die reiche Ausstattung der Fahnen, Sonnenschirme und vergoldeten oder lackierten Lanzen, welche Männer, die parweise zu beiden Seiten einhergingen, dem Leichnam vorantrugen. Die Sonnenschirme, wie ich sie in Ermangelung eines bezeichnenden Wortes nenne, sind eigentlich kurze, an den Stangen herabhängende Schläuche von Seidenstoff, karmesin oder blau, mit goldgestickten Inschriften, phantastischen Ornamenten, Drachen oder sonstigen Ungeheuern. In gemessener Entfernung schritten Bursche einher in dem Anzuge unseres mittelalterlichen Narren: das Wams, die enge anliegenden Hosen und die ganz entschiedene Narrenmütze sind scharlachrot. Sie schlugen auf dem Gong, einem Metallbecken, das einen starken Ton erzeugt, wenn es mit einem Klöppel geschlagen wird, und regelten die Bewegungen des Zuges. Mehrere Musikanten spielten auf, d. h. erfüllten die Luft mit mißtönigem Getöse.

Da hören wir Lärm hinter uns. Ein Volkshaufe hat sich um einen zerlumpten, fast nackten Burschen und um ein Weib versammelt, welches wutschnaubend ihn mit Schimpfworten überhäuft. Der Mann hat sie bestohlen, noch hält er das corpus delicti in der Hand. Eine groteske, scheußliche Szene! Mit einem Male wird es stille. Ein Greis tritt auf; seine Erscheinung ist anmutig und würdevoll, sein Antlitz atmet Sanftmut; mit wohlwollenden Blicken betrachtet er den Angeklagten, richtet einige Fragen an ihn, berührt seine Schulter und entfernt sich. Ehrfurchtsvoll weicht die Menge zurück. Ihm folgt in der Entfernung von etwa zweihundert Schritte der Missethäter mit geneigtem Haupte, mit über die Brust gekreuzten Armen. Der Greis war ein Polizeibeamter; der unglückliche Dieb, dem noch andere Sünden auf dem Gewissen lasten mögen, ist verhaftet; er geht den Weg des Gefängnisses; er weiß, was seiner harrt: das Bambusrohr, die Tortur, Hunger, Krankheit, Tod. —

Wir erreichen nun einen großen, unregelmäßigen Platz; gegenüber liegt der Tien-tan, der Tempel des Himmels, den der Kaiser alljährlich besucht und der die übrige Zeit verlassen und verschlossen ist, verschlossen besonders den Fremden. Nun giebt es aber glücklicherweise Mittel, sich mit dem chinesischen Himmel, besonders mit den Wächtern des Tempels, der seinen Namen trägt, abzufinden. Doch erfordert dies ein Zusammenwirken von List, Gewalt und Geld. Das Thor — ein glücklicher Zufall! — steht offen. Dem Rate eines der Herren, die uns führen, folgeleistend, thun wir so, als wollten wir an dem Tempel vorüberreiten. Unser Freund aber sprengt an die Wächter heran, die ihn unter großem Geschrei aufzuhalten suchen, durchbricht das Häuflein und dringt glücklich in den Vorhof. Wir folgen dem Beispiel mit gleich günstigem Erfolge, gewahren eine andere offenstehende Pforte, geben die Sporen und befinden uns einige Augenblicke später in der zweiten inneren Einfriedigung. Hier umringt uns eine Schar von Knechten, die den Wächterdienst verrichten. Die Kerle sehen nicht sehr reputierlich aus und empfangen uns mit wildem Gejohle. Ihre Livreen sind abgenutzt und lassen auch im Punkte der Reinlichkeit zu wünschen übrig. Nun werden die Verhandlungen eröffnet: eine gute Gelegenheit für die Herren Dolmetscher, ihre Sprachkenntnisse und diplomatische Begabung zu bewähren. Alsbald stimmen die Chinesen den Ton herab. Dann lassen sie, als ein Zeichen des Respekts, ihren Zopf auf die Schulter herabfallen (Leute aus dem Volke tragen ihn während der Arbeit um den Kopf gewickelt). Noch ein kurzer Ideenaustausch, und die zornigen Mienen machen freundlichem Grinsen und Ehrfurchtsbezeigungen Platz, kurz, man versteht sich. Es handelt sich darum, annäherungsweise die Anzahl Bambusstreiche zu berechnen, weil sie „fremde Teufel" zuließen, und hiernach das ihnen zu entrichtende Schmerzensgeld zu bemessen. Nachdem dies zur beiderseitigen Zufriedenheit geschehen, läßt man uns ein. Nur wurden wir gebeten, nichts zu zerstören und fortzutragen, denn sonst gäbe es nicht nur Bambusstreiche, sondern auch abgeschnittene Hälse,

und „Ihr begreift“, sagte man uns mit kläglicher Miene, „das ginge über den Spaß“.

Der Tempel des Himmels mit seinem Park und den von Mauern und Gräben umschlossenen Höfen mißt zwei Meilen im Umfang. Der Hain, ein wirklicher Wald von Cedern und anderem Nadelholz, sieht ganz verwildert aus. Das vorzüglichste der Gebäude ist das Heiligtum des Jahresopfers, erbaut um die Mitte des vorigen Jahrhunderts. Auf einer kreisrunden Terrasse erhebt sich, von drei konzentrischen Marmorgeländern umgeben, der gleichfalls kreisrunde, eigentlich polygone Tempel. Ein phantastisch geschnitztes, mit blauem Glasemail geschmücktes Holzgitter vertritt die Wände. Die drei übereinandergestellten Dächer, in Gestalt ebenso vieler Sonnenschirme, sind mit blauen Ziegeln gedeckt. Ein seltsamer Bau: zugleich elegant und fratzenhaft, künstlich und roh, das Auge verletzend durch die bizarren Kreuzungen der Linien und es wieder beruhigend durch den sanften Einklang der Farben. Wie schön verschmelzen da das Weiß der Marmorbalustraden, das Schwarzbraun der durchbrochenen Holzwände, das Dunkelblau des Glasemails und der Ziegel! Aus einer gewissen Entfernung betrachtet, erzeugen die fliehenden Kurven der Ballustraden in ihrem Zusammenstoße mit den sich ihnen scheinbar nähernden Kurven der drei Sonnenschirme eine eigentümliche, unbeschreibliche Wirkung. Man ist geneigt, die Erfindungsgabe, die Phantasie des Architekten zu bewundern. Aber nicht ihm gebührt das Verdienst dieser seltsamen Effekte. Die großen Dimensionen des Gebäudes und die Gesetze der Optik haben sie hervorgebracht. Die chinesische Einbildungskraft hat nichts dazu gethan.

Das Innere ist den Sterblichen unzugänglich: nur der Kaiser, die Prinzen von Geblüt und sein Gefolge dürfen es betreten. Auch uns halten riesige Schlösser auf der Schwelle des Heiligtums fest. Glücklicherweise haben die Wächter es nicht der Mühe wert gefunden, uns zu begleiten. Sicher der Stockstreiche, die ihrer harren, und sicher auch unserer Taël, von denen sie bereits eine gewisse Anzahl als Darangabe eingesteckt, gestatten sie uns, im Tempel des Himmels nach Belieben zu schalten. Wir untersuchen also die Schlösser, eins hat die Gefälligkeit sich zu öffnen, und wir treten in das Innere. Vier Holzsäulen, mit Schnitzwerk und Malerei reichlich ausgestattet, oben verbunden durch vier ähnlich gearbeitete Querbalken, tragen eine mit Pilastern geschmückte Galerie, auf welcher eine Kuppel ruht. Diese ist, soweit ich bei dem schwachen Lichte beobachten konnte, sehr gedrückt und, wie die Säulen und Pilaster, mit Lack und Schnitzwerk bedeckt. Es ist die einzige Kuppel, die ich in China sah. Erst hier, mit Hilfe des Gegensatzes zwischen dem Dunkel im Innern und der äußeren Tageshelle, vermochten wir die Schönheit und Abwechselung des Gitterwerks zu bewundern, welches, wie oben gesagt, die Mauern des Tempels ersetzt und, von hier gesehen, einem Spinnengewebe gleicht. Kein Götzenbild, nichts, was daran erinnert, daß dieser Ort dem Gebete gewidmet sei.

In geringer Entfernung von dem Tempel erhebt sich der offene

Altar, auf welchem die Jahresopfer dargebracht werden: eine kreisrunde Plattform von weißem Marmor, 10 Meter hoch und aus drei Terrassen zusammengesetzt, welche im Diameter 40, 30 und 20 Meter messen. Hier wie in allen andern Gebäuden dieses Tempels herrscht die Dreizahl. Die Absätze der Treppe bestehen aus drei, neun, zwölf Staffeln, immer ein Ergebnis der Multiplikation mit drei. Ebenso verhält es sich mit allen andern Elementen dieser Gebäude, als da sind die Steinplatten des Pflasters, die Geländer der Galerieen und so fort. Im Tempel der Erde, der außerhalb der nördlichen Stadtmauer liegt, bildet zwei die Grundzahl. Gottesgelehrtheit und Geometrie wirken hier zusammen; aber den mystischen Sinn konnte mir niemand erklären.

In den Küchen sahen wir die großen Kessel, in welchen das Fleisch der Opfertiere gekocht wird. Ein langer, geräumiger Korridor verbindet sie mit der Tempelhalle. An einer andern Stelle des Haines befinden sich die Gebäude, in welchen der Kaiser, die Prinzen von Geblüt und die Hofwürdenträger absteigen. Hübner.

4. Shanghai.

Shanghai! Dem Kaufmann ist dieses Wort gleichbedeutend mit Seide und Thee. Was von diesen Artikeln aus China nach Europa geht, wird gegenwärtig fast ausschließlich in Shanghai verschickt.

Shanghai zerfällt in einen europäischen und einen chinesischen Teil. Das europäische Shanghai liegt nördlich von der, wie alle chinesischen Städte mit einer Zinnenmauer rings umschlossenen Chinesenstadt am Shanghai-Fluß auf den Gründen, welche einzelnen hier vertretenen Staaten überlassen sind. Kanäle oder Flußarme trennen hier wieder das Gebiet der französischen, der englischen und der nordamerikanischen Niederlassungen. Die Niederlassungen der übrigen europäischen Mächte liegen zwischen diesen zerstreut. Stattliche palastähnliche Gebäude, mit Gärten und Mauern umgeben, erinnerten mich sehr an Madras. Wie ein chinesisches Siegel aber, der Europäerstadt aufgedrückt, liegt zwischen diesen Gebäuden am Strand das chinesische Customhaus (Zollhaus), ein Bau im bizarrsten Mandarinenstil. Das Flußufer ist den Tag über der Tummelplatz von Tausenden geschäftiger chinesischer Kulis, sonnenverbrannter, kräftiger Gestalten, welche die schwersten Lasten in schnellem Laufe hin und herschleppen, dazu taktmäßig höchst unangenehme, fast stöhnende oder ächzende Laute ausstoßen. Abends ist das Flußufer der beliebteste Spazierweg der europäischen Gesellschaft.

Den vollsten Gegensatz zu den luftigen, prächtigen Quartieren der Europäer, zu den breiten, reinlich gehaltenen Straßen, die rechtwinklig die Niederlassungen durchschneiden, bildet die Chinesenstadt. Schon vor den Thoren beginnen die schmutzigen, niederen Buden, so eng aufeinander gebaut, daß man in den schmalen Gäßchen durch die Volksmenge, die hier fortwährend unterwegs ist, sich förmlich hindurchwinden muß.

Vor dem Thore, vor der Stadtmauer angelangt, wird man von dem Chinesen, den man sich als Wegweiser und Cicerone mitgenommen hat, auf kleine geflochtene Körbe aufmerksam gemacht, welche oben an den Zinnen der Mauern in langer Reihe aufgehängt sind; sie enthalten zum warnenden Exempel für das Volk die abgeschlagenen Köpfe — von Rebellen! In dem Thorturm liegt ein kleines Wachthaus mit einem wenig militärisch aussehenden Wachtposten. Wie Ameisen aus ihrem Bau in langen Zügen dicht gedrängt aus- und einwandern, emsig und geschäftig, so strömen hier durch die engen Thore die Menschen aus und ein. — Endlich, von dem einwärts ziehenden Strome mitgerissen, befindet man sich in der Stadt. Aus einer engen Straße, kaum breit genug, daß zwei Palankine sich ausweichen können, duften alle denkbaren Gerüche, die nur die Luft verpesten können, dem Eintretenden entgegen; starren querüber und lang herabhängend hunderte bunter Tafeln mit großen chinesischen Schriftzeichen in Gold, Schwarz, Blau und Rot. Es sieht aus wie auf einem Jahrmarkt, wenn man sich durch die engen Gänge der Verkaufsbuden drängt.

Die ganze Stadt Shanghai ist nichts anderes als eine Budenstadt, *ein großer Jahrmarkt*. Und wie bei einem Jahrmarkt neben den Verkaufsbuden auf freieren, geräumigeren Plätzen die umfangreicheren Buden von Seiltänzern, Kunstreitern, Menagerien und Panoramen aufgeschlagen sind, so bekommt man auch hier, wenn man sich weiter durchdrängt, als besondere Merkwürdigkeiten die Mandarinengebäude, den Tsching-hwang-meau-Tempel, das Bankgebäude, ein öffentliches Versatzamt, ein Findelhaus, den Theegarten, und in Shanghai mitten in der Chinesenstadt auch eine christliche Missionskirche zu sehen. Der Fremde eilt wohl zuerst nach dem Theegarten, um seine Neugierde zu befriedigen; denn hier kann man mit einem Male ein Bild von chinesischem Geschmack in Anlagen und Bauten und zugleich von chinesischem Volksleben sehen. Ein solcher Theegarten, den jede chinesische Stadt ohne Ausnahme besitzt, ist nichts anderes, als der Wiener Wurstelprater ins Chinesische übersetzt, ein öffentlicher Belustigungsort für die niederen Volksklassen. Eine besondere, abgesperrte Abteilung des Theegartens ist ausschließlich den Vornehmen und Reichen zugänglich. Die Anlage zeigt die ganze Bizarrerie und Barockheit des Chinesentums. Kanäle und Teiche mit stinkendem, grün überzogenem Wasser, in dem aber üppig die Lotosblume ihre weißen Blüten öffnet; Zickzackbrücken mit geschnitztem Geländer, Inseln mit künstlich aufgemauerten Felsen, Felsgrotten, unterirdische Gänge, Pavillons von allen Größen und Formen, langhaarige weiße Ziegenböcke als Staffage in den künstlichen Kalkgebirgen, Verkaufsbuden aller Art, Theehäuser an allen Ecken und Enden, Wahrsager, Sänger, Musikanten, Gaukler, Komödianten aller Art, Possenreißer, Marktschreier, Seltenheitskrämer, eine unaufhörliche Ebbe und Flut von Menschen, die Belustigung suchen, von Bummlern und Spitzbuben, die Gewinn suchen, das sind die Elemente des *chinesischen* Wurstelpraters. Wenn man sieht, wie voll es hier den ganzen Tag ist, so sollte man glauben, die Chinesen seien ein Volk, das den ganzen

Tag nur dem Vergnügen nachläuft, aber wenn man durch die Stadt geht, so sieht man vom frühen Morgen bis zum späten Abend ebenso auch alle Werkstätten voll und alles fleißig an der Arbeit. Man begreift nicht, wo alle diese Menschen wohnen, wo sie herkommen und wo sie hingehen. Shanghai soll 300 000 Einwohner haben, und doch halte ich die Stadt für kaum so groß im Umfang als das innere Wien, und alle Häuser sind nur niedere Baracken. Dicht neben dem Theegarten liegt der oben erwähnte Haupttempel von Shanghai, ein Buddha-Tempel. An manchen Tagen steht der ganze Tempelhof dicht gedrängt voll Kopf an Kopf, dann wird Gottesdienst oder Götzendienst gehalten, sollte man glauben, nein — es wird Theater gespielt. Auf einer im Verhältnis zum Parterre der Zuschauer unverhältnismäßig hohen Plattform schreiten die bunt aufgeputzten Helden und Heldinnen des Stücks gravitätisch einher und rezitieren mit sonderbar singender Betonung ihre Monologe. Und das Volk steht der glühenden Sonnenhitze preisgegeben, lautlos gaffend vom Morgen bis zum Abend. An anderen Tagen sieht man die Priester mit ihrem Wahrsagehandwerk beschäftigt. Das Geschäft geht gut, der Gott wird mit ganzen Ballen von papierener Münze — glänzendes Silber- und Goldpapier in der Form chinesischer Silberbarren — bezahlt, hell lodert die Flamme davon auf im Opferofen, aber der Priester läßt sich klingende Münze vorrechnen, dafür, daß er den geheimnisvollen Spruch deutet, der auf einem Bambusstäbchen geschrieben steht, welches die ihren Götzendienst verrichtende Chinesin aus einem ganzen Köcher voll ähnlicher Bambusstäbchen unter vielen Zeremonien herausgeschüttelt hat. Was all die vielen dickbauchigen, bald freundlich schmunzelnden, bald furchtbar drohenden, in luxuriösestem Goldüberzug prangenden Göttergestalten, die im Hintergrund des Tempels stehen, bedeuten, weiß ich nicht. Der Tempel des Confucius steht einsam und verlassen, von niemandem besucht, wenn nicht gerade die Staatsbeamten die offiziellen Zeremonien der Staatsreligion ausüben, in einem entlegenen Winkel an der Stadtmauer, und bei der christlichen Kirche sieht man manchen Chinesen, wenn er vorbeigeht, sich ehrfurchtsvoll verneigen.*) Bei all den vielen Gegensätzen zu europäischer Sitte, europäischem Geschmack, denen man begegnet, ist man aufs höchste überrascht, auf der anderen Seite wieder vieles so vollkommen übereinstimmend zu finden, daß man glauben sollte, wir hätten's den Chinesen nachgemacht oder die Chinesen uns. Versatzamt, Findelhaus, Bank, Gelehrten-Verein, Wohlthätigkeits-Gesellschaft, alles das findet sich in Shanghai ganz wie bei uns, eine chinesische Apotheke ist mit ihrem Kräuter- und Pillengeruch, mit der minutiösen Ordnung, die in all den in Reih und Glied aufgestellten Büchsen und Schachteln, in den sorgfältig ettiketierten Schubladenreihen herrscht, mit Gewichten und Wagen, mit den Prozenten, welche der Apotheker nimmt, auf und nieder das Ebenbild unserer Apotheken. Nur werden hier

*) Shanghai hat eine katholische Kirche und eine ganze Reihe evangelischer Kirchen- und Missionsgebäude von englischen und nordamerikanischen Missionsgesellschaften.

neben Kräutern und Käfern auch Steine, Tigerknochen und Petrefakten um schweres Geld auf der Wage als Medizin vorgewogen. Ein chinesischer Bücherladen ist wie eine europäische Buchhandlung, wenn auch die chinesischen Bücher hinten anfangen und die Anmerkungen darin oben an die Seite gedruckt sind, nicht unten. Es ist leicht begreiflich, daß diese Gegensätze und wieder die Übereinstimmung, die wir finden, der Hauptgrund sind, warum die Chinesen uns und wir den Chinesen so sonderbar erscheinen, daß sich beide gegenseitig als die größten Kuriositäten anstaunen und übereinander lachen müssen. Der Chinese zieht, wenn er sich kalt fühlt, immer kleinere Röcke über die größeren an, und das letzte ist eine reichgestickte Weste, wir umgekehrt; sein Trauerkleid ist weiß, unseres schwarz; er setzt beim Gruß den Hut auf, weist den Ehrenplatz zur Linken an, schreibt von rechts nach links, wir machen es umgekehrt. Erwirbt er sich durch besondere Verdienste den Adelsstand, so gilt das Adelsdiplom für seine Vorfahren, aber nicht für seine Nachkommen. Der chinesische Stutzer sucht so sorgfältig wie möglich jede Spur von Bart zu vertilgen; nur der Großvater läßt die Stoppeln wachsen; unsere Stutzer können kaum erwarten, bis ihnen die ersten Haare auf den Lippen sprossen. Die chinesische Dame schnürt bloß ihre Füße ein, unsere Damen umpanzern sich ganz. Und wieder, welche merkwürdige Übereinstimmung, der Zopf! Fast zu derselben Zeit, als der Haarbeutel in Europa im Flor war, ist er auch in China Mode geworden. Unsere Zopfzeit ist vorüber, und wir nennen die Chinesen „Rokoko der Menschheit". Auf jene Gegensätze ist schon so oft aufmerksam gemacht worden, daß es fast unnötig war, sie von neuem anzuführen, aber nirgends finde ich eine Eigentümlichkeit des chinesischen Geschmackes erwähnt, die mir außerordentlich charakteristisch erscheint, nämlich die Vorliebe des Chinesen, alles übers Eck zu stellen oder zu legen, wo wir möglichst parallele Linien und Lagen herzustellen suchen. Z. B. wenn ein chinesischer Kaufmann etwas einpackt, so nimmt er das Packpapier nicht der Länge nach, sondern faltet außerordentlich geschickt und nett über die Ecken ein. Bei einem chinesischen Mahle, zu welchem wir von einem sehr reichen Chinesen geladen wurden, waren die kleinen Tischchen, an welchen die Gesellschaft Platz nahm, in Bezug auf die Salonwände alle über die Ecken gestellt Noch in hundert andern Zügen läßt sich diese Eigentümlichkeit nachweisen, in der Schrift, im Architekturstil (ich erinnere nur an die bekannten chinesischen Stockwerkspagoden mit ihren Eckdächern, an den Porzellanturm von Nanking), bei Gartenanlagen, bei Verzierungen, im Schnitt der Kleider, in der Kopfbedeckung. Das Übers-Eck-Prinzip, dem der chinesische Geschmack huldigt, ist dem Chinesen von der Natur auf die Stirne geschrieben. Es ist seine Rassen-Eigentümlichkeit. Die Augen des Chinesen stehen schief gegen die Längenachse des Körpers, übers Eck mit der Querachse, und je schiefer das Eck, desto vollendeter das Ideal ihrer Schönheit!

Klugheit, berechnender Verstand, in anderer Form Schlauheit und Pfiffigkeit sind vor allen anderen hervortretende Eigenschaften des

Chinesen; da dazu noch Zähigkeit, Fleiß und Ausdauer kommt, so ist der Chinese im allgemeinen ein tüchtiger Mensch, der zumal unter Fremden es leicht zu etwas bringt. Wenn ein Schriftsteller sagt, ganz China sei nur ein ungeheuer großer Jahrmarkt, so muß man auch sagen, alle Chinesen sind geborene Krämer, und die Chinesen sind das größte Krämervolk der Welt, um nicht zu sagen das größte Handelsvolk. Diese Eigenschaften erinnern an den jüdischen Nationalcharakter. Aber im religiösen Glauben sind Chinesen und Israeliten Gegensätze. Denn von dem persönlichen Gott wollen jene nichts wissen, und Glaubenssätze, die sich auf Übersinnliches beziehen, werden von ihnen belächelt. Ihre Staatsreligion besteht darin, daß das Gesetz der kindlichen Liebe, des Gehorsams gegen Eltern, Obere, gegen den Kaiser nicht verletzt wird. Dieses Prinzip hält China und in ihm 380 Millionen Menschen in geordneter Gesellschaft beisammen. Höhere Grundsätze scheinen den Chinesen fast gänzlich zu fehlen. Die Lehre des Confucius anerkennt keinen persönlichen Gott außer der Natur, diese allein oder die Urkraft des Himmels und der Erde ist ihm Gott; in stolzer Selbstzufriedenheit ist der Mensch befriedigt mit dem, was er ist und hat, ohne ein höheres, über ihm liegendes Ziel. Ich glaube, wer auch ganz China durchreist, wird — Naturszenen ausgenommen — nichts finden, was begeisternd, innerlich befriedigend, erhebend wirkt, er wird ungerührt, kalt das Land und seine Bewohner wieder verlassen, wie der, welcher nur acht Tage an Chinas Küste verlebt hat. Und doch kann man dem Chinesen, nicht dem Pöbel, aber dem Gebildeten eine gewisse Liebenswürdigkeit, Anmut und Feinheit im Umgange nicht absprechen, ebensowenig als den Töchtern des himmlischen Reiches, besonders in den höheren Klassen, Schönheit und gute Erziehung. Die Litteratur Chinas ist eine ungeheure, vergeblich wird man aber Werke von tieferem wissenschaftlichen Werte suchen oder Dichter, wie die Dichter Indiens, wohl aber kann man eine Statistik von 20 000 Bänden finden, Roman- und Komödienschreiber, so viel man will. Die Chinesen haben riesige und luxuriöse Bauwerke aufgeführt, aber keines von allen wird einen Eindruck auf uns machen, wie ihn der Anblick einer ägyptischen Pyramide oder eines Hindu-Tempels hinterläßt. Alles ist trockener Verstand; Phantasie, Gemüt, Ideen fehlen, und wo im Menschenleben uns nicht ein frischer Hauch der Begeisterung anweht, da gehen wir vorüber wie vor einer öden Heide, und wo die Gestaltung des Lebens nach den ewigen Ideen der Tugend, des Rechts, der Kunst und der Wissenschaft fehlt, da erscheint der Mensch nur als die „Spottgeburt aus Dreck und Feuer."

Doch kehren wir wieder zurück zu den Shanghai-Chinesen. Die Shanghai-Chinesen sind jedenfalls viel liebenswürdigere Leute, als die Canton-Chinesen, wiewohl sich diese ihren Stammgenossen im Norden weit überlegen dünken. Der Europäer ist hier im Norden derzeit wenigstens vollkommen sicher und lebt im besten Einvernehmen mit dem Chinesen. Der Chinese kommt dem Europäer freundlich und gefällig entgegen. Während man in Hongkong und Macao, sobald

man die Thore der Stadt verläßt, nicht bloß Beleidigungen, sondern räuberischen und mörderischen Angriffen sich aussetzt, ist man hier nur von der Neugierde der Leute geplagt. Schon in den nächsten Dörfern bei Shanghai scheint ein europäisches Gesicht etwas Seltenes zu sein, noch mehr aber jedenfalls in der vierzig Seemeilen entfernten Stadt Tsingpu, nach welcher wir in Gesellschaft mehrerer Herren von Shanghai in Booten auf dem Kanale einen Ausflug machten. Da hatten wir, kaum aus den Booten gestiegen, bald die ganze Stadtbevölkerung hinter uns. Gaffend mit aufgesperrtem Munde standen die Chinesen und starrten die seltsamen Barbaren des Westens an. Gewiß könnte das Beispiel der chinesischen Familie, welche Europa durchreiste und sich für Geld sehen ließ, ohne weiteres auch in China von einer europäischen Abenteurer-Familie nachgeahmt werden, und es ist begreiflich, warum die Missionäre des Jesuiten-Kollegiums von Sikkawei bei Shanghai alle mit halbgeschorenem Kopfe, langen chinesischen Zöpfen und in chinesischer Kleidung gehen, wenn man sieht, welches Aufsehen europäische Kleidung und Tracht erregen. — Das berühmte Canton-Englisch, der wunderlich klingende Mischmasch aus englisch, portugiesisch und chinesisch, ist auch in Shanghai schon ganz eingebürgert. In diesem seltsamen Dialekt, der einem englischen Humoristen reichen Stoff bieten würde, haben sich Worte gebildet, die der Chinese für englisch und der Engländer für chinesisch hält, wie „Tschin", ein allgemein dankender Gruß; „Tschau-Tschau," Essen, Eßwaren; „Sing-Song," Theater, musikalische Unterhaltung. Besonders komisch aber klingt das „ü" und „lü," das die Chinesen an viele englische Worte anhängen, und ihre Unfähigkeit, „r" auszusprechen. Die „Compradors" sind die vollendetsten Sprachmeister in diesem Jargon.

Ich habe früher die Liebenswürdigkeit gebildeter Chinesen im Umgang erwähnt und will davon ein Beispiel geben. Der höchst gestellte Beamte in Shanghai ist der „Tantai" (Excellenz), ein Mandarin mit rotem Knopfe. Dieser war aber nach Sut-schen-fu abgereist, um Vorbereitungen zu veranstalten zum festlichen Empfang der kaiserlichen Kommissäre, welche nach dem Süden reisten. Sein Stellvertreter, der nächste im Rang, war ein Mandarin mit blauem Knopfe, Namens Li-hoi-wan. Da den Mandarin zu sehen ein Gegenstand unserer Neugierde war, so beschloß ich mit meinem Freunde eines schönen Morgens, ohne weiteres ihm einen Besuch zu machen. Wir nahmen einen chinesischen Dolmetsch mit, ließen uns in Palankins nach seiner Wohnung tragen, und nachdem wir die verschiedenen Vorhöfe passiert und endlich an einen von Polizeisoldaten bewachten Eingang gelangt waren, anmelden und zwar als fremde Gelehrte und Freunde eines englischen Arztes in Shanghai, welchen wir kennen gelernt hatten, und der, wie wir wußten, in großer Gunst bei dem Mandarin stand. Wir wurden alsbald von einem Diener eingeladen einzutreten und nach einer Art Empfangszimmer geführt, in welchem zu beiden Seiten abwechselnd kleine Tischchen und Stühle standen und im Hintergrund erhöhte Polstersitze. Li-hoi-wan erschien, ein großer starker Mann, den Man-

darinenhut auf dem Kopfe, in langem, bis auf die Erde reichendem graublauem Rock, uns freundlich mit vor die Brust gehaltenen Fäusten begrüßend. Wir mußten auf den Polstersitzen Platz nehmen, Cigarren und Thee wurden aufgetragen. Dann erst konnte die Unterhaltung beginnen. Li-hoi-wan hörte aufmerksam unseren Erzählungen von unserer großen Reise, von dem Schiffe, dem wir angehörten, und unseren Zwecken auf dieser Reise zu. Als er hörte, daß mein Freund Maler sei, da wurde der Wunsch in ihm wach, sich gemalt zu sehen. Mein Freund war so freundlich, ihm die Erfüllung dieses Wunsches zuzusagen, und führte auch den anderen Tag zu großer Befriedigung unseres neugewonnenen Freundes das Bild aus. Unterdessen hatten die Diener Süßigkeiten aller Art, Zuckerbackwerk und Früchte aufgetragen, wir mußten Tschau-Tschau nehmen; die chinesischen Weine, eine weiße und eine rote Sorte, die dabei kredenzt wurden, schienen uns nach Geschmack und Geruch eher aus einem Parfümerieladen zu stammen, als aus einem Weinkeller. Aber Li-hoi-wan erhob immer wieder, sich feierlichst verneigend, sein Glas, und wir mußten nachtrinken. Diese Sitte ist echt chinesisch, keineswegs eine Nachahmung britischer Tischsitte. Nachdem wir uns noch die ausgesuchtesten gegenseitigen Komplimente gesagt, empfahlen wir uns. Zwei Tage darauf ließ uns der Mandarin seinen Gegenbesuch ankündigen. Genau zur festgesetzten Stunde erklangen vor der Wohnung unseres edlen Gastfreundes, bei welchem wir wohnten, drei weithin schallende Gong-Gong-Schläge, ein Polizeisoldat brachte eine brennendrote Visitenkarte mit dem Schriftzeichen Li-hoi-wan, und wir eilten, den Mandarin nach chinesischem Gebrauch unter der Thüre des Hauses zu empfangen. Er erschien in schwerseidener Kleidung, den Fächer in reichgestickter Scheide zur Seite und eine goldene Cylinderuhr im Gürtel. Er war bester Laune. Die schöne Einrichtung der reich ausgestatteten Zimmer schien ihm außerordentlich zu gefallen, wir mußten ihn Stiegen auf und ab durch das ganze Haus führen. Unser Gastfreund hatte, da dies bei keinem chinesischen Besuch fehlen darf, ein glänzendes „Tschau-Tschau" bereitet, bei welchem aber diesmal mit Champagner zugetrunken wurde. Der Mandarin wollte durchaus haben, wir sollten ihn noch einmal besuchen, und lud uns aufs dringendste zu sich zum Mahle ein. Wir mußten uns aber mit unserer baldigen Abreise entschuldigen und nahmen daher aufs verbindlichste, wie wir glaubten, für immer Abschied. Jedoch nach wenigen Tagen am frühen Morgen erklangen abermals die Gong-Gong-Schläge, und der Mandarin mit großem Gefolge im prächtigen, von vier Trägern getragenen Palankin, stand abermals vor dem Thore. Da mein Freund schon an Bord war und die Zeit eine etwas ungelegene, so ließ ich sagen der Mandarin möchte an Bord der Fregatte gehen. Der Zug setzte sich wieder in Bewegung. Voraus einer, der von Zeit zu Zeit auf das Gong-Gong schlug und dann mit Stentorstimme durch die Straße rief, damit das Volk mit Achtung beiseite trete. Hinten nach aber Polizeimänner, Häscher und Henker, die große Bambusstangen mit sich schleppten, wie man mir sagte, den Galgen. Der Mandarin kam wirklich an

Bord, und da klärte es sich auf, warum er so frühe erschienen war. Er hatte gehört, daß die Fregatte bald absegle, und da wollte er uns noch einiges zum Andenken an ihn bringen, damit wir uns an ihn erinnerten, „wie an einen Bruder," das waren seine eigenen Worte. Meinem Freunde hatte er ein paar hübsche chinesische Sprüche auf lange Rollen geschrieben und einen schönen Seidenstoff geschenkt, — für mich hatte er Nüsse, Thee und getrocknete Früchte verschiedener Art mitgebracht.

F. v. Hochstetter.

IV. Der ostindische Archipel.

1. Die ostindischen Inseln.

1. Die Natur der Inseln. — 2. Der Theegarten auf Java.

1.

Die auf der asiatischen Seite des großen Weltmeeres gelegenen Inselgruppen prangen mit allem, was die bildenden Kräfte Schönes, Prächtiges, in die Sinne Fallendes haben, in einer großen Mannigfaltigkeit, und man möchte sagen, hier sei das Auserlesenste der toten und belebten Schöpfung in einer mehr als königlichen Schatzkammer zusammengeflossen. Das Edelgestein und das Gold, das in den Gebirgen von Luzon und Borneo häufig angetroffen wird, verliert seinen Wert gegen den noch köstlicheren Ambra, den das Meer den Küsten von Sumatra zuführt. Hier bereitet die Sonne die feinsten und geistigsten Mischungen der Pflanzensäfte; statt gemeinen Gummi und Harzes fließt Kampfer, fließt Benzoe aus den Wunden der Bäume, oder flüchtige, wohlriechende Öle durchdringen die Rinden, füllen Blüten und Früchte und bilden jene vortrefflichen Gewürze, um deren Besitz die Völker Europas blutige Kriege geführt haben, und deren Alleinhandel ehedem die Niederlande bereicherte. Hier übertrifft der Mango und die Mangostange die wohlschmeckendsten Früchte eines jeden andern Weltteils, und dem verwöhntesten Gaumen, der im unaufhörlich abwechselnden Kitzel Befriedigung sucht, können mehr als fünzig andere edle Fruchtarten ein völliges Genüge leisten. Diese Gegend ist auch das Vaterland unzähliger schöner Blumen, die mehr als einen Sinn zugleich ergötzen. Hölzer von innerem Bau und Dauer ohnegleichen streben hier in den Wäldern empor, und das erhabene Geschlecht der Palmen ist hier mit allen seinen Gattungen einheimisch. Herrlich strecken diese Fürsten des Pflanzenreiches den schlanken Stamm über alle andern Bäume hinan, breiten die gefiederten Wipfel von immerwährendem Grün über sich aus und stehen da als unnachahmliche Ideale in majestätischer Einfalt. Und welch ein Glanz umstrahlt nicht die lebendigen Bewohner dieses Weltteils! Ihre entseelten Überbleibsel sogar, die Conchylien, schmückt ein wunderbarer Reichtum der Zeichnung und des Kolorits. Das Feuer, die Größe und die vollkommene Runde der Perlen von Soolo sind in dem ganzen Orient durchgängig berühmt.

Die Fische im dortigen Meere, die Schmetterlinge und andere Insekten wetteifern miteinander um den Preis der Seltenheit, es sei an Gestalt oder Farbe. Ebenso reich ist das Kleid unzähliger Gattungen des Geflügels. Doch schimmern vor allen die Paradiesvögel, mit vielfarbigem Gold übergossen und in den Purpur der Morgenröte getaucht. Endlich treten auch die größeren Tiere in mannigfaltiger Bildung einher, mit einem Geschöpf an ihrer Spitze (den Orang-Utang), in dessen menschenähnlicher Gestalt die Natur vielleicht hat zeigen wollen, wie genau sie das Meisterstück der Schöpfung, wenigstens im äußerlichen, mit ihren Formen nachbilden könne.

Nach welchen Gesetzen diese göttliche Bildnerin bei der Austeilung ihrer Güter verfährt, und inwiefern das Klima eines jeden Ortes zum Dasein bestimmter organischer Körper mit ihren eigentümlichen Gestalten und Eigenschaften als hervorbringende Ursache mitwirken kann, dies gehört noch beides in die Reihe außer unserm Gesichtskreise liegender Dinge. Einst werden auch diese dem weiterschauenden Weltweisen offenbar, wenn er mit den Materialien, die wir sammeln, das große, kaum noch gegründete Lehrgebäude der Physik vollendet haben wird. Ein Zaubernetz von unzähligen Fäden und durcheinander geschürzten Knoten, wo eins mit allen und alles mit einem zusammenhängt, ein System voll himmlischer Übereinstimmung wird er einst in der Mannigfaltigkeit der Schöpfung finden, wo unser begrenzter Blick jetzt nur das Gaukeln einer unerschöpflichen Phantasie wahrzunehmen glaubt, die ihr Füllhorn aufs Geratewohl ausgeschüttet hat. Wie frohen Mutes können wir da nicht künftigen Zeitaltern vorarbeiten und auf die Früchte unserer Bemühungen Verzicht thun, indem wir bereits so glücklich im Genuß der reichen Ernte sind, die ebenso durch unserer Vorgänger Aussaat uns bereitet ward! Wohlan, laßt uns willig die voreiligen Entstehungs-Hypothesen in das enge Zimmer zurückbannen; laßt uns die Natur in ihren entferntesten und verborgensten Werkstätten, wie in den nahen und zugänglichen belauschen, nur Thatsachen aufzeichnen und dann behutsame Folgerungen ziehen.

Merkwürdig erscheint es mir immer, daß ein milder Himmel und gesunde Luft fast in jedem Erdstrich die besten Naturgüter begleiten und den Menschen vielleicht anlocken sollten, sich damit so vorzüglich gesegnete Wohnsitze zu wählen. Jene blumigen Gefilde, wo Proserpina mit ihren Gespielinnen Kränze wand, jene Rebengebirge des Tagus, die dem hektischen Briten neue Lebenskraft schenken, sind glänzende Beispiele von einer anscheinenden Parteilichkeit der Natur. Aber dort, wo sie ihren ganzen Reichtum zur Schau trägt, ist ein schönes Klima schon allein um dieser Vorzüge willen eine Krone, deren Glanz alles verdunkelt und alles vollendet.

Zwischen den Wendekreisen liegt ein ansehnlicher Strich, den man verhältnismäßig gegen das Übrige des heißen Erdgürtels gemäßigt nennen könnte. Er begreift in sich das große Stille Weltmeer von den westlichen amerikanischen Gestaden an bis hinüber an die Ostküste von Asien und ist gleichsam ein weit ausgebreiteter Archipel von zahl-

reichen Gruppen von Inseln. Es liegen in diesem Bezirk die flachen Koralleneilande, die Marquisen-, die Societäts- und Freundschaftsinseln, die Neuen Hebriden, Neu-Caledonien, Neu-Irland, Neu-Britannien, Neu-Guinea, die Palaos, die Carolinen, die Sandwich-Inseln, die Marianen, die Philippinen, die Molukken und die Sunda-Inseln. Bei weitem den beträchtlichsten Teil dieses Striches, der im ganzen leicht anderthalbtausend geographische Quadratmeilen enthalten kann, bedeckt das Weltmeer, in dessen ungemessener Weise die Inseln als Pünktchen erscheinen. Nur indem man sich der asiatischen Seite nähert, drängen sie sich häufiger zusammen und bilden dort Massen von beträchtlichem Umfange. Borneo, Celebes, Sumatra und Java sind in der That die größten Inseln unseres Planeten, die sich aber auch wegen eben dieser auszeichnenden Größe, wegen ihrer aneinander gedrängten Lage und der Nähe des festen Landes von den übrigen durch einen etwas stärkeren Grad der Hitze unterscheiden. Der Luftzug, welcher mit beinahe ungestörter Einförmigkeit zwischen den Wendekreisen von Morgen gegen Abend streicht, wird auch hier nicht eher wesentlich unterbrochen, als bis er zwischen die großen, gebirgigen Inseln auf der asiatischen Seite gerät. Hier stellen ihm die Philippinen und Borneo eine so hohe und so lange Gebirgsmauer entgegen, daß er längs den Küsten bald nordwärts, bald südwärts hinziehen muß. Dieser beständige Strom von kühler reiner Luft erquickt die ganze tierische Ökonomie und verbreitet Gesundheit und Leben Kanäle, deren stockendes Wasser Verwesung duftete, machten zwar früher den Mittelpunkt des holländischen Handels in Indien, das üppige Batavia, zu einem höchst ungesunden Aufenthalt; jedoch diese den Europäern so furchtbar gewordene Eigenschaft der dortigen Atmosphäre war so ganz die Folge der Unbesonnenheit, womit man die Bauart des kalten, umnebelten Niederlands unter scheitelrechter Sonne nachzuahmen und eine große Hauptstadt mitten in sumpfigen Reisäckern anzulegen wagte, war so wenig in der natürlichen Beschaffenheit des Klimas selbst gegründet, daß sogar der Sieche, der bereits des Grabes Beute werden sollte, schnelle Genesung erlangte, wenn er sich nur einige Stunden Weges von den giftigen Ausdünstungen der Stadt und der umliegenden Moräste entfernen konnte. Die Länge der Nächte, welche den Tagen beständig gleich bleiben, gewährt diesem Erdstrich einen neuen Vorteil, indem sie den zur Abkühlung der Luft und hauptsächlich zur Stärkung und Nahrung des Pflanzenreichs so unentbehrlichen Niederschlag wässeriger und brennbarer Dünste befördert. Eben jene Richtung der Erdachse, die dort Tage und Nächte fast beständig gleicht, bei uns hingegen lange Sommertage und ebensolange Winternächte verursacht, ist auch hinreichend, im heißen Erdstrich zweierlei Jahreszeiten, die nasse und trockene, zu bewirken, dergestalt, daß in der letzteren dasjenige zur vollkommenen Reife gedeiht, was in der ersteren hervorzukeimen und zu wachsen begann.

Allein so reizend nun dieses nach der Natur entworfene Gemälde sein mag, so hat es gleichwohl auch seine schwarzen Schatten. Denjenigen Inselgruppen, welche nach Osten hin, im Meere gleichsam

verloren und weit voneinander zerstreut liegen, wurde zwar von den vorhin erwähnten Reichtümern der Natur nur wenig zuteil; jedoch sie blieben auch dafür mit den Übeln verschont, die bei einer größeren Verschiedenheit und Vielfältigkeit der Produkte und Geschöpfe aller Art wohl unvermeidlich sind. So kennt z. B. das glückliche Taheiti mit seinen benachbarten Inseln nichts von jenen reißenden Tigern, die auf Sumatra, Java und Borneo die Herden zerstücken und selbst den Menschen furchtbar sind. Giftige Schlangen, die man häufig genug in den Wäldern dieser großen Inseln antrifft, und gefräßige Krokodile, die in ihren Flüssen der Schrecken der belebten Schöpfung sind, wurden fernerhin nach Morgen nie gesehen und scheuchten dort niemand vom schattenreichen Hain oder vom kühlenden Bade zurück. Das durchdringende Gift, welches der Einwohner von Makassar aus Pflanzensäften bereitet, womit er seine Pfeile bestreicht, und wodurch innerhalb weniger Minuten die kleinste Wunde tödlich wird, ist ebenfalls im Stillen Weltmeer und allen seinen Eilanden unbekannt. Die Vulkane, die einst auf den Societätsinseln, den Marquisen und fast überall in jener östlichen Gegend brannten, sind längst verloschen, und der entzündbare Vorrat in ihrem Innern ist wahrscheinlich ganz verzehrt. Kaum glimmt noch weiter westwärts unter den Freundschaftsinseln ein geringer Überrest dieses unterirdischen Feuers, sowie auf den Neuen Hebriden hie und da ein unbeträchtlicher Berg. Hingegen werfen längs der Riffe von Neu-Genua eine Reihe brennender Schlünde ihren Feuerstrom in das Meer. Auf den Philippinen tobt der fürchterliche Majon nebst manchen anderen Vulkanen, und die Ausbrüche des Gunung Api haben die Gewürzinsel Banda, seitdem sie unter holländischer Botmäßigkeit steht, schon einmal über das andere fast ganz umgekehrt. Java endlich, Celebes und die umliegenden Inseln sind noch mit feuerspeienden Bergen besetzt. Vermutlich hatten jene östlichen, im Ocean einzeln hervorragenden Bergspitzen bereits in derselben früheren Epoche der Erdrevolutionen, wo auch Deutschlands Vulkane im Wasser brannten, ihren entzündbaren Stoff ausgeworfen. Vermutlich waren sie schon damals ganz erschöpft, als die westlichen großen Inseln noch mit Asien ein zusammenhängendes festes Land bildeten. Das ist auch die Ursache, warum noch alle westlichen Inseln den heftigsten Erdbeben unterworfen sind, die man in Batavia sogar periodisch zu erwarten pflegt.

2.

Oben auf dem Hügelrücken, wo wir eine reizende Aussicht hatten, begannen Javas Theegärten, und ich fing schon an, mich ganz und gar chinesisch zu fühlen. Nicht weit entfernt davon lagen, von freundlichen Gärten umgeben, die Wohn- und Trockengebäude von Tjioem boelect, einer Theeplantage. Wir galoppierten rasch darauf zu. Der Besitzer empfing uns auf das freundlichste, und nachdem wir einige Erfrischungen eingenommen, gingen wir hinaus, das Trocknen und Bereiten des Thees mit anzusehen. Natürlich war hier alles für mich von größtem Interesse, und ich verbrachte hier einige sehr angenehme Stunden.

Die Bereitung des javanischen Thees soll sich von der des chinesischen in manchen Kleinigkeiten unterscheiden, im allgemeinen aber doch jener ziemlich gleichkommen.

Wie wir auch in Deutschland schon seit längeren Jahren aus China wissen, kommt der schwarze wie der grüne Thee von einer Pflanze, und es ist einzig und allein die Bereitung, die ihm durch so viel als mögliche Entziehung des eigentlichen Saftes die grüne Farbe giebt oder ihm die mehr natürliche, durch das Trocknen dunklere läßt.

Die Theestauden selbst werden kurz und niedrig gehalten; sie dürfen nicht zu viel ins Holz treiben. Hier aber findet ein bedeutender Unterschied zwischen dem javanischen und chinesischen Thee statt. Das kalte Klima in China gestattet nur eine Jahreszeit zum Pflücken, und die Sträucher haben die übrige Zeit Ruhe, neuen Saft zu frischen Trieben vorzubereiten. Die heiße Sonne Javas — obgleich diese Plantagen alle auf hohem Lande, etwa 800 m hoch über der Meeresfläche angelegt sind — gestattet dagegen keine Ruhe; sie wirkt und treibt ununterbrochen fort, und das Pflücken der jungen, frisch auskeimenden Blätter wird deshalb auch keinen Tag im Jahr — schlechtes Wetter natürlich abgerechnet — ausgesetzt. Die Arbeiter suchen ihre bestimmten und für sie eingeteilten Distrikte von oben nach unten ab, und wenn sie unten fertig sind, können sie getrost wieder oben anfangen.

Beim Pflücken knipsen die Arbeiter die jung herauskommenden Blattkeime mit den Nägeln so ab, daß sie immer die obersten der Blättchen, die dann noch mit dem Herz des Zweiges zusammengeschlossen sind, und das nächste darunter fortnehmen; diese werden dann in Körben nach Hause getragen und entweder zum schwarzen oder grünen Thee bestimmt.

Die Blätter, aus denen man den schwarzen Thee zu bereiten gedenkt, kommen gleich nach dem Pflücken auf flache, aus Bambus geflochtene luftige Körbe in die Sonne, um dort vor allen Dingen erst zu welken. Sobald sie welk sind, werden sie ins Haus getragen und mit den Händen gerollt. Im Trockengebäude stehen gewaltige Öfen, die in lang angebaute Herde auslaufen; auf diesen sind halbrunde, beckenartige Metallplatten, meist von Stahl oder Eisen, angebracht, welche, je nachdem sie näher oder entfernter zum wirklichen Feuerplatze stehen, auch mehr oder weniger Hitze erhalten und mitteilen können. Nachdem die für den schwarzen Thee bestimmten Blätter einmal gerollt sind, kommen sie auf die am wenigsten heiße Platte zum Ausdünsten. Nach einer bestimmten Zeit werden sie wieder heruntergenommen und noch einmal gerollt — dann wieder auf heißere Platten gelegt, hiernach noch einmal gerollt, und dann ist der Thee so weit seiner Vollendung nahe, daß er nur noch ausgebreitet und vollkommen getrocknet zu werden braucht, worauf er auf die Böden kommt und dort durch Mädchen und Kinder ausgesucht und sortiert wird.

Bei dieser Arbeit ist es übrigens ein Haupterfordernis, daß Arbeiter leicht zu erhalten und billig seien; denn sie erfordert eine Masse Hände, was sich denken läßt, da jede Kleinigkeit, die nicht zum Blatt gehört,

jedes kranke oder nicht richtig behandelte Blatt herausgesucht und das gute nach seinem wirklichen Wert, also jedes Blatt einzeln sortiert werden muß. Die Weiber haben und erwerben auch darin eine große Fertigkeit, und das Ganze geht viel schneller, als man unter solchen Umständen eigentlich erwarten sollte.

Der beste schwarze Thee, die feinen wolligen Keimknospen, werden übrigens gar nicht gerollt, sondern, wenn sie in der Sonne gewelkt sind, nur in das Haus gebracht und auf mäßigem Feuer leicht getrocknet.

Anders ist dagegen schon insofern die Behandlung des grünen Thees, als dieser, gleich von vornherein, gar nicht in die Sonne zum Trocknen kommt, sondern augenblicklich in die zu seiner Bereitung bestimmten und hierzu besonders eingerichteten Häuser getragen wird. Zu diesem Ende wird er noch auf den Öfen zuerst gewelkt, hiernach aber eine Prozedur mit ihm vorgenommen, die ihm den größten Teil seines scharfen Pflanzensaftes entzieht. In eigens dazu hergerichteten Behältern, woselbst Wasser Zutritt hat, wird er geknetet, daß der Saft abläuft. Dieses Kneten geschieht mit den Händen; der Thee wird dabei so ausgepreßt, wie es nur der Menschenkraft möglich ist, es zu bewerkstelligen. Hiernach kommt er gleich zum Trocknen auf Öfen oder Röhren, wird hier vollkommen gedörrt und kommt nun, was ihm erst die ihm später eigentümliche Farbe giebt, in besondere Schwingen, in denen er eine bestimmte Zeit hin und her geworfen wird. Früher geschah dies alles mit einer Art Futterschwingen durch einzelne Menschen, und es läßt sich denken, wieviel Zeit dazu erfordert wurde, da man immer nur sehr wenig Thee in eine solche Vorrichtung thun konnte; jetzt aber sind eigene Maschinen dazu hergerichtet: eine Art großer Kaffeebrenner, wenigstens der Form nach, mit durchlöcherten Blechen, in denen große Quantitäten auf einmal verarbeitet werden können.

Sobald der jetzt grüne Thee aus den Schwingen kommt, wird er bei circa 120 Grad Wärme noch einmal gründlich getrocknet und dann in die gewöhnlichen, zur Aufbewahrung bestimmten großen Kisten gethan, in die großartigsten Theebüchsen, die man sich denken kann und die einer „kleinen Familie“ gewiß lange aushalten würden.

Natürlich dienen zur vollständigen Bearbeitung und Verpackung, vom ersten Beginn bis zur Vollendung, nur Eingeborene, und es ist interessant zu sehen, wie sich diese braunen Gestalten in die Kunst- und Handgriffe ihres Gewerbes hineingefunden haben. Einen besonders sprechenden Beweis hierzu liefert das Verpackungsgebäude, wo auch die Bleiplatten selber gegossen und der Druck und die Malereien der zu Beklebung der Kisten bestimmten Papiere hergestellt werden.

Forster und Gerstäcker.

2. Leben und Wohnen der Europäer in Ostindien.

Nach vierwöchiger schöner Reise langten wir, — so heißt es in einem Briefe — hier an, in dem ausgedehnten herrlichen Inselreiche,

welches gewöhnlich unter der Bezeichnung „Niederländisch-Ostindien" zusammengefaßt wird, und das sich, gleich einem Gürtel von Smaragden, um den Äquator schlingt. Java ist, obgleich die kleinste der vier großen Sunda-Inseln, dennoch die wichtigste, die fruchtbarste und nutzbringendste.

Dieser mein erster Brief soll ein Bild meines Lebens und Wohnens in den Tropen entrollen. Das Klima ist heiß und feucht, wie das bei einer Insel nahe dem Äquator nicht anders sein kann. In Batavia beträgt die mittlere Wärme im Schatten nicht weniger als 22 ° Reaumur. Tiefer als etwa 16 ° sinkt das Thermometer nie, während es in den heißen Monaten auf 30 ° und darüber steigen kann. Ihr werdet begreifen, daß es da dem Europäer und insbesondere mir wohl zuweilen ein wenig schwül wird! So schlimm aber, wie es nach dieser Schilderung Euch Bewohnern eines gemäßigten Klimas erscheinen möchte, ist die Sache in Wirklichkeit doch nicht. Einesteils wehen an der Küste stets abwechselnd Land- und Seewinde und tragen viel zur Milderung der Hitze bei; andererseits ist die Bauart der Häuser, die Kleidung und die ganze Lebensweise auf das heiße Klima eingerichtet, so daß man dasselbe meistens weit weniger empfindet, als die Glut heißer Sommertage bei Euch in Mitteleuropa.

Einen Winter mit Schnee und Eis giebt es auf Java also nicht. Hier sind überhaupt nur zwei Jahreszeiten: die Regenzeit und die trockene Zeit. Jene dauert vom November bis April; in den übrigen Monaten herrscht, abgesehen von gelegentlichen Gewitterregen, völlige Trockenheit. Die indischen Städte unterscheiden sich von den europäischen auffallend. Nicht bloß die Wohnungen der Eingebornen, sondern auch die Häuser der Europäer sind wesentlich anders gebaut, als die Wohngebäude bei Euch. Die Häuser hier sind der häufigen Erdbeben wegen meistens einstöckig und dienen stets nur einer Familie zur Wohnung. Jedes steht ganz frei in einem geräumigen Garten, der mit schlanken Kokospalmen und schattigen Fruchtbäumen besetzt ist, oder es liegt fast versteckt im kühlen Schatten des Laubdaches und hinter herrlich blühenden und duftenden Sträuchern. Als ich zum erstenmal am Eingange einer solchen Straße stand, bemerkte ich anfänglich gar nichts von den Häusern. Nur eine Reihe hoher, dichtbelaubter Feigenbäume, Tamarinden oder Kanarienbäume zog sich vor meinen Blicken zu beiden Seiten der Straße hin. Es war, als sähe man die Allee eines wohlgepflegten Parkes hinab. Bald aber entdeckte ich beim Weiterschreiten ein Haus nach dem andern, wie es mit seinem blendendweißen Anstrich zwischen dem üppigen Grün der Bäume hervorleuchtete. Von der Straße aus gelangt man zunächst auf einen geräumigen, sauber gehaltenen und mit Kies bestreuten Vorplatz, von dem uns eine breite Freitreppe zu der von Säulen getragenen Vorhalle des Hauses führt. Diese Halle, wie auch die Treppe meistens mit Marmorplatten belegt ist nach der Straße und dem Garten zu, also nach drei Seiten gänzlich offen. In ihr bringt die Familie meistens die kühlen Stunden des Tages zu, und dort empfängt sie auch ihre Besuche. Eine gleiche Halle befindet sich an der Rückseite des Hauses. Hier werden haupt-

sächlich die Mahlzeiten eingenommen, und die Familie hält sich hier ebenfalls häufig auf, besonders wenn sie ungestört sein will. Der innere Teil des Hauses enthält die Arbeits- und Schlafgemächer, Gastzimmer, Küche, Vorrats- und Dienerschaftsräume.

Geht man zur Mittagszeit durch eine Straße von Weltevreden, dem neuen Teile Batavias, der von der alten Stadt etwa eine Stunde entfernt liegen, jedoch mit ihr durch Eisenbahn und Pferdebahn verbunden ist, so scheinen die Häuser wie ausgestorben. Nur eine Anzahl schlaftrunkener brauner Bedienten kauert und liegt auf den Treppen umher; die Familie selbst befindet sich um diese Zeit gewöhnlich auf der Veranda hinter dem Hause. Besucht man aber dieselbe Straße des Abends, so hat sich das Bild wie mit einem Zauberschlage verändert. Die Häuser schwimmen in einem Lichtermeere, das von den Kronleuchtern in den Vorhallen ausstrahlt. Bei ihrem Scheine erblickt man in den reich ausgeschmückten und elegant möblierten Vorhallen Damen und Herren in hellen Anzügen, oft ganz in Weiß gekleidet, die sich behaglich in den bequemen Schaukelstühlen hin- und herwiegen. Die Straße ist von einer Menge von herrschaftlichen Wagen besetzt.

Unseren Tag bringen wir, gleich allen Europäern, hier auf folgende Weise zu: In Java geht die Sonne das ganze Jahr hindurch mit geringen Unterschieden etwa um sechs Uhr auf und um sechs Uhr unter. Mit Tagesanbruch erheben wir uns und trinken zunächst, auf bequemen Sesseln liegend, eine Tasse jenes herrlichen Kaffees, den unsere Insel in so ausgezeichneter Beschaffenheit erzeugt. So wird, während der Hausherr den Duft einer Manillacigarre einatmet, etwa eine Stunde „in süßem Nichtsthun“ zugebracht. Dann wird ein Bad genommen, wozu in jedem Hause die Einrichtung vorhanden ist. Die Haupterfrischung besteht bei demselben darin, daß man etwa zwanzig- bis dreißigmal einen Strahl kalten Wassers über sich ausströmen läßt. Inzwischen ist es acht geworden; das zweite Frühstück wird eingenommen. Die Männer fahren zu den Häusern, wohin ihre Geschäfte sie rufen; die Frauen besorgen in ihrer Abwesenheit die Haushaltungsangelegenheiten. Auch ich habe mich der hiesigen Sitte anbequemt und erscheine wie alle Hausfrauen des Morgens in einem buntgestickten, mit Gold- und Silberfäden durchwirkten Tuche, das, mehrmals um die Hüften geschlungen, wie ein Gewand zu den Füßen herabfällt und durch Gürtel oder Schärpe zusammengehalten wird. Den ferneren Teil der Kleidung bilden eine lange weiße Jacke, die mit reichen Stickereien oder Spitzen besetzt ist, und zierliche goldgestickte Pantoffeln. Das Besorgen der Hauswirtschaft unterscheidet sich freilich wesentlich von der Haushaltung der deutschen Frauen. Die Hauptsorge der europäischen Frauen hier in Java ist auf die Aufsicht über die zahlreichen eingeborenen Diener und Dienerinnen beschränkt. Ich will Euch mein gesamtes Dienstpersonal doch eben kurz vorstellen. Da ist zuerst die Köchin, in deren Hände unser leibliches Wohl und Behagen zum großen Teil gelegt ist; zwei Küchenjungen stehen ihr bei ihrer Arbeit zur Seite. Dann kommt das Kammermädchen, die auch zugleich mit

dem riesigen Palmenwedel mich zu fächeln hat und Moskitos und andere lästige geflügelte Insekten wie eine Windsbraut davonjagt. Eine ganze Schar männlicher Diener besorgen die sonstigen Hausgeschäfte, und alle Arbeiten sind genau unter sie verteilt. Zwei bedienen bei Tisch, tragen das eisgekühlte Getränk herbei, besorgen Aufträge, Briefe u. s w.; ein anderer ist Kutscher, ein dritter Stallknecht, der vierte ist Lampenputzer. „Aber doch nicht Lampenputzer allein, ohne sonstige Geschäfte?" fragt Ihr. Freilich hat er ausschließlich die Lampen zu besorgen, und Ihr dürft seine Thätigkeit ja nicht unterschätzen. Während nämlich bei Euch zu Hause entweder die schnell entzündeten Gaslampen keiner täglichen Wartung bedürfen, oder in einem großen Haushalte, in welchem eine Gasleitung fehlt, im höchsten Falle sechs oder acht Lampen täglich zu reinigen und zu füllen sind, hat unser Lampenputzer mindestens vierzig bis fünfzig Petroleumlampen zu besorgen und in stets tadellosem Zustande zu erhalten. Ein Gärtner pflegt unseren Blumengarten, hält die Wege unseres Palmenhaines in musterhafter Ordnung und sorgt für die herrlichsten Tafelbouquets. Der letzte, aber nicht der unbedeutendste in der Dienerschaft ist der Thürsteher, welcher die uns besuchenden Herrschaften anmeldet, bis an das Empfangszimmer geleitet und später wieder an die Hausthür zurückführt, und der ein wachsames Auge für Haus und Hof und die ganze Umgebung hat. Die sämtlichen aufgezählten dienstbaren Geister sind in sieben großen Räumen untergebracht. Außer einem verhältnismäßig hohen Lohn erhalten sie nur eine bestimmte Menge an Reis und haben im übrigen für ihre Beköstigung selbst zu sorgen und ihre Speisen selbst zuzubereiten. Ihre Arbeit vollziehen sie fleißig und treu. Ihr seht, daß ich Vorsteherin eines recht ansehnlichen Hausstandes bin. Erschrecken dürft Ihr aber weder vor der kaffeebraunen Farbe meiner Diener und Dienerinnen, noch auch vor dem, was man hier unter Haustieren versteht. Da findet Ihr nicht nur Ochsen, Rehe, Pfauen und Papageien, sondern gelegentlich auch unschädliche Schlangen. Ja kürzlich küßte mir eine junge Negerkatze die Hand, als wir bei einem hohen Herrn Besuch machten.

Doch nun wieder zur Schilderung unseres Tageslaufes zurück. Die Mittagszeit kommt heran, und schon sollen wir wieder eine Mahlzeit einnehmen Es ist dies die sogenannte Reistafel, so genannt, weil abgekochter Reis dabei eine Hauptrolle spielt. Derselbe wird auf die verschiedenste Weise gewürzt und schmackhaft gemacht. Die Zuspeisen sind Gemüse, und zwar sowohl konservierte europäische, als auch frische inländische, z. B. Palmkohl, Bambusspitzen u. s. w., die sehr fein schmecken. Den Nachtisch des reichen Mahles, bei dem gebratenes Geflügel und andere Fleischspeisen und stark mit spanischem Pfeffer gewürzte Gerichte aufgetragen werden, bilden herrliche Früchte, die auf Java zu jeder Zeit zu bekommen sind und auf keiner Tafel fehlen. Von ihnen erwähne ich nur die goldgelben, saftstrotzenden Ananas, die nach deutschen Gelde kaum 10 Pfennig kosten, und eine andere wunderbare Frucht, Mango genannt. Sie wächst auf einem großen, überall

in den Tropen häufig angepflanzten Baume, ist eine Steinfrucht, größer als ein Hühnerei und hat ein gelbliches, saftiges Fleisch, welches von einer goldgelben Schale bedeckt ist, die man wie bei den Pfirsichen abziehen muß. Ihr Geruch ist nicht angenehm, aber ihr Geschmack unvergleichlich schön und würzig. Nach der Reistafel wird ein Mittagsschlaf gehalten, der sich etwa bis nach 4 Uhr hinzieht, dann wird eine Tasse Thee oder Kaffee getrunken, wieder gebadet, und nun legt man Gesellschaftsanzug an Um die Zeit der bald eintretenden Dämmerung macht man einen kleinen Spaziergang oder eine kurze Spazierfahrt, stattet etwaige Besuche ab u. dgl. m. Um 8 Uhr wird zu Abend gespeist, wobei Suppe, Braten und Gemüse auf europäische Weise zubereitet werden. Nach Tisch musiziert, liest oder spielt man, oder man verbringt den Abend in Gesellschaft bei Bekannten; ausnahmsweise fährt man auch wohl zum Konzert oder zum Theater. Das ist so der gewöhnliche Tageslauf der Europäer auf Java. Antonie Herf.

V. Indien.

1. Am Ganges und auf dem Himalaya.

1. Am Ganges. — 2. Auf dem Himalaya.

1.

Der mächtige Strom, dem Bengalen seine Fruchtbarkeit verdankt, bildet gemeinsam mit dem Brahmaputra ein ungeheures Mündungsdelta. Dasselbe bietet weniger Reize dar, als man von der Lage in so unmittelbarer Nähe des nördlichen Wendekreises erwarten sollte. Längliche Inseln trennen die einzelnen Arme des Deltas; dieselben enthalten zwar eine höchst üppige Vegetation, allein unter derselben herrschen gesträuchartige Pflanzen, besonders Rohrgewächse, vor, während sich nur verhältnismäßig wenige unter sich verschiedene Baumarten vorfinden, nämlich solche, die die brackige Art der Bodenfeuchtigkeit vertragen können; zu diesen Bäumen gehören besonders Heritieren, nach deren altindischem Namen („Sundari") das Delta Sánderban, d. h. Súndaragehölz, genannt worden ist. Diese Baumart liefert ein besonders zähes Holz, das vielfach zum Bauen benutzt wird. Der Hugli bildet den wichtigsten Deltaarm, zumal an ihm die Hauptstadt Kalkutta liegt; er hat seinen Namen von einem 2—3 m hohen Rohrgewächse, welches im Bengalischen „Húgla" heißt und in seiner Nähe vielfach vorkommt. Es ist insofern ein sehr wichtiges Gewächs, als es zum Flechten von Matten verwendet wird und überdies die Fähigkeit hat, durch seine Wurzeln den Boden von Deltaanschwellungen zu konsolidieren. In den unteren Teilen des Deltas erhebt sich der Boden so wenig, daß Überflutungen eintreten, sobald die Richtung des Windes ein Steigen der Flut begünstigt. Die Oberfläche des Bodens besteht aus einer Lage von Schlamm; Gras und andres Grün zur Bekleidung des Bodens fehlt gänzlich, da selbst die niederen Rohr-

gewächse dünne und an den unteren Teilen blattleere Stiele haben. Schönes, gleichmäßiges Grün ermangelt, wenn man von der frühesten Entwickelung der Saaten absieht, überhaupt dem ganzen Bengalen. Was das Mündungsdelta weiter anlangt, so fehlen als Hintergrund seiner zahlreichen Arme auch die malerischen Hügel gänzlich, die z. B. am Hafen von Bombay sich finden; dagegen sieht man, je mehr man sich der Hauptstadt nähert, die Zahl der prächtigen Gebäude fortwährend wachsen und die Ufer verschönen. Nicht minder geschieht dies auch durch sogenannte „Ghats“, welche sich an den Ufern entlang ziehen und teilweise von fürstlichen Familien der indischen Provinzen als Landungsstellen für kleinere Schiffe oder als Badeplätze errichtet worden sind. Der Eindruck, den die Hugliufer machen, ist ein sehr verschiedenartiger. Die Reisenden, welche direkt von Europa kommen und hier zum erstenmal eine indische Landschaft erblicken, sind mit Recht entzückt von Bildern, wie sie dem Auge bei der Annäherung an Kalkutta zu teil werden, während andre, die auf dem Landwege von Bombay nach Madras farbige Bilder geschaut haben, nicht einen bedeutenden Eindruck gewinnen. Weiter östlich von dem Hugli findet sich der Mátlaarm, welcher weniger gefahrvoll beim Eintritt der See und viele Kilometer weiter als der Hugli für Seeschiffe benutzbar ist.

Das östliche Bengalen ist durch die gemeinsame Bewässerung des Ganges und Brahmaputra ein besonders üppiges Gebiet, aber auch in dem mittleren Bengalen, unmittelbar nördlich von Kalkutta, zeigt sich sehr deutlich in Kultur und Vegetation das Charakteristische für ein mäßig heißes Terrain, in welchem zugleich periodische Überschwemmungen oder doch hohes Steigen des Grundwassers den Boden stets sehr feucht erhält. Dies ist meist auch noch weiter landeinwärts in der Nähe der großen Stromlinien der Fall. In den Ebenen zu beiden Seiten des Ganges finden sich noch Palmen, wenn auch gegen das Innere zu deutlich geschützt durch Kultur. Nähert man sich den Gebirgsgruppen im Süden, so verschwinden die Palmen bis auf seltene Spuren am Gebirgsrande sehr rasch, und in solchen Lagen wird der landschaftliche Charakter von Bengalen wesentlich verschieden von solchen Formen, wie man sie in heißen Klimaten zu finden gewohnt ist. Eine üppige tropische Vegetation darf man nur da erwarten, wo das Meer nicht fern ist oder wenigstens ein großer Fluß vorüberfließt. Wälder, selbst kleinere Baumgruppen, wenn sie nicht zugleich ihrer Früchte wegen kultiviert werden, sind in den unteren Teilen Bengalens selten, da die Feldkultur sehr ausgedehnt und sehr mannigfaltig ist; in Hindostan sind Obsthaine etwas häufiger. Die Feldkultur Bengalens hat viel von europäischem Feldbau Verschiedenes, indem dort namentlich auch Indigo, Opium und Hanf gebaut werden.

2.

Wie das asiatische Festland vor allem charakterisiert wird durch die größte Massenerhebung der Erdrinde in horizontaler Ausbreitung,

so überragt es die anderen Erdteile auch in vertikaler Ausdehnung; das gewaltige ostasiatische Hochland wird im Süden durch das erhabenste Gebirgssystem der Erde, durch den majestätischen Himalaya begrenzt. Durch eine gewaltige Anschwellung, welche die Wasserscheide zwischen dem Indus, Brahmaputra und Ganges bildet und auf welcher der Maryimla, die „Heiligen Sterne“ und der sagenumwobene Kailas liegen, wird das Hochgebirge in zwei große Hälften geschieden, in den nordwestlichen und den östlichen Himalaya. In dem letztern, und zwar in den Gebieten von Nepal, Sikkim und Bhutan, erheben sich die höchsten Gipfel des Hochgebirges, der Kinchinjinga und der Gaurisánkar. Vom Falút, einem über 4000 m hohen Gipfel, aus gesehen zeigt sich der Gaurisánkar oder Mount Everest, der höchste Berggipfel der Erde (8840 m hoch), nicht unähnlich dem Mönch im Berner Oberlande, doch hat er stärker hervortretende Seitenkämme und ragt, ungeachtet seiner Entfernung, von diesem Standpunkte aus bedeutend über seine Umgebungen und über die dazwischenliegenden schneebedeckten Ketten empor. Auch von andern Aussichtspunkten gleicher Höhe aus erscheint dieser Riesenberg als massiver Gipfel, welcher sich über seine Umgebung emporhebt. Der Kinchinjinga (8582 m hoch) bildet im Panorama des Falútgipfels den Mittelpunkt und erscheint besonders auch deshalb sehr günstig, weil seine Entfernung eine verhältnismäßig nahe ist. Er zeigt eine riesige Eiswand, die sich in eine tiefe Firnmulde niedersenkt. Aus dieser erhebt sich als untergeordneter Seitenkamm, aber nur 1300 m niedriger, der Kabrukamm empor. Die obere Profillinie ist bei den meisten Standpunkten im Süden dem Anblicke der Jungfrau von Bern aus ähnlich, aber die Senkung der Seitenlinien nach abwärts ist am Kinchinjinga auf beiden Seiten etwas weniger steil als jene der Jungfrau, wodurch der Kinchinjinga eine breitere Basis und ein größeres Volumen gewinnt.

Das Bild, das man von einem Standpunkte, wie der Falútgipfel, und mehr noch von den bis zu 6000 m hohen Pässen dieses gewaltigen Hochgebirges gewinnt, ist dadurch so effektvoll, daß noch Gipfel von mehreren Tausend Fuß in der Nähe über denselben emporragen und daß die Thäler meist so tief sind, um auch im Mittelgrunde massenhafte, bestimmte Formen zu zeigen. Solche Standpunkte sind etwa den besten Alpenansichten von höchstens 1000 m Höhe zu vergleichen, wo sich noch der Einblick in vegetationsreiche Thäler mit den Hochalpenformen verbindet; nur ist hier, im Himalaya, alles in unerwarteter Weise vergrößert. Die Schneeberge sind weit höher, die Thäler tiefer im Verhältnisse zur Kammhöhe, auf der der Beobachter steht, und dessenungeachtet ist die Entfernung von der wasserscheidenden Hauptkette noch immer groß genug, um ein allmähliches Aufsteigen der Mittelstufen zu bedingen und es möglich zu machen, daß man einen großen Teil des Gesichtskreises entlang Schneegipfel an Schneegipfel gereiht überblickt. Sikkim und Nepal sind in der geschilderten Beziehung am günstigsten gestaltet. Landschaftlich bietet sich auf Höhen,

wie der Tönglogipfel (ca. 3400 m), außerordentlich viel Schönes dar. So findet sich, kaum 63 m unter demselben, ein Quellwasserbecken, das von 10—16 m hohen Rhododendren hainartig umgeben ist, die Ende Mai in schönster Blüte stehen. Das farbenreiche, glänzende Bild wird durch die lebhaftere Beleuchtung dieses Himmelsstriches noch bedeutend gehoben.

Die ungeachtet des steilen Abfallens noch immer sehr große Breite des Südabhanges des Himalaya und die Trübung der Atmosphäre durch übergroße nebelige Feuchtigkeit in der Regenzeit und in der kühlen Jahreszeit sowie durch Aufwirbeln von Staub in der warmen Jahreszeit bewirken, daß einzelne der hellen, schneebedeckten Gipfel selbst an den günstigen Tagen kaum $^2/_3$ soweit gesehen werden, als man nach ihrer Höhe erwarten sollte. Die Vorberge des Himalaya und selbst Mittelgebirge von bedeutenderer Höhe als die meisten Alpengipfel machen wegen ihrer üppigen Vegetation und dunklen Farbe sowie auch wegen der gewöhnlich sehr geringen Höhenunterschiede längs der Kämme wider Erwarten wenig Effekt. Die Aussicht von mittelhohen Himalayagipfeln nach dem Rande zu bietet, selbst innerhalb der Vorberge, gewöhnlich nur ziemlich flache Kammlinien und steile Seitenabhänge; unter sich sind die betreffenden Formen nur wenig verschieden. Wo über die Vorberge hinaus die Ebene gesehen werden kann, ist die Veränderung des Bildes im Laufe des Tages auffallend groß. Der Horizont der Ebene, den man von der Höhe aus sieht, ändert seine Grenze während des Tages durch die Refraktion und, wo die Aussicht eine sehr ausgedehnte ist, noch weit mehr durch die veränderte Durchsichtigkeit der Atmosphäre. Die letztere ist einige Stunden nach Sonnenaufgang am günstigsten. Bekanntlich ist der noch 2000—3000 m hohen südlichen Parallelkette des Himalaya ein von Sümpfen unterbrochenes, waldiges Hügelland vorgelagert, welches den Übergang zum Tieflande von Bengalen vermittelt, Tarai genannt. In der heißen Jahreszeit stehen hier die großen Bäume blattleer, dagegen erreicht die Vegetation nach der Regenzeit, Ende August, das Maximum ihrer Vegetationsfähigkeit. Dann hängen beispielsweise die Bambus, durch das Gewicht der neuen Triebe tiefgebogen, wie Trauerweiden zur Erde; trotzdem aber fehlt hier die Mannigfaltigkeit günstigerer Tropengegenden, wie auch die kräftigen Gestalten von Hochwaldcharakter nicht gefunden werden. Freilich sind die Vegetationsobjekte der Tarai noch immer zahlreich genug. Zwischen palmenartigen Gestalten, Baumfarn, baumartigen Rohrgebilden sowie Formen europäischer Art, die sämtlich üppig mit Lianen und Schmarotzerpflanzen behangen sind, erheben sich vereinzelte hochstämmige Bäume gen Himmel. In der Zeit von Dezember bis Februar werden in den Taraistrichen ganze Strecken niedergebrannt, um in der feuchten Jahreszeit bebaut zu werden.

Nach H. v. Schlagintweit von J. W. O. Richter.

2. Die Hindus.

1. Das Kastenwesen der Hindus. — 2. Das Religionssystem der Hindus.

1.

Die Kastenordnung der Hindus ist nicht der bizarre Einfall einer Nation oder eines willkürlichen Despoten, sondern die Verfassung einer Nation, deren wunderbar vollkommene Sprache ein unwiderlegliches Zeugnis giebt für ihren reich begabten und logischen Geist, die im philosophischen Tief- und Scharfblick nicht einmal von den Hellenen übertroffen wird, deren religiöse Hingebung und Opfermut den Vergleich mit den Heiligen der christlichen Kirche aushält, deren humane Civilisation den andern Kulturvölkern vorhergeht. Sie ist auch nicht in einer Zeit des Verfalles und der lebensmüden Entsagung entstanden, nicht der träge Niederschlag eines abgeschlossenen Lebens. Vielmehr ist sie in der Jugendperiode der indischen Nation, zur Zeit des frischen Wachstums des indischen Reiches ausgebildet worden und die Vollendung der indischen Philosophie und die reichste Blütezeit der indischen Litteratur folgen ihr nach.

Die älteste und die vollkommenste Darstellung der Kastenordnung ist in dem Gesetzbuch Manus enthalten. Dieses merkwürdige Werk, das gegenwärtig noch in Indien Autorität hat, ist im Grunde nichts anderes als die Offenbarung der Kastenordnung, wie sie von den brahmanischen Weisen verstanden und gelehrt wurde. Das Gesetz diente zur Aussprache der Kastenlehre und hinwieder zur Ausbreitung der Kastenordnung von den Ufern des großen Ganges her, aus den heiligen Brahma- und Brahmanenländern (Brahmavarta und Brahmarshideca), über die indische von den Ariern beherrschte Welt.

Der Ursprung der Kasten wird von Manu unmittelbar aus der göttlichen Weltschöpfung oder richtiger Weltwerdung abgeleitet. Indem das eine große Urwesen, das allein durch sich selbst besteht, das von den Sinnen nicht geschaut, nur von dem Geist wahrgenommen wird, Brahma, in sich erglänzend als zeugender Geist die Finsternis erhellt und die in ihm verborgenen fünf Elementarkräfte sichtbar macht, indem so Brahma sich selber in der Welt offenbart, die Erde und den Himmel bildet, und beide in mancherlei Gestalten mit Göttern und Genien, Menschen und Tieren bevölkert, und jedem dieser Tierwesen einen Namen, eine bestimmte Anlage und Lebensaufgabe mitgiebt, stellt er sich auch in der verschiedenen Lebensordnung der vier Kasten dar: aus seinem Munde gingen die Brahmanen hervor, die lebendigen Gotteswörter, aus seinen Armen die mächtigen Kshatriyas (d. i. die Krieger), aus seinen Schenkeln die furchtbaren Visas oder Vaisjas (d. i. die Ackerbauer und Landleute), und aus den niedersten Teilen seines Körpers, aus seinen Füßen, die dienenden Sudras (d. i. die Handwerker). Zur Erhaltung seiner Offenbarung in dem Menschengeschlechte bestimmte er jeder Kaste unabänderlich ihren Beruf. Den Brahmanen legte er die Pflicht auf, die Veden zu studieren und zu

lehren, selber die heiligen Opfer darzubringen und die Opfer der andern zu leiten, und gab ihnen das Recht, Gaben zu verleihen und zu empfangen. Den Kshatriyas gebot er das Volk zu schützen, Wohlthätigkeit zu üben, Opfer darzubringen, die heiligen Schriften zu lesen und ihre sinnlichen Begierden zu zähmen. Die Sorge für die Haustiere, Almosen geben, opfern, die heiligen Gebete erlernen, Handel treiben, den Acker bauen, das sind die Geschäfte der Vaisjas. Aber der untersten Kaste, den Sudras legte der oberste Herrscher nur die eine Pflicht auf, den höheren Klassen in Ehrerbietung zu dienen.

Die drei obern Kasten haben sämtlich Teil an der religiösen und an der philosophischen Bildung, sie alle dürfen die heiligen Gebete und Hymnen erlernen und sprechen, die in den Veden aufbewahrt sind, sie dürfen alle den Göttern Opfer darbringen und die heiligen Gebräuche mitfeiern; aber den Genossen der dienenden Kaste ist die heilige Sprache unverständlich und sind die heiligen Schriften verschlossen. Sie haben keinen Teil an den Gebeten und den Opfern. Die Religion und die Bildung der oberen Kasten schließt sich ab und fürchtet, durch jede Berührung und durch jede Gemeinschaft mit den Sudras verunreinigt und entweiht zu werden. Deshalb gelten die drei oberen Kasten als zweimal Geborne. Das eine Mal leiblich, durch die natürliche Geburt, das andere Mal geistig, durch die Erziehung; die Sudras aber sind nur einfach geboren, denn die zweite geistige Geburt ist ihnen versagt.

Unter diesen oberen arischen Kasten ist hinwieder den Brahmanen allein die Lehre und das Opfer für andere vorbehalten, die anderen Kasten dürfen die heilige Wissenschaft studieren, aber nicht lehren, und für sich opfern, nicht für andere. Ebenso sind der Schutz des Volks und die Herrschaft im Staat vorzugsweise den Kshatriyas zugewiesen und die wirtschaftlichen Berufsarten Viehzucht, Landbau, Gewerbe sind die Bestimmung der Vaisjas. Aber während es dem Manne jeder untern Kaste strenge verboten ist, in den vornehmlichen Beruf der obern Kaste überzugreifen, so ist es den Gliedern der oberen Kasten nicht verwehrt, so weit die Not des Lebensunterhalts sie dazu zwingt, auch in dem Berufe einer unteren Kaste die nötige Nahrung zu suchen. Der arme Brahmane darf als Kriegsmann seine Speise verdienen und sogar, mit gewissen Beschränkungen, wie ein dürftiger Kshatriya sich mit Viehzucht oder Handel ernähren, eher noch als mit Ackerbau, denn der Pflug tötet friedlichlebende Wesen und davor müssen sich die Reinen hüten. Ein Vaisja, und sogar ein Kshatriya darf in der Leibesnot als Knecht sich verdingen und wie ein Sudra dienen. Aber alle diese Abweichungen von der Regel sollen möglichst vermieden werden und dürfen nicht länger dauern, als die Not es erfordert.

Sehr tief stehen die Sudras in dieser Kastenordnung, aber sie sind doch nicht ebenso rechtlos, wie sie bildungslos sind. Sie werden nicht wie die Sklaven der Römer als verkäufliche Sachen betrachtet und sind nicht einmal wie die Sklaven der Hellenen von einem Herrn zu eigen erworben, sondern sie gelten als dienende Menschen, welche

selber ihre Herren wählen und mit vertragsmäßiger Freiheit je nach Umständen in die Dienste bald dieses, bald jenes Hausvaters treten.

Das Gesetz gestattet so eher ein Absteigen von Stufe zu Stufe, als ein Emporsteigen auf eine höhere Stufe. Über die angeborene Kaste hinauf gelangt keiner, unter dieselbe sinken kann jeder. Ein Brahmane, der sich mit geistigen Getränken berauscht, wird dadurch zum Sudra.

In dieser Weltordnung nehmen die Brahmanen eine unnahbar hohe Stellung ein. Das Gesetz spannt den Ausdruck aufs Höchste, um die Majestät dieses Standes zu verherrlichen: „Der Brahmane ist der rechtmäßige Herr der Schöpfung, weil er aus dem reinsten und edelsten Teile des göttlichen Wesens, aus dem Munde Gottes stammt, weil er der Erstgeborene der Schöpfung ist, weil er vorzugsweise die heiligen Lieder inne hat, weil Götter und Menschen durch ihn die heilige Speise empfangen. Unter allen beseelten Wesen sind die Menschen die Ersten und unter den Menschen sind es die Brahmanen. Unter den Brahmanen aber sind die vorzüglichsten die, welche die Pflicht am vollständigsten ausüben, und unter den letzteren die, welche die Vertiefung in die heilige Lehre zur Seligkeit führt"; denn, fügt ein anderes verwandtes Gesetzbuch, der Yajnavalkya hinzu, „das Höchste ist das Schauen Gottes in Andacht".

Wie ist nun diese merkwürdige Kastenordnung entstanden? Das Gesetzbuch und der Glaube der Indier antworten durch Brahmas stufenweise Menschwerdung. Aber wir wissen, daß es noch keine Kasten gab, als die indischen Arier mit den iranischen Ariern noch dieselbe ältere Heimat nördlich vom Himalaya bewohnten. Die Neigung, innerhalb einer Nation ständische Unterschiede zu beachten und familienmäßig fortzupflanzen, ist allen alt-arischen Nationen gemeinsam. An jener Gliederung der Stände entwickelt sich ihre politische Begabung, in dieser Wertschätzung der Überlieferung des Bluts und der Sitte offenbart sich ihr starker Familiensinn. Die indischen Arier allein oder fast allein haben diese ständische Ordnung, welche überall sonst der Umbildung der Geschichte anheimfällt, welche sie hervorgebracht hat, und Übergänge eröffnet von einem Stande zum andern, zu einer ewig unveränderlichen Kastenordnung verhärtet, welche als ursprüngliche Schöpfung von der menschlichen Geschichte unabhängig bleibe, und alle in der Kaste geborenen Menschen für immer an dieselbe fessele. Es ist an sich wahrscheinlich, daß es auch unter den indischen Ariern früher Stände, als Kasten gegeben habe, und wird überdem durch den Namen zweier Kasten bestätigt, indem der iranische Kriegsstand ebenso Xatra und der iranische Stand der Landwirte Vaisja heißt, wie die indischen Kasten der Kschatriyas und Vaisjas. Die Kaste der Sudras aber konnte erst hinzutreten, nachdem die indischen Arier vom Indos her ihre Herrschaft über die Gangesländer ausgedehnt, und die dortigen dunkelfarbigen Urbewohner, eben die Stämme der Sudras, ihrer Herrschaft unterworfen hatten.

Gerade diese Besiegung und Beherrschung der dunkelfarbigen Ur-

einwohner durch die weißen indischen Arier mußte zuerst auf den Gedanken der Kaste führen, im Gegensatz zum Stande. Nun standen sich in einem Lande zwei verschiedene Menschenrassen gegenüber, zwischen denen es keine Vermittelung gab. Die Arier insgesamt fühlten sich den Sudras in jeder Weise überlegen durch ihre Sprache, ihre Bildung, ihre Religion, ihre edlere Körpergestalt, ihre lichte Körperfarbe, durch ihre Kriegsmacht, durch ihre Gesetze. Die einen waren die geborenen Herren, die anderen die geborenen Diener. Nur mit Abscheu konnte die weiße Rasse an eine Vermischung denken mit den Schwarzen. Die beiden Rassen waren mit Naturnotwendigkeit geschieden, wie Tag und Nacht, wie Licht und Finsternis. Das war nicht das Werk menschlicher Geschichte und Einrichtung, dieser Gegensatz war das Gesetz der Schöpfung. Die Farbe Varna war das sichtbare Zeichen des ewigen Unterschiedes; und Varna, d. h. Kaste wurde er jetzt genannt.

Von der Kasteneinteilung ausgeschlossen sind die Paria. Sie sind ebenfalls Nachkommen der Urbewohner, aber derjenigen, welche sich nicht den Siegern unterwarfen. Mit der Ausbildung der Herrschaft des Brahmaismus wurden sie als verworfene Volksklasse mit dem Fluche allgemeiner Verachtung belastet.

Die Schilderungen des Lebens der Paria enthüllen uns ein entsetzliches Bild sittlichen und materiellen Elends.

Die von den Brahmanen und Kschatriyas gegen die Paria geschmiedeten Gesetze, welche ihnen den Gebrauch des Feuers, den Genuß reinen Wassers und des Getreides, die Niederlassung in festen Wohnsitzen, ja selbst ein menschenwürdiges Begräbnis untersagen, sind das Scheußlichste, was je zur Unterdrückung und Vertierung von Menschen ausgesonnen wurde. Der Paria lebt von Zwiebeln und Aasfleisch und kann sich nur in der Dschungel, ungesehen, andere Nahrungsmittel erlauben. Seine ganze Familie dient der abscheulichsten Prostitution, wozu seine Kinder systematisch erzogen werden.

England hat bis jetzt trotz seiner vielen philanthropischen Gesellschaften für die Paria nichts gethan; es kann und darf es nicht, ohne das Kastensystem anzugreifen und durch die fürchterlichste aller Revolutionen seine Herrschaft aufs Spiel setzen. Es hält seine 200 Mill. Hindu in Gehorsam nur unter der Bedingung, daß es die Brahmanenkaste schont und durch Verleihung von Stellen im Heere, in der Magistratur, im Finanzdepartement und in anderen Verwaltungszweigen für sich gewinnt. Wollten die Engländer wirklich die Paria heben, so müßten sie zu allererst dieselben zu Bodenbesitzern machen*), was sofort eine unbeschreibliche Entrüstung und Wut der höheren Klassen erregen würde.

---

*) In einigen Provinzen dürfen sie allerdings Dörfer bilden, aber nur an abgelegenen Orten. Sie haben aber kein Besitzrecht auf das von ihnen ausgerodete und bebaute Land, welches ihnen die Bewohner des nächsten Dorfes nach Belieben abnehmen können. Es giebt daher sehr wenige Ackerbauer unter ihnen. Die katholischen Missionen haben sich unter den Paria ein sehr ergiebiges Arbeitsfeld geschaffen.

Man darf übrigens, wie die Franzosen zu thun pflegen, die Engländer in dieser Beziehung nicht allzuscharf, d. h. ungerecht, beurteilen; sie befinden sich bei ihrem unzweifelhaft guten Willen einer äußerst schwierigen Kulturaufgabe gegenüber, die bei einem seit Jahrtausenden in Barbarei versunkenen Volke sich durch Maßregeln in kurzer Zeit durchaus nicht lösen läßt; haben doch die Paria selbst einen von Franzosen gemachten Versuch, sie seßhaft zu machen, vereitelt.

Die Hauptstämme derselben in Südhindostan sind die Couroubarous, Hausierer mit Salz, Matten, Körben, und Wahrsager; die Kolla-Bantrous, die von Diebstahl leben, ebenso wie die Kanodjis und die gefürchteten Lambadys; die Otters oder Brunnengräber; die Pakanattys, Pflanzensucher; die Dombers, Gaukler und Seiltänzer; die Kahbous-Pourouvers, zum Teil umherziehende Ackerbauer; die Solityourrur, Medizinmänner; die Malai-Condiairious, Palmweinmacher; endlich die Yerous-Varais, die social am höchsten stehen und sich als Feldarbeiter den Bauern vermieten.

Die Geburt eines Kindes veranlaßt in einer Pariafamilie keine religiöse Ceremonie, nicht einmal eine Freudenbezeugung; mehr als die Hälfte der Kinder stirbt in den ersten Monaten durch die Sorglosigkeit oder selbst durch verbrecherische Hand der Eltern.

Die Mutter macht in einem Winkel der Hütte ein Loch in die Erde, bekleidet es mit trockenem Grase und Blättern, legt das neugeborene Kind hinein und geht an ihre Arbeit, ohne sich um dessen Geschrei zu bekümmern; die Brust erhält es erst am folgenden Tage. Muß sie ausgehen; so legt sie zum Schutze gegen Fliegen und Moskitos einen breiten Stein darüber; seitwärts bleibt nur eine kleine Öffnung frei, um Luft einzulassen.

Liegt die elende Hütte mitten in der Dschungel, so ereignet es sich häufig, daß die Mutter bei ihrer Rückkehr den Stein beseitigt und das Loch leer findet; ein Schakal oder eine Hyäne, durch das Geschrei des Kindes herbeigezogen, hat dasselbe weggeschleppt. Die arme Frau ist trostlos, denn selbst bei dieser heruntergekommenen Rasse ist das Muttergefühl noch vorhanden; allein sie darf nicht zu laut klagen, denn sie würde den Schlaf ihres Mannes stören und mit Stockschlägen dafür gezüchtigt werden.

Das Pariakind wird schon von der zweiten Woche an entwöhnt und mit Suppe aus Wurzeln und Kräutern ernährt. Zuweilen giebt eine Ziege ihre Milch her; aber der Mangel an Lebensmitteln ist oft so groß in der Hütte, daß der Mann die Ziege töten muß; das Kind kriecht, sich selbst überlassen, in und vor der Hütte wie ein Vierfüßler oft bis zu dem Alter von vier Jahren herum. Mit dem sechsten Jahre muß es bereits zum Lebensunterhalte der Familie beitragen.

Die Geburt des Paria ist ein trauriger Moment, dem folgenden elenden Leben schon ganz entsprechend; sein Tod in der Dschungel ist ein ebenso entsprechendes Ende, fast möchte man sagen Resumé des durchlebten materiellen und sittlichen Elendes durch einen Akt der Ver-

nichtung des heiligen Familienbandes, der das Herz des Menschenfreundes mit Grausen erfüllen muß.

Der Hindu aller Kasten stirbt angesichts eines heiligen Wassers und wird von seinen Angehörigen, wenn die Todesstunde gekommen, an den Ganges, den Gondavery, den Cowery, die Khrischna oder auch, wenn er zu weit vom heiligen Flusse wohnt, an den nächsten Pagodenteich getragen. Ist ein Paria dem Tode nahe oder aus Altersschwäche und Krankheit unfähig, für seinen Unterhalt zu sorgen, so tragen ihn seine Söhne oder andere Angehörige in die Dschungel und setzen ihn als Fraß den wilden Tieren aus.

Man legt den Greis auf eine Tragbahre von Zweigen, bedeckt ihn mit Blumen und bringt ihn so an den abgelegenen Ort, den man gewählt hat. Träger und Begleiter singen dabei abwechselnd die Strophen eines Liedes, dessen entsetzlicher Eindruck noch dadurch vermehrt wird, daß der älteste Sohn jedesmal der Vorsänger ist. Nichts schildert drastischer das Elend der Paria und die dadurch bewirkte Lockerung der heiligsten Familienbande:

Der älteste Sohn. Heda! Schmeißt das alte, unnütze Gerippe da vom Strohlager!

Verwandte und Träger. Ho ha! Ke ha! Die Schakals werden diesen Abend ein leckeres Mahl halten.

Der älteste Sohn. Er kann nicht mehr gehen, und wir können es nicht für ihn thun.

Verwandte und Träger. Ho ha! Ke ha! Die Aasgeier werden diesen Abend ein leckeres Mal halten.

Der älteste Sohn. Er kann zu seiner Nahrung im Wald keine Kräuter und Wurzeln mehr suchen, und wir können sie nicht für ihn sammeln.

Verwandte und Träger. Ho ha! Ke ha! Die schwarzen Hühnergeier werden diesen Abend ein leckeres Mal halten.

Der älteste Sohn. Seine Zähne sind verschlissen wie die eines alten Elephanten; er kann nicht mehr essen, und wir können nicht für ihn beißen.

Verwandte und Träger. Ho ha! Ke ha! Die Hyänen werden diesen Abend ein leckeres Mal halten.

Der älteste Sohn. Er kann nicht mehr auf die Kokosnußbäume klettern und auf den Feldern der Vellayers (Bauern) die Früchte stehlen, und wir können nicht mehr für ihn stehlen.

Verwandte und Träger. Ho ha! Ke ha! Die Wölfe werden diesen Abend ein leckeres Mal halten.

Der älteste Sohn. Er kann seinen Krug nicht mehr tragen, um sich Wasser zu holen, und wir können es für ihn nicht tragen.

Verwandte und Träger. Ho ha! Ke ha! Alle Tiere brüllen vor Freude; sie werden diesen Abend ein leckeres Mahl halten.

Der älteste Sohn. Er sieht nicht mehr, er spricht und hört nicht mehr; kann denn ein anderer Mensch für einen Leichnam sehen, sprechen und hören?

Verwandte und Träger. Ho ha! Ke ha! Wenn alle ihren Anteil haben werden, wird für die Würmer nichts übrig bleiben.

Der älteste Sohn. Heda! Schmeißt das alte, unnütze Gerippe hin! Der Bauch der Schakale ist der Kirchhof der Paria!

Verwandte und Träger. Ho ha! Ke ha! Eilt alle herbei, ihr Bewohner der Dschungel, hier habt ihr ein gutes Mal für diesen Abend.

Darauf wird der Greis auf seinem Blätter- und Blumenbette seinem Schicksal überlassen, und die Nacht ist noch nicht verstrichen, so ist schon nichts mehr von dem Unglücklichen übrig geblieben; die wilden Tiere haben sich auf seinen Körper gestürzt, bevor noch der Atem aus ihm entwichen war.

2.

Es ist schwer, in den phantastisch ausgeschmückten Sagen der indischen Götterlehre einen Kern der Wahrheit zu entdecken, und doch enthalten die meisten Lehren manches Goldkorn von Weisheit, das freilich mit den Schlacken des Irrtum so vermengt ist, daß es selber zur Schlacke geworden ist.

Nach den Ansichten der Hindus durchweht ein großer göttlicher Geist, Brim, das Weltall, und die Seele jedes menschlichen Wesens ist ein Tropfen dieses großen Oceans, mit dem sie, wenn sie vollständig gereinigt ist, wieder verbunden werden soll. Diese Wiedervereinigung ist die ewige Seligkeit, auf welche alle mit Hoffnung blicken, welcher aber die Seele des Brahminen am nächsten ist. War der Mensch in seinem Erdenleben gut, so wird seine Seele aufgenommen in Brim; war er böse, so geht sie zu Narok, zur Hölle, kehrt aber, nachdem sie die Höllenstrafe überstanden, zur Erde zurück und nimmt den Körper eines Tieres an. Schritt vor Schritt nähert sie sich wieder dem Menschenkörper, bis sie reif ist, in den Körper eines Brahminen zu kommen, und nur von dem Brahminen aus darf sie wieder zu Brim übergehen. Manchmal haben jedoch die Menschen nicht nötig, erst Brahmine zu werden, nämlich wenn sie an gewissen Orten sterben, die von den Brahminen geheiligt sind. So gehen z. B. reiche Leute alljährlich in großer Zahl nach Benares, um daselbst zu sterben, wobei sie große Summen den Brahminen vermachen. Hierdurch erhält sich diese zweite Stadt Indiens.

Aus Brim, dem ewigen Urgeiste, strömt die Dreieinigkeit aus: Brahma, der Schöpfer, mit seiner Gattin Saraswatti, Wischnu, der Erhalter, mit seiner Gattin Lakschmi, und Schiwa (Mahadeo), der Zerstörer, d. h. das in steter Veränderung immer neu sich gestaltende Leben mit seiner Gattin Parbatti (Parwadi).

Nach dem Volksglauben ist Dschemratsch die richtende Gottheit, welche von den großen Mächten aufgestellt wurde, um das Endurteil der Menschen nach dem Berichte seines Schreibers Tschattergopat zu fällen. Waren die Handlungen der Menschen gut, so rücken ihre Seelen in der nächsten Stufe einen Schritt vorwärts zu dem großen Wesen

Brim; waren sie schlecht, so werden sie zurückgewiesen und müssen, je nachdem die Entscheidung fällt, entweder die Körper von Tieren oder von Menschen niederer Kaste einnehmen. Die eine Mittelstufe ist die schon oben erwähnte Hölle Narok für die Bösen und Baikaut für die Guten, welche daselbst ihr Glück finden, indem sie demjenigen der drei Götter dienen dürfen, dem sie schon auf der Erde sich besonders gewidmet haben. Aber von dieser Mittelstufe müssen sie immer erst auf die Erde zurück, um nochmals ihre Pilgerfahrt zu beginnen.

Es giebt zahlreiche Devs oder gute Geister, deren Haupt Indor ist, und Deits oder böse Geister, die meist in scheußlicher Riesengestalt auftreten. Von diesen niederen Gottheiten, guten und bösen, soll es 333 Millionen geben. Selbst die oberen Götter erscheinen nach ihren vielen Menschwerdungen und Verkörperungen (Inkarnationen) in vielen Gestalten. Wischnu war unter elf verschiedenen Gestalten auf der Erde, Schiwa verwandelte sich siebenmal. Die erste Verwandlung Wischnus war die in einen Fisch.

Brama nämlich war eines Tages entschlafen. Der Riese Hajagriwa (der empörte abtrünnige Menschengeist) hatte die vier Vedas, die von Brama verfaßten Gesetzbücher, geraubt, verschlungen und sich ins Weltmeer verborgen. Wischnu nahm die Gestalt eines Fisches an, rettete die Gesetze und vernichtete so das Reich des Argen. Jede Wandelung hat eine Rettung des Guten aus der Macht des Bösen zur Folge. Alle diese Inkarnationen heißen Autars (Avatar) oder Herabsteigungen. Die Autars von Wischnu sind in zahlreichen populären Gedichten gepriesen, worin die Kriege und Liebschaften des Gottes besungen werden. Nach dem Volksglauben sind alle diese Bücher entweder vom Gott selber verfaßt, oder durch seine göttliche Eingebung, und zwar schon 1000 Jahre vorher, ehe die Ereignisse eintraten. So glauben wenigstens 99 Hundertteile der Hindubevölkerung. Es ist jetzt aber erwiesen, daß die Religionsbücher der Hindu von viel neuerem Datum sind, und z. B. der Maharabatha nicht vor dem Jahr 786 der christlichen Zeitrechnung geschrieben sein kann.

Wenn man die Religion Indiens in ihren äußeren Formen betrachtet, so zeigt sich eine eigentümliche Buntscheckigkeit; sie tritt in jeder Provinz in anderer Gestalt auf und zeigt oft ganz widersprechende Züge. Da, wo das ureinheimische Element vorherrscht, hat die Götterverehrung düstere und grausame Gesichtszüge; überall, wo die tamulische Rasse sich ausgebreitet hat, gewinnt sie ein pompöses, überaus heiteres Äußere. Überall, wo der Hindu herrscht, hat sie in ihren Lehrsätzen eine Erhabenheit und in ihren Gebräuchen eine Weichheit, welche aber durch absurde Anwendung der Gebote der Priester wieder verunziert sind. Besonders in dem Bergland Orissa, das die Grenze zwischen den Präsidentschaften Bengalen und Madras bildet, tritt das ureinheimische Wesen in den schärfsten Zügen auf. Am Gestade dieses Landstriches, welchen die schreckliche Brandung der Küste von Koromandel vor unberufenen Besuchern schützt, erhebt sich die berühmte schwarze Pagode, die vom Fuße bis zum Gipfel mit Skulpturen be-

deckt ist, deren obscöner Charakter selbst in Indien Verwunderung erregt. Ein wenig südlicher, angelehnt an Wälder von üppigster Vegetation, befindet sich der noch berühmtere Tempel der Dschaggernath. Er breitet sich auf einem weiten, von Mauern umschlossenen viereckigen Platze aus. Man tritt durch ein riesig hohes Thor in die Ringmauer ein; eine breite Treppe führt auf eine Terrasse von 135 Quadratmeter, und auf dieser Plattform ist die große Pagode aufgeführt, welche sich ungefähr 60 Meter über dem Boden erhebt. Die Hauptgottheit, die man an diesem Orte anbetet, ist Krischna, eine der Inkarnationen Wischnus. Zu gleicher Zeit betet man dort den Schiwa, seine Gemahlin und Schwester Salhadra (ein anderer Name Kalis) an. Die drei Götzenbilder, welche diese Gottheiten darstellen, sind zwei Meter hohe Holzblöcke mit einer häßlichen Menschenfigur darauf. Der Block Krischnas ist blau, der Schiwas weiß, der Salhadras gelb bemalt. Alle drei werden auf grob gearbeiteten Wagen gezogen. Der Wagen Dschaggernaths oder Krischnas hat einen Flächenraum von 28 Quadratmeter und ist 15 Meter hoch; er steht auf sechzehn Rädern. Zwölf große Feste werden im Laufe des Jahres unter den Gewölben dieses Tempels gefeiert. Das Hauptfest ist das Rathdschatra, das stets im Frühjahr abgehalten wird. Man führt dabei die Götzenbilder auf ihren Wagen herum; tausend Männer, Weiber und Kinder ziehen sie mit Stricken, und Brahminen begleiten sie mit Gesängen und Herplappern von Stellen der heiligen Bücher. Andächtige kommen aus weiter Ferne zu diesen Feierlichkeiten; oft sterben die Wallfahrer infolge der Reisestrapazen. Ehedem suchten Fanatiker den Tod, indem sie sich unter die Räder des Wagens Dschaggernaths stürzten; die Menschlichkeit der englischen Regierung hat indessen diesem barbarischen Gebrauch Einhalt gethan.

Bluntschli, Baumgarten und Grube.

3. Bombay.

Die Stadt **Bombay**, einer der größten Handelsplätze Ostindiens sowohl wie eine der wichtigsten und wertvollsten Besitzungen Englands daselbst, liegt auf einer Insel gleichen Namens, welche durch einen schmalen Meeresarm von dem Festlande getrennt ist.

Am Fuß des **Ghatsgebirges**, in einer schmalen Ebene, erstreckt sich die schöne Stadt Bombay von Norden nach Süden und spiegelt ihre weißen Gebäude mit den roten Dächern, ihre Gärten und Parkanlagen in den blauen Wellen des sonnigen Meeres. Innerhalb ihrer Straßen macht dieselbe einen fast durchweg europäischen Eindruck, man sieht die vierstöckigen Gebäude Londons und anderer großen Städte, italienische Villen und deutsche Bürgerhäuser in langen, wohlgeordneten Reihen, allerdings mehr oder weniger mit luftigen Veranden von leichtem Holzgitterwerk umgeben, welche den Häusern einen südlichen Charakter verleihen. Auf diese Weise erscheinen die Straßenpforten voll vorspringender, balkonartiger Anbauten in den verschiedensten Stilen, welche von Stockwerk zu Stockwerk emporsteigen und deren weit überhangende Dächer den Straßen angenehmen Schatten verleihen.

Von dem nördlichen Teile der Stadt, Byculla, führt eine breite, gerade Straße durch den mittleren, das eigentliche Bombay, nach dem südlichen Teil, der durch einen freien Platz von Bombay getrennt ist und einfach „das Fort“ genannt wird, nach den in früheren Jahrhunderten von der Compagnie hier angelegten, aber schon längst nicht mehr vorhandenen Festungswerken. Eine englische Meile entfernt liegt bei sogenannte schwarze Stadt, deren armselige, mit Palmblättern gedeckte Hütten ausschließlich von Hindus bewohnt werden. Diese vier Stadtteile beherbergen zusammen eine Einwohnerzahl von nahezu 1½ Mill., bestehend fast aus allen Völkern Asiens und Europas.

Mit einem Blick auf die belebten Straßen während einer Minute am Ufer des herrlichen Apollohafens, von dem er das mastenreiche Bild der völkerverbindenden großen Schiffe zwischen indischen Prows und der Legion Canoes und Mietsbooten überschaut, sieht der Fremde die handeltreibenden Völker des ganzen Asiens sowohl wie die Seefahrer und Kaufleute aller europäischen Nationen. Zunächst fallen die gravitätischen Gestalten der Perser in die Augen, bleiche, schwarzbärtige Herren mit bunten, bis unter die Knie geschlossenen, langen, anschließenden Röcken und nach hinten sitzenden, walzenförmigen, oben platten, glänzenden Kopfbedeckungen. Sie sind die Handesfürsten unter den westasiatischen Völkern und tragen das Gefühl der Überlegenheit offen auf ihren vornehmen, schönen Gesichtern. Eben so häufig sieht man die Armenier in ihrer bekannten Tracht, schlaue Gesellen von meist jüdischer Gesichtsbildung. Ernste Araber in weißen wallenden Talaren und weißem Turban schreiten stolz durch die Menge, in Verachtung aller Ungläubigen, und daher im Handel nicht selten durch die letzteren übervorteilt; sie sind meistens Schiffsherren; emsige Chinesen mit den unvermeidlichen blauen Gewändern, den weißbesohlten schwarzen Schuhen, dem langen Zopf und dem im Genick steckenden Fächer; Neger in der Kleidung von Gentlemen, Seefahrern oder Policemen; deutsche, holländische, englische, portugiesische Kaufleute und Schiffer, — alle diese Nationalitäten verleihen jeder Scene in den Straßen und am Hafen einen höchst interessanten Charakter. Zahllose Sessel von Bambus, von Eingeborenen getragen, durchkreuzen die Straßen und Plätze; in jedem Hause werden einige solche gehalten, auch mietet man dieselben für wenige Ana auf der Straße, da jeder, der den geringen Mietzins erschwingen kann, in Bombay sowohl wie in allen andern Orten dieses Landes, so wenig als möglich zu laufen geneigt ist. Neben Mietsfuhrwerken erscheinen vornehmlich in den Abendstunden auf den Straßen und Promenaden prächtige, offene Karossen mit weißen, gelben und braunen Ladys, alle in reicher, moderner Tracht, auf Bock und Tritt der Karosse drei uniformierte Diener, — ein Anblick, wie ihn Regent Street, der Broadway und die „Linden“ bieten, nur in etwas mehr Schattierungen.

Am wenigsten hervortretend ist die eingeborene, indische Bevölkerung der Stadt, obschon nicht am wenigsten interessant. Es liegt nicht in dem Wesen dieser stillen Menschen, mit all den nach so mannigfachen

Zielen strebenden, lärmenden, selbstsüchtigen Leuten gleichen Schritt halten zu wollen, sie kennen keinen Ehrgeiz, keine Bedürfnisse, sie haben keine Leidenschaften, aber auch keine Tugenden, — sie sind vollständig gleichgültig. Am liebsten kauern sie im Schatten, rauchen den Hobbel-Bobbel und kauen Betel, überlassen sich einer trägen Beschaulichkeit und lauschen dem eintönigen Schnarren der großen Heuschrecken, welche sie, wie wir Kanarienvögel, in kleinen Käfigen von Bambus halten und füttern.

„Es ist besser zu sitzen als zu stehen, besser zu liegen als zu sitzen, besser zu schlafen als zu wachen, aber der Tod ist besser als alles," sagt ein alter indischer Schriftsteller, und dieser noch heute von den Hindus gern gebrauchte Spruch bezeichnet passend ihren Charakter, ihre Sitten und Neigungen.

Die Männer sind meist lang und schlank, mit schönen Köpfen, aber schmalen Schultern; in einigen indischen Regimentern sah ich zuweilen auffallend schöne, männliche Gestalten, die indessen trotz der schönen grünen Uniform und dem blanken Waffenschmuck keineswegs einen großartigen Eindruck machten: die eingesunkene Brust, die schwermütigen Augen kennzeichneten sie als Kinder des schwächsten Volkes, der entnervtesten Rasse Asiens, vielleicht des ganzen Erdballs. Der Grund dieser körperlichen und geistigen Verkommenheit liegt in dem dumpfen Drucke ihrer Religion, in dem starren, wahnwitzigen Eigensinn und in der Gewalt ihrer Brahmanen.

A. Mauer.

4. Benares.

Im Herzen Hindostans, am hohen Ufer des majestätischen Ganges, prangt **Benares** in paradiesischer Gegend. Schon die äußere Erscheinung der heiligen Stadt ist sonderbar und ganz abweichend von einer gewöhnlichen. Wie Flammen entsteigen eine Menge vergoldeter Türme einem unermeßlichen Durcheinander von Häusern und Palmen. Kein Europäer, aber alle Völker des Orients haben sich hier versammelt. Du siehst kein weites Thor, das dich in breite Straßen führe; durch eine hohe, enge und düstere Pforte trittst du in schmale, vielfach sich windende, dunkle und vollgepfropfte Gassen, die so eng sind, daß zwei Palankinträger (Sänftenträger) kaum einander ausweichen können. Die Häuser, gemeiniglich niedrig durch ganz Indien, sind hoch und haben hier drei bis sechs Stockwerke; denn der Raum in **Benares** ist beschränkt und sein Wert unglaublich groß. Alle Häuser sind massiv und verziert mit Verandas, mit Galerieen, indischen und maurischen Fensterstöcken, mit Vorsprüngen und breitem, überhängendem, künstlich ausgezacktem Dachwerke, und bemalt sind alle Wände mit einem Gewimmel von Menschen, Stieren, Elefanten, Göttern und Göttinnen, hundertköpfigen und hundertarmigen Fratzen im groteskesten Wechsel und in den lebhaftesten Farben. Weiter ziehst du, und durch eine zweite Pforte betrittst du einen inneren Stadtteil. Hier reiht sich Tempel an Tempel, Pagode an Pagode. Wandelnde Betstühle ohne Zahl, mit Götzenfiguren bemalt und mit

Palmenzweigen behangen, verengen den ohnedies schon so engen Weg noch mehr, und eine Unsumme von feisten Stieren, groß und klein, spazieren stolz und genügsam mit der Miene der Herren umher, oder versperren dir, quer über die Gasse gelagert, den Weg. Das Gebot des Schöpfers, das den Menschen zum Könige einsetzt über die Tiere, dünkt dir hier in umgekehrter Geltung, wenn du Menschen gewahrst, welche knieend die Bestien mit Blumen schmücken und siehst wie dein eigener Diener sich ehrerbietig zu dem wiederkäuenden Stiere herabneigt, ihn zart und schmeichelnd zum Aufstehen zu vermögen. Wehe dir, wenn es dir einfiele, durch einen Stoß oder Tritt die Operation zu beschleunigen, die fanatische Bevölkerung würde dich zerreißen!

Hat deine Geduld dies überwunden, so betrittst du eine andere Pforte, und eine härtere Prüfung steht dir bevor. Die Ochsen des Siwa sind verschwunden; aber an ihrer Stelle springen und klettern unzählbare Affen, lauter Affenweibchen, dem Gotte Hunimanna, jenem Affen heilig, der für Râmah das Reich des Glaubens durch die Eroberung Ceylons erweiterte. Trotz seiner Heiligkeit hat dieses Völkchen seine diebische und neckende Natur nicht geändert. Sie klettern auf allen Dächern und an allen Fenstern umher, und vor ihren zerzausenden und mausenden Krallen ist nichts sicher. Keinen Augenblick lassen sie dich in Ruhe. Bald langen sie aus dem Schnörkelwerke der Hausverzierungen heraus, dich zu rupfen; bald siehst du sie in alle Obst- und Konfektläden ihre frechen Hände ungestraft strecken, und wenn du etwas essen magst, so sei gefaßt, daß sie dir den Bissen vom Munde wegreißen. Aber wehe, wenn du sie mit Schlägen abwehren wolltest! Wie anderwärts, ist auch hier die Geduld die einzige erlaubte Waffe gegen eine privilegierte Spitzbubengesellschaft, und du kommst am besten davon, wenn du, das Unabwendbare ertragend, gelassen deines Weges ziehst.

Auf die impertinenten Affen folgen in der Reihe der Geduldübungen die Fakirs, die hinter kleinen Krambuden mit Götzenbildern einen unerträglichen Lärm mit mißtönenden Instrumenten machen, die ganz eigentümlich dazu verfertigt zu sein scheinen, die Vorübergehenden zu betäuben. Zwischen den Fakirbuden an beiden Seiten der Gassen sind die Kranken und Krüppel beider Geschlechter gereiht, alle vom ekelhaftesten Aussehen und in den abscheulichsten Stellungen. Ihr pestartiger Geruch umnebelt die Sinne der Vorübergehenden, Schwärme von Bettlern umkreisen dich bei jedem Tritte und das unaufhörliche Geschrei: Aga Saib, Tobi Saib! (Herr! gieb Almosen, gieb zu essen!) mit dem Jammern und Heulen der Kranken möchten einen zur Verzweiflung bringen. Auffallend groß ist die Menge der Aussätzigen und jener unglücklichen Fanatiker, welche Jahre lang unbeweglich in einer gewissen Stellung verharren, bis alle Glieder in derselben versteifen und absterben. Hier siehst du Menschen mit ausgereckten Armen und geballten Fäusten, denen die Nägel durch die Hand gewachsen sind. Andere halten die Augen fest geschlossen, bis sie zusammenschwären, und noch andere stehen auf Klötzen mit eisernen Stacheln, die ihnen durch die Füße gewachsen sind und bei der geringsten Bewegung die entsetzlichsten

Schmerzen verursachen. Vergebens beginnst du Almosen auszuteilen. Es ist Öl ins Feuer, ein Tropfen ins Meer!

So ist der erste Eindruck, so der Willkommen, der dem Fremden wird, wenn er die heilige Stadt Hindostans beschreitet, „diesen Lotus der Welt, die abgeschlossene Stadt der Erde, auf der Spitze des Dreizacks Siwas erbaut, den Ort, den alle segnen und preisen, den Ort, wo es genügt, zu sterben, um selig zu werden, wenn man nur mildthätig gegen die armen Brahmanen ist.“ Diese letztere Bedingung liefert den Schlüssel zum tollen Rätsel. Sie ist's, welche die Zehntausende von geistlichen Bettlern aus allen Teilen Indiens hierher zieht, und jenes Versprechen ewiger Seligkeit erklärt es, daß so viele reiche Leute am Abende ihrer Tage hier zusammenströmen, die der Welt überdrüssig und von ihren Freuden gesättigt sind. Zu ihnen gesellen sich abgesetzte Fürsten, verabschiedete Minister, indische Könige, große Verbrecher, die das Gesetz nicht erreichen kann, Menschen, die Gewissensbisse herführen, um ihre Seele zu reinigen, oder welche die Langeweile, die sie quält, in der Teilnahme an den prunkenden Festen Brahmas zu ertöten gedenken. Unglaublich groß ist die Summe, welche der Reichtum hier durch Almosengeben verschwendet. Sie beträgt weit mehr als die gesamten Steuern Hindostans.

Die Tempel der Hindus machen, vermöge ihrer mannigfachen und leichten Formen, meistens einen sehr gefälligen Eindruck. Die schönsten und größten stehen an den Ufern des Ganges, und ihre vergoldeten Kuppeln gewähren von der anderen Seite des Stromes einen imposanten Anblick. Gemeiniglich schließen die Tempelgebäude einen innern Hof ein, einen Aufenthalt von Stieren des Siwa. Diese dreisten Tiere laufen auf jeden Eintretenden zu, um ihre gewöhnliche Gabe von Mais oder Zuckerbrot zu empfangen. Erhalten sie solche nicht sogleich, so schnuppern sie die Taschen aus und erlauben sich wohl auch, mit ihren Hörnern ihre Almosenforderungen zu unterstützen. Rund um die Tempelhöfe laufen Kreuzgänge wie in unsern Klöstern, die angefüllt sind mit Büßenden, alle nackt vom Kopf bis zu den Füßen. Sie schreien beständig: Ram! Ram! in gellenden, monotonen Klagetönen, daß einem die Ohren zerspringen möchten. Alle Tempel haben eine Krypta — ein unterirdisches Gewölbe mit Götzenbildern und Bad, — in welche durch Stollen das Wasser des heiligen Flusses geleitet wird. Hier verrichten die Andächtigen Fußwaschungen. An verschiedenen Stellen in den Pagoden hängen kupferne Schalen, in welche die Opfer niedergelegt werden. Auch Gefäße mit geweihtem Wasser des Ganges sind an den Pforten der Tempelhallen angebracht.

Daß an diesem Orte der religiöse Wahnsinn die gräßlichsten seiner Mysterien feierte, ist erklärlich. Das Selbst-Verbrennen der Weiber nach dem Tode ihrer Männer war hier häufiger, als irgendwo, und erst in den letzten Jahrzehnten hat der in die Massen gedrungene Strahl europäischer Aufklärung sowie das Verbot der englischen Regierung die Zahl dieser Selbstopfer gemindert. Merkwürdig und weit größer noch ist die Anzahl derer, die sich hier ertränken, und keine Stelle des

Stromes ist in dieser Beziehung berüchtigter als die vor der großen Pagode zu Benares. Große Scharen von Pilgern, oft aus den entlegensten, Hunderte von Kilometern entfernten Provinzen kommen alljährlich einzig zu dem Zwecke hierher, um ihrem Leben in den Fluten des heiligen Stromes ein Ziel zu setzen und ihre Seele dadurch zu retten. Die Ertränkungsweise ist eine ganz eigentümliche und folgende: Zwei am Boden durchlöcherte Thongefäße (sogenannte Ketschrie-Vasen) werden unter jedem Arme befestigt. Also gerüstet, stürzt sich das Opfer in den Strom an einer sehr tiefen Stelle, und von den hohlen Gefäßen getragen, läßt es sich treiben. Es stimmt eine Hymne an, bis nach und nach die Töpfe sich füllen und der fromme Sänger in den Fluten auf immer verschwindet. Die britische Regierung hat vergeblich alle Mittel der Aufklärung erschöpft, um diese furchtbar zahlreichen Selbstmorde zu verhindern; aber alles, was sie bis jetzt erreicht hat, ist, daß die Ersäufungen nicht mehr bei Tage, sondern in der Nacht, oder in einiger Entfernung von der Stadt, an anderen zu diesem Zwecke von den Priestern (den legalen Erben aller solcher Fanatiker!) geweihten Stromstellen stattfinden. Was vermögen auch Polizeimaßregeln gegen den Fanatismus von Menschen, die die Strapazen einer Reise von 700 km zur Ausführung eines solchen Vorsatzes unternehmen? Nur äußerst langsam kann die Aufklärung das lügnerische und gotteslästerliche Joch zerbrechen, das eine habsüchtige Priesterkaste, voll Heuchelei und List, vom Himmel herabsteigen ließ, und das Labyrinth von schauderhaften Irrtümern zerstören, in welchem ein Religionsdespotismus, raffinierter als alle anderen, diese armen Völker verstrickt hält.

Benares enthält auch die Hochschulen der brahmanischen Weisheit, unter denen sich das berühmte Widalaja auszeichnet, die Vorbereitungsanstalt für höhere Priester. Das Lokal ist ein großes, in zwei Höfe abgeteiltes Gebäude, dessen untern Stock Säulenhallen bilden, die nach den Höfen hin sich öffnen. Man zählt zweihundert Zöglinge, denen zehn Lehrer vorstehen. Heilige Litteratur und Sanskrit, Sternkunde und Sterndeuterei sind die Hauptzweige des Unterrichts. Die alte orthodoxe Lehre vom brahmanischen Weltsysteme, von den acht Welten und sieben Oceanen, ist seit ein paar Jahrhunderten verdrängt worden von der Lehre des Ptolemäus; aber an dieser halten sie fest, und es ist wunderbar zu hören, mit welcher Salbung die Lehrer ihren Zöglingen begreiflich machen, wie die Sonne täglich ihren Weg um die Erde mache und sich durch den Tierkreis bewege. Vergeblich bestrebte sich die englische Regierung, diese veralteten Irrtümer vom indischen Katheder zu entfernen und des Kopernikus Lehre an ihre Stelle zu bringen. Man widersetzte sich ihr, weil sie im Widerstreite sei mit ihren religiösen Meinungen.

Benares ist nicht allein die heilige Stadt Hindostans, sondern auch die Hauptstadt der indischen Industrie und ihr reichster Markt. In seinen Bazars sind aufgehäuft die kostbaren Shawls des Nordens, die Diamanten des Südens, die Musseline von Dekan und der inneren Provinzen, die unzähligen Seidenwaren, die schönsten Wollen- und

Baumwollenstoffe des ganzen Orients. Bis hierher strömen die englischen Manufakturwaren und kostbaren Waffen und Goldschmiedearbeiten.

Die Bevölkerung beträgt nach zuverlässigen Nachrichten etwa 200 000 Seelen, und dieses scheint nicht übertrieben, wenn man die Häuserzahl (über 30 000, wovon mehr als 12 000 massiv aus Stein gebaut sind), die Höhe und Geräumigkeit derselben und deren notorische Übervölkerung berücksichtigt. Doch ist das Wohnen, trotz aller Gründe für die Meinung des Gegenteils, nicht ungesund in Benares, und von eigentlichen Epidemieen hört man selten etwas. In der ganzen Stadt befindet sich nur ein einziger offener Platz, und der ist nicht groß und verdient kaum den Namen eines Marktes.

Die Stadt ist in sechzig Quartiere abgeteilt, und jedes derselben hat sein besonderes Thor, das abends geschlossen wird. Musterhaft, und dies schon lange vor den Zeiten der britischen Herrschaft, ist die Handhabung der Sicherheitspolizei, die einem eigenen, gut disciplinierten Corps Polizeisoldaten und einer achtbaren Bürgergarde anvertraut ist, welche letztere von der Einwohnerschaft gewählt wird. Daher kommt es, daß trotz den 150 000 Fremden, Pilgern, Bettlern und Landstreichern, worunter oft 20 000 bewaffnete, raublustige Maratten sich befinden, vergleichsweise nur wenig Morde und gewaltsame Diebstähle vorfallen.

Nach einer nicht genug zu preisenden weisen Politik der englischen Regierung enthält sich diese im ganzen aller Einmischung in die religiösen Angelegenheiten der indischen Völker, welche ihrem Scepter gehorchen, und auch die selbständige Ausbildung des Gemeindelebens befördert sie auf diese Weise. Dadurch hat sie dem Hasse der Priester den Stachel genommen und sich die Treue und Anhänglichkeit aller Rechtlichen gesichert. Ohne Zweifel wird es noch lange dauern, ehe Britanniens großes Kulturwerk in Indien zur Vollendung kommt; lange Zeit wird es haben, ehe eine gleiche Bewegung der Neugesittung sich durch den ungeheuren und aus so sehr verschiedenen Teilen zusammengesetzten Körper seines Reiches in Asien verbreitet. J. Meyer.

5. Bangkok.

In der ungemein wasserreichen Niederung des Menamflusses, der Siam von den Gebirgen im Norden her durchströmt, bis er sich, in verschiedene Arme geteilt, in den siamesischen Golf ergießt, liegt fünf oder sechs Meilen von der Mündung entfernt die Hauptstadt des Landes, Bangkok. Natürliche und künstliche Kanäle, die alle aus dem Menam gespeist werden, durchziehen die weit ausgedehnte Stadt nach allen Richtungen, die man auch aus diesem Grunde wohl das Venedig Asiens nennt. Aber nur aus diesem Grunde allein hat es einige Ähnlichkeit mit der absterbenden Lagunenkönigin an der Adria. Bangkok heißt die Stadt der Gärten, ein Name, den sie mit größtem Recht verdient. Alle die kleinen Inseln und Eilande, welche im Hauptstrome liegen oder an den Ufern unzählige Wasserläufe von diesem trennen, prangen in einer Vegetation von unbeschreiblicher Schönheit. Schlanke Palmen

spiegeln zu Tausenden ihre zierlichen Blätterkronen in dem rasch dahinströmenden Gewässer. Hoch in die balsamhauchende Luft strecken sich die Bambusgebüsche mit ihren feingefiederten Spitzen; breit und saftig schwellen Bananen ihre kräftigen, saftgrünen Blätter und umschließen die leichte Hütte des Armen, wie den geräumigen Palast der Großen des Reiches mit dichten, undurchdringlichen Hecken als natürliche Mauern. Noch über diese anmutigen Kinder einer paradiesischen Natur ragen die stolzen Werke der Menschheit. Tempel mit hochgezogenen Kuppeln und kleinen Türmchen, von verschnörkelten Obelisken gekrönt, geben der Landschaft einen unsagbar poetischen Reiz. Pyramidenförmig bauen sich die Dächer zahlreicher Paläste hoch empor. In vielfachen Absätzen werden die schrägen Dachflächen von niedrigen, senkrechten Wänden unterbrochen. Reiche Vergoldung und glänzende Porzellanverzierungen in zierlichen, geschmackvollen Mustern lassen Einförmigkeit in Form und Farbe gar nicht aufkommen. Die ganze Stadt schwimmt in einer Farbenpracht, wie sie nur unter der Tropensonne sich entwickeln kann. Hier erst empfindet man ganz die zauberische Poesie des südlichen Asiens. Eine gütige Schöpfung überschüttete das Land verschwenderisch mit ihren schönsten Gaben und stattete die Menschheit mit dem phantastischen Geiste aus, der aus den kostbarsten Materialien seine Werke schuf, vor denen auch der kaltblütige Nordländer schweigend staunt. Das so oft erträumte Indien mit seiner verschwenderischen Pracht, wie sie kein Künstler wiederzugeben vermag, hier liegt es greifbar vor den vom Schauen trunkenen Augen voller Leben und Bewegung. Leise rauscht eine erquickende Brise durch die blütenbesäeten Baumkronen; über die blumigen Plätze und glitzernden Wasserflächen zittern die goldenen Strahlen einer schöneren Sonne Lebhaft und geschäftig wie Ameisen tummeln sich die braunglänzenden Menschen, nur mit buntgestreiftem Hüften- und Schultertuch bekleidet, an dem sonnigen Gestade; sie scheinen von der Tropenglut nicht berührt zu werden, die uns den Schweiß aus allen Poren treibt.

Die schimmernden Wasserflächen zwischen den baumbeschatteten Inseln wimmeln von Fahrzeugen aller Art. Am zahlreichsten sind die hier als allgemeines Transportmittel benutzten Canots, mit dem Häuschen in der Mitte, vertreten. Das sind die Gondeln des asiatischen Venedigs. Der heiter lächelnden Umgebung angepaßt, glänzen auch sie im reichsten Farbenschmucke. Auf dem etwas erhöhten Hinterteile steht der braungelbe Fährmann mit weißem, dickbuschigem Turban, den bunten Sarong (Hüftentuch) um die Hüften geschlungen, und führt mittels einfachen Stechruders das kleine Fahrzeug über die strudelnd dahinrauschenden Gewässer. Geschickt weiß er die Vorteile zu benutzen, die die rasche Strömung des Wassers ihm bietet, und mit ruhiger, selbstbewußter Sicherheit weicht er gefährlichen Stellen und ihm begegnenden Fahrzeugen aus, ohne auch nur die geringste Hast in der Handhabung seines Ruders zu zeigen.

Fast alle Völkerschaften des südlichen Asiens in ihren hundertfach verschiedenen Kostümen, die bei einigen fast zu nichts zusammenschrumpfen,

haben hier ihre Vertreter. Neben dem Siamesen und Malayen glänzen die in den ostasiatischen Ländern nie fehlenden Söhne aus dem Reiche der blumigen Mitte durch zahlreiche Beteiligung an diesem Rendezvous der Völkerschaften. Durch den lang herunterhängenden Zopf und durch das Tragen von Schuhen unterscheiden sie sich von den meisten andern Nationen, die ihre natürlichen Sohlen in dem feinen Sand der Straße abdrücken. Die Eingeborenen gehen, mit Ausnahme der Standespersonen von fürstlichem Range, barfuß. Selbst Zollbeamte in Uniformröcken von europäischem Schnitt und mit einem großen metallenen Schilde auf der Brust, das ihre Würde kennzeichnet, verschmähen jede Bekleidung der unteren Extremitäten von den Knieen abwärts. Die Organe der Regierung weisen überhaupt recht bemerkbare Spuren davon auf, daß sie von der europäischen Kultur angehaucht sind. Außer der oft lächerlichen Nachahmung europäischer Sitten und Bekleidung, die die königliche Regierung ihren Vertretern anbefohlen, bemerkt man sowohl in der Civilverwaltung, als auch besonders beim Militär recht viele Europäer, die aber nur die höheren Würden bekleiden. Ein Teil der Marine ist vollständig europäisch eingerichtet. Gute Kriegsschiffe mit europäischen Kommandeuren und Offizieren scheinen auch dem siamesischen Herrscher besser zu gefallen, als die antiken Dschonken, die mehr durch bunte Bemalung und phantastische Bauart, als durch Seetüchtigkeit glänzen. Im Hafen, der inmitten der Stadt im Hauptstrome liegt, lagern die Kriegsschiffe mit der Elephantenflagge aus der älteren und neuesten Ära in süßer Eintracht nebeneinander. Der weite Raum des vorzüglichen Hafens bietet außerdem noch zahlreichen Schiffen verschiedener Flagge genugsam Platz. Die Anwesenheit so vieler Segler und Dampfer beweist am besten, welcher Bedeutung Bangkok in kommerzieller Beziehung sich zu erfreuen hat.

Wo die Stadt am unteren Laufe des Stromes ihr Ende erreicht, ist auf den ersten Blick kaum festzustellen. Zwar bilden Zickzackmauern, mit zahlreichen Wachttürmen besetzt, eine schützende Grenze; aber alle die Werke sind so mit dem üppig wuchernden Grün überwachsen, daß die Kunstbauten fast vollständig unsichtbar werden und die sorgsam gepflegten Gefilde sich ununterbrochen auszudehnen scheinen, bis in weiter Ferne an ihre Stelle der dichte Urwald tritt. Dasselbe gilt von dem Saume des Stromes außerhalb der Stadt. Im üppigsten Pflanzenwuchs prangen die Ufer des Hauptstromes, der, etwa 2000 m breit, seine Wassermassen dem Golfe zuwälzt. Unterhalb der Stadt liegen verschiedene Etablissements von bedeutendem Umfange, Dampfmühlen zum Enthülsen von Reis, der massenhaft nach Europa und China ausgeführt wird. Die hohen, eisernen Schornsteine auf den weitläufigen Holzgebäuden, deren Wände und Dächer mit Wellzinkblech bekleidet sind, passen in malerischer Hinsicht zwar nicht sehr in diese Tropenlandschaft, aber sie beweisen uns, wie die Reichtümer der gesegneten Lande gleich an Ort und Stelle durch die mächtigen Helfer abendländischer Kultur, die Dampfmaschinen, für den großen Welthandel zubereitet werden.

Durch feste Bollwerke und sonstige Stromregulierungen wird es den ladenden Schiffen ermöglicht, dicht am Lande anzulegen; die Arbeiter, meist Chinesen, bringen die Reissäcke aus der Mühle und werfen sie in den Schiffsraum, wo andere bereit stehen, die Ballen fest zu verpacken. Weiter unterhalb der Dampfmühlen laden die Schiffe die kostbaren Produkte der Tropenwälder, hauptsächlich Teakholz, ein zwar teures, aber sehr gesuchtes Schiffsbaumaterial von außerordentlicher Festigkeit, aus dem die schnellsegelnden Klipper und auch der Innenbau der Kriegsschiffe hergestellt wird; außen werden dieselben dann mit den Panzerplatten bekleidet. Die landesüblichen Transporttiere sind Elephanten, die paarweise so nebeneinander gefesselt werden, daß die langen Balken zwischen ihnen in starken Gurten aufgestapelt werden können. Von dem auf ihrem Nacken sitzenden Treiber werden die Tiere mit ihrer schweren Bürde bis dicht an das Bollwerk geführt. Ein hoher Drehkran nimmt die Balken einzeln auf und befördert sie direkt in den Schiffsraum, der zu diesem Zwecke am Bug in der Schiffswand eine Öffnung hat, durch welche die Hölzer, die ihrer Länge wegen nicht durch die Ladeluke auf dem Deck eingeladen werden können, wagerecht eingeführt werden. Daß durch alle diese Erleichterungen der Arbeit viele Zeit und Mühe erspart wird, ist leicht verständlich.

Die Fischer und Uferbauern wohnen meist auf Flößen mit daraufgebauter Bambushütte oder in ebensolchen Häusern, die auf hohen Pfahlrost thronen, inmitten des Uferwaldes und an den Seiten eines festen Dammes, der von den oben beschriebenen Hafenanlagen durch das sumpfige Land nach der Stadt führt. Zu den Häusern hinauf gelangt man auf einer Leiter, die, nur aus einem einzigen Baum mit Quersprossen hergestellt, viel Ähnlichkeit mit unsern Hühnerleitern hat. Sie ist leicht genug, um von den Bewohnern zur Nachtzeit in die Höhe gezogen zu werden, damit dieselben von unliebsamen Besuchern der Tierwelt verschont bleiben. Die Dschungels, die meilenweit die Gegend bedecken, wimmeln von Tigern, Panthern und kleineren Raubtieren. Affen in mannigfachen Arten treiben ihr pöbelhaftes Spiel in den Baumkronen und stören durch ihre widerwärtige Vokalmusik die Ruhe der Schlafenden bis spät in die Nacht hinein. Naht sich dann der Tyrann der Wälder, um in des Stromes kühlen Fluten seine heiße, schlaffe Zunge zu kühlen, so werden die Gassenjungen der Tropen plötzlich mäuschenstill. Verschwindet der Gefürchtete dann wieder im Innern seines Jagdgebietes, geht der Spektakel von neuem los; die Schlingel sind eben unverbesserlich. Moskitos, die zu Milliarden den Sümpfen entsteigen, wenn die Sonne sich gesenkt hat, werden für den Schlafsuchenden noch unbequemer. Ohne das schützende Musselinnetz, das man vorher mittels Cigarrendampfes gründlich ausgeräuchert hat, würde man vergeblich die ersehnte Ruhe suchen. Das alles sind aber Unbequemlichkeiten, die man in den Tropenländern fast überall mit in den Kauf nehmen muß. Wer unter Palmen wandeln will, muß sich eben an solche Kleinigkeiten gewöhnen. Lay.

6. Ceylon.

1. Die Insel Ceylon. — 2. Die Perlenfischerei auf Ceylon.

1.

Wir liefen langsam in den durch Klippen eingeschlossenen Hafen von Point de Galle an der Südspitze der Insel ein. Wie herrlich prangten die dichten Palmenwälder; wie schön stach die weiß aufschäumende Brandung an den schwarzen Klippen gegen ihr tiefes Grün ab. Bald war unser Schiff von Haufen kleiner, aus Baumstämmen zusammengebundener Kähne umgeben. Das Boot des Gouverneurs von Galle erschien, wir stiegen ein, und von zehn rotbehosten Ruderern beflügelt, flog es unter abscheulichem Gesange durch die Brandung rasch dem Ufer zu.

Glühend schien die Sonne, und die aromatischen Düfte der Gewürzinsel trieben in dicken Wolken auf uns zu. Aus leichter Seeluft in diese schwere, mit Blumenduft erfüllte Gewächshausluft versetzt, fühlte ich mich fast in der Lage eines von einer Krankheit Genesenen, der an einem warmen Frühlingstage zum erstenmale in einen schönen Garten tritt.

Ein großes Gedränge von Eingeborenen in allen möglichen Kostümen empfing uns am Ufer, voran die Hauptleute mit großen Musselintellerhüten, die weiten weißen Gewänder über dem Bauche unter einem breiten Goldgürtel zusammengestopft. Die Leute der höheren Kasten zeichnen sich durch ein kurzes holländisches Jäckchen und ein großes, wie ein Unterrock aussehendes, um die Beine geschlagenes ostindisches Taschentuch aus. Der große Kamm vom feinsten Schildpatt hielt die über dem Kopfe sauber zurückgekämmten Haare, welche nach Weiberart in einen Zopf geflochten waren. — Wir drängten uns, von allen Seiten angestaunt, mit Mühe hindurch und erreichten das alte holländische, vom Moose grüne Thor und diesem gegenüber den Ort unserer Bestimmung, ein offenes einstöckiges, von einer luftigen Veranda umgebenes Gebäude altertümlichen Aussehens, mit der Jahreszahl 1687 über dem Eingange. Es war das Königin-Haus oder Regierungsgebäude. Das Innere enthielt große, mit Steinen gepflasterte Räume, von denen drei für uns bestimmt waren.

Ein Blick in den Hofraum lockte uns bald aus dem luftigen, offenen Quartiere ins Freie. Welche Pracht von roten und gelben Hibiscus, welcher dichte schöne Sammetrasen, wie ich ihn seit England nirgends sah. Hier die prächtige Plumiera mit dem frappanten süßen Geruch, dort ragten Bananen von riesiger Höhe, Papay- und Brotfruchtbäume über die Mauer. Wir stiegen eine von ewig warmer Feuchtigkeit grüne Treppe in den 20 Fuß tiefer liegenden Baumgarten, eine von unzähligen Tieren belebte Wildnis, hinab. Zwischen dem hohen Grase, das von den langschwänzigen grünen Eidechsen wimmelte, glänzten blaue Schlingpflanzen von wunderbarer Schönheit und eine Menge rotblühender Balsaminen.

In dem dichten Schatten, den die ungeheuren Blättermassen werfen, herrscht eine Dampfatmosphäre, für Skorpione und Schlangen äußerst erwünscht. Eine schlanke braune Eidechse mit dreieckigem Kopf schlüpfte zwischen den Zweigen umher, und eine große Art Holzwespe erfüllte die heiße Luft mit ihrem brausenden Summen. Krähen, viel häßlicher schreiend als die unsrigen, saßen auf allen Bäumen und sahen mit Neugier und Unverschämtheit die fremden Eindringlinge an.

Vor dem Thore sah ich zum erstenmale in meinem Leben hohe Haufen grüner Kokosnüsse. Die weichlichen Singhalesen lagen in Gruppen an der Erde und spielten mit bunten Steinen. Verkäufer von Betelblättern und Arekanüssen und vornehme Singhalesen, in Palankinen getragen, begegneten uns, sowie Büffelherden und Zugochsen am Joch, den aus Kokosblättern geflochtenen Korbwagen ziehend. Eine Allee von Eibischbäumen mit großen gelben Blüten gab Schatten, das Meer, zur Rechten hochaufschäumend, gab Kühlung.

Wir treten nun in die Stadt selbst ein. Sie besteht nur aus zwei langen Straßen, jede aus einstöckigen Hütten zusammengesetzt. Auf einem zwei Fuß hohen Fundamente, von Steinen gemauert, ruht von zierlichen Pfeilern getragen ein weit überhängendes Kokoslaubdach; selten sind die holländischen Ziegel gebraucht. Erst hinter der breiten Veranda ist der Eingang in das einzige Zimmer. Der Besitzer sitzt oder liegt auf dem hohen Fundament neben seinen Waren oder seinem Handwerksgerät. In der Straße, welche wir betraten, gab es nur Kaufleute, die meist mit Gewürz, Pfeffer, Kurkume, Ingwer, Kardamom, Salz und Salpeter handelten; alle Waren liegen harmonisch bei einander, auf frische Bananenblätter gehäuft. Wir versorgten uns in diesem Bazar mit Sonnenschirmen chinesischer Fabrik gegen die sinnbetäubende Sonnenglut, die mindestens 35° R. erreichte. Die meisten Kaufleute haben etwas Englisch gelernt, so daß man sich ihnen verständlich machen kann. Unser Erscheinen in ungewöhnlichem Kostüm brachte eine Menge des blanken Volkes auf die Beine; besonders viele Kinder mit reizenden schwarzen Augen liefen uns nach, viele mit dicken Silberringen an den Fußgelenken. Alles deutet hier auf Zufriedenheit und Wohlstand. An strenge Arbeit denkt keiner; denn wozu sollten sie sich das Leben schwer machen, da sie ohne große Mühe von Kokosnüssen und Reis das ganze Jahr leben können! Die Straße war zu Ende, und wir traten in einen dichten Hain von Kokospalmen, Arekapalmen und Bananen, der sich unmittelbar an die Bazarstadt anschließt und die ganze Meeresküste einfaßt. Es giebt nichts Graziöseres als diese hoch geschwungenen, zart gebogenen, schlanken Palmen mit ihren buschigen Kronen. Wie plump erscheint dagegen schon die afrikanische Dattel, geschweige jeder andere europäische Baum. Der tiefblaue Himmel und die hochspritzende Brandung in den schwarzen Felsen der Seeküste bildet dazu einen wunderschönen Kontrast.

Es ist kaum zu sagen, welchen wunderbaren Eindruck die Fülle der tropischen Natur, die warme, feuchte, von Gewürz und Kokosöl duftende, schwere Luft, die feenartige Beleuchtung, streifig, aber hell

die dichten Palmenkronen durchdringend, auf den Reisenden macht. Dichtes Gebüsch von gelb, rot und blau blühenden Glockenblumen umgiebt die reinlichen Wohnungen, welche nach holländischem altertümlichen Stile mit einer kleinen Veranda an der Seite gebaut, die ganze Straße bis Colombo einfassen, ohne einen besondern Namen zu führen. Alte holländische Inschriften finden sich überall an halb verwitterten, mit grünem Moose überzogenen Backsteinmauern wie in einer längst von Menschen verlassenen Gegend. Alles macht den Effekt des Träumens und der Ruhe. Wo die Palmen nicht in Gärten eingeschlossen stehen, bedeckt dichtes Strauchwerk den Boden, um so niedriger, je näher dem Meere zu. Unter dem Gesträuch wimmelt es von grünen Schlangen; köstlich gefärbte Krabben laufen über die Steine hin und verkriechen sich, verfolgt, mit eiligen Seitensprüngen unter die dichten Ranken der schönen rotblühenden Geißfußwinde. Die Ananas und der Pandang gedeihen hier wild auf dürren Klippen, nur genährt, wie es scheint, von der ewigen Feuchtigkeit der Luft. Welche Lust, sich hier niederzusetzen und die prachtvollen Gruppen von Brotfrucht-, Mangobäumen und Palmen zu zeichnen; oder soll ich erst meine Kapsel mit den prächtigen Liliengewächsen und Schlingpflanzen füllen, oder den drei Fuß langen Eidechsen auf dem schwarzbemoosten Felsboden nachstellen, den schwarzen Teufel von Skorpion unter dem Steine hervorholen, oder lieber diese handbreiten, schwarzgeflügelten buntäugigen Schmetterlinge fangen?

Mit reicher Beute kam ich am Abend gegen Sonnenuntergang nach Haus; es wetterleuchtete stark, und kaum hatte ich unsere luftige Behausung erreicht, so brach ein furchtbarer Platzregen mit dröhnenden Donnerschlägen und unaufhörlichen Blitzen los. Die augenblickliche Überschwemmung rund um das Haus machte mir den Nutzen des fünf Fuß hohen Fundaments einleuchtend. Kaum war dieser Tropenguß vorüber und die Dunkelheit der Nacht stärker hereingebrochen, so leuchteten alle Bäume von unzähligen Leuchtkäfern wie Weihnachtsbäume, und das Abendkonzert der Tropen begann mit verdoppeltem Eifer. Die Musikanten sind Grillen, Cikaden, zehn bis zwölf verschiedene Sorten Laubfrösche, Gekonen, kleine Eulen u. s. w. Dieses Volk macht einen Lärm, der gar nicht zu beschreiben ist; das zischt und zirpt, quäkt und quiekt, pfeift und prustet, klippert und klappert wie im Märchen vom bezauberten Schloß.

2.

Unter allen Schätzen des Indischen Meeres nehmen die Perlen den ersten Rang ein. Es sind dies die bekannten, bläulich weißen Kügelchen, welche sich in den Schalen mehrerer zweiklappiger Muscheln finden und welche seit den frühesten Zeiten als Schmuck gar hoch geschätzt wurden.

Perlen kommen in Muscheln von der Gattung Mya und Mytilus vor, teils an den Schalen angewachsen, teils im Innern des Tieres freiliegend. Die Entstehungsart scheint eine doppelte zu sein: entweder eine Bohrmuschel oder eine Pholade sucht von außen in

die Schalen der Perlenmutter einzudringen, um sie auszusaugen, das Tier wehrt sich dagegen, indem es den Ort immer von neuem mit einem zähen, schlammigen Safte überzieht, der bald trocknet und Schicht auf Schicht gehäuft, eine halbrunde und bald eine ganz runde Perle bildet, welche auf einem kleinen Stiele an der Muschel sitzt; oder das Tier umkleidet einen Gegenstand, der zufällig hineingekommen, ein Steinchen, dessen rauhe Oberfläche es belästigt und das es vermöge seiner geringen Bewegungskraft nicht hinausschaffen kann, ganz mit diesem zähen Schlamm. Die orientalischen Perlenfischer sollen dieses bereits seit der Römerzeit gekannt und geübt haben, sie sollen die Muscheln entweder an mehreren Stellen angebohrt oder kleine Steinchen (die Chinesen thun dies mit kleinen oder künstlichen Perlen) hineingelegt, die Muscheln wieder ins Meer gebracht und nach mehreren (drei bis vier) Jahren sie wieder herausgeholt haben, worauf sie dieselben mit der reinen Perlensubstanz überzogen fanden. Am geschätztesten sind bei uns die weißbläulichen Perlen, die rosenfarbenen werden in Ceylon, die rotgelben im Orient gesucht; am seltensten und am teuersten sind die ganz schwarzen.

Das chinesische Meer, Japan, Sumatra, Java sind reich an Perlenmuscheln, die sich in großer Zahl auf ganzen Bänken finden, doch der Hauptfundort ist Ceylon, und die Pacht der Perlenfischerei trägt der Regierung an eine Million Thaler ein. Im Frühjahr jeden Jahres versammeln sich an der Nordwestküste von Ceylon wohl 150000 Menschen zu diesem Zwecke; es sind Pächter, Schiffer, Taucher, Perlenbohrer, Händler, Mäkler und sowohl die Dienerschaften dieser, als zahllose Leute anderer Klassen, die durch Garküchen und durch Befriedigung aller, der gemeinsten wie der ausgesuchtesten Bedürfnisse ihren Vorteil zu ziehen wissen. Nachdem die Pachtkontrakte abgeschlossen sind, einem jeden die Stelle angewiesen ist, wo er mit einer bestimmten Anzahl von Schiffen und von Tauchern fischen darf, werden Hütten von Bambus am Ufer erbaut, und mit jedem grauenden Morgen wird auf des Zeichen eines Kanonenschusses die Fischerei begonnen.

Die Perlenbänke sind drei Meilen von der Küste entfernt; jeder Kahn beeilt sich, so schnell als möglich die Stelle zu erlangen, auf der man fischen soll; in jedem Kahn sind zwanzig Fischer, die ihr Geschäft nur mittelst des Tauchens verrichten können; fünf von diesen lassen sich nun auf einmal mittelst fünf verschiedener Seile herab, indem sie einen Stein von bedeutender Schwere zwischen die Füße nehmen und sich so schnell herunterziehen lassen. Sie sind ganz nackend und haben nur einen Korb an einem Gürtel hängen, wohinein sie die Muscheln thun, und ein starkes scharfes Messer, womit sie die Muscheln vom Felsen lösen und sich nötigenfalls gegen einen Haifisch oder gegen einen andern Taucher, der in ihr Revier kommt und ihnen Perlen nehmen will, wehren.

Der Taucher stopft sich, bevor er ins Wasser steigt, Ohren und

Nasenlöcher mit Baumwolle oder mit Wachs zu, nimmt einen ölgetränkten Schwamm in den Mund, zieht die Lungen voll Luft und sinkt nunmehr schnell, an einem langen Taue niedergelassen, unter; er muß gewöhnlich 25 bis 30 Meter hinab, bevor er den Boden der Perlenbänke trifft. Hier sammelt er so schnell wie möglich, und so viel, als er erreichen kann, Muscheln in seinen Korb, ohne eine Auswahl zu treffen, denn oft enthalten große Muscheln keine Perlen, und kleine haben sieben bis acht von der auserlesensten Schönheit. Sobald der Taucher fühlt, daß er nicht mehr lange aushalten kann, giebt er durch Schütteln seines Taues den oben im Schiff Wartenden ein Zeichen, und diese ziehen ihn rasch empor; geschieht es durch Unaufmerksamkeit oder durch irgend einen anderen Zufall nicht augenblicklich, so ist er verloren. Wenn er nach anderhalb bis zwei Minuten in das Schiff gelangt, ist er so erschöpft, daß er kein Wort sprechen kann und sich niederlegen muß, weil ihm die Füße den Dienst versagen.

Man spricht zwar von Viertelstunden, welche ein geübter Taucher unter dem Wasser aushalten könne, von einer Sitte mehrerer Fischerinseln im Mittelmeer, daß die jungen Leute, welche sich von der Korallenfischerei nähren, nicht eher heiraten dürfen, als bis sie fünf Minuten lang untertauchen können. Alle diese Angaben scheinen jedoch fabelhaft, denn Dr. Lefevre aus Rochefort, welcher in Navarin stationiert war und häufig Gelegenheit hatte, die Kräfte der Taucher in Hinsicht auf die Dauer der Zeit zu prüfen, während welcher sie unter Wasser bleiben können, giebt in ganz bestimmten Daten an, was geschickte Taucher zu leisten vermögen. Es wurden deren viele gebraucht, um die Schätze der in jenem berühmten Hafen untergegangenen türkischen Flotte heraufzuholen; die Tiefe, zu welcher sie hinab mußten, betrug 30 Meter. Aber obgleich die griechischen Taucher zu allen Zeiten wegen ihrer Stärke und Ausdauer in ihrer Kunst berühmt waren, so konnte doch keiner von ihnen länger als zwei Minuten unter Wasser aushalten; 76 Sekunden war in 14 Fällen, die er aufgezeichnet hatte, die durchschnittliche Zahl. Wenn die Schwimmer an die Oberfläche kamen, so stürzte häufig das Blut aus Mund, Auge und Nase, allein sie sind dennoch imstande, ihr Geschäft drei- bis viermal in einer Stunde zu wiederholen. So auch ist es mit den Tauchern des Indischen Meeres, und zwei Minuten sind das Höchste, wozu ein guter Taucher es bringt.

Sind die ersten fünf Taucher in ihre Schifflein zurückgekehrt, so stürzen sich fünf andere ins Meer, dann kommt die dritte und vierte Partie und hierauf wieder die erste an die Reihe. Gegen Mittag kehrt die ganze Flotte von Perlenbooten zurück zum Strande. Ein buntes, tosendes Gewimmel beginnt nun, indem bei dem bekannten wilden Lärm der indischen Märkte niemand sein eigenes Wort versteht. Hat endlich jeder Herr sein Schifflein gefunden, so beginnt auf der Stelle ein lustiger Schacherhandel, in welchem jeder den andern zu prellen, zu überlisten sucht. Die Pächter der Fischerei pflegen zwar nicht anders, als unter sehr günstigen Bedingungen zu verkaufen, aber die Besitzer der Boote, die

Schiffer, die Taucher, welche alle in Perlen bezahlt werden, wollen ihre Waren sogleich los sein, und so wird denn durchschnittlich die Perle zu dem Preise von 10 Pfennigen verkauft, die fünf Minuten später, wenn sie dort an Ort und Stelle gebohrt und poliert ist, 75 bis 90 Mark gilt.

Noch eine andere Art von Handel ist mit einer Lotterie verbunden. Eine große Anzahl von Muscheln, deren Inhalt man nicht kennt, da das Tier, das sie bewohnt, ihr Gehäuse mit außerordentlicher Kraft verschließt, wird zum Verspielen ausgestellt. Der Besitzer setzt einen Preis für sie fest, sechs, acht, zehn Personen treten zusammen, um diesen Preis zu zahlen, und jede derselben nimmt ein Los; wer das Glück hat, gewinnt für ein Achtel des an sich geringen Preises (weil niemand weiß, was die Muscheln enthalten, mag niemand viel geben, und so wagt denn auch der Besitzer keine großen Forderungen) die ganze Masse von Muscheln. Es ist nun zwar möglich, daß er unter zwanzigen auch nicht eine findet, die Perlen hätte, doch ist dieses ein höchst seltener Fall; gewöhnlich hat eine ausgewachsene Muschel deren sieben bis elf, vielleicht auch eine, die den Gewinnenden sogleich zum reichen Manne macht, weil sie 40 bis 50 000 Piaster wert ist.

Die eigentlichen Herren des Handels, die Pächter der Fischereien, lassen ihre Muscheln auf große Haufen schütten und der Sonne aussetzen, bis sie sich geöffnet haben, wo man dann die Perlen herausnimmt, oder sie lassen sie in Fässer bringen, zuspunden und in Verwesung übergehen, da sich dann die Muscheln auch öffnen und die Perlen genommen werden können. Die letztere Weise ist die abscheulichste Arbeit; nicht nur ist das Suchen in dem verwesten Fleisch schon ekelhaft genug, der Geruch dieser verfaulten Muscheln ist außerdem ein derartig pestilenzialischer, daß viele Arbeiter den Ekel nicht überwinden können, die Arbeit gar nicht aushalten oder krank werden. Die Perlen werden nun gewaschen und dann durch Siebe von verschiedenen Nummern sortiert. Die feinsten heißen Sandperlen; die größeren Zahlperlen; solche von der Größe einer Kirsche führen den Namen dieser Frucht; die länglichen, die an der einen Seite rund, an der andern spitz sind, führen den Namen Berinperlen, sie sind unter allen die teuersten.

Der Wert der Perlen ist jetzt viel geringer als ehedem, da der Juwelenschmuck wie jeder andere der Mode unterworfen ist; doch sind größere Stücke noch immer in hohem Wert und werden von ungarischen Magnaten und türkischen Paschas oder indischen Rajas ungeheuer bezahlt. Darum wird die Perlenfischerei wohl schwerlich so bald aufgegeben werden.

Hoffmeister u. Zimmermann.

VI. Arabien.

1. Der Samûm.

Es war gegen Mittag, ein Mittag, wie er nur unter dem unbewölkten Himmel Arabiens in der ausgedörrten Wüste und im höchsten

Sommer möglich ist, als plötzliche und glühende Windstöße von Süden her begannen, während die Luft jeden Augenblick schwüler wurde, bis mein Gefährte und ich uns gegenseitig fragten, was das zu bedeuten habe und wo es hinaus wolle. Wir sahen uns nach unserm Führer Salim um, um diesen zu fragen; er hatte aber bereits sein Gesicht in seinen Mantel gehüllt und kauerte gebückt auf dem Halse seines Kamels, ohne ein Wort zu antworten. Seine Kameraden, die beiden Scherarat-Beduinen, hatten eine ähnliche Stellung angenommen und sprachen ebenfalls kein Wort. Endlich, nach wiederholten Fragen, deutete Salim, anstatt direkt auf unsere Fragen zu antworten, auf ein kleines, schwarzes Zelt, welches zum Glück nicht weit vor uns lag, und sagte: „Versucht, das zu erreichen; wenn wir noch bis dahin kommen, sind wir gerettet." Dann setzte er noch hinzu: „Nehmt euch in acht, daß die Kamele nicht stehen bleiben und sich niederlegen," dann gab er seinem Tiere einige tüchtige Hiebe und verfiel wieder in dumpfes Schweigen.

Wir sahen ängstlich nach dem Zelte; es war noch etwa zweihundert Schritte entfernt. Die Windstöße wurden immer heißer und heftiger, und nur mit wiederholter Anstrengung konnten wir unsere Tiere noch vorwärts treiben Der Horizont nahm jetzt schnell eine dunkle, violette Farbe an und schien sich noch allen Seiten wie mit einem Vorhange zu bedecken, während uns zu gleicher Zeit ein erstickender Hauch, wie aus einem ungeheuren Backofen, entgegenströmte; unsere Kamele fingen nun an, sich im Kreise zu drehen und ihre Kniee zu beugen und wollten sich niederlegen. Der Samûm war da. Wir waren natürlich dem Beispiele unserer Araber gefolgt und hatten unser Gesicht verhüllt, und nur mit Schlägen und Stößen zwangen wir die wankenden Tiere vorwärts, dem einzigen Asyle zu. Die Luft war so finster und die Hitze so glühend, daß es schien, als ob die Hölle aus den Tiefen der Erde heraufgestiegen wäre. Wir kamen gerade noch zur rechten Zeit beim Zelte an, und in dem Augenblicke, als der heftigste Stoß des konzentrierten Giftwindes kam, lagen wir bereits alle, mit verhüllten Köpfen, unter Dach auf dem Boden ausgestreckt, allerdings dem Ersticken nahe, aber doch in Sicherheit, während unsere Kamele wie tot draußen ihre langen Hälse auf dem Sande ausstreckten und das Vorübergehen des Sturmes abwarteten.

Bei unserer Ankunft war niemand in dem Zelte, als eine einzelne Beduinenfrau, deren Mann mit seinen Kamelen abwesend war. Als sie sah, wie fünf kräftige Männer so plötzlich ohne ein Wort des Grußes in ihre Wohnungen stürzten, erhob sie ein gewaltiges Geschrei und schimpfte uns Räuber, Mörder und Gott weiß wie noch. Der Führer aber beeilte sich, sie zu beruhigen, indem er rief: „Freunde!" und ohne ein Wort weiter zu sagen, sich flach auf den Boden niederwarf. Alle folgten seinem Beispiele.

Wir blieben so etwa zehn Minuten, während welcher wir eine ununterbrochene Hitze wie von einem langsam über uns hingezogenen rotglühenden Eisen fühlten. Dann fingen die Wände des Zeltes wieder an, bei den zurückkehrenden Windstößen zu klatschen, woran wir er-

kannten, daß das Schlimmste nun vorüber sei. Wir standen wieder auf, halb tot vor Erschöpfung, und nahmen die Hülle von unsern Gesichtern. Meine Gefährten sahen mehr Leichen als lebenden Menschen ähnlich, und wahrscheinlich ich eben so. Ich konnte jedoch, trotz der Warnung, nicht unterlassen, hinauszutreten und nach den Kamelen zu sehen; sie lagen noch immer wie tot am Boden. Die Luft war noch finster, es währte aber nicht lange, so war sie wieder so hell wie gewöhnlich. So lange der Samûm anhielt, war die Atmosphäre vollständig frei von Sand oder Staub, so daß ich mir die auffallende Dunkelheit durchaus nicht zu erklären weiß.

Palgraves.

2. Der Araber.

1. Lebensweise des Arabers. — 2. Anstand und Höflichkeit des Arabers. — 3. Der Araber und sein Roß.

1.

Das Leben der Wanderstämme in Nordarabien wie im Innern des Landes hat wenig Veränderungen erlitten; bis auf den heutigen Tag sind nicht allzu große Abweichungen von den Sitten und Zuständen eingetreten, welche die altarabischen Gedichte schildern. Wir werden deshalb imstande sein, von diesen Gedichten aus auch einen richtigen Schluß auf die Zustände zu machen, welche Jahrhunderte vor ihnen lagen. Das Leben im Schoße der Wanderstämme regelt sich in patriarchalen Formen nach der Abstammung und gründet sich auf die Pietät der Familie. An der Spitze des Stammes steht das Haupt der ältesten Familie, von welcher die übrigen ihren Ursprung ableiten; die Abkömmlinge des Stammvaters, der dem Stamme den Namen gegeben hat, gehorchen willig dessen Nachkommen; denn das Recht der Erstgeburt ist ihnen heilig. Der Reichtum an edlen Pferden, Kamelen und anderem Rindvieh ist der Stolz dieser Stammhäupter und das Zeichen ihrer Herrschaft. Umgeben von dem Rat der übrigen Familienväter, der Ältesten, erhalten die Stammhäupter den Frieden im Stamme, schlichten den Streit, führen die Jugend des Stammes auf dem Raubzug und in der Fehde und teilen die Beute. Ihnen allein steht das Recht zu, die Versammlung des Stammes zu berufen, die Fahne zu führen, unter welcher der Stamm kämpft, den Befehl im Kampfe zu erteilen. Selten erhält das Gedächtnis gemeinsamer Abkunft unter mehreren Stämmen eine gewisse Einheit unter dem Oberhaupte des anerkannt ältesten Stammes, von welchem sich die übrigen abgezweigt haben. Die Mehrzahl der Stämme steht sich stolz und feindselig gegenüber. Sie überfallen einander, plündern die Zelte, rauben Weiber, Kinder und Knechte und treiben die Herden fort. Ist die Fehde einmal ausgebrochen, sind Genossen eines Stammes erschlagen, so liegt auf der Familie, auf dem Stamme, welchem die Toten angehören, die Pflicht, die Gefallenen zu rächen und mindestens ebenso viele Glieder des feindlichen Stammes niederzumachen. Diese Blutrache erbt dann auf beiden Seiten fort, von Geschlecht zu Geschlecht, bis das Oberhaupt

eines dritten Stammes zum Schiedsrichter und Friedensrichter, zur Feststellung einer Sühne an Vieh oder Habe erwählt wird.

In solcher Lebensweise, welche seit Jahrtausenden bis heute im ganzen dieselbe geblieben ist, übten die Araber der Wüste die Tugenden der Ehrfurcht, Pietät und Anhänglichkeit an ihre Stammeshäupter, bildete sich ein fester und männlicher Charakter bei ihnen, zeigten sie treues Festhalten am gegebenen Wort und eine edle Gastfreiheit. Wer friedlich zu ihren Zelten kam, den tränkten die Töchter den Stammes am Brunnen, die Männer führten ihn freundlich ins Zelt und teilten ihren Dattelvorrat mit ihm oder bewirteten ihn festlich mit einem Schaf der Herde. Hatte der Fremde den Fuß in das Zelt gesetzt, so stand der Gastfreund mit seinem eigenen Leben für dessen Sicherheit. Wenn dann die Nacht mit ihrer erquickenden Kühle herabsank, mußte der Fremdling beim Glanze der Sterne im Kreise der Stammesgenossen niedersitzen. Er mußte von seiner Herkunft, von seinem Geschlecht und seinem Stamme erzählen, worauf auch die Gastfreunde ihre Abkunft rühmten, von den Thaten ihrer Väter und ihren eigenen, von den Fehden und Gefechten sagten und sangen, in denen ihr Stamm siegreich gewesen war, und die Tugenden ihrer Lieblingsrosse, die Schnelligkeit ihrer Kamele priesen.

Die Araber haben die guten Eigenschaften des semitischen Charakters am besten entwickelt. Das Wanderleben in den Steppen, in der Sonnenglut unter Wind- und Sandwirbeln hat sie gekräftigt und gestählt. In pfadloser Einsamkeit von Raubtieren und feindlichen Stämmen umgeben, war jeder auf seine Wachsamkeit, seinen Scharfblick, seinen Mut und seine Entschlossenheit, auf sein Pferd und seine Lanze angewiesen. Bei schmaler und geringer Kost wurde der Leib hager und dürr, aber geschmeidig, muskelstark und ausdauernd, und in diesen abgehärteten Körpern wohnte ein entschlossener Mut. So zeigen die Araber eine freiere Haltung, eine unerschütterlichere Ruhe, einen trotzigeren Stolz, eine größere Liebe zur Unabhängigkeit, ein kühneres Wagen als ihre Stammesgenossen. Ihr Land und ihr Leben hat sie vor der gierigen Habsucht, vor dem Versinken in Üppigkeit und Schwelgerei bewahrt, welcher die Semiten am Euphrat und Tigris wie am Mittelmeere öfter verfallen sind, wenn sie auch Grausamkeit und Blutdurst mit allen Völkern ihres Stammes teilen. Die Araber waren es, auf deren unverbrauchte Kraft im Mittelalter eine neue semitische Herrschaft, eine neue semitische Kultur gegründet werden konnte, nachdem Babel wie Assur, Tyrus wie Karthago, Jerusalem wie Palmyra längst zu Grabe gegangen waren.

2.

Jeder Orientale, selbst der gemeinste und der rohe Beduine wird sich in jeder auch noch so feinen Gesellschaft bewegen können, ohne im geringsten den Anstand zu verletzen. Aber sie haben manche eigentümliche Sitten, die man erst erlernen muß. Bei der Begrüßung wie beim Ausdruck des Dankes fahren sie mit der rechten Hand nach unten,

gleichsam um Staub von dem Boden zu nehmen, dann nach der Brust, dem Mund und der Stirn, und die Untergebenen ergreifen die Rechte des Höheren, küssen sie und legen sie zum Zeichen der Unterwürfigkeit auf ihren Kopf. Um jemand zu sich zu winken, machen sie fast dieselbe Bewegung mit der Hand, welche wir machen, wenn wir ihn abweisen; wenn sie etwas bejahen wollen, so schütteln sie mit dem Kopfe, wollen sie es verneinen, so werfen sie den Kopf in die Höhe und schnalzen dabei mit der Zunge, was aber auch unterbleiben kann; um anzudeuten, daß einer nichts hat, setzen sie die Nagelspitze des rechten Daumens an die obern Zähne und ziehen sie dann ab; wollen sie bemerklich machen, daß sie keinen Anteil an einer Sache haben, so greifen sie mit der rechten Hand an den oberen Rockzipfel und schütteln ihn. Vornehmlich aber beobachten sie streng, daß sie die linke Hand nie bei dem Essen gebrauchen, sie nie einem andern reichen und nie etwas mit derselben geben. Der Diener, wenn er Kaffee, Wasser, Pfeife oder sonst etwas überreicht, thut dies stets mit der Rechten und legt die Linke dabei auf das Herz. Ich lernte erst darauf achten, als ich einen Verstoß gegen die Sitte gemacht hatte.

Eine eigentümliche Ehrenbezeigung, die mir in Damaskus und Jerusalem widerfuhr, ist die, daß, wenn man bei einer Kaffeebude vorbeigeht, der Wirt eine Schale Kaffee einschenkt und gleichsam als Libation auf die Erde gießt. Natürlich ist es dabei stets auf ein Batschisch (Geldgeschenk) abgesehen, welches überall in dem Orient die Hauptrolle spielt.

Wenn die Araber mit einem andern sprechen, so reden sie ihn gewöhnlich mit „Du“ an, doch haben in neuerer Zeit die Vornehmeren und Gebildeten auch angefangen, „Ihr“ statt „Du“ zu einem höher oder gleich hoch Gestellten zu sagen, was vielleicht seit der französischen Okkupation in Ägypten geschehen ist. Aber das einfache „Du“ oder „Ihr“ scheint ihnen zu kahl und klingt zu unhöflich, daher sie es entweder mit einem Hauptwort, einem Ehrentitel verbinden, und zu einem vornehmen Beamten sagen: Deine oder Eure Glückseligkeit, Herrlichkeit, zu einem hohen Geistlichen: Deine Heiligkeit, Eure Heiligkeit, zu einem vornehmen Europärer: Deine oder Eure Seite, soviel als: Deine, Eure Gegenwart, und beides für: Euer Hochwohlgeboren, Euer Excellenz — oder sie setzen Anrufungen voran: o Bey zu einem Konsul, unser Efendi, Herr, zu einem Pascha, o Herr (dies ist besonders in Bagdad gebräuchlich), oder, und dies findet besonders unter Mohammedanern statt: o mein Herr. Das letztere ist so gewöhnlich, daß ich selbst Kinder von 6—8 Jahren aus vornehmen Familien sich gegenseitig so anreden hörte. Auf den Dörfern redet man jeden Mann, er sei Mohammedaner oder Andersgläubiger, mit „o Scheich“ an, obgleich dies eigentlich nur den Greisen und vornehmlich dem Dorfschulzen zukommt. Auch stellt der Araber im Gespräch nie das Pronomen, „ich“ voran, sondern läßt es gewöhnlich weg, da es schon in dem Verbum enthalten ist, oder setzt dafür, wenn er mit Vornehmen spricht: der Arme.

Die Mohammedaner begrüßen einen Andersgläubigen, Christen oder Juden, in ähnlicher Weise wie wir: Dein Morgen u. s. w. sei glücklich, oder sei gesegnet, und die Antwort ist dieselbe; unter sich aber haben sie eine andere Begrüßungsformel und Antwort darauf, welche sie an keinen Ungläubigen richten, und von keinem solchen annehmen wollen.

Ebenso harmlos wie die Gazellen, welche stehen bleiben und den Wanderer aus der Nähe neugierig betrachten, aber zutraulicher und liebenswürdiger ist der Mensch, der die arabische Wüste bewohnt. Die Beduinen, die hier nomadisierend ihre Herden treiben, gehören zum Stamm der Maâse, in den südlichen Teilen wohnen die nichtarabischen Ababdes. Unsere eignen Kameltreiber gehörten dem ersteren Stamme an, ebenso der alte Schech Isleman, den wir in seinem Zeltlager, hochoben auf der Hammada aufsuchten.

Es will mich bedünken, daß eine Reise durch die arabische Wüste sich schon dadurch belohnt, daß sie uns wochen- und monatelang den unbeschränkten Verkehr mit diesen guten Menschen gestattet. Denn schließlich erfreut den Menschen doch nichts so sehr als das Gute, das er von seinen Mitmenschen erfährt; und ich kann wohl sagen, daß unsere Beduinen uns auch nicht einmal mit bösem Willen entgegengetreten sind. Man darf diese Söhne der Wüste nicht nach der degenerierten Kohorte beurteilen, welche die Pyramiden von Gizeh umschwärmt, und deren maßlose Geldgier die Geduld der meisten Reisenden erschöpft. Das berühmt und berüchtigt gewordene Bettelwort „backschisch“ dröhnt noch in dem Ohre des Fremdlings nach, wenn er Ägypten längst verlassen hat; von den Lippen unserer Araber fiel es nicht einmal während der ganzen Reise. Auf unsern Lagerplätzen standen Kisten und Kasten unverschlossen da; wir durften uns tagelang entfernen, ohne daß ein Stück fehlte. Zu dieser Ehrlichkeit gesellten sich freundliches Entgegenkommen, heiterer Sinn und außerordentliche Mäßigkeit.

3.

Nur wenige Völkerschaften würdigen das Pferd, wie es gewürdigt zu werden verdient. Unter ihnen stehen die Araber, Türken und Perser obenan; dann folgen die Engländer und Spanier, hierauf erst die Deutschen, Franzosen, Italiener, Portugiesen und Dänen. In den Augen der Araber ist das Pferd das höchstgeschaffene aller Tiere; ja er stellt es dem Menschen nicht nur fast gleich, sondern erweist ihm oft noch höhere Achtung als diesem. Bei einem Volke, welches über einen großen Raum spärlich verteilt lebt, welches ungleich weniger an der Scholle klebt als wir Abendländer, dessen Hauptbeschäftigung die Viehzucht ist, muß das Roß notwendigerweise zur höchsten Achtung, oder, wenn man lieber will, zur höchsten Würdigung gelangen. Das Pferd ist dem Araber notwendig zu seinem Leben, zu seinem Bestehen: er vollbringt mit seiner Hilfe Wanderungen und Reisen, er hütet auf seinem Pferde die Herden, er glänzt durch sein Pferd in seinen Kämpfen,

bei den Festen, bei den geselligen Vereinigungen, er lebt und stirbt auf seinem Rosse.

Mit der Natur des Arabers, zumal des Beduinen, ist die Liebe zum Pferde unzertrennlich verbunden; er saugt die Achtung für dieses Tier schon mit der Muttermilch ein. Das edle Geschöpf ist der treueste Gefährte des Kriegers, der geachtetste Diener des Herrschers, der Liebling der ganzen Familie; und eben deshalb beobachtet der Araber mit ängstlichem Fleiße das ganze Tier, alle seine Gewohnheiten und Bedürfnisse; er besingt es in seinen Gedichten, er erhebt es in seinen Liedern, er betrachtet es als das wertvollste aller Geschenke, welche der Allgeber ihm gegeben.

Er glaubt aber auch der alleinige rechtmäßige Besitzer des Pferdes zu sein. „Als der Schöpfer das Roß erschaffen wollte," verkündigen seine Schriftgelehrten, „sagte er zum Winde: Von dir werde ich ein Wesen gebären lassen, bestimmt meine Verehrung zu tragen. Dieses Wesen soll geliebt und geachtet sein von meinen Sklaven. Es soll gefürchtet werden von allen, die meinen Geboten nicht nachstreben. Und er schuf das Pferd und rief ihm zu: Dich habe ich gemacht ohnegleichen. Du wirst meine Feinde werfen unter deine Hufe, meine Freunde aber tragen auf deinem Rücken. Dieser soll der Sitz sein, von welchem Gebete zu mir emporsteigen. Auf der ganzen Erde sollst du glücklich sein und vorgezogen werden allen übrigen Geschöpfen; denn dir soll die Liebe des Herrn der Erde zuteil werden. Du sollst fliegen ohne Flügel und siegen ohne Schwert!"

Aus dieser Meinung entspringt auch der eigentümliche Aberglaube, daß das edle Pferd nur in den Händen der Araber glücklich sein könne; hierauf begründet sich ihre Weigerung, Rosse an Andersgläubige und namentlich an Christen abzulassen. Abd-el-Kader*) bestrafte, als er noch auf der Höhe seiner Macht**) stand, mit dem Tode alle Gläubigen, von welchen ihm gesagt worden war, daß sie eines ihrer Pferde an die Christen verkauft hätten***). Max Dunker u. A. E. Brehm.

3. Aden.

Die Einwohner von Aden gehören der Mehrzahl nach zu dem äthiopischen Stamme der Somali. Sie sind mittelgroß, ziemlich wohl proportioniert, aber gleich den meisten anderen viel Pflanzenkost genießenden Völkern sehr mager, und zwar namentlich an den Beinen. Da das Fett unter der Haut fast völlig fehlt, kann man jede Muskel, ja jedes Muskelfaserbündel sich zusammenziehen sehen. Der Gang der

*) Der berühmte Araberhäuptling, der beinahe 16 Jahre lang (1832 bis 1847) die Freiheit seiner Stammesgenossen gegenüber den Franzosen zu wahren wußte; geb. 1807, Sohn eines Priesters. — **) Vom Jahre 1835 bis 1839. — ***) Bei der im Sommer 1850 in Damaskus herrschenden Christenverfolgung nahm sich derselbe Mann der Verfolgten kräftigst an.

Leute ist elastisch, ihre Haltung gut, aufrecht, oft selbstbewußt. Wie die Knaben, so tragen auch die Männer zum Teil die von Natur etwas gerollten Haare blond gefärbt, was ihnen bei der dunkeln Hautfarbe — sie gehen fast nackt — stets ein seltenes, fast unnatürliches Aussehen giebt. Andere rasieren sich wie andere Orientalen den Schädel völlig glatt, und auch sie machen, da sie fast keinen Bart besitzen, mit ihren völlig haarlosen Köpfen einen fast komischen Eindruck. Die Form des Schädels ist nicht so länglich wie bei den Negern: die Nase ist mäßig stumpf, breit, die Lippen sind etwas wulstig, häßlich, aber wenn sich der weite Mund zum Lachen öffnet, dann zeigen sich zwei Reihen Zähne, denen man schweres Unrecht thäte, wollte man sie mit Elfenbein vergleichen. Das letztere sieht daneben ganz gelb aus, und ich wüßte, wenn überhaupt ein Vergleich gemacht werden sollte, nur die Perlmutter mit ihrem Glanz als ebenbürtig zu nennen. Gewiß kommt diese prächtige Farbe der Zähne großenteils mehr von der reizlosen Kost und von der großen Sorgfalt, mit welcher sie gereinigt werden, als von der Beschaffenheit des Holzes, mit welchem die Reinigung vorgenommen wird. Auf der Straße, beim Gehen, beim Liegen, beim Faulenzen sieht man die Menschen an dem Ende eines Stengels kauen, und mit den so entstandenen Fasern die Zähne polieren. Sie wissen, daß alle Europäer sie um ihr Gebiß beneiden, und kommen daher sofort gelaufen, um für schweres Geld einige Stückchen des Holzes anzubieten (es scheint eine Citrusart zu sein), auf das sie natürlich alle Schönheit ihrer Zähne zurückführen. Auch ist ihre Spekulation auf die menschliche Schwäche selten falsch, denn nur wenige versagen es sich, ein Stückchen des Zauberholzes in die Koffer zu packen. Die Augen sind durchweg schwarz, und auch das Weiße zeigt eine leichtgelbliche oder graugrüne Färbung, wie man sie in Europa bei gelbsüchtigen Leuten bemerkt. Im Gegensatz zu den Männern sind die Weiber im allgemeinen viel häßlicher. Die Haare der Frauen sind durchweg schwarz, und ich habe keine gesehen, die den Versuch gemacht hatte, sie hell zu färben, dagegen haben sie eine große Vorliebe für Metall- und Elfenbeinspangen, mit denen sie Arme und Beine behängen. Ihre Kleidung besteht aus einem hemdartigen Gewande ohne Ärmel, oder auch wohl bloß aus einem um die Lenden geschlungenen Stück Baumwollenzeug, das bis auf die Knöchel herabreicht. Die meisten Frauen verhüllen als Mohammedanerinnen beim Nahen eines Mannes sofort das Gesicht, indem sie eine Hand vorhalten, oder auch durch ein besonderes Tuch, ähnlich dem, welches in Ägypten getragen wird.

Etwas weniger zahlreich als die äthiopischen Somali, die ihre eigentliche Heimat drüben auf der afrikanischen Küste haben, sind die Araber die sich von jenen durch die hellbraune Farbe, die elegante Gestalt,, die edlen Züge und den starken Bartwuchs leicht unterscheiden. Sie sind großenteils Händler und Kaufleute vom benachbarten Festlande, die hier herüberkommen, um Tauschgeschäfte zu machen. Ferner stößt man hier in Aden, namentlich in den Kaufläden, auf Gesichter von unverkennbar indogermanischem Typus, die sich aber dennoch von

allen bisher gesehenen Rassegenossen wesentlich unterscheiden; es sind mittelgroße, wohlgebaute Leute mit gelblicher Gesichtsfarbe und starkem Bartwuchs, entweder in halbeuropäischer Tracht oder in wallendem, weißem Talar und weißem Turban; dieser letztere wird im Hause gerne durch ein goldgesticktes, niederes, schildloses Käppchen ersetzt. Sie heißen Parsis und sind die Nachkommen der alten feueranbetenden Perser, deren Religion sie auch noch beibehalten haben sollen. Man findet sie als stille, freundliche Handelsleute in allen europäischen Häfen, von Aden bis Yokohama; sie sind überall wohlgelitten, denn sie sind ehrlich und wissen sich alle weit gut zu benehmen. Indier sieht man ziemlich häufig als Soldaten oder als Diener der Europäer. Was diese letzteren betrifft, so versteht es sich von selbst, daß sie fast ausschießlich aus Engländern bestehen; denn nur ein ganz besonderer Zufall wird einen anderen Menschen hieher auf dieses Felsennest führen.

Was ist in Aden zu sehen? fragt lange, ehe der Anker fällt, der Reisende, der die Zeit seines kurzen Aufenthalts möglichst gut auszunützen wünscht. Was zu sehen ist? Wenig, wird er belehrt, fast gar nichts; und doch ist Aden einer der interessantesten Punkte der Erde. Aden ist die gänzliche Verneinung alles dessen, was einen Menschen zur Erbauuug seines Wohnortes reizen kann; es ist einzig durch das, was es nicht bietet. Und dennoch haben hier wahrscheinlich schon vor Jahrtausenden menschliche Wohnungen gestanden, und steht jetzt eine Stadt, wichtig genug, um den überaus kostspieligen Unterhalt zu rechtfertigen. Das macht die Geldgier des Menschen und seine Sucht, sich aller Punkte zu bemächtigen, von denen aus er seinen Mitgeschöpfen schaden kann. Ja, der Anblick dieser Wüstenfestung, die Erwägung der Summen an Kraft und Geld, die darauf verwendet worden sind, giebt zu denken. Aden ist ein zweites Gibraltar der Engländer in jeder Hinsicht; in Gestalt, Lage, Bedeutung, besonders jetzt, da der gesamte Verkehr mit dem ungeheuren Osten hier vorbeizieht. Gibraltar, Malta, Aden! Durch diese drei Halbinselchen und Inselchen beherrscht England die wichtigsten Meere.

Aden liegt ziemlich in der Mitte zwischen Äquator und Wendekreis des Krebses Es ist ein südlicher Ausläufer des arabischen Festlandes und ist mit demselben durch einen so schmalen Küstenstreif verbunden, daß der lateinische Ausdruck peninsula bezeichnender dafür wäre, als das Wort Halbinsel. Jene Landzunge ist ganz flach, liegt nur wenig über Wasser und wird zuweilen bei Springfluten ganz überschwemmt. Gegen das Festland wird sie durch eine jetzt nicht mehr streng bewachte Mauer abgegrenzt, also alles ganz wie bei Gibraltar. Die Halbinsel selbst hat eine königliche Gestalt, ihr größter Durchmesser beträgt nur etwa 10 km. Wie die Inseln von Perim und viele andere Felsen in jener Gegend ist sie auf feurigem Wege entstanden uud ist eigentlich nur ein großer erloschener Krater, dessen östliche Wand eingestürzt ist, vom Meere her freien Zugang gestattend, während alle übrigen steilen, schroffen, über 500 m an-

steigenden Kratermauern in ursprünglicher Wildheit himmelauf trotzen. Lange, lange hat ihnen der Zahn der Zeit nichts anzuhaben vermocht, der Zerstörer, aber auch der Förderer des Lebens, der aus harter Felsenkruste eine weiche Decke schafft, auf der frisches grünes Leben aus den Ruinen sproßt. Hier ist noch alles tot, so tot, als ob erst jüngst alles organische Dasein vom Feuer weggesengt worden wäre. Wo sich je ein neugieriger Grashalm, von einem Vogel gesät, aus dem Boden wagt, da verdorrt ihn die unerbittliche Sonne. Sie ist hier Alleinherrscherin, sie duldet keine Wolke, keine Ansammlung von Wasser in der Luft, das sich befruchtend über die lechzende Erde ergösse. Hier regnet es alle Jahre einmal, und das ist dann ein Festtag für die ganze vertrocknete Menschheit, das in den Felsenspalten herabrinnende Wasser wird gesammelt, als wäre es flüssiges Gold; und es wird haushälterisch verwaltet, damit es bis zum nächsten Wolkenbruche reiche, denn als Wolkenbrüche kann man die tropischen Regen bezeichnen. Läge Aden nur als öder Fels im Meere, so wäre das ja auch nichts Besonderes, das kommt auch sonst vor; es wäre ein Stück Sandwüste in der Wasserwüste, aber hier wohnen auf engem Raume 30 000 Menschen, und eben als menschliche Wohnstätte ist Aden ein so trostloser Ort. Es ist das Sibirien der heißen Zone, aber viel schrecklicher als jenes (zum Teil mit Unrecht) verrufene nordische Land. Dort ist es kalt, hier heiß; gegen Kälte kann man sich schützen, gegen Hitze nicht; dort genießt der Mensch die herrlichste Gabe der schaffenden Natur, den Wechsel der Jahreszeiten, hier herrscht ewiges Einerlei; dort giebt es grüne Wälder, hier nicht; dort Quellen und Bäche und Flüsse, hier nicht; dort herrscht Leben in der belebten Natur, singen Vögel auf den Bäumen, tummelt sich Wild in Wäldern, hier ist alles tot, nur heisere Seevögel krächzen und stummes Meergetier kriecht zur Ebbezeit im Uferschlamm.

Schon der erste Anblick von Aden ist entmutigend. Von der Rhede aus erscheinen auf dem kahlen, ungastlichen rötlichen Strande und seinen Hügeln glänzend weiße Häuser, deren eines, das Kasino der Offiziere, alle andern an Größe und Kraft des Baues überragt. Darum und dazwischen überall Bastionen und Mauern und Zinnen, aus deren Lücken lange schwarze Röhren verdächtig hervorschielen. Wir gehen ans Land: alle Zeichen der Zivilisation empfangen uns; Kommissionäre drücken uns die Anzeigen der wetteifernden Hotels in die Hand, Führer bieten sich an, Einspänner und Zweispänner drängen sich um uns; eine Horde bettelnden Gesindels überfällt uns; in seinen Augen ist der Fremde nur dazu da, um Geld auszuteilen, dazu hat ihn Allah geschaffen. Aber sie täuschen sich, der Aufenthalt in Italien und Ägypten hat unser Herz gegen alle Bitten verstockt, und das offenbar nur aus reiner Gewohnheit bettelnde Volk machte heute schlechte Geschäfte Wir lassen uns auch auf kein Anerbieten ein, sondern gehen unter Anführung eines in Aden bekannten Holländers ruhig auf den nächsten Gasthof zu. Unsere Verfolger begleiten uns bis an die Thüre, wo sie gleich Hunden niederkauern, erwartend, bis wir wieder zum Vorschein kom-

men. Wir befinden uns jetzt noch nicht in der eigentlichen Stadt, sondern nur in der Hafenvorstadt mit den Gasthöfen; der unsrige ist von einem Franzosen gehalten und selbstverständlich sehr einfach eingerichtet; ein paar zweifelhafte Billards und ein greulich verstimmtes Klavier deuten auf höheres Streben, als nach Matrosenunterhaltung. Obwohl aber der Komfort sehr gering ist, so versäumt doch auch der, welcher schon wiederholt in Aden gewesen ist, nicht, ans Land zu gehen, und wäre es auch nur, um das Gefühl zu haben, daß man auf fester Erde steht und ein paar Schritte gehen kann, ohne an eine Bretterwand zu stoßen. Man läßt sich ein Frühstück vorsetzen, das von hier ab durch den ganzen Osten Tifin heißt, wobei nach der Meinung meiner Gefährten der Champagner nicht fehlen darf. Aber auch frisches Wasser und selbst Eis war hier zu finden, und darauf hatte ich nach den Beschreibungen, die man sonst von Aden hört und liest, nicht gerechnet. Das Eis wird künstlich bereitet, das Wasser stammt aus einem großartigen Zisternensystem, das die Engländer neuerdings mit enormen Kosten angelegt haben. Diese Wasserwerke sind auch der einzige Grund, warum man die eine Stunde entfernte Stadt aufsucht, was entweder zu Pferde, zu Esel, oder bequemer in leichten, mit einem Zelttuch bedeckten Wagen geschieht. Der Weg führt erst die Küste entlang, zur Linken das prächtig blaugrüne Meer, zur Rechten steile Felsen mit Löchern, die zu Kasematten zu führen scheinen; dann einen durch Mauern und Bastionen verteidigten Hügel hinan und in eine hohe beklemmend enge Felsengasse hinein, eine wahre Via mala, die ein einziger Steinblock versperren könnte. Sie bildet den einzigen Zugang zum Innern der Halbinsel und zur eigentlichen Stadt, die jetzt vor uns ausgebreitet liegt, und zu der der Weg rasch hinabführt. Einen anderen Weg einzuschlagen, um nach Aden zu gelangen, ist unmöglich; denn über die Felsen weg kann kein Mensch klettern, und erlaubten es ihm auch seine Kräfte, die feindlichen Kugeln würden den völlig Schutzlosen sofort niederstrecken. Die einzige offene Seite der Halbinsel zieht nach Osten, dem Meere zu, ist aber durch eine befestigte kleine Insel und durch Erdwerke so gesichert, daß jeder Versuch einer Landung Wahnsinn wäre. Die Stadt liegt in der Mitte des fast eine Stunde durchmessenden Kraterkessels, besteht aus kleinen, meist freundlichen weißen Häusern aus Stein oder einer Art Sandcement und zählt ungefähr 20 000 Einwohner ausschließlich der Garnison; ihre Straßen durchschneiden sich in regelmäßigen Abständen rechtwinklig und stechen, dank der englischen Polizei, durch ihre Sauberkeit angenehm gegen die ägyptischen Straßen ab. Gleich nach dem Eintritt in die Stadt fällt uns ein in edlem Stil gehaltener, steinerner Bau mit Säulen getragenem Dach und abgegrenztem Vorplatz auf, einem antiken Tempel vergleichbar; er ist das Gefängnis, seine Bewohner mögen sich ähnlich warm befinden, wie ihre weiland Genossen unter den Bleidächern Venedigs. Vorüber! Wir gehen, um die Wasserwerke zu sehen, eine Felsenwand entlang, die die Sonnenstrahlen mit solcher Heftigkeit zurückwirft, daß der vorbeigehende Fremdling in Gefahr schwebt. Schon vor dem Verlassen

des Schiffes waren wir ausdrücklich aufmerksam gemacht worden, uns auf dem Wege nach den Zisternen doch ja recht gegen die Sonnenstrahlen zu schützen, und man hatte uns zum warnenden Exempel berichtet, wie einst von zehn Reisenden, die von einem französischen Dampfer ans Land gegangen waren, sieben an Sonnenstich erkrankten und einer starb. Wir drückten daher unsere Hüte tief in den Nacken, spannten unsere Schirme auf und wanderten unbekümmert um die Hitze, es war mittags ein Uhr, vorwärts. Nach zehn Minuten kamen wir an eine hektargroße Stelle, auf der eine Anzahl dürftiger junger Pflanzen ein bleichsüchtiges Dasein fristete. Sie ließen alle die Köpfe hängen wie Zimmerblumen, die man zu begießen vergessen. Und doch sind nie Pflanzen so gut gewartet worden, wie gerade diese; zu jeder geht ein eigenes Wasserleitungsröhrchen, und für die empfindlichsten hat man besondere Basthäuschen gebaut mit mäßigem Erfolg. Es gehört die ganze Zähigkeit der angelsächsischen Rasse dazu, um unter solch ungünstigen Verhältnissen den Kampf mit der kargen Natur noch länger fortzusetzen; aber die Zähigkeit wird siegen, und sie hat auch schon jetzt einige Siegeszeichen aufzuweisen. Sobald man sich nämlich rechts wendet, gelangt man in eine Felsenschlucht, die in einzelne durch eingehauene Treppen verbundener Terassen von verschiedener Höhe und Größe zerfällt. Auf jeder Terrasse finden sich ein oder zwei Becken mit mehr oder weniger grünem, aber klarem Wasser. Die Becken, zum Teil zehn Meter tief, sind aus dem harten Stein herausgemeiselt, bezw. gesprengt und wohl cementiert, damit nicht durch etwaige Sprünge des Felsens das kostbare Wasser entschlüpft. In die Becken münden von allen Seiten kleine Kanäle, die aus jeder schmalen Rinne die Regentropfen, wie sie herablaufen, sammeln. Auf diese Weise lassen sich in den Becken weit über 100 000 Hektoliter aufstauen, eine gewaltige Menge für eine Stadt, in der früher schlechtes, sumpfiges Wasser mit viel Geld bezahlt wurde. In einer Ecke neben einem Becken stehen die erwähnten Trophäen, der Stolz und das Wunder Adens, zwei Bäume, wahrhaft echte Bäume, ein Feigenbaum und eine Akazie. Es hat unendliche Mühe gekostet, sie großzuziehen, aber es ist gelungen, und die bescheidenen, schnell wachsenden Pflanzen haben schon fast mannsdicke Stämme. Nach Ansicht der Adener ist dieses etwas enorm Großartiges.

Hat man die Wasserwerke besichtigt, so fühlt man das Bedürfnis, von dieser Anstrengung auszuruhen, und tritt im Wagen den Rückweg an. Im Gasthause nimmt man noch eine kleine Stärkung zu sich, läßt sich von den Händlern einige Korallen, Säge-Fischzähne u. dgl. aufschwatzen und besteigt, getreulich von der Bettlergarde bis ans Wasser geleitet, das Boot. An Bord hatten wir noch Zeit genug, um uns noch einmal aus der Ferne über die Form und Lage der Halbinsel zu orientieren, und die Eindrücke, die wir nur im Flug erhalten hatten, im Geiste ruhig zu ordnen. Dieser öde Fleck Erde vor uns war schon lange vor unserer Zeitrechnung eine wichtige Handelsstation gewesen, ja man erzählt, daß König Salomo die ersten Anlagen

zu den Zisternen habe schaffen lassen. Im Mittelalter war Aden der Sitz eines wichtigen Handels. Historisch gewiß ist aber nur, daß die Engländer, nachdem sie 1839 die Halbinsel besetzt, eine Kohlenstation errichteten, und damit dem Handel einen großen Dienst leisteten. Doch hat Aden seine volle Bedeutung erst durch die Eröffnung des Suezkanals erlangt, durch den ja mit der Zeit der ganze Handel nach dem Orient ziehen wird. Schon jetzt ist die Zahl der Schiffe, welche Aden besuchen, reißend gewachsen, und namentlich legen alle großen Dampfer hier an, um Kohlen einzunehmen. Aber auch Südarabien wird mehr und mehr in den Verkehr hereingezogen werden, und dann steht Aden ohne Zweifel eine bedeutende Zukunft bevor; bewähren sich die Wasserwerke und gelingen die Kulturversuche auch nur im Laufe des nächsten Menschenalters, so ist viel gewonnen. E. Bätz.

4. Die Kaaba zu Mekka.

In einem engen, von kahlen Bergen eingeschlossenen Thale liegt die ganz offene, unregelmäßig gebaute Stadt Mekka, die heilige Stadt, die Geburtsstätte des Propheten, der allgemeine Wallfahrtsort aller Moslemin, den jeder Gläubige wenigstens einmal in seinem Leben besucht haben muß, wenn er ruhig sterben will. In der südlichen Hälfte der Stadt, wo das Thal am breitesten ist, erhebt sich das Beil-Allah (Haus Gottes) oder die große Moschee von Mekka mit der weltberühmten Kaaba, welche dem Tempel erst seine Wichtigkeit verleiht, da es in anderen Städten des Orients nicht bloß ebenso große Moscheen giebt, sondern auch viele, welche sie an Schönheit weit übertreffen.

Von den ringsum sich hinziehenden Säulengängen der Moschee führen sieben gepflasterte Wege nach der in der Mitte des Ganzen stehenden Kaaba oder dem heiligen Hause. Sie ist ein kleines, massives Gebäude von achtzehn Schritt Länge, vierzehn Schritt Breite und zwölf bis vierzehn Meter Höhe. Sie steht nicht genau in der Mitte der Moschee, was davon herrührt, daß letztere später erbaut und nachher zu verschiedenen Zeiten planlos erweitert worden ist. Die Mohammedaner glauben, daß Abraham (Ibrahim) der erste Erbauer der Kaaba gewesen ist, und daß sein Sohn Ismael ihm die Steine zugelangt hat, welche durch ein Wunder der göttlichen Allmacht gleich viereckig zugehauen aus der Erde zum Vorschein kamen. Da das Dach der Kaaba ganz flach ist, so sieht sie von weitem wie ein Würfel aus.

In der nordöstlichen Ecke derselben befindet sich, nicht weit von der Thür, etwa ein Meter über dem Boden, der berühmte schwarze Stein. Die Mohammedaner behaupten, daß dieser Stein vom Himmel gekommen und dem Abraham als ein besonderes Zeichen göttlicher Gnade durch den Engel Gabriel übergeben worden sei. Sie sagen, er wäre ursprünglich rein und durchsichtig gewesen, durch die Berührung eines unreinen Weibes aber schwarz und undurchsichtig geworden. Durch die Millionen von Küssen und Berührungen, die der Stein erhalten hat,

ist er ganz abgerieben, so daß es schwer hält, seine Beschaffenheit genau zu bestimmen.

Alle vier Außenflächen der Kaaba sind mit einem schwarzseidenen Stoffe bekleidet. Es sind verschiedene Gebete hineingewoben, welche man aber, da sie von gleicher Farbe sind wie der Stoff selbst, nur mit großer Mühe lesen kann. Etwas über der Mitte läuft rund um das ganze Gebäude eine andere Inschrift aus Goldfäden. Für den schwarzen Stein sind Öffnungen gelassen, so daß derselbe bei dem Umgange bequem berührt werden kann. Da die Bekleidung nirgends dicht anliegt, so wird sie durch das leiseste Lüftchen in wellenförmige Bewegung gesetzt. Die frommen Pilger halten dies für ein Zeichen von der Gegenwart der die Kaaba beschützenden siebenzigtausend Engel, deren Fittige, wie sie sagen, diese Bewegungen hervorbringen. Wenn die Posaune des letzten Gerichts ertönt, werden sie die Kaaba in das Paradies tragen.

Unter den übrigen, kleineren Gebäuden, welche die Kaaba innerhalb des großen Vierecks umgeben, ist noch dasjenige bemerkenswert, in welchem sich der berühmte, heilige Brunnen Zemzem befindet. Er versorgt die ganze Stadt mit Wasser, und es giebt kaum eine Familie, die sich nicht täglich einen Krug voll holte. Es wird aber nur zum Trinken, und zu den religiösen Abwaschungen gebraucht; zum Kochen oder zu einem andern häuslichen Gebrauch es zu verwenden, würde für gottlos gelten. Fast jedem Pilger wird, wenn er zum Abendgebet in der Moschee erscheint, ein Krug voll von den beim Brunnen angestellten Leuten hingesetzt. Die reicheren Pilger bezahlen auch wohl das Wasser für die ärmeren, damit diese nicht Mangel daran leiden. Es wird als ein untrügliches Heilmittel gegen Krankheiten angesehen, und die recht frommen Mohammedaner glauben, je mehr sie davon trinken, desto gesünder werden sie bleiben und desto gottgefälliger wird ihr Gebet sein. Bekanntlich glauben die Mohammedaner, daß der Brunnen Zemzem derselbe sei, welchen Jehova auf das Gebet der Hagar in der Wüste entspringen ließ, als ihr Sohn Ismael im Begriff war, vor Durst zu verschmachten. Bei dem Mambar oder der Kanzel, auf welcher die Freitagspredigt gehalten wird, müssen die Pilger, bevor sie den Gang um die Kaaba machen, ihre Schuhe ausziehen und stehen lassen, indem es nicht, wie in andern Moscheen, erlaubt ist, sie in der Hand zu tragen. Jeder Pilger ist, sowie er die Stadt betritt, verpflichtet, auch die Kaaba zu besuchen. Sobald man nach dem Eintritt durch den Säulengang das heilige Gebäude zuerst erblickt, sagt man gewisse Gebete her und verrichtet zwei Rikats, d. h. man wirft sich viermal auf den Boden nieder und drückt dadurch der Gottheit seinen Dank dafür aus, daß man die heilige Stätte glücklich erreicht hat. Hierauf schreitet man auf einem der gepflasterten Wege der Kaaba näher, stellt sich dem schwarzen Stein gegenüber und verrichtet abermals zwei Rikats, worauf der Stein mit der rechten Hand berührt, oder, wenn das Gedränge nicht zu groß ist, geküßt wird. Nun beginnt der Pilger den Gang um die Kaaba, aber so, daß ihm dieselbe zur Linken

bleibt. Dieser Gang muß siebenmal wiederholt werden, und zwar die ersten drei Male mit schnellen Schritten, als Nachahmung des Propheten, welcher um das von seinen Feinden verbreitete Gerücht, als ob er gefährlich krank sei, zu widerlegen, dreimal schnell um die Kaaba lief. Bei jedem Umlauf müssen mit leiser Stimme gewisse Gebete verrichtet und zu Ende desselben der schwarze Stein, sowie ein anderer, in einer Ecke eingemauerter Stein geküßt werden. Zuletzt tritt der Pilger nahe an die Mauer des Gebäudes, zwischen dem schwarzen Stein und der Hauptthür, drückt die Brust dicht an erstere und fleht mit weit ausgestreckten Armen zu Gott um Vergebung seiner Sünden. Hierauf zieht er sich gegen das benachbarte Mekkam Ibrahim zurück, verrichtet hier zwei Rikats und begiebt sich dann zu dem anstoßenden Brunnen Zemzem, wo er nach Verrichtung eines kurzen Gebets so viel trinkt, als er will oder als ihm bei dem Gedränge des Volks möglich ist.

A. W. Grube.

5. Medina.

1. Beschreibung der Stadt. — 2. Die Datteln von Medina.

1.

Medina liegt am Saume der großen arabischen Wüste, nahe an der Bergkette, welche das Land von Norden nach Süden durchzieht. Die innere Stadt ist von Vorstädten umgeben; sie bildet ein Oval, welches in einer Spitze endigt, wo das Kastell auf einer felsigen Erhöhung gebaut ist. Das Ganze ist von einer dicken Mauer umschlossen, die 12—13 m Höhe hat, durch 30 Türme beschützt und durch einen Graben gesichert ist. Diese Mauer ist noch in gutem Zustande und bildet in Arabien ein ansehnliches Verteidigungsmittel, so daß Medina die Hauptfestung von Hedschas ist. Während des Mittelalters war die Stadt ganz offen und täglich den Einfällen der benachbarten Beduinen ausgesetzt. Nach dem arabischen Geschichtsschreiber Asami wurde sie, wie sie jetzt steht, gegen das Ende dts 16. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung erbaut. Drei schöne Thore führen in die Stadt: Bab-el-Schami an der Nordseite, Bab-el-Dschema an der Ostseite und Bab-el-Mesri*) an der Südseite, welches nächst dem Bab-el-Fatu zu Kairo das schönste Stadtthor ist, das ich im Orient gesehen habe.

Medina ist gut und ganz aus Steinen gebaut, die Häuser sind gewöhnlich zwei Stock hoch mit einem flachen Dache; da sie nicht weiß getüncht sind und die Steine eine dunkle Farbe haben, so sehen die Straßen düster aus und sind meistenteils sehr enge, oft nur 2—3 Schritte breit. Einige der Hauptstraßen sind gut gepflastert — eine Bequemlichkeit, welche ein Reisender in Arabien kaum zu finden erwartet. Es ist im ganzen eine der best gebauten Städte, die ich im Orient sah, und sie kommt in dieser Hinsicht zunächst nach Aleppo. Gegenwärtig sieht die Prophetenstadt etwas verödet aus, und viele Häuser beginnen zu zerfallen; ihre Eigentümer, die früher großen Ge-

*) Das syrische Thor — das Moschee-Thor — das ägyptische Thor.

winn von der Menge der Reisenden zogen, die hier zu allen Zeiten des Jahres ankamen, finden jetzt ihre Einnahmen vermindert und scheuen die großen Kosten des Bauens, da sie wissen, daß sie ihnen durch das Vermieten der Zimmer nicht wieder ersetzt werden. In jedem Teile der Stadt sieht man verfallene Häuser und Mauern, die der Wiederherstellung bedürfen, und Medina bietet denselben Anblick dar, wie die meisten Städte des Orients, welche jetzt nur noch ein schwaches Bild ihres alten Glanzes sind.

Im Westen und Süden der Stadt liegen die Vorstädte, welche mehr Grund und Boden einnehmen, als die Stadt selbst. Sie sind von ihr durch einen offenen Raum getrennt, wo die Karawanen halten, und der jederzeit von Kamelen und Beduinen gedrängt voll ist. Einige Reihen kleiner Hütten und Läden sind hier errichtet, in welchen Korn, Datteln, Butter und andere Lebensmittel verkauft werden, und einige Kaffeebuden, die den ganzen Tag mit Gästen besetzt sind. Vier Thore führen aus den Vorstädten in das offene Land; sie haben kleine hölzerne Thüren, die leicht zu öffnen sind. Der größere Teil der Vorstädte besteht aus größeren Höfen mit sehr kleinen niederen Wohnungen, die ringsum im Erdgeschoß angebracht sind, und von einander durch Gärten und Pflanzungen getrennt werden. In einem solchen großen Hofe hausen gewöhnlich 30—40 Familien und bilden ebensoviel kleine Dörfer, welche in Zeiten einer schwachen Regierung öfters unter einander in verzweifelte Fehden verwickelt waren. Das Vieh war mitten im Hofe gehalten, um den großen Brunnen sich lagernd.

Das köstliche Juwel Medinas, welches diese Stadt fast auf dieselbe Stufe mit Mekka erhebt, ist die große Moschee, in welcher sich Mohammeds Grab befindet. Die Sekte der Malekiten behauptet, daß Medina mehr geehrt werden müsse als Mekka; ähnliche Ansichten finden sich in manchen Büchern der Mohammedaner ausgesprochen. Wie die Moschee von Mekka führt auch die von Medina den Namen El Haram (der allerheiligste Tempel); doch ist der Umfang der letzteren viel kleiner als derjenige der Moschee zu Mekka. Der Baustil ist übrigens derselbe, indem sie ein offenes Viereck bildet, das auf allen Seiten mit bedeckten Säulengängen umgeben ist, und in der Mitte des Vierecks ein kleines Gebäude hat. Auf der Südseite der Moschee besteht die Kolonnade aus zehn Reihen von Säulen hintereinander; auf der Westseite sind vier Reihen, auf der Nord- und halben Ostseite bloß drei. Auf der Südseite, wo das Grab des Propheten ist, sind die Säulen größer und stärker als in den andern Teilen. Alle sind von Stein und weiß angestrichen. Das Dach der Kolonnaden besteht aus einer Menge von Kuppeln. Die innern Mauern sind mit weißem Marmor ausgelegt und tragen goldene Inschriften, die eine glänzende Wirkung hervorbringen. Auch ist in der Nähe des Grabes der Fußboden mit schönem Marmor ausgelegt und hat die trefflichste Mosaik. Weite und hohe Glasfenster spenden Licht durch die südliche Mauer; einige Scheiben sind schön gemaltes Glas und Geschenke des Pascha von Damaskus.

Nahe an der südöstlichen Ecke steht das berühmte Grab, durch ein

eisernes, grünbemaltes Gitter geschützt, worin Inschriften von gelber Bronze angebracht sind. Das Gitter hat vier Thüren, von denen aber drei immer verschlossen sind und nur eine morgens und abends geöffnet wird, um die Tempeldiener einzulassen, welche den Boden reinigen und die Lichter anzünden. An allen vier Seiten des Gitters befinden sich kleine Fenster, durch welche die Pilger hereinblicken, indem sie ihre Gebete sprechen. In das Innere werden nur Personen von höchstem Rang gelassen. Da befindet sich ein großer Vorhang, der rings um das Grab geht und 10 m hoch ist, von reichem Seidenbrokat mit den verschiedensten Farben und von Silberblumen und Arabesken durchwebt. Dieser Vorhang hat nach Norden eine kleine Thüre, die jederzeit geschlossen ist und von niemand geöffnet werden darf. Nur dann, wenn der alte Vorhang zu Grunde geht oder ein neuer Sultan den Thron besteigt, wird von Konstantinopel ein neuer geschickt und dieser zur Nachtzeit befestigt. Die alten Vorhänge werden nach Konstantinopel übersandt und dienen dazu, die Gräber der Prinzen und Sultane zu decken.

Der Vorhang bedeckt einen viereckigen Bau von schwarzen Steinen, der von zwei Säulen getragen wird, und im Innern ist das Grab Mohammeds und zweier seiner Freunde und Nachfolger, Abu Bekr und Omar. Der Sarg, worin der Staub Mohammeds ruht, soll mit Silber ausgelegt sein und oben eine Marmorplatte haben, auf welcher geschrieben steht: Im Namen Gottes, verleihe ihm deine Gnade. Von der Sage, daß des Propheten Sarg in der Luft aufgehängt sei, weiß man in Arabien nichts.

Um diese Gräber herum waren früher alle kostbaren Geschenke der Pilger, eine Menge Gold, Edelsteine und wertvolle Reliquien angehäuft; als aber die Wechabiten unter ihrem Anführer Saud Medina belagerten, nahmen die Häupter der Stadt das meiste fort unter dem Vorwande, die Kostbarkeiten unter die Armen verteilen zu wollen. Als Saud die Stadt einnahm, ging er selbst in das Allerheiligste und nahm das Wertvollste, einen mit Brillanten und Diamanten besetzten Stern, der gerade über dem Grabe des Propheten hing. Jetzt sind wieder einige von den geraubten goldenen Gefäßen zurückgebracht worden.

Rund um den Vorhang sind Glaslampen aufgehängt, welche jeden Abend angezündet werden und die Nacht hindurch leuchten. Diese ganze Einfriedigung ist mit einer schönen Kuppel gedeckt, welche weit über die andern Kuppeln, die das Dach der Kolonnaden bilden, emporragt und in einer großen Entfernung von der Stadt sichtbar ist. Die Reisenden, welche Medina besuchen, verrichten gewisse Gebete, sobald sie die Kuppel erblicken. Das Dach ist von Blei und auf dessen Spitze eine Kugel von beträchtlicher Größe und ein Halbmond, die beide von Gold glänzen. Die Wechabiten, von dem Aussehen der Kuppel gelockt und nach ihrer Gewohnheit handelnd, alle über den Gräbern der Sterblichen — zu welchen sie auch Mohammed rechneten — errichteten Dome und Kuppeln zu zerstören, versuchten, die Kuppel herabzuwerfen und die Kugel samt

dem Halbmond wegzunehmen; aber der feste Bau und das Bleidach machten dies zu einem sehr schwierigen Unternehmen: zwei der Arbeiter glitten von dem glatten Dache, stürzten herab und brachen den Hals, worauf das Zerstörungswerk unterlassen wurde — denn es war ein sichtbares Wunder, vom Propheten selber gethan zur Erhaltung seiner Grabstätte.

Die mohammedanische Überlieferung sagt, daß, wenn der letzte Trompetenschall ertöne, Jesus Christus vom Himmel zur Erde herabsteigen und ihren Bewohnern den großen Tag des Gericht verkündigen werde; alsdann werde er sterben und an Mohammeds Stelle beerdigt werden. Wenn die Toten aus ihren Gräbern erstehen, würden auch sie zusammen auferstehen, gen Himmel fahren, und Jesus Christus würde an diesem Tage von dem Allmächtigen beauftragt, die Gläubigen von den Ungläubigen zu sondern. In Übereinstimmung mit dieser Überlieferung ist die Stelle am Vorhange bezeichnet, wo das Grab Christi angebracht sein wird.

Des Propheten Geburtstag ist ein Nationalfest. Alle Buden sind an diesem Tage geschlossen, und jeder erscheint in seinen besten Kleidern. Früh morgens versammeln sich die Ulemas (Schriftgelehrten) und eine Menge wolgekleideter Leute in der Moschee, wo einer der Katibs nach einer kurzen Predigt eine Erzählung aller Thaten Mohammeds von seiner Geburt bis zu seinem Tode abliest. Hierauf werden die Versammelten, wenigstens die vornehmsten Personen mit Konfituren, Limonade und Süßholzwasser bewirtet; die eifrigen Muselmänner bringen die Nacht vorher mit Gebet zu. Die Gemahlin Mohamed Ali Paschas, welche von der Wallfahrt nach Mekka hierher kam, das Grab zu besuchen und ihren Sohn Tusun zu sehen, brachte den größten Teil der Nacht in andächtigen Gebeten in der Moschee zu. Nachdem sie in ihr Haus, das sie nahe bei der Moschee gewählt hatte, zurückgekehrt war, machte ihr der Sohn einen kurzen Besuch und verließ sie dann, damit sie ausruhen konnte, während er selbst mitten in der Straße Teppiche ausbreiten ließ und an der Schwelle der Wohnung seiner Mutter schlief, indem er so einen Beweis der Achtung und Demut geben wollte, der dem Sohne eben so viel Ehre machte, als dem Charakter der Mutter, die ihn zu solchen Gesinnungen begeistern konnte.

2.

Das Hauptnahrungsmittel sind zu Medina die Datteln. Während der zwei oder drei Monate der Dattelernte — denn die Datteln werden nicht alle zu gleicher Zeit reif, jede Art hat ihre eigene Zeit — vom Juli bis September essen die untern Volksklassen nichts anderes als Datteln, die auch getrocknet in dem übrigen Teil des Jahres ein Hauptnahrungsmittel bilden. Von derselben Wichtigkeit ist hier die Dattelernte, wie bei uns in Europa die Weizenernte, und ihr Mißraten verursacht große Besorgnisse. „Was kosten die Datteln zu Mekka oder Medina?“ ist immer die erste Frage, welche der Beduine thut, wenn er auf der Straße Reisenden begegnet. Ein beträchtlicher

Teil der Datteln wird aus entfernteren Bezirken nach Medina gebracht, namentlich von dem Thale Fera, wo sehr viele Dattelwäldchen sind; es ist etwa vier Tagreisen von Medina entfernt, und die Datteln werden von dort in großen Körben gebracht, in denen sie zu einer Masse zusammengepreßt sind.

Die meisten Dattelbaumwäldchen werden durch Regenbäche bewässert. Die Gärten um Medina sind in der Regel sehr tief liegend, indem die Erde aus der Mitte der Felder weggenommen und rund an den Mauern herum angehäuft wird, so daß der zum Anbau bestimmte Raum oft zehn Fuß unter der Oberfläche der Ebene ist. Dies geschieht, um einen besseren Boden zu gewinnen, indem die Erfahrung gezeigt hat, daß die obere Schicht mehr mit Salz durchsetzt und zum Anbau weniger tauglich ist.

Wie elend würden die Araber und Mauren sein in ihren heißen, sandigen, waldlosen, wüsten Ländern, wenn sie die Dattelpalme nicht hätten! So aber ist von der Vorsehung auch hier gesorgt; von zwei Dattelbäumen kann eine Familie das ganze Jahr leben. Die Früchte, welche in großen Büscheln beisammen wachsen, sind so gedrängt, daß oft 200 an einem einzigen Büschel sitzen. Die Größe einer Dattel gleicht der unserer Zwetschen; in dem zuckerartig süßen und saftigen Fleisch steckt ein harter, länglicher Kern. Man ißt die Datteln frisch und getrocknet, roh und eingemacht und auf alle mögliche Weise zubereitet. Der ausgepreßte Saft giebt einen köstlichen Syrup, wie Honig so süß, und in diesen Zuckersaft werden von den reichen Arabern wieder die Datteln eingemacht. Die Armen behelfen sich oft mit den schon ausgepreßten Früchten, mit welchen man auch Kamele und Pferde füttert. Ist der Baum jung, so gewährt sein Mark eine wohlschmeckende Speise; bei den älteren Bäumen steckt der Leckerbissen nur noch im Gipfel des Stammes. Die zarten, noch nicht entfalteten Blätter werden als Palmkohl gekocht oder als Palmkäse zu Konfekt eingemacht. Aus dem Saft wird wie bei unsern Birken der Palmwein bereitet, der aber frisch getrunken werden muß, da er nach 24 Stunden in Essiggärung übergeht. Aus den Dattelkernen preßt man Öl und mahlt daraus auch ein Mehl, zum Futter für das Vieh. Die Bewohner von Hedschas legen die Kerne zwei Tage lang ins Wasser, damit sie weich werden, und geben sie dann den Kamelen, Schafen und Kühen anstatt der Gerste, und die Tiere sollen sehr fett von dieser Nahrung werden. Es giebt zu Medina Kaufläden, in denen nichts als Dattelkerne verkauft werden, und die Bettler sind in allen Straßen fortwährend beschäftigt, die weggeworfenen Kerne aufzulesen Sehr schön vergleicht Mohammed in einer der Reden, die von ihm aufgeschrieben sind, den tugendhaften und edelmütigen Mann mit einem Dattelbaume: „Er stehet aufrecht vor seinem Herrn, in jeder seiner Thaten folgt er dem Antriebe, den er von oben erhält, und sein ganzes Leben ist dem Wohlthun seiner Mitmenschen gewidmet."

Verschiedene Arten Datteln werden sowohl zu Medina, als in allen andern fruchtbaren Thälern dieses Landes gefunden, und jeder

Platz hat seine eigenen Arten, die sonst nirgends wachsen. In der unmittelbaren Nachbarschaft der Stadt sollen über hundert verschiedene Sorten von Datteln wachsen. Am meisten in Hedschas verbreitet ist die Dschelebisorte; die Helua ist eine sehr kleine Dattel, nicht größer als eine Maulbeere, und hat ihren Namen von der außerordentlichen Süßigkeit, in welcher sie den feinsten Feigen von Smyrna nicht nachsteht, auch wie diese mit einer Zuckerkruste sich bedeckt, wenn sie getrocknet ist. Die Einwohner erzählen, daß Mohammed ein großes Wunder mit dieser Dattel verrichtet habe: er steckte einen Kern von derselben in die Erde, und dieser faßte alsbald Wurzel, ging auf und binnen fünf Minuten stand ein ausgewachsener Baum mit Früchten beladen vor ihm. Ein anderes Wunder wird von der Dattelart, welche El Sihan heißt, erzählt. Ein Baum derselben begrüßte den Propheten, als dieser unter ihm wegging, mit einem lauten salam aleikum — Friede sei mit dir. Für die gesündeste wird die Birni-Sorte gehalten, und diese ist wirklich am leichtesten zu verdauen. Sie war auch die Lieblingsdattel Mohammeds, welcher seine Araber anwies, sieben von dieser Frucht jeden Morgen vor dem Frühstück zu essen. Die Dschelebbidattel wächst nur in Medinas Umgebungen und sonst nirgends in Hedschas. Acht Dschelebis werden um 20 Paras (ca. 60 Pfennige) verkauft; sie sind ihrer Trefflichkeit und Seltenheit wegen von den Pilgern sehr gesucht, welche gewöhnlich einige dieser Datteln mit nach Hause bringen, um sie guten Freunden als „aus der Stadt des Propheten kommend" zu schenken. Dazu werden kleine niedliche Schachteln, die etwa 100 Stück fassen, zu Medina verfertigt.

Eine Art der Datteln von Medina bleibt, auch wenn sie getrocknet ist, vollkommen grün; andere behalten eine helle, safrangelbe Farbe Diese Datteln werden auf Schnüre gereiht, und überall in Hedschas unter dem Namen „syrische Halsbänder" verkauft; junge Mädchen tragen sie häufig um den Hals als Zierat.

Von den verschiedenen Arten, die Datteln zur Speise zuzubereiten, sind drei echt arabisch: man kocht sie mit Milch, oder brät sie mit Butter, oder kocht sie im Wasser zu einem dicken Brei, über den man Honig gießt. Die Araber sagen, daß eine gute Hausfrau ihren Herrn einen ganzen Monat lang täglich mit einem anders zubereiteten Dattelgericht bedienen könne.

A. W. Grube.

VII. Vorderasien.

1. Der Sinai und das St. Katharinenkloster.

1. Das St. Katharinenkloster. — 2. Der Sinai. — 3. Lebensweise der Mönche.

1.

Es war wieder ein Sonntag in unserem einförmigen Reiseleben angebrochen, und wir wurden von einer fromm feierlichen Stimmung erfüllt; denn heute noch, recht zur Sonntagserhebung, sollten wir den

heiligen Berg des Herrn erblicken und das St. Katharinenkloster an seinem Fuße erreichen. Bisher waren uns die höchsten Gipfel des Gebirges, der Horeb und der heilige Sinai, immer von anderen Bergen verdeckt worden. Plötzlich, bei einer Wendung des steilen Weges, schrieen unsere Kameltreiber, auf eine im Hintergrunde hervortretende imposante mehrgipflige Bergmasse deutend: „Schaut, das ist der Berg Moses'!“ und ein freudiger Schreck durchzuckte mich. Es ist mir unmöglich, die Gefühle zu beschreiben, die mich in diesem Augenblick durchstürmten. Ich faltete die Hände zum wortlosen Gebete, und meine Augen füllten sich mit Thränen der Rührung.

Das rege Verlangen unseres Gemüts ließ uns heute keine Mittagsrast halten, und so sahen wir denn gegen 3 Uhr nachmittags von der letzten Berghöhe in das Wadi Bostan (Gartenthal), auch Wadi Raha genannt, hinab und erblickten das große Kloster in seinem ganzen Umfange und dicht darüber die sieben Gipfel des steil aufsteigenden Horeb. Unsere Augen hafteten mit sprachlosem Entzücken lange auf dem reizenden Thale mit seinem hochummauerten Klosterfrieden und auf dem majestätischen Berge, bevor wir hinabritten.

Unsern Dolmetscher hatten wir mit den Empfehlungsschreiben nach dem Kloster vorausgeschickt, um uns die Erlaubnis auszubitten, einige Tage daselbst verweilen zu dürfen. Sie wurde uns gewährt, und nachmittags nach 3 Uhr zogen wir in das Kloster ein. Am meisten fiel mir auf, daß das Gebäude weder Thore noch Thüren hatte. Aus einem hohen Fenster wurde ein Strick heruntergelassen, an dessen Ende ein großer Ring angebracht war. In diesen mußte sich einer nach dem andern setzen, und so wurden wir mittelst eines Flaschenzuges bis zum Fenster gezogen, das vom Boden an wohl gegen 12 Meter hoch war. Wir wurden äußerst gastfreundlich von den Klosterbewohnern aufgenommen.

Den ersten Tag brachten wir damit zu, uns von den Anstrengungen der Reise zu erholen und das Kloster in Augenschein zu nehmen. Es hat ganz das Ansehen einer Festung; denn hohe, starke Mauern aus großen Granitblöcken und Backsteinen umgeben es ringsum im unregelmäßigen Viereck. Auf jeder Ecke steht eine Kanone und oben durch die Mauer geht ein Gang, in welchem Schießscharten für das leichte Geschütz angebracht sind. Die Geschütze dienen zur Abwehr der Beduinen, die sehr oft Raubüberfälle über das reiche Kloster versuchten. Auch jetzt noch ist das Kloster stets für den Fall einer Belagerung auf zwei Jahre mit Proviant versehen. Das Innere ist ein Haufen unregelmäßiger, auf unebenem Boden aufgeführter Gebäude. Sehr wohlthätig spricht überall in den Gemächern und auf den Höfen die sorgfältigste Reinlichkeit an. Mir vorzüglich gewährte sie nach der heißen Wüstenfahrt unaussprechlichen Genuß. Das merkwürdigste Gebäude ist die Kirche, die der oströmische Kaiser Justinian erbauen ließ; das Kloster selbst soll von der heiligen Helena, der Mutter Kaiser Konstantin des Großen, gestiftet worden sein. Die Kirche ist nicht groß, aber von ausgezeichneter Schönheit und hat

drei Schiffe. Das blau gemalte, den Himmel mit seinen Sternen darstellende Gewölbe ruht auf zwei Reihen von Granitsäulen, der Fußboden, sowie die Wände bestehen aus schwarzem und weißem Marmor; an den Wänden prangen in herrlichen goldenen Rahmen viele Gemälde und Heiligenbilder. Zur Erleuchtung der Kirche dienen eine Menge goldener und silberner Lampen. Der Gottesdienst in derselben beginnt 12 Uhr nachts und endet 6 Uhr morgens, und ich habe ihm mit einem Dolmetscher beigewohnt, der alle Cermonien mitmachte, so daß die Mönche, weil er auch sehr gut griechisch sprach, glauben mochten, er sei ein Christ. In der Kirche ist eine Kapelle gerade über der Stelle erbaut, wo Moses einst den brennenden Busch erblickte, durch welchen Gott sich ihm offenbarte. Bevor wir sie betraten, zogen alle Mönche und Fremde die Schuhe aus, dem Bibelverse zufolge, in welchem der Gott Israels aus dem Busche den erstaunten Moses zuruft: „Tritt nicht herzu, ziehe deine Schuhe aus von den Füßen, denn der Ort, da du auf stehest, ist ein heilig Land!" (2. Buch Mos. 3, 5.) Ich war von dem Gefühle durchschauert, daß dies ein urheiliger Boden sei.

Das Kloster, zur Verklärung genannt, ist jetzt im Besitz griechischer Mönche, die vor mehreren Jahrhunderten in kirchlichen Streitigkeiten die Katholiken daraus vertrieben. Außer der Kirche hat das Kloster nur wenig Merkwürdiges; die übrigen Gebäude dienen den Mönchen zur Wohnung. Aus dem Kloster führt ein unterirdischer Gang nach dem Klostergarten, der ebenfalls mit einer Mauer umgeben ist. Auf der einen Seite derselber befindet sich ein Loch, das zum Ausgange dient, wo man sich an einem daran angebrachten Stricke herunterläßt. Der Garten hat kein sehr fruchtbares Erdreich, doch bauen die Mönche darin ihr Gemüse; auch gedeihen Südfrüchte, die jedoch von keinem guten Geschmacke sind.

2.

Am zweiten Tage ging ich mit meinem Reisegefährten in etwa sechs Stunden rings um den Berg Sinai meist durch das denselben umgürtende Bostanthal, und am dritten Tage früh 6 Uhr bestieg ich den Berg in Begleitung eines Mönches. Anfangs wanderten wir über hingesäete Felsstücke hinweg; das Steigen fängt erst etwa 500 Schritte vom Kloster an. Viele Stufen, in blättrigen Porphyr gehauen, führen zwischen den Felsen in einer engen Schlucht hinauf, doch sind sie wegen ihres schlechten Zustandes nur mit großer Vorsicht zu betreten. Es ist kein Wunder, wenn sie verfallen sind, denn die Kaiserin Helena oder der Kaiser Justinian der Große soll sie haben einhauen lassen, und seit jener Zeit ist schwerlich etwas für ihre Ausbesserung geschehen. Indem wir auf ihnen emporstiegen, entstand unversehens über unseren Köpfen ein Brausen, das uns erschreckte. Uns umschauend, wurden wir inne, daß es von einem Paar durch den Engpaß flatternder Tauben herrührte. Eine gute Viertelstunde Weges höher steht links eine Grotte mit einer frischen, klaren Quelle. Es ist die Quelle des heiligen Sangarius. Dieser fromme Mann

war vor sehr langer Zeit Abt des Klosters. In einem sehr heißen Jahre ging den Mönchen alles Wasser in den Cisternen aus; da rief der Abt durch sein inbrünstiges Gebet diese herrliche Quelle aus dem Felsen hervor. So erzählte mir der mich begleitende Klosterbruder. Das Emporsteigen wird durch die mehr und mehr verengerte Schlucht und auf den ausgebrochenen Felsstufen und Blöcken immer mühsamer; eine Strecke höher tritt man durch einen verfallenen steinernen Bogen. Wir näherten uns nun, ziemlich warm geworden, der ersten Hochebene zwischen den zwei Hauptgipfeln des Horeb; aus dieser erhebt sich der eigentliche Sinai, ein noch höherer Gipfel. Der Horeb bildet sonach die Grundlage des Sinai, die erste Bergstufe desselben, seine Gipfel sind die Brüste des Berges, dessen Haupt der Sinai ist, der eine Höhe von 2820 Meter hat. Bevor man das Plateau des Horeb durch ein Felsenthor erreicht, sieht man am engen Wege zwei gemauerte Brunnen, von denen der eine jedoch ohne Wasser ist. Nicht weit davon steht, wie mitten aus den Felsen gewachsen, ein Cypressenbaum, rings mit einer kleinen Mauer umgeben. Die Aussicht von diesem Platze auf das starre Felsengebirge umher überrascht durch ihre Seltsamkeit. Auf dem Berge selbst ist keine Spur von Pflanzen zu erblicken. Auf der Gebirgsplatte selbst kamen wir gleich zu einer Kapelle, die den Namen des Propheten Elias trägt; daneben ist eine Felsenhöhle im Berge, welche Elias, der todesmutige Streiter Gottes, vor der Verfolgung des Königs Ahab und der verruchten Isebel gesichert, bewohnte, und wo er mit Gott sprach, der sich ihm hier in einem stillen, sanften Sausen offenbarte.*) Wir bestiegen nun den eigentlichen Sinai, den bis diese Stunde, aus frommer Scheu und eingedenk des in der Wüste seinen Vätern gewordenen Verbots Gottes**), kein Jude betritt, noch seinen Fuß berührt. An zwei christlichen Kapellen vorüber, in denen sich Altäre befanden, langten wir gegen zehn Uhr auf dem Gipfel des Berges an. Zwei Kapellen zieren denselben, links eine christliche, rechts eine mohammedanische. In der ersten findet man auf dem Altare die Namen derer aufgezeichnet, die den Sinai bestiegen haben, in der anderen sieht man Fetzen von Kleidungsstücken an einer Schnur aufgehangen, die die Türken zum Andenken ihres Besuchs hier zurücklassen, denn der Berg ist auch ihnen ein sehr heiliger. Neben der Kapelle führen in einer Vertiefung einige Stufen zu einem Kamine hinab, woselbst die Türken und Araber ihren Kaffee zu kochen pflegen. Ein Brunnen, der in solcher Höhe sich zwischen den zwei Kapellen befindet, liefert das Wasser dazu.

Mächtig bewegt sowohl von den großartigsten Erinnerungen an die uralte Herrlichkeit des Gipfels, der da rauchte, als der Herr mit Posaunenschall unter Blitz und Donner zu Moses sprach und ihm das Gesetz verkündete, als auch von der unvergleichlich hehren und fremdartigen Aussicht auf die Wüste der zackigen Felsenberge, auf das Meer und in die Ferne nach Arabien und Ägypten, eine Aussicht, die

*) 1. Könige 19, 9—12. — **) 2. Mosis 19, 12.

im Umfange 200 deutsche Meilen betragen soll, verweilte ich gegen eine Stunde in Staunen und Anbetung versunken. Ich war hier, wie mir mein Führer versicherte, fast 2200 m über der Meeresfläche. Die Rührung verließ mich noch lange nicht, als wir wieder in das Kloster zurückgekehrt waren.

Dem Sinai gegenüber ragt der Katharinenberg, der höchste unter den Nebenbergen des Sinai. Am Fuße desselben liegt ein halb verfallenes und unbewohntes Kloster, Erbayin genannt. Zwischen ihm und dem Katharinenkloster stießen wir am Ausgange des Wadi Raha oder Bostan auf eine kleine Klosterruine, el Bostan genannt. Dergleichen Klosterruinen giebt es noch viele im Gebirge, die ich jedoch nicht gesehen habe. Wegen des äußerst schlechten Zustandes der Wege ist der Katharinenberg nur mit großer Mühe zu ersteigen. Zwischen dem Sinai und dem Katharinenberge zieht sich das reizende, mit Oelbäumen und Südfrüchten angebaute und mit einzelnen Hütten geschmückte Bostanthal hin, an welches das steinige Erbayenthal mit dem gleichnamigen verlassenen Kloster stößt. An einem Felsen am Ausgange des Bostanthales springt noch heutigen Tages die Quelle, welche Moses einst mit seinem Stabe daraus geschlagen haben soll, und deren Wasser bis an das Kloster geleitet ist.

3.

Das Klima des Klosterthales ist nicht gesund, im Sommer drückend heiß, im Winter eben so kalt. Zwischen zwei sehr hohen Gebirgen liegend, wird es zur Winterszeit täglich nur drei Stunden, von 11 bis 2 Uhr, von der Sonne beschienen. Daher kränkeln die Mönche fast das ganze Jahr hindurch, doch befand sich einer unter ihnen, der schon vierzig Jahre in dieser Einöde lebte. Nächst den klimatischen Einflüssen mag das viele Fasten und die sonstige körperliche Lebensart der Mönche sehr zu ihrem kränklichen Aussehen beitragen. Ihre Regel ist streng und der Genuß des Fleisches ihnen durchaus untersagt. Zu ihrer Nahrung dienen getrocknete Fische, Butter, Käse, Reis und getrocknete Früchte. Unser Frühstück bestand gewöhnlich aus Butter, Käse, Datteln, abgesottenen Mandeln und einem Glas Krysiwasser. Es wurde schon am Abende zuvor bereitet, weil wir früh, ehe noch der Gottesdienst vollendet war, auf die Jagd gingen, die größtenteils unsere einzige Beschäftigung war. Während der zehn Tage, die wir im Kloster zubrachten, schossen wir zwei Steinböcke, mehrere Rebhühner, Tauben und anderes Geflügel. Wir ließen uns dieselben zubereiten, und einige Mönche schlugen es nicht aus, unsere Tischgäste zu sein, und aßen, unbekümmert um die Fasten und die Ordensregel, von den verbotenen Gerichten.

Am Tage vor unserer Abreise beschenkten uns die Vorsteher des Klosters mit einer Ziegenhaut voll Datteln und einem Sacke voll Granatäpfeln, außerdem erhielten wir Brot, Käse und einige Flaschen Goldwasser, wofür wir ihnen Gegengeschenke machten, teils in Geld, teils in kleinen Utensilien. So beschenkte ich einen aus der Walachei

gebürtigen Mönch, mit dem ich mich am meisten unterhalten hatte, weil ich das Walachische besser sprechen konnte, als das Griechische, beim Abschiede mit einem Taschenmesser, um welches er mich gebeten hatte. Zum Dank dafür hatte er mein Kamel heimlich mit einem Sack voll Mandeln und Granatäpfeln beladen, die mir auf der Rückreise herrliche Dienste leisteten.

Döbel.

2. Palästina.

1. Palästinas Bedeutung. — 2. Palästinas Weltstellung.

1.

Wie nirgend die rohe Gewalt oder die äußere Größe dauernden Sieg hat in den höheren Anordnungen der Dinge, sondern die innere Größe, der Kern und Gehalt, so ist es auch mit den Planetenräumen des Erdrundes. Palästina gehört seinem Umfange nach zu den weniger ausgedehnten, ja zu den dem Umfange nach geringfügigen Ländern der Erde; aber sein Name ist unter allen Erdgebieten der am weitesten ausgebreitete auf dem Planeten. Soweit christliche Gemeinden wohnen, ist er ein gefeierter Name, an den immer Erinnerungen, Gefühle, Gedanken, Überzeugungen von der größten und höchsten Wichtigkeit für das menschliche Herz geknüpft sind. Ja soweit heidnische Völker über den Erdenball verbreitet sind, soweit dringt er auch heute schon vor, wird dort immer einheimischer werden und die Augen der Menschen dereinst auf jenes wunderbare Land der höchsten Offenbarung hinweisen.

Auch die zerstreuten Kinder Palästinas, denen nur die Offenbarung des Gesetzes auf jenem Boden zu teil ward, sind an ihn doch auch noch in ihrem ganzen altgläubigen Ideeenkreise gefesselt, gefesselt eben durch die Patriarchenzeit, durch ihren Landesgott Jehovah, durch den einen Tempel auf Moriah, durch die Glanzperiode ihrer Richter, Propheten, Gesetzgeber, Sänger, Könige, ja selbst durch das ganze Geschick ihres Volkes, durch seinen furchtbaren Sturz wie die daraus hervorgehende Zerstreuung. Darum wandern noch heute alljährlich viele Hunderte des jüdischen Volkes nach diesem Lande ihrer Väter zurück, um nach so manchen unruhigen Lebensschicksalen dort wenigstens eine ruhige Grabstelle zu suchen.

Auch ihre Dränger, die heutigen arabisch-türkischen Gebieter des Landes, teilen mit ihnen dieses fromme Verlangen. Auch den Mohammedanern ist nächst ihres Propheten Heimat Palästina das heiligste Land der Erde; Jerusalem vorzugsweise nennen sie „el Kods“, richtiger „el Guds“, die heilige Stadt. Die Wallfahrt zum Haram, d. i. zur Moschee, welche der Kalif Omar an der Stelle des Salomonischen Tempels erbaute, ist nächst der Pilgerfahrt nach Mekka die verdienstlichste Wallfahrt für den Diener des Koran.

Das Reich der Wahrheit wie des Irrtums der Völker nahm auf jener eng umschriebenen Stelle unseres Planeten in seinen historischen Erscheinungen und Entfaltungen eine gewisse irdische Gestaltung an;

diese wurde durch den Himmel und den Boden bedingt, die ihnen zum Gezelt und zur Fußbank dienten.

Palästina war von Anfang an ein abgesondertes Land, wie Israel ein abgesondertes Volk, und darum sind beide Jahrtausende hindurch so unverständlich für andere geblieben. Keine große Landstraße führte hindurch von Volk zu Volk; alle gingen an seinen Landesgrenzen zur Seite vorüber, wie die Seewege vor seinem an Anfurten armen Gestadesaume hin gingen. Keiner der heidnischen Staaten des Altertums konnte durch die Theokratie Jehovahs mit einem andern geographisch, merkantilisch, politisch, religiös verknüpft werden; alle wurden sie ringsum von Kanaan geschieden durch den theokratischen Ideenkreis, der in diesem Länderkreise der vorherrschende wurde.

Der isoliertere Teil des isolierten syrischen Ländergebietes, zwischen einem Meere und einer Wüste hinziehend, erschien Palästina schon vom Anbeginn der Menschengeschichte als eine hohe Brücke, welche den wandernden Stamm vom Euphrat zum Nil und von da wieder zurück führte, ohne ihn den Gefahren einer Berührung mit fremden Völkern auszusetzen. Kein anderes Land der Erde lag Palästina in dieser Hinsicht gleich; schon die nördliche Hälfte Syriens, Soristan, nicht mehr, die auf der großen babylonisch-euphratenisch-syrischen Völkerstraße dem Andrang aller orientalischen Völkerbewegungen frühzeitig unterliegen mußte. Nur Palästina lag in gleichem Konflikt und doch gesondert zugleich: keins so in der unmittelbaren Nähe der sechs glänzendsten Kulturvölker der alten Welt, der Babylonier, der Assyrier, Meder, Perser, Phönizier, Ägypter und doch in ihrer Mitte durch die Natur selbst von ihnen gesondert und geschieden, um seinen vollständigen Gegensatz, seine nur ihm eigentümliche Ausbildung, seinen Monotheismus behaupten, seine große geistige Selbständigkeit erlangen zu können; keins so im Maximum der Annäherung der drei Erdteile der alten Welt und der fünf einschneidenden Meeresbuchten, so daß auch die Bahnen von der gemeinsamen Mitte zu den Völkern der Heiden schon für die Sendboten des Evangeliums nach allen Weltgegenden vorbereitet erscheinen.

2.

Palästinas Weltstellung trat frühzeitig in seiner historischen Individualität hervor; rings umgeben von den Residenzen der glänzendsten antiken Kulturvölker blieb das Land und die Hauptstadt in seiner Mitte dennoch unberührt von ihrem Treiben, abgesondert, schwer zugänglich durch Wüsten und Meere, gesichert zwischen Klippen, Schluchten und Bergen, ohne Reiz, ohne Reichtümer, ohne Anziehungskraft für das Ausland. So konnte Israel selbständig, in unverdrossener Bearbeitung seines kargen und doch lohnenden Bodens, ohne durch schiffbare Stromgebiete oder andere Naturbegünstigungen nach außen verlockt zu werden, und immer wieder in seine patriarchalische Mitte zurückkehrend, zur heimatlichen Entwickelung als Volk gelangen. Das konnte es vermöge seiner räumlich abgesonderten Weltstellung, das sollte es ver-

möge seiner dadurch bewahrten urväterlichen Reinheit von dem Heidentum der umher hausenden zahlreichen Völkerstämme, wenigstens eine längere Reihe von Jahrhunderten, bis es als Heimatland eines Volkes seine Rolle ausgespielt, das vorgesteckte Ziel an dieser Stelle erreicht hatte, die nun zur Geistesheimat aller Völker der Erde erhoben ward.

Dieser Verein der größten Kontraste in der Weltstellung, eine möglichst isolierte Zurückgezogenheit nebst Begünstigung allseitiger Weltverbindung mit der zu seiner Zeit vorherrschenden Kultursphäre der alten Welt, durch Handels- und Sprachenverkehr, zu Wasser wie zu Lande, mit der arabischen, wie mit der syrischen, armenischen, griechischen und römischen Kulturwelt, in deren gemeinsamer räumlicher und historischer Mitte, ist eine charakteristische Eigentümlichkeit dieses gelobten Landes, das zur Heimat des auserwählten Volkes vom Anfange an bestimmt war.

Sie schließt sich an die nicht minder beachtenswerte, wenn auch nicht eben bloß räumlich bedingte, aber doch gleichfalls räumlich hervortretende Thatsache an, daß die Religionsideen, welche alle drei von dieser Erdgegend ausgingen, Judentum, Christentum, Islam, am befähigtsten erscheinen, nach Inhalt wie nach ihrer irdischen Form und ihrem Ausdruck die größte Empfänglichkeit unter den Völkern der Erde auf die Dauer zu erwecken. Nur von einer gemeinsamen durch Natur und Historie planetarisch bedingten Mitte konnten solche geistige Bewegungen nach innen und außen sich verbreiten, nicht aber etwa von den Enden der Erde ausgehen, um sich der gemeinsamen Mitte zu bemächtigen. Selbst die geistigsten Erscheinungen sind den irdisch planetarischen Bedingungen unterworfen und darum nicht minder frei; denn das Gesetz des Geistes, d. i. Gottes, das auch in allen Erscheinungen der Planeten waltet, ist nach dem Ausspruche der Apostel die Freiheit selbst.

K. Ritter.

3. Das Tote Meer und der See Genezareth.

1. Das Tote Meer. — 2. Der See Genezarath.

1.

Unsere Reise brachte uns über er-Riha an das Ufer des Toten Meeres. Elende Hütten, vielfach nur aus Lehm gebaut, sind die Wohnungen des heutigen Jericho. Einzelne sehen wohl freundlicher aus, da mächtige Weinranken sie verschleiern und Lauben vor den Thüren bilden. Aufgehäuftes Dorngestrüpp dient als Verzäunung der Höfe; Grundstücke sind durch stachlige Hecken voneinander getrennt; Feigenkaktus und Granaten prangen mit ihren gelben und roten Blüten; in den Gärten stehen Zakkumbäume, aus deren Früchten falscher Balsam bereitet wird. Auf den Feldern wogt die Gerste in fast völliger Reife; daneben sind Weizenäcker, Tabakpflanzungen und Gemüsebeete; da und dort wird auch etwas Indigo und Baumwolle gebaut.

Auf Wegen und Stegen betteln uns halbnackte, schmutzige Kinder an, mit allerlei Grind und Ausschlag behaftet. Die Leute, die aus

den Hütten heraustreten, die Fremden zu sehen, tragen den Stempel physischer und moralischer Verkommenheit. Wir können nicht vergessen, daß einst Sodoma und Gomorra in diesem Thale standen.

Unser Ritt brachte uns bald aus der Oase heraus. Ganz vegetationslos war auch der wüste Teil der Thalebene im Frühjahr durchaus nicht. Allerlei Büsche und Sträucher, zumal aber auch Oleander mit schönen rosafarbenen Blüten, und mancherlei Kräuter mit bunten Blumen schmückten den grauen Boden. Dieser ist vielfach unterwühlt von einer Art Erdratte (Psammomys obesus); aus dem Gebüsch stehlen sich langbeinige Hasen hervor und flattern Rebhühner auf. Mancherlei kleineres Gefieder schwingt sich über uns hinweg, etwa hinauf auf die sonderbaren Hügel mit steilen, zerrissenen Abhängen, die aussehen, als wären sie stehen geblieben, während rings umher das Erdreich durch mächtige Wasserfluten weggerissen ward. Allmählich wird die Vegetation spärlicher — ein eigentümlicher weißer Niederschlag bedeckt den Boden. Wo ein Sonnenstrahl, das Gewölk durchbrechend, auf die Erde fällt, funkelt und blitzt es, und nicht nur vom Boden, sondern auch von den mageren Pflänzchen, die darauf stehen. Es sind Salzkrystalle, von der Ausdünstung des Toten Meeres hierher abgelagert. Zuletzt hört alle Vegetation absolut auf; wir kommen an ganzen Haufen dürren Holzes vorüber, dumpfer Wellenschlag tönt an unser Ohr — das Tote Meer liegt mit flachem Strande offen vor uns. Graugrün wogt die Salzflut uns entgegen; in der Ferne liegt dichter Nebel darüber. Gespenstisch zeichnen sich in ihm die hohen, wild zerklüfteten Vorgebirge ab, welche das Land von beiden Seiten in das Meer hineinstreckt, eines hinter dem andern wie Coulissen eines Höllentheaters. Schauerlich kahl ragen die Berge rechts vorn in unserer Nähe empor — es ist der Grenzwall der Judäischen Wüste. Unheimlich weht uns der warme Wind an, der von Südosten über den See daherstreicht. Keine Spur eines lebenden Wesens ist in der Flut zu sehen; augenblicklich zeigt sich auch kein Vogel in der Nähe. Einige Fliegen, die um unsere Pferde herumschwirren, und ein elender Hund, der uns von Jericho nachgelaufen ist, machen das Fehlen anderer lebenden Wesen nur um so auffälliger und befremdender. Es ist wirklich ein „Totes Meer“, das vor uns liegt — eine Stätte ungeheurer und grauenvoller Erinnerungen und auch unheimlicher und schauerlicher Eindrücke.

Doch treten einem hier oft auch jene Erinnerungen zurück, wenn die Eindrücke, die man gerade empfängt, freundlicher Art sind. Wenn vom tiefblauen Himmel die Sonne in vollem Glanze herabstrahlt, der Nebel nur wie ein zarter Schleier über dem See liegt, die Flut das Blau des Himmels widerspiegelt und auf so lieblichem Grund die Felsen des Ufers abzeichnet, eine Schar von Vögeln aus einem verborgenen Thale hervorkommt und mit zierlichem Schwunge sich auf das Wasser herabläßt und darinnen badet — da lockt es mit Macht gleichfalls hinein zum erquickenden Bade. Sah es an jenem Tage auch weniger einladend aus, so konnten wir doch nicht umhin, dies sonder-

bare Meer auch am eigenen Leibe durch ein Bad zu erproben. Wir entledigten uns der Kleider und schritten ins Wasser hinein. Der Untergrund war mit kleinen, flachen Steinchen bedeckt, also ganz angenehm. Sehr allmählich senkte er sich; endlich ging einem das Wasser bis an die Hüften. Stehen konnte man nicht mehr gut, man fühlte sich wie gehoben; man mußte schwimmen, ob man es konnte oder nicht. Wie ein Stück Holz konnte man still auf dem Wasser liegen, ohne zu sinken. Von unangenehmer Wirkung des Wassers auf die Haut habe ich beim Baden nichts gespürt. Erst nachher, als wir die Kleider wieder angelegt hatten, meinten wir das Gefühl zu haben, als bliebe uns etwas auf der Haut zurück, und zwischen den Fingern kam es uns wie klebrig vor. Bekanntlich enthält das Wasser dieses Sees über 25 Prozent feste Bestandteile: Chlornatrium, Chlormagnesium, Chlorcalcium u. a. m. Eigentümlich massiv ist darum der Wellenschlag; wir fühlten es beim Baden, und der Amerikaner Lynch, der 1848 in einem eisernen Boot das Tote Meer befuhr, beschrieb die Wirkung der Wellenschläge auf sein Fahrzeag als dumpfen Hammerschlägen zu vergleichen. Es war ein lustiges Baden. Daß aber das althergebrachte Grauen vor dieser Stätte nicht so ganz unberechtigt ist, zeigt der baldige Tod manches Reisenden, der sich längere Zeit daselbst aufhielt.

Das Becken des Toten Meeres, dessen Oberfläche 305 Meter unter dem Spiegel des Mittelmeeres liegt, hat eine Totallänge von 75 Kilometer bei einer durchschnittlichen Breite von 12 Kilometer. Es besteht aus zwei Abteilungen, deren größere, nördliche eine Tiefe bis zu 400 Meter hat, während die Tiefe der kleineren, südlichen stellenweise nur 1 Meter, nirgends aber mehr als 4 Meter beträgt.

Wunderbar sind die Kontraste, welche die Natur in der Umgebung dieses Sees, zumal am Ostrande aufweist. Hart am Rande desselben ragen die kahlen Felsen steil empor — alles tot und öde. Dann plötzlich öffnet sich zwischen den Felsen eine Thalspalte oder gar ein breiteres Thal — und über die grünen Wiesen, die im Flor der Kamillen, Disteln und mancherlei Kleearten prangen, steigen Palmenhaine empor, samt kleinen Wäldern von Weidepappeln, Sejal-Akazien, Tamarisken, Mandel- und Feigenbäumen, sowie riesigen Oleandern mit großen Büscheln von Blüten und Früchten. An den Thalseiten zieht sich dichtes Gebüsch von Besenginster, Crataegus (Weißdorn) echtem und falschem Sodomsapfel (Calotropis procera und Solanum Sanctum) hinauf; zwischen wilder Gerste leuchten Asphodelussterne (ein Zwiebelgewächs). Unten am Ufer des Baches bilden Schilfrohr und Binsen ein undurchdringliches Dickicht. Auf den Felsen sieht man Gazellen und Steinböcke ihre Sprünge machen; aus den Spalten streckt der Klippschliefer (Klippdachs) seine spitze Schnauze hervor; häßliche Spuren verraten die Anwesenheit wilder Schweine. Rebhühner, Enten und Tauben locken den Jäger in diese romantische Wildnis hinein. Verscheucht vom Knall der Flinte fliegen Krähen und schwarze Reiher auf, hinter ihnen her Wachteln und Lerchen. Ganze Scharen von Störchen sieht man einherstolzieren; die Frösche im unteren Lauf der

Bäche sind ihre Beute. Allerlei kleines Gefieder schnappt nach den Schmetterlingen und zahllosen Mücken, die hier im Sonnenschein schwärmen.

In der Hälfte des Südbeckens streckt sich die Halbinsel Lisan von der Ostküste bis fast zur Westküste ins Meer hinein. Gegen 70 Meter ragt ihr Boden über den Seespiegel empor. Kaum irgend ein Pflänzchen bedeckt die weite Fläche, nur die salzliebende Tamariske verschmäht den dürren Boden nicht ganz. Aber da, wo die Landzunge am Festlande hängt, prangt die Ebene, von zahlreichen Wasserrinnen durchzogen, im üppigsten Pflanzenschmucke.

Ähnlich dieser Oase von el-Mezara, nur fast noch blühender und lebensvoller, ist die ganz am Südende des Sees gelegene von es-Safije, von wo die Kamele mit Pottasche und Salz nach Jerusalem geschickt werden. Gleich im Westen stößt an dies lachende Stück Land die kahle Salzebene es-Sebcha, eine weite, rotgelbe Fläche, welcher der Stempel völliger Erstorbenheit aufgeprägt ist; dahinter steigt der seltsame Dschebel Usdum empor, ein meilenlanger Damm von zackigem Kalk und teils schmutzigem, teils krystallhellem Steinsalz, von Scharen kleiner, schwarzer Vögel umschwärmt.

In den Thalschluchten rauschen Quellen klarsten, eiskalten Wassers in Kaskaden zwischen den Felsen hervor, und in nächster Nähe — dampfen heiße Schwefelquellen und bilden asphalthaltige Quellen schwarze Ränder an ihren Rinnsalen.

Am berühmtesten sind die heißen Quellen von Kallirrhoe im Thalkessel des Zerka Ma'in zwischen jähen Abhängen. Ihre Temperatur beträgt 52—56° C. Aufgelöster Kalk, den das Wasser führt, schlägt sich in leichten Tuffbildungen nieder und bildet weiter unten eine Halde von 40 Schritt im Durchmesser. Stellenweise steigt in der Nähe der Quellen aus tiefen Löchern ein starker, heißer, salzhaltiger Luftstrom empor. Durch ein Paradies reichster und mannigfaltigster Vegetation fließen die Gewässer der Quellen, sich allmählich abkühlend und reinigend, dem Meere zu. Alte Römerstraßen, auf denen einst gleich vielen andern Leidenden Herodes herabgereist kam, um Heilung in den heißen Bädern dieses Thales zu suchen, führen zu dem Hochlande von Moab hinauf. Dort stehen die Ruinen der alten Festung Machärus (Mkaur), in der einst der Täufer Johannes seinen Freimut in Ketten und mit dem Tode büßte. Zahlreiche Beduinenstämme, welche hier ein halb seßhaftes, dem Ackerbau und der Viehzucht gewidmetes Leben führen, machen diese Gegend für den Reisenden unsicher. Als interessante Einzelheiten verdienen Erwähnung die zahlreichen Fossilien im weichen Kalkstein des Wadi Modschib und die kleinen Hochebenen, hart am Ufer des Meeres, welche vielfach mit Jerichorosen, zuweilen besonders großen, dicht bedeckt sind.

Mit den herrlichen Wadis (Thälern) des Ostufers läßt sich auf der Westseite, wo die Wüste vorherrscht, nur etwa das Thal von Engedi (Ain Dschidi) vergleichen. Kurz vor seiner Einmündung in das Seebecken erweitert sich die Thalsohle und bildet ein 120 Meter über dem

Spiegel des Toten Meeres gelegenes kleines Plateau, das im Norden und Westen von mächtigen Felswänden umgeben ist. Über diese führt ein schwindelnder Pfad von Bethlehem zu der Quelle Engedi hinunter. Das Wasser dieser Quelle ist lauwarm (34 ° C.) und enthält viel Kalk, der ihm einen süßlichen Geschmack verleiht. Die Ränder des Rinnsals sind durch mancherlei Mollusken wie mit einem schwarzen Überzug bedeckt. Unter den Steinen im Bette des Baches schlüpfen Süßwasserkrabben hin und her. Der weitere Lauf der Quelle ist mit dichtem Gebüsch, das den Charakter der arabischen Flora trägt, auf beiden Seiten eingefaßt, während mächtiges Schilfrohr im Wasser selbst emporschießt. Unter den Sträuchern sind am interessantesten die mächtigen Zizyphus spina Christi-Büsche, zwischen deren stacheligen Zweigen zahllose kleine Vögel nisten, welche aus ihrem sicheren Versteck lustiges Gezirp und Getriller hören lassen, während die Raubvögel, die gern an sie heran möchten, voll Verdruß darüber hinstreichen; und die Calotropis procera, die den echten Sodomsapfel trägt, eine gelbe Frucht von der Größe eines Apfels, deren dünne Schale leicht aufplatzt und dann eine Unmasse kleiner Samenkörner und seidenartiger Fäden hervorquellen läßt. Diese Fasern sollen von den Beduinen zu Lunten verarbeitet, auch von den Beduinenfrauen mit Baumwolle zusammengesponnen werden. Der unechte Sodomsapfel (Solanum sanctum) ist viel kleiner als die Frucht der Calotropis, enthält aber gleichfalls eine Menge kleiner Samenkörner, die oft, sei es infolge eines Insektenstiches, sei es durch Wirkung eines wuchernden Pilzes, in schwarzen Staub verwandelt werden. Der Kontrast zwischen der schönen, roten Schale und dem widerlichen Inhalt ist dann in der That seltsam. Die Blätter des Hennastrauches, Lawsonia alba, liefern den Orientalen das schon im Altertum reichlich angewandte Mittel, Hände und Füße des zarten Geschlechtes mit bräunlichen Streifen zu bemalen, was zumal für das Beiramfest zum ordnungsmäßigen Ausputz aller Frauen und Mädchen gehört.

Etwas nördlich von Engedi tritt das Vorgebirge Mersed mit senkrechtem Abhang ins Meer hinein. Die Passage über diese Felsen ist mit unsäglichen Schwierigkeiten verknüpft; Reiter müssen absteigen und in triefendem Schweiß zu Fuß hinauf- und hinabklettern; die Lasttiere müssen abgeladen und das Gepäck muß von den Leuten stückweise von Ort zu Ort geschleppt werden.

Wir unserseits ritten, nachdem wir unser Bad im Meer genommen, bald wieder nordwärts nach dem Jordan hin. Seine doppelte Mündung, vor welcher gewöhnlich eine Menge toter Fische, die den Übergang in den Salzsee nicht verwinden konnten, auf der Oberfläche des Meeres schwimmen sollen, ließen wir unbesucht. Auf dem glatten Wege, der durch die Ebene hinführt, ritt es sich munter voran.

Im Schatten der Tamarisken und Pappeln des Jordanufers spülten wir uns in dem reißenden Strom die Reste des Überzuges, den das Bad im Toten Meere auf unserer Haut zurückgelassen, durch ein zweites Bad ab. An der Stelle, wo wir badeten, war die Strömung

so stark, daß man, wo das Wasser bis an die Kniee ging, nur knapp noch stehen konnte; die rollenden Kiesel des Untergrundes gewährten keinen festen Halt. Um unterzutauchen, krallten wir uns mit Zehen und Fingern in die Steine hinein und wurden doch fast weggerissen.

Der Rückweg zu unserem Lager führte uns geradeaus westlich. Silberne Strahlen sandte der Vollmond, der hoch über dem Toten Meere stand, auf die grüne Oase von Jericho herab, als wir durch sie hindurch unsern Zelten zueilten.

2.

Der See Genezareth, welcher auch der galiläische oder der See von Tiberias genannt wird, ist fünf Stunden lang und etwa drei Stunden breit. Er bildet eine der anmuthigsten Gegenden des heiligen Landes. Der runde Spiegel seines dunkelblauen Gewässers blickt klar und glänzend zwischen den Bergen hervor; darum nennt ihn der bildersinnige Morgenländer das Auge der Gegend. Im Süden wie im Norden begrenzen ihn fruchtbare Ebenen; im Osten und Westen dagegen umschließen ihn Hügel und Berge von schönen Formen. Aus ihren steilen, malerischen Schluchten treten rasche Bäche hervor und ergießen sich in das Becken des „Meeres von Galiläa.“ Zuweilen bringen jäh aus diesen Bergen hervorbrechende Zugwinde und Windwirbel das friedliche Gewässer mit der Gewalt des schweizerischen Föhns in wilden Aufruhr, der aber gewöhnlich sehr bald zur früheren Stille sich besänftigt. Der Reichtum des galiläischen Sees an trefflichen Fischen ist sehr groß, sein Wasser rein, kühl und süß, sein Grund und Ufer sandig. Klima und Erdreich der umliegenden Landschaft begünstigen die Pflege der trefflichsten Südfrüchte, der Datteln, Citronen, Pomeranzen, der Trauben und Melonen, wie den Anbau des Getreides und des Indigo, und bei größerer Betriebsamkeit der Menschen würde der tiefe Bergkessel dieses Sees ein natürliches Treibhaus sein, in welchem die edeln Gewächse Ägyptens und selbst Arabiens gedeihen könnten. Dichter Baumwuchs und Buschwerk mit Saatfeldern wechselnd, umkränzt das nordwestliche Ufer; „wie ein Morgenrot der Tiefe“ ergießt sich das rosenfarbige Blütenmeer der Oleanderbäume über Hügel und Thal; aus den Gebüschen ertönt das Lied der Blaudrossel und der Nachtigall und aus den Felsenhöhlen der Magdala die Stimme der wilden Taube, die hier in Scharen von Hunderten umherfliegt und an den stechapfelförmigen Früchten der zahlreichen Lotosbäume gute Kost hat.

In diesem gesegneten Seethale drängte sich sonst eine unermeßliche Volksmenge im rührigsten Verkehre. Blühende Städte und gewerbreiche Flecken, wie Capernaum, Chorazin, Bethsaida, Magdala und Tiberias samt ihren reizvollen Gärten, Feldern und Obsthainen, welche zu jeder Zeit des Jahres reiche Früchte lieferten, umgürteten im lieblichsten Wechsel den See, wie die kostbare Einfassung einen köstlichen Juwel. Gegen zwölfhundert Fischer fanden hier ihre Nahrung; dritthalbhundert Fahrzeuge, Fischerkähne, Reisebarken, luftfahrende Gondeln und Lastschiffe durchkreuzten den Wasserspiegel nach allen Richtungen und machten

ihn zum gemeinsamen Tummelplatz aller umliegenden Städte und Dörfer. Hier war der heitere, gesegnete Schauplatz der Wirksamkeit des Herrn. In Capernaum hatte er seine Wohnung. Hier erlas er sich mit seinem durchdringenden Blick und Geist, der wohl wußte, was im Menschen war, aus der geschäftigen Menge die tüchtigsten seiner Apostel; hier und im ganzen Umkreis dieser Gestade warf der erhabene Menschenfischer unermüdet das Netz seiner herzgewinnenden Rede und seines holdseligen Wesens aus, in den Schulen und Häusern, auf den blühenden Uferhügeln und vom Borde des Schiffes, vor dem Schmerzenslager der Kranken und vor den Schreckensklüften der Besessenen.

Jetzt trauert die reizvolle Landschaft wie eine Wittwe. Von Capernaum, „das bis an den Himmel erhoben war," von Chorazin und Bethsaida ist keine Spur zu finden. Die Wälder und Weingärten sind von den Hügeln verschwunden; Palmen-, Feigen- und Olivenbäume stehen nur noch vereinzelt umher; die Balsamstaude, welche vormals die feinsandigen, kiesreichen Ufer des Sees umgrünte, findet sich nirgends mehr, und statt jener Hunderte von Fahrzeugen zieht jetzt ein einziges Boot mit weißem Segel von Zeit zu Zeit seine Furche durch den Spiegel des stillen Gewässers, um von dem östlichen Gestade Holz nach Tiberias herüberzuholen. An der Stelle der Fischer treibt nur noch der Pelikan sein einsames Geschäft, jener Wasservogel, den man in altchristlichen Bildwerken häufig dargestellt findet, wie er seine Brust aufreißt, um die Jungen mit seinem Herzblute zu tränken. Baarts u. Bäßler.

4. Die heiligen Stätten.

1. Jerusalem. — 2. Bethlehem. — 3. Nazareth.

1.

In malerischen Terrassen steigen die Häuser von Jaffa oder Joppe an einer kegelförmigen Höhe hinan. Die Stadt ist nicht mehr „die schöne", wie ihr Name bedeutet, doch bietet sie manche Erinnerung aus der heiligen Geschichte. Hier wurden die Zedern zu Salomos prächtigem Tempel gelandet; hier schiffte sich der Prophet Jonas ein, um Gott zu entfliehen; hier wohnte Tabea, die Petrus ins Leben zurückrief; hierher sendete der Hauptmann Kornelius seine Boten zum Apostel des Herrn. Unsere Ungeduld, Jerusalem zu erreichen, drängte zur Abreise. Um fünf Uhr abends bestieg ein jeder sein Pferd, und die Karawane setzte sich in Bewegung. Rechts und links begleiteten uns die Gärten von Jaffa, ein fast ununterbrochener Wald von allerlei Fruchtbäumen und Blumengebüschen.

Unmerklich stieg vor uns die fruchtbare Ebene Saron auf, welche sich an der Küste des Meeres von Karmel bis Jaffa, zwölf Meilen lang, hinzieht. Ihre berühmte Blumenfülle und Farbenpracht war jetzt, um die Osterzeit, wo Gras und Korn schon hoch emporgewachsen, vorüber. Noch etwas später im Jahre verwandelt sie sich in ein

ungeheueres, von den reichsten Ernten bedecktes Kornfeld. Im Juni ist das Gras verdorrt, und die Blumen sind abgefallen, dem biblischen Dichter ein Bild der Vergänglichkeit. Erst die Oktoberregen bringen dem verschmachteten Lande neue Frische und Erquickung. Heimkehrende Herden von Kühen, Schafen und Ziegen, Araber zu Roß und Esel, allesamt bewaffnet, zogen an uns vorüber. Nahe an der Ostgrenze der Ebene erreichten wir ein armenisches Kloster, dessen Prior, ein fast achtzigjähriger Greis mit weißem Barte, die Hand auf Brust und Stirn legend, uns gastfreundlich begrüßte und uns mit Brot, Käse, Zwiebeln und mit einem Kruge vortrefflichen Bethlehemweines bewirten ließ.

Am Morgen führte uns der Weg noch eine Zeitlang an Gerstenfeldern vorüber. Nur selten zeigte sich ein Dorf von düsterem Ansehen. Die Häuser sind größtenteils aus übereinander gelegten Steinen zusammengesetzt, mit Lehm und Dornen bedeckt. Jetzt erhob sich vor uns das Gebirge von Juda; ein drei Stunden langes, sanft aufsteigendes Thal führt seinen unwegsamen Höhen entgegen. Zu beiden Seiten erheben sich Berge, die oft bis oben hin mit Feigen- und Olivenbäumen besetzt sind. Eigentümliche Vögel im buntesten Farbenschmucke und neben ihnen unsere Steinschwätzer, Stieglitze und Schwarzdrosseln erfüllen dieses Paradies mit ihrem Gesange. Die Berge steigen immer höher, die Schluchten werden tiefer, die Wege ungangbarer. Auf dem Kamme des Gebirges schaut man zurück auf die saronische Ebene und das Mittelmeer. Jenseits hinab kommt man durch das tiefe und enge Terebinthenthal, wo David den Goliath tötete. Der Weg geht aufs neue steil hinan, und die Gegend wird immer öder. Im Osten tritt am Horizonte ein fernes Gebirge hervor, die moabitische Felsenlinie jenseit des Jordans und des toten Meeres. Näher zeigt sich ein mit Ölbäumen begrünter Hügel mit einem Minaret auf seinem Gipfel — es ist der Ölberg. Dem Wanderer klopft das Herz vor Sehnsucht und Erwartung, er beeilt den Schritt seines Tieres; in ihm klingt's:

„Jerusalem, du hochgebaute Stadt,
Wollt' Gott, ich wär' in dir!"

Noch eine felsige Hochfläche ist zu ersteigen, und vor den suchenden Blicken liegt — Jerusalem. Von kahlen Bergen und dürren Thälern umgeben, streckt es sich einsam über eine behügelte Hochfläche und bietet von der Westseite her fast nur einen einförmigen Anblick der hohen, mit viereckigen Türmen besetzten Mauern. Wie in eine trostlose Gebirgswüste ist die Tochter Zion dahergeworfen. Keine Herde wandelt auf dem Rücken dieser Berge, kein Wald noch Gebüsch begrünt diese Abhänge, kein Wasser durchrieselt die durstigen Thäler. Und doch ist das Gemüt beim Anblicke dieser Stadt und Gegend von Rührung, Dank und Anbetung aufs tiefste ergriffen. „Unsere Füße stehen in deinen Thoren, Jerusalem!"

Unser erster Gang war durch die sogenannte Pilgerstraße nach der Kirche des heiligen Grabes, einem weitläufigen, vielfach zusammen-

gesetzten Gebäude. Am Haupteingange schiebt sich ein starker, aber halb abgebrochener Glockenturm empor. Beim Eintritte durch das schöne, zur Hälfte vermauerte Doppelportal sieht man in der Vorhalle auf einer kleinen Erhöhung die türkische Wache behaglich auf Polstern sitzen, Kaffee trinken und aus langen Pfeifen rauchen. Geradeaus fällt der Blick auf eine weißmarmorne Fußplatte, welche den Ort bezeichnen soll, wo der Leichnam Christi gesalbt ward. Zur Rechten dieser Vorhalle erheben sich die Kapellen, welche den Hügel von Golgatha umschließen, in dessen Innern sich eine Grotte mit den Gräbern Gottfrieds von Bouillon und seines Bruders befindet. Der mittlere Teil der Gesamtkirche, das sogenannte Chor der Griechen, ist der ansehnlichste und zugleich am prächtigsten geschmückte Raum. Drei Gitterthüren führen von da in die eigentliche Kirche des heiligen Grabes. Zwei Säulengänge, der eine über dem andern, laufen längs ihrer runden Wände. Über ihnen wölbt sich eine majestätische Kuppel, durch deren Öffnung das Tageslicht prächtig hereinströmt. Senkrecht darunter steht, wie eine kleine Kirche in einer großen, das heilige Grab, von weißem Marmor aufgeführt. Im Innern enthält es zwei in den Kreidefelsen gehauene, aber gleichfalls mit Marmor überkleidete Gemächer. Durch die Eingangspforte, vor welcher vier hohe, silberne Leuchter mit armdicken brennenden Wachskerzen stehen, gelangt man zuerst in ein kleines Gemach, die Engelskapelle. Aus dieser tritt man tief gebückt durch ein enges Pförtchen in die eigentliche Grabkammer, deren größere Hälfte der Altar einnimmt, welcher den Felsensarg des Herrn bedeckt. Viele kleine Nischen umgeben den Altar, geschmückt mit goldenen und silbernen Leuchtern und Gefäßen. Viele Lampen — Geschenke von Päpsten, Kaisern und Königen — erleuchten die Grotte Tag und Nacht. Die Luft ist erfüllt vom Dufte des Weihrauchs, der hier reichlich angezündet wird. Alles ist still. Niemand wagt ein lautes Wort zu sprechen.

Wir traten dann zu demjenigen Thore Jerusalems hinaus, welches zum Andenken an den ersten der Blutzeugen das St. Stephansthor genannt wird. Unter uns im Thale lag Gethsemanes Garten, vor uns der grünende Ölberg mit seinen drei Gipfeln. Eine steinerne Brücke führt über den jetzt ganz wasserlosen Bach Kidron; dann eröffnet ein durch den Felsen gehauener, durch eine Thür verschließbarer Gang die Bahn zu dem Thale Gethsemanes, auf welches uralte Ölbäume zur Rechten und der überhangende Fels zur Linken dichte Schatten werfen. Nahe bei Gethsemanes heiligem Felsendunkel ist der Ölgarten. Hier stehen einige uralte Stämme von Ölbäumen, die selbst die Türken mit frommer Scheu verschonen und auch von andern nicht verletzen lassen. Ihr Inneres ist ganz hohl; damit der Wind sie nicht umbrechen möge, hat man dasselbe hoch hinan mit Steinen angefüllt und auch äußerlich zum Schutze und zur Befestigung Haufen von Steinen herumgelegt. Jene Stelle im Garten Gethsemane, wo Christus von Judas verraten ward, haben die Türken als eine verfluchte mit Steinhaufen umgeben.

Wer sollte nicht freudig bewegt sein, wenn er von hier unter den blühenden Bäumen des Frühlings, die mit den grünenden Getreide-

feldern zugleich ihren Duft geben, zum mittleren Gipfel hinansteigt? Hier bezeichnet die christliche Überlieferung schon der ersten Jahrhunderte den Punkt, auf welchem der Herr stand, als er aufgenommen ward; es ist die Stelle, auf welcher die Himmelfahrtskirche steht. Einige hundert Schritte von ihr entfernt soll eine Denksäule auf dem höheren nördlichen Gipfel an den Ort erinnern, wo die Engel standen, welche zu den Jüngern redeten, als der Herr gen Himmel gefahren war. Die Aussicht vom Gipfel des Ölberges ist unvergleichlich. Unter sich im Westen sieht man die Stadt, ohne daß die Mauer um den Tempel auf Morija den Überblick hemmt; man sieht mit ihren Säulenhallen die wahrschaft schöne Moschee, das Fernrohr macht jeden der kunstreichen, metallisch glänzenden Ziegel der Kuppel deutlich. Aber auch die Höhen und Tiefen der weiten Umgegend sind ein bedeutungsvoller, herrlicher Rahmen zu dem Bilde von Jerusalem. Gegen Osten hin senkt sich der Blick von einer Tiefe zur anderen bis zu dem Kessel des Toten Meeres hinab, und jenseit des Wasserspiegels erhebt sich der Bergzug des Nebo und Pisga. Von hier überblickte Moses das Land der Verheißung, das sein Fuß nicht betreten durfte. Das Thal des Jordan kommt im Norden des Salzmeeres aus dem Verdeck der diesseitigen Höhen hervor. Wendet man sich von Osten nach Norden, so zeigen sich dem Auge die Höhen des Gebirges Ephraim, unter ihnen besonders deutlich der Ebal und Garizim bei Sichem.

Zu unsern Füßen lag Jerusalem, leuchtend im Sonnenglanze. Die Kuppeln der Kirchen und Klöster, die Minarets der Moscheen ragen empor über das Gewirre der meist gleichförmigen und unansehnlichen Häuser mit teils gewölbten, teils platten Dächern. Auf dem Hügel Akra fallen die Kuppeln der Kirche des heiligen Grabes in die Augen, weiter zur Linken der langgestreckte Rücken des Berges Zion. In scharfen Umrissen zeichnet sich die Burg Davids am westlichen Himmel ab, und nahe dabei leuchtet eine kleine, anmutige evangelische Kirche. Noch weiter südwärts dehnt sich das große armenische Kloster bis nahe an die südliche Stadtmauer aus. Außerhalb des Zionsthores setzt sich die Höhe des Zion noch eine ziemliche Strecke fort und zeigt auf ihrem wüsten, unbebauten Rücken eine kleine Moschee, bis sie sich steil in das Thal Hinnom hinabsenkt. In dieses Thal mündet von der Westseite der Stadt das Gihonthal und von der Ostseite her das Thal Josaphat. Jenseit der letztgenannten Schlucht erhebt sich der berühmte Hügel Moriah, auf dem einst Salomos Tempel prangte, jetzt aber die Omars-Moschee mit ihrer mächtigen Kuppel.

Über die Hochfläche hinaus schweifte der Blick auf die samaritischen Berge. Im Westen lagerte sich das Gebirge von Juda, über welches die Pilgerstraße von Jaffa nach Jerusalem uns geführt hatte. Im Süden hoben sich aus derselben Bergkette die Hügel der lieblichen Umgegend von Bethlehem. Im Osten zeichnete der Jordan mit seinen bebuschten Ufern ein grünes Band auf dem weißlichen Wüstengrund. Zwischen Hügel hindurch konnten wir auch hier und da den azurblauen Spiegel des Toten Meeres sehen und jenseit desselben die steile Felsen-

wand der moabitischen Gebirge. Die ganze Landschaft, voll der heiligsten Erinnerungen, machte auf uns einen unbeschreiblichen Eindruck und erschien uns fast wie eine Zauberwelt.

2.

Zwei Stunden südwärts von Jerusalem liegt Bethlehem. Bethlehem, d. h. Brothaus, oder auch Ephrata, die Fruchtbare, ward dieser Flecken genannt und trägt diesen Namen mit vollem Rechte. Auf einem mäßigen Bergrücken terrassenförmig emporsteigend, blickt er über zwei anmutige, fleißig angebaute Thäler. An ihren Abhängen wächst der Weinstock; Mandel-, Öl- und Feigenbäume überkleiden die Hügel, und zwischen nackten Felsen, schimmern goldene Saatfelder und grüne, reizende Gründe. Neben der Verödung Jerusalems blüht dieses Fruchtgelände noch in seiner ersten Schöne, wie in jenen Tagen, als David der Bethlehemite sang: „Die Meßschnur fiel mir auf liebliches Gefild, mir ist ein schönes Erbteil worden.“ Noch tragen jährlich jene Felder, auf welchen Ruth, die liebliche Ährenleserin, einherging, ihre Ernten; noch grünen jene stillen Wiesengründe, wo der jüngste Knabe Isais auf seine ersten Psalmen sann, und wohlgenährte Herden steigen an denselben Abhängen noch auf nieder, wo jenen frommen Hirten die frohe Kunde kam, daß nun erfüllet sei, was durch den Propheten Micha gesagt ist: „Und du, Bethlehem Ephrata, die du klein bist unter den Tausenden in Juda, aus dir soll mir der kommen, der in Israel Herr sei, welches Ausgang von Anfang und von Ewigkeit her gewesen ist.“

Das jetzige Bethlehem ist ausschließlich von Christen bewohnt, ihrer Zahl nach über dreitausend. Sie gehen wohlgekleidet; denn fleißiger Landbau und betriebsamer Handel mit künstlichen Handarbeiten nähren den Wohlstand; sie tragen Waffen und treten kühn auf. Ihre kleinen Häuser sind von Steinen gut gebaut, und feste Mauern schützen das Städtchen gegen die Einfälle der Beduinen. Zweihundert Schritte davon ostwärts steht auf einem zweiten Hügel gleich einer stattlichen Burg das Franziskanerkloster mit der prachtvollen Marienkirche. Unter dem Hochaltare befindet sich eine von Lampen erhellte, mit Marmor ausgelegte Felsenhöhle von vierzig Fuß, welche als die Geburtsstätte Christi von den Pilgern besonders zur Weihnachtszeit zahlreich besucht wird.

Man gelangt dahin auf einer breiten, marmornen Treppe, die neben dem Hochaltar 17 Stufen tief hinabführt. Die Länge der Krypta beträgt 6, und ihre Breite 3 Meter. In dem Vorbaue derselben stehen zur Linken und Rechten zwei Altäre, von denen der eine dem Erzengel Gabriel, der andere St. Joachim und Anna geweiht sind Etwas gegen die Mitte der eigentlichen Krypta ist quer herüber der untere Teil einer Felswand sichtbar, der Beginn einer Grotte, dergleichen in den Häusern zu Nazareth häufig in die von dem ansteigenden Berge gebildete Felswand eingehauen sind. Auf dem Raume, der zwischen der von der obern Kirche hinabführenden marmornen Treppe und dem Beginn der Felsengrotte liegt, soll einst das Haus der heiligen Jung-

frau gestanden haben. Rechts bildet eine in den Felsboden gehauene Stufe den Eingang in die heil. Grotte. In derselben befindet sich ein marmorner Hochaltar; unmittelbar vor diesem, aber außerhalb der Grotte, liegt ein weißer Marmorstein mit der Inschrift: „Hier ist das Fleisch geworden". Einige Schritte rückwärts stehen linker Hand zwei Säulen von Porphyr, aufgestellt zur Kennzeichnung des Standortes Mariens und des Engels bei der Verkündigung; von der ersteren ist aber nur noch das Postament und der im Gewölbe hängen gebliebene obere Teil übrig; die Mauren sollen sie in der Meinung, Gold darin zu finden, zertrümmert haben.

Ganz im Hintergrunde der Grotte führt eine Treppe in eine zweite Höhle; diese schließt mit einem Altar ab, über welchem ein Gemälde hängt, das die heilige Familie vorstellt und die Worte enthält: „Hier war er ihnen unterthan". Vor dem Eingange in diese Grotte setzt sich seitwärts eine ins Kloster hinaufführende Stiege an und ermöglicht einen Aufgang, der aber erst später aus dem Felsen, einem weichen Kreidestein, ausgebrochen wurde.

3.

Ein steiler Hohlweg führte uns in die liebliche Thalmulde hinab, in welcher Nazareth halb versteckt liegt. Freundliche Gesichter sahen uns aus den Häusern neugierig an und grüßten uns mit einer gewissen Herzlichkeit. Es war uns, als ob die Leute uns sagen wollten: „Ihr müßt nicht denken, daß wir Moslim sind; wir sind Christen wie ihr; es soll euch bei uns schon gefallen." Wie wohl war uns, daß wir in der Stadt dessen, der so oft nicht hatte, wohin er sein Haupt legte, in dem Lateinischen Kloster ein behagliches und heimisch uns anmutendes Ruheplätzchen fanden! Der folgende Tag war der Tag des Herrn; er brachte süße Ruhe für Leib und Seele.

Dann besahen wir die kleine Stadt und alle die heiligen Orte in ihr, von denen die Überlieferung erzählt. Das Städtchen, jetzt Nesira, hat etwa dreitausend Einwohner. Zur Zeit Jesu ist es vielleicht ein noch unbedeutenderer Ort gewesen; daher denn auch Nathanael sprach, als er zuerst von Jesus hörte: „Was kann aus Nazareth Gutes kommen?" Und doch wird die kleine, geringe Stadt von Millionen und aber Millionen genannt, mehr als die stolzesten Hauptstädte der Welt. Zu allen Zeiten ist sie den Christen eine geweihte Stätte gewesen; hat doch in ihr der Herr die Jahre seiner Kindheit verlebt. Und wie er selbst hienieden von ihr den Namen getragen hat (Jesus von Nazareth), so ist auch seine Jüngergemeinde anfänglich nach ihr geheißen. — Wie die morgenländischen Städte überhaupt, hat auch Nazareth enge, winkelige Straßen; die Häuser sind von Stein und haben nur flache Dächer, nirgends Kuppeln. Die Gassen ziehen sich terrassenweise an der Berghalde hinauf. Wir durchschritten sie und gingen auf die Berge, die ja unbezweifelt dieselben waren, auf denen einst des Herrn Fuß gewandelt hat. Wie dicht zu unseren Füßen lag tief unten lieblich, wie angeschmiegt, im Felsenbecken das Städtchen, ein

wahres verborgenes „Veilchen Galiläas“! Die graugelblichen Bergabhänge zeigten an vielen Stellen einzelne Öl- und Feigenbäume, schlanke Cypressen und schmächtige Palmen, hier und da aber auch kleine buschreiche Gärten, von dichten Kaktushecken eingefaßt, oder Saatenfelder. Auf dem Gipfel der ziemlich hohen Berge angelangt, von deren einem einst der wütende Volkshaufe den Herrn hinabstürzen wollte — welch eine prächtige Aussicht eröffnete sich uns da! In der Ferne und in der Nähe Berg an Berg wie ein welliges Meer! Im Süden die Gebirge Samarias und die weite grüne Ebene Jesreel, im Norden die Berge Safeds — vielleicht jene „Stadt auf dem Berge“ —, im Westen der langgestreckte Rücken des Karmel mit dem Kloster des Elias auf seiner Spitze und, aus der Ferne herüberschimmernd, das große Meer, das weit südlich vom Karmel sichtbar war bis zur Bai von Akko und weiter nördlich hin. Im Osten sahen wir die den See Genezareth umwallenden Höhenzüge, dann in nächster Nähe den anmutigen Tabor. In weitester Ferne, nach Nordosten, thronte über allen seinen Nachbarbergen der majestätische Hermon mit seinem ewigen Schnee. Es war ein herrliches Rundbild, und wieviel teure Erinnerungen knüpfen sich an die Punkte, welche man von hier sieht!

Als wir wieder abwärts gestiegen waren, kamen uns eine ganze Anzahl nazarenischer Frauen, darunter einige ganz anmutige Gestalten, entgegen. So wie diese Frauen und Mädchen von der einzigen Quelle her kamen, die im Grunde vor der Stadt sprudelt, hohe Krüge auf Schulter und Kopf tragend, so wandelten gewiß auch einst die Mutter und die Schwestern Jesu, um aus jenem Wasser zu schöpfen. Der Brunnen wird wohl Marienbrunnen genannt. Es sammeln sich dort oft eine große Zahl von schöpfenden Frauen, Wasserträgern mit Schläuchen von Ziegenfell auf dem Rücken und Hirten, die ihre Herden tränken.

Berthelt, Bäßler und Graul.

5. Der Libanon.

1. Beschreibung des Gebirges. — 2. Unter den Cedern des Libanon.

1.

Von welcher Seite man sich auch nähern möge, so erscheint der Libanon immer unter sehr großartigen Umrissen. Auf See, schon in Entfernung von mehr als dreißig Stunden, wie ein eherner Wall sichtbar, spannt er die Erwartung des Reisenden. Aber mit noch weit größerer Sehnsucht begrüßt der Wanderer die heraufdämmernde Kette, die durch glühende, wasserlose Ebenen vom Euphrat herbeizieht. Die Luft des Gebirges ist kühl, aus den Felsen entspringen zahllose Quellen, und eine dichte, arbeitsame Bevölkerung gewährt dem Ankömmlinge entweder Gastfreundschaft oder versorgt ihn zu unerhört billigen Preisen mit allen Bedürfnissen des täglichen Lebens. In den Umgebungen von Beirut ist der Libanon überall sichtbar. Die schönste Aussicht eröffnet sich aber auf der Höhe der Halbinsel, die das Kap Beirut bildet. Sie

wurde von Fakr el Din, einem freigebigen Verschönerer der Stadt, vor langen Jahren in einen Spaziergang umgeschaffen, wo Türken, Araber und Europäer ihre Pferde tummeln, wo aber auch syrische Frauen in ihrer sonderbaren Nationaltracht, mit hohen, silbernen Hörnern als Kopfputz und in lange Schleier gehüllt, einsame Gruppen bilden, die kein Mann bemerken darf, will er die Sitte des Landes nicht verletzen. Die Stadt, mit manchem Turm im maurischen Baustil versehen, erscheint von dieser Höhe angenehmer als bei näherer Betrachtung, da sie weder gut gebaut noch reinlich gehalten ist. Während zur Linken der Blick sich in die blauen Fernen des syrischen Meeres verlieren mag, findet er an der jenseits einer geräumigen und unbewegten Bai kühn emporstrebenden Gebirgskette einen fesselnden Gegenstand. Zwar sind die Einzelheiten, die tiefen Schluchten, die zahlreichen Dörfer und Klöster aus solcher Ferne nicht erkennbar, aber um so großartiger tritt dafür die gesamte Masse der verschmolzenen Gipfel hervor, die unter der Einwirkung einer besonders reinen Luft und hellen Beleuchtung nicht sowohl das blaue Kolorit der Bergketten Europas annehmen, sondern violettgefärbt dastehen und deren höchste, die Schneelinie überragende Spitzen oft sogar in einem rosigen Lichte glänzen. Diese Schönheit der Umgegend hat Beirut zu einem vorzüglich beliebten Aufenthaltsorte der in Syrien angesiedelten Europäer erhoben, die, unter sich einig, ein in vielen Hinsichten sehr angenehmes Leben führen.

Die inneren Gegenden des Libanon sind nicht besonders zugänglich, denn alle Pfade sind eng, steil und oft sehr gefährlich; aber die Mühe eines Streifzuges wird überall reichlich belohnt. Die Ansichten sind sehr mannigfaltig, indem die Thäler ohne ein fest bestimmtes System verlaufen und die ungleiche Verteilung von fruchtbarem Boden eine große Abwechselung in der Bekleidung durch Wälder und in der Menge von Dörfern hervorbringt. Im Einklange mit den Felsenformen steht der Mangel einer kräftigen, nach allen Richtungen hin verbreiteten Pflanzenwelt. Ganze Strecken des Gebirges entbehren solchen Schmuck, und wenn auch vereinzelte Baumgruppen dünn verstreut an den Abhängen zu sehen sind, so gleichen sie doch verirrten Fremdlingen und gewähren weder Schatten gegen die Sonne, noch Schutz gegen den herbstlichen Sturm. In den am wenigsten begünstigten Gegenden des östlichen Abhanges ist das kultivierbare Land überhaupt nie von großer Ausdehnung. So kahl die schroffen Seiten der Thäler fast überall sich zeigen, so endigen doch sehr viele nach oben in ziemlich breite Ebenen, hinter welchen zwar andere und höhere Felswände emporstreben, die aber dem Landmanne Raum zum Anbaue gestatten. Wo der menschliche Fleiß die ursprüngliche Beschaffenheit solcher Bergebenen noch nicht verändert hat, sind sie gemeinhin mit Wäldern von Kiefern und Pinientannen verdeckt, die durch die Schirmform ihrer Kronen auffallen und vermöge ihrer schwarzgrünen Färbung von den weißlichen Kalksteinwänden malerisch abstechen. Besonderen Ruhm unter den Bäumen des Libanon genießen aber die Cedern, deren Stämme vor

3000 Jahren das Zimmerholz zu Salomos Tempelbau lieferten. Noch heute stehen mitten in einem Wäldchen jüngeren Nachwuchses auf einem der höchsten Punkte des Gebirges etwa sieben Cedern, die leicht einige Jahrtausende zählen können. Die umwohnenden Christen haben eine gewisse heilige Scheu vor diesen ehrwürdigen Stämmen. Weiter hinab finden sich immer mehrere stufenartige Terrassen, die in den bewohnten Gegenden sorgfältig benutzt werden. Die höchsten Kämme des Gebirges sind aber unbewohnt oder dienen den Thalbewohnern zum Sommeraufenthalte, da sie im Winter mit tiefem Schnee überdeckt werden.

Die westliche Seite des Libanon ist vom Fuße bis zu den höchsten bewohnbaren Gegenden dicht bevölkert, und sie verdient diesen Vorzug vor der östlichen Abdachung durch ihre große Fruchtbarkeit, den Reichtum an Quellen, die man zur Bewässerung der Felder verwenden kann, und der Milde ihres Klimas.

Nur auf dem obersten langgestreckten Kamme des bis zu einigen tausend Metern über das Meer aufstrebenden Gebirges bleibt Schnee in allen Jahreszeiten liegen.

Die Vegetation ist daher in den Thälern der Westseite sehr kräftig und die Zahl der Pflanzen so groß, daß Botaniker verschiedener europäischer Völker sich den Libanon mehrmals zum Aufenthaltsorte erwählt haben und keiner ohne reiche Ernte wieder zurückgekehrt ist. Der Ackerbau wird mit vieler Sorgfalt betrieben, und wo keine natürlichen Abstufungen sich darbieten, da bereitet sie der Einwohner, indem er von einem Felsenvorsprunge zum andern Mauern führt, den Zwischenraum mit Steinen anfüllt und die obere Fläche mit Erde deckt, bis die gewünschte kleine Ebene erlangt ist, wo die Anpflanzung beginnen kann. Mit außerordentlicher Sparsamkeit wird ein jeder Raum benutzt, der irgend zur Anlegung einer Baumpflanzung oder eines Saatfeldes sich eignet, und auf den schmalsten Terrassen sind mindestens Maulbeerbäume angepflanzt. Diese machen in der Landschaft des Libanon einen eben so eigentümlichen Zug aus, wie die Dattelpalme in Ägypten. Sie verdecken während des größten Teils des Jahres mit ihrem frischen Grün die sonst allzusehr vorherrschenden Gestalten kühner, aber nackter Felsen. Der Zweck ihrer Kultur ist übrigens nicht die Gewinnung der Frucht, sondern der Blätter, zur Nahrung der Seidenwürmer, deren Zucht, wenigstens ehedem, ein äußerst bedeutendes Geschäft gewesen sein muß, als noch erstaunliche Mengen von syrischer Seide im Handel erschienen.

2.

Der ganze Cedernwald des Libanon steht auf Felsenschutt, dem Rest einer alten Moräne. Der Untergrund ist eine von dem Gipfel des hohen Makmel herabgestürzte und an dessen Fuß von dem alten Gletscher gesammelte und weiter geschobene Schuttmasse, die in aneinander gebetteten Hügelreihen in der schmalen Thalebene liegt. Es ist hier derselbe Typus von Moränenlandschaft zu sehen wie in Ober-

schwaben oder der Schweiz: kleine, in die Länge gezogene Hügel, die neben und hinter einander sich reihen, je durch ein Thal getrennt, in welchem kein Wasserlauf sich befindet, sondern die Regen- und Schneewasser stehen bleiben, bis sie versinken oder verdunsten. Dort, wie hier am Libanon, hat man, von der Höhe herab gesehen, Maulwurfshügel vor sich, die ohne scheinbare Regel da und dort entstanden sind, so wie auf alten Landkarten des vorigen Jahrhunderts die Gebirge gezeichnet wurden. In der Hauptrichtung des Bscharrehthals lagern sich nun zahllose Schutthügel, bald kleinere, bald größere, schmälere oder breitere, von welchen sieben solcher Hügel mit den Cedern bestockt sind. Außer diesem Hauptwald ist in nah und fern keine Ceder mehr; in nächster Nähe überhaupt kein Baum und kein Strauch, erst weiter unten in Bscharreh wieder Cypressen und Pappeln.

Der Raum, auf dem die Cedern wachsen, beträgt etwas mehr als 100,000 Quadratmeter; auf demselben stehen, genau gezählt, 377 Stück; die vielen Zwillinge und Drillinge sind nur einfach gezählt. Die Bäume sind samt und sonders alte, d. h. hundertjährige, und uralte, d. h. tausendjährige Bäume. Unsere Zelte standen unter einem Baum, dessen Stamm in Brusthöhe 9,20 Meter Umfang hat. Aus demselben wachsen bei 3 Meter Höhe vier Stämme empor, um bei 10 Meter Höhe auseinanderzugehen und die gewaltigen Arme rechtwinkelig vom Stamm hinauszustrecken. Die Gesamthöhe des Riesenbaums, der schon hundert Generationen des Menschengeschlechts beschattet hat, beträgt jedoch kaum etwas über 30 Meter, denn alle Gipfel seiner Riesenäste sind von den Stürmen der Jahre abgerissen; es ragen die zerfetzten Stummel, entzückend für einen Maler, herzbrechend für einen Forstmann, in die blaue Luft. Diese Ceder gehört zwar zu den größeren, die größte aber, die an einem Felsenabhang eines der Hügel in der Nähe des maronitischen Kirchleins steht, mißt 13,8 Meter Umfang, dabei weitere zwischen 10 und 12 Meter. An einer vom Blitz zerschmetterten, gegen 2 Meter dicken Ceder maß ich mit großer Sorgfalt die verschiedenen Jahresringe und fand im Mittel vier Ringe auf 3 Millimeter. Dies zu Grunde gelegt, sind alle die bezeichneten Bäume über zweitausend Jahre alt, und wenn die dicksten auch die ältesten sind, der Riesenbaum beim Kirchlein über dreitausend.

Eine Nachzucht giebt es nicht, namentlich sah ich trotz eifrigen Suchens keine einjährigen, dem ausfallenden Samen entsprossene Pflanzen. Ich glaube, es wird in Deutschland eher gelingen, die Samen aufgehen zu lassen als hier, wo neben unsern Pferden und Maultieren auch die Ziegenherden den Schutz der Cederbäume aufsuchen. Der schönen, d. h. vollkommenen Bäume sind es nur wenige und nur da, wo sie im Grunde zwischen den Häusern stehen; eben hier am Nordende des Haines steht ein Baum, dem die Stürme der Jahrhunderte noch kein Leid gethan; es ist wohl das Urbild einer Cedernschönheit, wie sie David einst geschaut hat. Bis zu einer Höhe von 40 Meter baut sich der Baum wie in Stockwerken auf, der erste Stock legt sich bei 4 Meter um den astlosen, runden Stamm, aber erst

der zweite Stock ragt am weitesten ab vom Stamm und begrenzt somit den Raum, den die Ceder einnimmt. Acht oder, wenn man will, neun Stockwerke zähle ich an meinem Prachtexemplar im Thalgrund, das letzte ist der schirmartige Gipfel, nicht größer als der Durchmesser des Stammes an seinem Grund. Solcher Cedern giebt es aber nur ganz wenige, den meisten hat der Sturm die Wipfel geknickt und die Hauptarme abgebrochen, an mehr als zwanzig Stämmen hat ein Blitzstrahl längs des ganzen Baumes seinen Namen eingeschrieben. Was der Mensch alles verwüstet hat, wer will es sagen? Thatsache ist, daß zahllose Namen fremder Besucher in das Holz gerade der ältesten Bäume eingegraben sind und zu diesem Zweck fußlange Wunden in die Rinde der Ceder geschlagen werden. Thatsache ist ferner, daß an viele herrliche Bäume Feuer gelegt wurde und der Stamm halb oder zum Teil verkohlt ist. „Alle Bäume“, erklärte mir allen Ernstes mein sonst nicht gerade rechtgläubiger Begleiter, „sind von Gott bei der Erschaffung der Welt hieher gepflanzt worden, nicht mehr und nicht weniger, hieher gerade auf den Libanon, daß sie die Sündflut nicht verderbe, die bis hieher nicht heraufgereicht hat. Das Wunderbarste aber ist, daß, als Ibrahim Pascha vor vierzig Jahren Cedern fällen lassen wollte für seinen Palast in Kairo und zu dem Zweck ein fremder Zimmermann hier ankam, beim ersten Axthieb in die Ceder die Hand des Zimmermanns verdorrte. Denn die Bäume sind heilige Bäume, eine ewige Erinnerung an den Tempelbau zu Jerusalem.“

So der allgemeine Glaube der Anwohner, welche darum keinen der Bäume fällen. Ich glaube, daß die Anwohner die alten Riesenbäume darum nur schonen, weil sie mit ihren elenden Werkzeugen oder, besser gesagt, dem einzigen Instrument, das sie besitzen, einer gekrümmten Holzhappe, nicht im stande sind, einen der Bäume zu fällen. Ich fand das Gleiche im Osten des Libanon, wo die alten, meterdicken Eichen stehen bleiben, während alles junge Holz geholt wird: es hat eben hier zu Lande noch kein Forstschutzwächter Eingang gefunden. Ich füge noch bei, daß der Boden, auf dem die Cedern stehen, weder mit Moos noch mit einer Grasnarbe bedeckt ist. Dagegen fängt es eben jetzt an zu sprossen und zu grünen auf dem schwarzen Humusgrund, wie es nach dem Schmelzen des Schnees am Rande unserer heimatlichen Wälder sproßt. Blaue Anemonen, weiße, gelbe und lichtblaue Scilla und namentlich in zahlloser Menge Corydalis überdecken den Grund, der seit vierzehn Tagen vom Schnee befreit ist. Über Mannshöhe soll er im Winter hier oft liegen, so daß von dem Kirchlein nur der Glockenstuhl mit dem Glöcklein aus dem Schnee hervorragen. Schnee und Eis scheint zum kräftigen Gedeihen der Ceder zu gehören, entstammen sie doch wahrscheinlich selbst auch wie der Boden, auf dem sie wachsen, der vorhistorischen, glacialen Zeit, aus der sie in die Jetztzeit noch in den wenigen Exemplaren herüberragen. Sie kommen mir vor wie noch lebende Mammute der Vorzeit.

Krüger (nach Pöppig) und Fraas.

6. Damaskus.

Die sechs Stunden Weges von Dimas bis Scham (Damaskus) sind öde und langweilig. Desto überraschender, ja einer fata morgana ähnlich, ist der erste, plötzliche Anblick der Stadt und Ebene von Damaskus, wie sie unter schroff abfallenden Sandsteinfelsen sich üppig ausdehnt, jenseits durch dunkelblaue Berge geschlossen, die schon dem Innern der großen Wüste angehören. In dieser gesegneten Ebene glüht und glänzt eine Frische von Grün, schimmert ein Reichtum von Wasser, daß man noch mitten auf dem kahlen, jeder Vegetation entbehrenden Steinanger stehend, die Realität eines so großen Kontrastes kaum für möglich hält. Und über diesem Meer von Grün aller Schattierungen erhebt sich ein Wald, dunkler als alles übrige gefärbt, und aus diesem Walde steigen im Glanze der Sonne hundert Minarets und Paläste, eine unabsehbare Stadt empor, die im blauweißen Schmelz ihres eigentümlichen Steines aus lauter Silber aufgebaut zu sein scheint. Wahrlich, eine märchenhafte Erscheinung! Kommt man näher, so geht es jedoch wie mit allen Dingen in der Welt, die Poesie wird zur Prosa. Das Grün ist schon häufig mit Sand untermischt; was man für einen mystisch wunderbaren Wald gehalten, verwandelt sich in viel zahmere Gärten mit hohen Bäumen und vielen Alleen, die silberne Stadt aber in ein Gewühl unsauberer Gassen, allerdings voll prächtiger Paläste, doch weit mehr noch mit ärmlichen und verfallenen Hütten vermengt.

Wir fanden uns jetzt an den Thoren von Damaskus auf einer großen, von einem Fluß und mehreren Bächen durchströmten Wiese wieder. Durch alle Straßen der Stadt wird man von diesem Reichtum an Wasser begleitet, welcher der Ebene von Damaskus eine dem übrigen Orient fast unbekannte Frische der Vegetation (nur Brussa übertrifft es noch in dieser Hinsicht) erteilt, was auch Scham bei den Türken, die das frische Wasser über alles lieben, den Namen des irdischen Paradieses verschafft hat. Durch die Feuchtigkeit aber, die es allen Wohnungen mitteilt, wird der hiesige Aufenthalt für Ausländer gefährlich und selbst für die Eingebornen ungesund. Der Palast, in dem ich wohnte, gab Zeugnis davon, denn in allen, zugleich vergoldeten und verstockten Gemächern des unteren Stocks trieften die Wände, wofür der Marmorhof unter meinen Fenstern mit seinen Fontänen und Orangebäumen auf die Länge doch nicht ganz entschädigte.

Die Stadt selbst ist so von hohen Nußbäumen, Pappelarten, Trauerweiden, großen Aprikosen-, Pistazien- und andern Fruchtbäumen, gemischt mit üppig wucherndem Gebüsch, umschlossen und durchzogen, daß man hereinkommt, fast ohne es zu wissen. Die Straßen sind breiter als in Kahira, und lange ritten wir durch reichgefüllte Bazare, durch die bekannten „Schichten von Gestank und Wohlgeruch“, durch jenes Gedränge von Menschen, Pferden und Eseln, das oft einer Emeute gleicht und in seinem buntscheckigen, stets wechselnden Getümmel den Europäer immer von neuem in Staunen setzt.

Nichts ist interessanter in den orientalischen Städten als in ihren

Bazars umherzuschleudern. Die hiesigen sind besonders reich und bieten viel Verführung zum Kaufe. Die von Mekka zurückkehrenden Pilger boten ambre gris feil, der mit dem Golde in gleichem Preise steht; und eine schöne Auswahl von den, der Damasker Industrie eigentümlichen Tafias in allen Farben, von gold- und silberdurchwirkten Bernus und anderen Stoffen, indischen Zeugen, Edelsteinen, besonders schönen und wohlfeilen Perlen und Smaragden, Kaschmir-Schals u. s. w. zog überall das Auge auf sich.

Ein Haupthandelsartikel von Damaskus besteht in seinen Früchten, namentlich getrockneten Aprikosen.

Es giebt wenig Städte, die in einem Umkreis von einigen Stunden nach drei Seiten hin schöner umgeben sind als Damaskus. Dieser Stadtpark, wie ich den Charakter der Gegend nicht anschaulicher nennen kann, beginnt überall unmittelbar vor den Thoren und oft schon in der Stadt selbst. Auf einem Spazierritt, den ich nach Bab-es-Salam, Thor des Grußes, richtete, fiel uns sogleich ein echt orientalisches, landschaftliches Genrebild auf. Es war ein sehr besuchtes Kaffeehaus im Freien. Man denke sich zuerst einen mit uralten Bäumen bedeckten Rasenplatz, auf dem ein von Veranden umgebenes schlohweißes Haus mit plattem, nur durch Ballustraten geschütztem Dache steht. Diesen Platz schließen zwei Arme des reißenden Flusses Nahr-el-Merghe in Form eines Dreiecks ab, vor dessen Spitze eine kleine, dicht bebuschte Insel liegt. Alle Wasserufer sind mit so üppiger Vegetation umgeben, daß man in die zwei Arme des Flusses wie in dunkelgrüne Grotten hineinschaut. Am Ende des linken Ufers dient das altertümliche Bab-es-Salam als Point de vue, und bei dem rechten ein verfallenes, halb antikes Gemäuer, das sich quer durch den Fluß zieht und die anmutigsten, in ewigem Schaum sprühenden Kaskaden bildet. Diese liebliche Aussicht genießt man von dem genannten Rasenplatz, wo in großer Stille (denn ein türkischer Kaffee gleicht in nichts einem Pariser) die Gäste, auf kleinen Kindersesselchen oder auf Teppichen sitzend, auch wohl in Gruppen auf dem Rasen unter der Bäume Schatten gelagert, ernst und in Nachdenken versunken, ihre Pfeifen rauchen, dazu dem einzigen vorhandenen Geräusch, dem des Wassers, lauschen, oder ebenso stillschweigend Dame oder Schach mit einander spielen. Zuweilen sah ich auch mehrere mit einem mir ganz unbekannten Spiel beschäftigt, wo in eine große Tafel mit vielen Vertiefungen kleine Marken von Perlmutter hineingeworfen; werden aber auch hierbei vernahm man nur selten ein lautes Wort.

Obgleich wir lange, wo sich nur ein Weg über die Gewässer fand, in Wald und Wiesen in derselben Richtung rasch fortritten, konnten wir doch heute das Ende nicht erreichen, d. h. die Wüste, welche alles umschließt, aber auf dieser Seite wohl viele Stunden zurückweicht. Auf späteren Ritten, bei denen ich nach und nach Wald und Auen in allen Winkeln durchstrich, kam ich dagegen nur zu oft an dieses Ende, wo der plötzlich eintretende Kontrast immer einen ganz melancholischen Ein-

druck auf mich machte und mich mit geschlossenen Augen schnell wieder ins Grüne zurückjagte.

Die vielen Dörfer, welche in der großen Oasis verstreut sind, haben stets eine reizende Lage, sie mögen nun ganz von dunklem Wald umschlossen sein, oder an lichteren Stellen wasserreiche Grasflächen mit vielen einzelnen Baumgruppen beleben. Im letztern Fall erinnern die Massen des auf den Wiesen weidenden Viehs nebst den einzelnen dazwischen verteilten, vortrefflich angebaute Feldfluren ebenso lebhaft an Europa als die schon früher erwähnten heimatlichen Baumarten, unter denen Nußbäume entschieden dominieren. Dem hiesigen Klima ganz angehörig ist dagegen eine Art weißblühender Weide, welche mit ihrem Wohlgeruch die ganze Landschaft erfüllt, an manchen Orten so stark, daß das Zuviel des Guten fast lästig wird.

Das Heiligtum der Stadt ist die herrliche Moschee, ehemals eine Kirche des heiligen Johannes. Als erstes Wunderwerk arabischer Baukunst soll sie alle übrigen Moscheen des Islam, auch die von Mekka und Medina überstrahlen. Das war meine letzte schöne Erinnerung von Damaskus, dem gesegneten Scham, das ein arabischer Dichter „die in Smaragden gefaßte Perle Asiens“ nennt. J. A. Strauß.

7. Die syrischen Völkerschaften.

1. Araber. — 2. Maroniten und Drusen. — 3. Nasarier.

1.

Kein Land der Welt hat im Verlaufe der Jahrhunderte so großartige geschichtliche Ereignisse, Umwandlungen seiner staatlichen Verhältnisse und Völkerbesuche erlebt, wie Syrien. Von den ältesten Kulturvölkern, die es inne hatten, den Phönikiern und Assyriern, bis auf unsere Tage war es stets der Schauplatz der tiefgreifendsten Neubildungen, die unmittelbar im Gefolge der Völkerzüge platzgriffen. Perser, Griechen, Römer, Araber und zuletzt die Türken haben es heimgesucht und durch geraume Zeit beherrscht. So erscheint es denn auch selbstverständlich, daß mit den Epochen in dem Gestadeland die einzelnen Völker nicht ihre Individualität erhalten konnten und sich Mischrassen bildeten, die bis heute den schwerbedrängten Boden behaupteten. Als türkische Provinz spielt es nur insofern eine Rolle, als es eben einen Regierungsbezirk bildet, aber die Rasse der Machthaber selbst dürfte kaum mehr wie 80,000 Repräsentanten zählen, die entweder als Beamte, Soldaten oder Fremde im Lande verweilen. Nur der nördliche Teil Syriens hat ganze Städte und Ortschaften, wo das osmanische Element vorwiegt, aber diese Niederlassungen sind unansehnlich und zeichnen sich durch nichts aus, wodurch sie unser Interesse intensiver gefangen nehmen könnten. Den Stock der Bevölkerung bilden die Araber, die die sogenannte syrische Rasse ausmachen. Sie sind teils seßhaft, in welchem Falle sie sich mit anerkennenswerter Rührigkeit ihrer einheimischen Kultur hingeben, oder Nomaden (Beduinen), die bisher leider noch nicht für die Idee einer staatlichen Ordnung gewonnen werden konnten und somit

auch nicht unmittelbare Unterthanen der Pforte sind. Je nachdem sie ihr Standlager wechseln, befinden sie sich entweder innerhalb der ottomanischen Reichsgrenzen oder weitab in den syrischen Steppen, in den euphratensischen und arabischen Hochwüsten. Die „Söhne Ismaels, des Verstoßenen“ halten an dieser Lebensweise seit Jahrhunderten fest, und es wird noch viel Wasser den Euphrat hinabströmen, ehe es anders werden dürfte.

2.

Es scheint erklärlich, daß die großartige Konfiguration des Landes, die Anhäufung von Gebirgsmassen mit dazwischen liegenden Plateaus und Tiefebenen, eine Absonderung nationaler Elemente ebenso sehr zu protegieren vermag, als andererseits die so geschaffene Gliederung den mannigfaltigsten Wechsel von Kulturstadien. Leider geschieht von der Regierung blutwenig, um den Verkehr im Lande emporzuheben. Der Umstand, daß sich die Araber gegenüber ihren Herren sehr zurückgezogen verhalten, tritt dem allgemeinen Aufschwunge viel weniger hemmend entgegen, als die ottomanische Wirtschaftspolitik, die ihrem Systeme gemäß auch in Syrien nur ihre offizielle Macht ausnützt, um das Landvolk auszusaugen, Steuern zu erpressen u. dergl., ohne daß sie sich zu einer Reziprozität verstände. Unter diesem Drucke kann es nicht Wunder nehmen, daß auch hier der Rückschritt überall fühlbar ist. . . . Wir müssen hier indes noch eines anderen Umstandes gedenken. So vielfach gegliedert das Land seiner Bodenplastik nach ist, so kaleidoskopartig ist auch seine Bevölkerung. Man kennt die blutigen Ereignisse, welche im Jahre 1860 zum ersten Male das allgemeine Interesse des Abendlandes für sich in Anspruch nahmen. Durch die Machinationen der französischen Regierung, die in ihrem Vertreter zu Beirut ein williges Werkzeug fand, und die Hetzereien fanatischer türkischer Landesbeamten, kam es zu dem erbitterten Kampfe zwischen Maroniten und Drusen. Die Hochthäler des Libanon widerhallten vom Kriegsgelärme der entfesselten Bergstämme, die, mit dem Schlagworte des heiligen Krieges zwischen dem „weißen Kreuz“ und der „weißen Hand“, sich durch Monden gegenseitig massakrierten. Nach und nach entspann sich der Kampf auch in den Niederungen, und in Damaskus zumal, wo Achmed Pascha einen müßigen Zuschauer machte, wurden Tausende von Christen erbarmungslos hingeschlachtet. Es ist bezeichnend, daß die Drusen damals glaubten, durch ihren Vernichtungskampf, den sie den Maroniten lieferten, sich den Engländern dienstbar zu erweisen. Die Franzosen aber, denen die Anzettelung der ganzen Massakre in hohem Grade zur Last fällt, sahen sich zum Einschreiten genötigt. Die einmarschierenden Truppen fanden nur mehr Ruinen, rauchende Trümmer und Hekatomben von Christenleichen. . . . Was geschah aber, um den Verrat der ottomanischen Machthaber zu sühnen, sie, die statt einzuschreiten, die Drusen noch weidlich unterstützten? Der damalige türkische Minister des Äußern, Fuad, veranstaltete nichts weiter, als ein theatralisches Nachspiel, indem er den zu sich berufenen Gouverneur von Damaskus in Ketten zurückschleppen und vor der Stadtmauer niederschießen ließ.

Seitdem aber sind die Türken weder Herren der Maroniten, noch der Drusen. Wenn sie jene als Ungläubige verachten und verfolgen, so sind ihnen diese als Sektierer ein heller Greuel, und sie glauben schon damit einige Vorteile zu erzielen, wenn sie die beiden Teile sich gegenseitig aufreiben lassen. Das ist zum mindesten eine sehr verzweifelte Logik und beweist, daß den ottomanischen Machthabern heute vollkommen die Fähigkeit abgeht zu regieren. Bedenklicher noch dünkt uns der Umstand, daß die Maroniten mindestens fünfmal stärker an Kopfzahl sind, als sämtliche im Lande weilenden Türken, und die Drusen desgleichen. Wir müssen aber noch in Anschlag bringen, daß im Lande fast eine viertel Million Metawilehs, Jeziden, Ansarier und Ismaelier wohnen, lauter fanatische Sekten, die mit dem Türken nichts gemein haben wollen und seit Jahrhunderten mit der Behörde in offener Fehde leben. Diese Sekten, die sich meist in den nordsyrischen Bergen verbarrikadiert haben und halb unabhängig leben, verdienen indes ein wenig unsere Beachtung.

3.

Nirgends gedeiht das Sektierertum so üppig wie im Orient. Man sollte eher glauben, die stramme Disziplin des Mohammedanismus mache das Gedeihen einer Irrlehre, sei sie nun eine Abweichung von den Lehren des Koran oder ein für sich eigenartiges Glaubensdogma, undenkbar. Aber dem ist nicht so. Die meisten derartigen Religionssekten haben eine historische Bedeutung, da sie mitunter viel älter als der Islam sind. Bedenkt man, daß Syrien, wie erwähnt, durch Jahrtausende der Schauplatz staatlicher Umwälzungen und blutiger Glaubenskriege war, so wird es leicht begreiflich, welch buntes Mosaik von Völker- und Glaubensresten in den wilden, unzugänglichen Hochländern haften geblieben ist. Seinen blutigsten Ausdruck erlangte das morgenländische Sektierertum in den sogenannten „Assassinen“, einer Bande von Meuchelmördern, die zur Zeit der Kreuzzüge in Syrien ihr Unwesen trieb. Sie stammten aus Persien, und ihr Stifter Ismael Ibn Hassan, genannt Scheich ul Djebal, d. i. „der Alte vom Berge“, residierte in der festen Burg Alamut, wo er fanatische Jünglinge mittelst berückender Haschischvisionen zu seinen Mordwerkzeugen gewann. Der Dschingischanide Hulaku Khan hatte sie aus ihrem Stammsitze bei Teheran vertrieben. Im blinden Fanatismus, der sich mit phantastischen Darstellungen von der paradiesischen Herrlichkeit des Jenseits paarte, füllten sie ihren Daseinszweck mit der Ermordung aller gefährlichen Feinde ihres Glaubens aus, unter denen selbstverständlich die orthodoxen Häupter der Lehre Mohammeds obenan standen, da sie ja zunächst die Macht besaßen, das Assassinentum unschädlich zu machen.

In denselben Bergen, in denen diese Sekte, die Ismaelier, sich aufhält, wohnen ihre Todfeinde, die ebenso fanatischen wie gewaltthätigen Nasarier (arabisch Nusairji), gewöhnlich die „Lichtauslöscher“ genannt. Man hat ihnen diesen Namen auf Grund ihrer nächtlichen Tempelfeierlichkeiten gegeben, in denen wohl noch ein Überrest aus dem Astarte-

Kult erhalten zu sein scheint. Man hat vorher die Nasarier oder Ansarier sehr oft mit den Ismaeliern verwechselt, wozu vorerst die beiderseitigen ähnlichen Religionsanschauungen Anlaß gegeben haben mochten, denn wie die Epigonen der Assassinen, weichen auch die Nasarier von den orthodoxen Moslems dahin ab, daß sie in Ali, dem vierten Kalifen, die inkarnierte Gottheit anerkennen und an die Seelenwanderung glauben. Man sieht in diesen Grunddogmen nicht ohne Schwierigkeiten eine konfuse Vermengung der ismaelitischen Lehre mit heidnischen Überresten, somit eine Art vermittelndes Glied von den heidnischen Arabern zu den Mohammedanern!

Die Nasarier verwerfen die Lehren des Korans als thörichte Fabeln, zumal jene vom Paradiese und der künftigen Glückseligkeit, und sie halten sich nur an die greifbare Thatsache der Existenz, die zu versüßen ihnen Lebenszweck ist. Auch erklären sie die Mekka-Wallfahrten für eine Albernheit und wollen von den Geboten der Enthaltsamkeit nichts wissen. Die Nasarier ergeben sich in Folge dessen ziemlich zwangslos dem Weingenusse, wie sie überhaupt zu allen Excessen hinneigen.

Im allgemeinen sagt man, daß die Nasarier den Christen viel zugethaner sind wie den Mohammedanern, doch ist es geradezu unmöglich, aus ihnen etwas über ihre Religion herauszubekommen, wie sie überhaupt sehr mißtrauisch und scheuer Natur sind und nur in ihren Bergen, wo sie frei schalten können, sich wohl fühlen. Bis jetzt ist es auch nur einigen Missionaren gelungen, in ihre Schlupfwinkel einzudringen, die sie im Falle einer bewaffneten Invasion mit heroischem Widerstande zu verteidigen wissen. Der Tod hat für sie nichts Schreckliches. Es heißt nicht umsonst unter ihnen: Wenn du unter dem Schwerte oder der Tortur stehst, so lächle und stirb, denn dann wirst du selig!

Im allgemeinen ist es den Türken bisher nur sporadisch gelungen, der Nasarier Herr zu werden, während der größte Teil in seinen unwirtlichen Bergen eine seltene Energie des Charakters und eine gewisse ritterliche Freiheitsliebe sich ungeschmälert zu erhalten wußte. Sie entrichten regelmäßig ihren Tribut an die Pforte, lassen aber niemanden in ihre Berge, geschweige in ihre unentdeckbaren Felsennester. Auch haben sie ein geistliches Oberhaupt, das die weitgehendsten Privilegien hat. Die Würde ist in der Familie erblich. Früh schon wird der Knabe, der zur Nachfolge bestimmt ist, in die Glaubenslehren eingeweiht, und man stellt ihm den Tod und das Martyrium als das höchste Glück hin, denn der Nasarier muß alle Torturen ertragen, ohne das Geheimnis seines Glaubens zu verraten. Indes erfährt das Volk selten den den Dogmen imputierten mystischen Sinn, und nur eine Klasse von „Auserwählten“ darf an den geheimen Festen teilnehmen. Man sieht, die Sekte hat sich gewaltig umpanzert, um ihre Existenz in einem möglichst mystischen Zwielichte erscheinen zu lassen.

Die Nasarier huldigen der Polygamie mit dem verschärften Ausdruck, daß die Ehe untrennbar ist. Was ihren Glauben an die Seelenwanderung anbelangt, so nehmen sie an, daß die Seelen derjenigen,

welche sich eines rechtschaffenen Lebens befleißigt haben, zu Sternen werden, während alle jene, die ihren irdischen Pflichten nicht nach der Strenge der Satzungen nachgekommen sind, dazu verurteilt sind — ein neues Erdenleben zu beginnen. Sehr drollig klingt es zu vernehmen, daß die Seelen böser Nasarier zu — Juden, Christen und Türken werden. Wer schließlich vollends glaubenslos starb, den trifft der Fluch, als — Nutztier seine weitere Erdenexistenz zu fristen. Im allgemeinen ist man der Ansicht, daß die konfusen Satzungen des Korans viel Schuld an dem Glaubensunsinn der Nasarier tragen, und daß der Fanatismus ihrer Verfolger sie selbst erst zu fanatischen Anhängern ihrer mystischen Ketzereien gemacht hat. von Schweiger-Lerchenfeld.

8. Smyrna.

Der Anblick Smyrnas kann von keiner Seite besser genossen werden, als von der Höhe oder den üppigen Hängen des Berges Pagos, der sich im Süden der Stadt wie eine Coulisse vorlegt. Auch sein Gipfel trägt die Spuren uralter Ansiedelung, cyklopenartige Fundamente und altes Gemäuer, das in seinem heutigen baufälligen Zustande eine Moschee-ruine umschließt. Wer daher Smyrnas magischen Total-Anblick ungeschmälert genießen und sich den unleugbaren Zauber einer orientalischen Landschaft nicht durch die schmutzigen, abstoßenden Details des täglichen Lebens und Webens schmälern lassen will, der trachte beizeiten, dem dunstigen Gassengewirre zu entrinnen, um jene Bergeshöhe zu gewinnen. Der erste Anblick wird genügen, um sofort in uns das Bewußtsein zu erhärten, daß, Konstantinopel ausgenommen, keine Küstenstadt der Levante sich rühmen kann, auch nur annähernd ein so prächtiges Bild zu präsentieren, wie die heutige Metropole Kleinasiens. Weit nach Süden hin zieht sich die Thalspalte des Meleh, hin und wieder besäumt von schwärzlichen Cypressen und Olivengebüsch. Man könnte die stille Landschaft mit ihren unvergleichlichen Tinten und spärlichen Wohnstätten ein Asyl nennen, so wunderbar frisch mutet sie an; aber neben dem Silberbande des Flüßchens erblicken wir die schwarze Spur eines — modernen Schienenweges, und das Poltern der Lokomotive rüttelt uns auch hier unbarmherzig aus unsern klassischen Träumereien auf; ihr schriller Pfiff verscheucht uns den Schatten Homers, und wir sehen wieder den silbernen Meles, die Cypressen und Olivenkronen, das schmucke Dörfchen Budscha und rechter Hand, also gegen Westen hin, die eigentümlich geformten Doppelkuppen des Berges „due fratelli“.

Wesentlich anderer Natur ist das Bild im Norden und Westen. Man braucht sich so zu sagen nur um seine Achse zu drehen, um eine totale Veränderung des Gesichtskreises herbeizuführen. Es ist der breite Golf, der sich zu unsern Füßen dehnt, nicht so großartig wie jener Neapels, zumal wegen seines allenthalben öden Norduferѕ, aber immerhin mit ihm vergleichbar, zumal nach der Nordostseite hin, wo der höchste Berg in der Umgegend Smyrnas, der Sipylos mit seinen Dörfern und Villen, Waldparzellen und üppigen Gärten eine äußerst belebte Gestadezone im

Hintergrunde abschließt. Wie also gegen Osten der tiefblaue Golf mit seiner geradezu beständig vor Anker liegenden Handels- und Kriegsflotte aller abendländischen Seemächte wohlthuend die abwechselungsreichen landschaftlichen Linien unterbricht, so anziehend erscheint für das nimmersatte Auge das niedere Gestade jenseit des Hafens. Es sind die Ruinen eines Klosters, die zuerst auffallen, dann einzelne Bauten für den Schiffsverkehr, dahinter, in großem Bogen um den Sipylos vorbeiziehend, ein zweiter Schienenweg, jener von Smyrna nach Manissa (Magnetia) und Sart (Sardes), und an den Bergabhängen, gleich leuchtenden Blüten in einen bunten Teppich gewoben, die Villen und Landhäuschen einzelner Ortschaften und Ruinen zwischen Gärten, in denen alle subtropischen Pflanzen ihre Vertreter haben. Besonders reizend liegt die Partie hinter Burnabat, dann das kleine Delta-Gebiet des Meles zwischen Kalkar-Bunar und der bekannten, von Malern vielfach dargestellten „Karawanen-Brücke". Wir dürfen aber über diese nebensächlichen Detailbilder der weiten Umgebung nicht auf die Hauptsache, nämlich auf die Stadt selbst, einzugehen vergessen. Sie liegt unmittelbar zu unsern Füßen, ja die Häuser des Türkenviertels scheinen zu uns heraufklettern zu wollen, so sehr ballen sie sich zu engen, dunstigen und beispiellos schmutzigen Quartieren in der nächsten Nähe unseres Standpunktes zusammen. Schon ein Blick von hier oben vermag uns über die großen Bevölkerungsgruppen der Stadt und ihre Stadtviertel eine ziemlich genaue Orientierung zu verschaffen.

Das bunte Chaos von baufälligen Holzhäusern mit den weitausladenden Altanen in unserer Nachbarschaft, die gegen den Meles zu liegenden Friedhöfe mit den dunkeln Cypressen und die stille Geschäftslosigkeit in allen zu überblickenden Gassen, das kann nur „das Türkenquartier" sein. Und so ist es. Über die zahlreichen Moscheeen-Minarets hinweg trifft unser Blick den nächsten größern, schärfer hervortretenden Stadtkomplex, in welchem schon mehr Leben pulsiert, Frauen nicht mehr scheu und ängstlich hinter mit Holzgeflecht versponnenen Fenstern in die stille Landschaft hinausbrüten und Kinder weniger aufsichtslos in den Straßen und Höfen umherlungern. Es sind die Quartiere der Griechen, Armenier und Juden. Die eigentliche Pulsader Smyrnas ist das „Frankenquartier". Eine einzige, scheinbar endlose Gasse durchschneidet es der Länge nach. Mit ihr parallel zieht der Quai, zum Teil wohlgepflastert, anderenteils entweder bloßer Schuttweg oder martervolle Pflasterstraße von kopfgroßen Klaubsteinen und dazwischen ebenso großen Löchern.

Wir wenden uns vorerst nach der neuen Quai-Straße. Auf der Wasserseite selbst stehen die Häuser noch stellenweise dicht zusammengedrängt, ja viele schweben, auf Piloten erbaut, über den Wassern des Hafens, und während unter den Füßen ehrsamer Moslims die schwachen Wellen des Meeres plätschern, streift durch den luftigen Holzbau der kühle Westwind, ein wahres Labsal für die schlafmüden Korangelehrten, die hier mit Vorliebe in ein wesenloses Nichts hinausbrüten. Eine Gedankenlosigkeit bei wachem Geiste erscheint uns als ein kaum

erträglicher Zustand; für den Orientalen und speziell für den Türken ist sie ein vielbegehrtes Glück, dem er nahezu die ganze Tageszeit über obliegt, während er die Arbeit den übrigen zweibeinigen Geschöpfen, das Regieren dem lieben Herrgott überläßt. Als einst diese Kostgänger Allahs in einer solchen pilotierten Kaffeebude Licht, Luft und Meer genossen, brach das Gebälke unter ihren Füßen, und sie fanden hart am Ufer ihren Tod in den Wellen und unter den Holztrümmern. Der Fall machte einige Zeit von sich reden, dann ward er vergessen, und heute sitzen andere derartige Kostgänger in einer anderen ähnlichen baufälligen Bude, an sie gefesselt durch die starke Macht der Gewohnheit, gegen die sie in ihrem eisernen Konservatismus nicht anzukämpfen vermögen.

Schließlich wollen wir noch einen Blick in das „Frankenquartier" werfen. Wir überschreiten den Meles an der vielgenannten Karawanenbrücke, zu deren beiden Seiten wir das regste orientalische Treiben beobachten können, und lenken in die „Rue franque" ein. Der Unterschied zwischen ihren Bauten und denen des übrigen Smyrna ist ein ganz gewaltiger. Sie sind zwar keineswegs imposant, ja in der Front eigentlich unansehnlich und von kahler Architektur, aber die allerorts herrschende Sauberkeit, der frische, blendend weiße Kalkanwurf und die zierlichen Balkons, von schlanken Eisensäulen getragen, lassen unverzüglich erkennen, daß hier ein ganz anderer, vorwärts strebender Geist waltet. Eine Merkwürdigkeit der Smyrnaer Franken- und Griechenhäuser sind die tiefen Hausfluren vom Hauptportale aus, wodurch die meisten Wohnräume nicht gegen die Straße, sondern zu beiden Seiten der Flur nach den Gärten, die zu den Häusern gehören, zu liegen kommen. Diese Fluren an sich sind aber nicht öde oder unbenutzt, sie dienen vielmehr zum zeitweiligen Aufenthalt der Familien während der heißen Tagesstunden, und um diesen Aufenthalt angenehmer zu machen, sind die Wände mit Blumen und Schlinggewächsen geschmückt, und an ihnen stehen elegante Möbel, Ruhebänke, ja selbst Lese- und Arbeitstischchen umher.

v. Schweiger-Lerchenfeld.

III.

Bilder aus Afrika.

Allgemeine Übersicht.

1. Entdeckungsreisen im Altertum und Mittelalter. — 2. Die Forschungsreisen der Gegenwart und die deutschen Kolonialbestrebungen. — 3. Die Bodengestaltung und Bevölkerung Afrikas. — 4. Pflanzen- und Tierwelt. — 5. Statistisches.

1.

Die Erforschung Afrikas war für die vorchristlichen Kulturvölker ein zu nahe liegender Gegenstand, um nicht dauernd Interesse zu erregen. Die Länder des Nil und der bewohnbare Küstenstrich längs der Nordküste waren nicht nur wohlbekannt, sondern zählten sogar recht eigentlich zu den alten Kulturländern. Am Nil blühte das wunderbare vieltausendjährige Reich ältester Kultur und Wissenschaft; von der Nordküste spannte das seetüchtige Karthago seine Handelsnetze aus über bekannte und unbekannte Länder und Küsten und erhob sich auf eine solche Stufe des Reichtums und der Macht, daß es dem gewaltigen Rom lange Zeit die Herrschaft der Welt streitig machen konnte. Hart an diese Sitze der Kultur stieß aber das unwirtliche wilde Afrika, jener ungeheuer dürre Erdstrich von Ägypten westlich bis zum Atlantischen Meere — die große Wüste. Die Kenntnis, welche Ägypter und Griechen von derselben hatten, war, von Fabeln oder Übertreibungen abgesehen, wahrscheinlich nicht viel geringer, als bis vor kurzem die unsrige. Man schilderte sie als hier von reißenden Tieren, dort von wilden Nomaden bevölkert, hier und da geschmückt mit bewässerten und bewohnten Oasen, die an Fruchtbarkeit den schönsten Teilen der Erde gleichzustellen seien, bis weiter nach Süden eine traurige Einöde liege, ohne einen Tropfen Wasser und unfähig, einen Menschen oder Tier oder Baum zu ernähren. So ungefähr ist das Bild, welches

uns Herodot entwirft, und es ermangelt nicht der Wahrheit. Jenseit der Wüste, am Südrande der Erde hin, erstreckten sich die Wohnsitze der Äthiopier, der schwarzen Menschen. Äthiopien im engeren Sinne, die oberen Nilländer und das heutige Abessinien gehörten zu den altgekannten Ländern. Ferner wußte man auch, daß diese schwarzen Völker sich weit nach Westen hin fortsetzten, doch konnte man von ihnen wenig Bestimmtes sagen. Den oberen Lauf des Niger aber hatte man schon frühzeitig bestimmt, und Herodot glaubte ihn für den oberen Teil des Nil halten zu dürfen.

So bildete denn von jeher die Wüste die große Schranke, die das Eindringen von Norden her hauptsächlich erschwerte. Jenseit der Wüste aber harrten des Eindringlings neue Gefahren, ein todbringendes Klima und fanatische, gewaltthätige, habgierige und treulose Menschen, so daß bis auf den heutigen Tag eine Reise ins Land der Schwarzen ein Wagstück auf Leben und Tod geblieben, und trotz heldenmütiger Anstrengungen und schwerer Opfer die Erschließung Innerafrikas von Norden her noch nicht vollständig gelungen ist.

Wie mancherlei auch die Menschen des Altertums von Afrika gewußt haben mögen, so blieb ihnen doch eines anscheinend gänzlich unbekannt: die wahre Gestalt und Ausdehnung des Erdteils selbst. Gemäß der Ansicht, daß die Länder der Schwarzen den Rand desselben bildeten, dachte man sich diesen etwa in einen Bogen abgerundet, der höchstens bis zum Äquator gereicht hätte. Das Verlangen, die so lange schon unentschiedene Aufgabe durch Umschiffung des Landes zu lösen, war indes lebhaft genug, so daß zu verschiedenen Zeiten darauf zielende Versuche zur Ausführung jener Projekte gemacht wurden. Von zweien solcher Unternehmungen, vielleicht den ältesten und erfolgreichsten erzählt uns Herodot. Necho, einer der ruhmreichsten Könige Ägyptens, ungefähr 600 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung, wünschte die Sache zum Austrag zu bringen. Da die alten Ägypter aber keine Freunde von Wagnissen auf dem Meere waren, so beauftragte er phönikische Seeleute mit einer großen Entdeckungsfahrt. „Sie liefen“, erzählt Herodot, „vom Roten Meere aus und segelten nach der Südsee. Als der Herbst kam, gingen sie ans Land, säeten Getreide, warteten die Ernte ab und stachen dann wieder in See. Nachdem sie zwei Jahre unterwegs gewesen, erreichten sie im dritten die Säulen des Herkules (Straße von Gibraltar) und kehrten nach Ägypten zurück mit der Nachricht, der vielleicht andre mehr Glauben schenken mögen als ich, daß sie auf ihrer Fahrt die Sonne — ganz natürlich — zu ihrer Rechten, d. h. nördlich von sich, gesehen hätten.“ — Etwas Weiteres als diese kurze Notiz ist über diese merkwürdige Reise nicht bekannt, und ebensowenig ist ersichtlich, daß sie den Völkern des Altertums zu besonderer Belehrung gedient hätte.

Die Karthager, die vermöge ihrer Handelsbeziehungen mit den südlich der großen Wüste wohnenden Völkern am besten über das Binnenland unterrichtet sein konnten und vielleicht mehr davon wußten, als sie mitzuteilen für gut befanden, richteten schließlich ihr Augenmerk

auch auf die Westküste des Erdteils, um sie in das Bereich ihrer Kolonisationen und Handelsgeschäfte zu ziehen.

Von einer der darauf gerichteten Expedition, wahrscheinlich einer größeren nach vorhergegangenen kleineren, ist uns durch Herodot Kunde überliefert.

Sie erfolgte um das Jahr 500 v. Chr. unter Führung des Admirals Hanno mit einer Flotte von 60 großen Schiffen, welche 3000 Auswanderer beiderlei Geschlechts an Bord hatte und mit Lebens- und Kolonisationsmitteln reichlich versehen war. Nachdem man zwei Tage lang an der Küste hingefahren war, schritt man zur Gründung der ersten Kolonie und errichtete weiter südlich auf einem waldigen Vorgebirge dem Meergott einen stattlichen Tempel. Im weiteren Verlauf der Reise kam man an einen schönen, mit hohem Schilf umwachsenen See, wo es Elefanten und andre wilde Tiere in Menge gab.

Eine Tagereise weiter, an einem andern See, wurden vier weitere Kolonien angelegt. Noch mehr südwärts fanden die Seefahrer den großen Fluß Lixus, vom Atlasgebirge herabkommend; ein gutmütiges, freundliches Hirtenvolk bewohnte seine Ufer; doch gab es in derselben Gegend auch wilde, allen freundschaftlichen Verkehr abweisende Äthiopier. Nach dreitägiger Fahrt längs einer öden Küste erreichten sie eine Bucht mit einer Insel, wo sie ihre letzte Kolonie gründeten, welche sie Cerne nannten. Die Entfernung von diesem Punkte bis zu den Säulen des Herkules schätzten sie als ebenso weit wie die von dort nach Karthago. Von Cerne aus unternahm man wiederholt Entdeckungsfahrten weiter nach Süden hin und stieß dabei auf immer mehr neue und unerklärliche Dinge: große, mit Krokodilen und Flußpferden erfüllte Flüsse, wilde, in Tierfelle gekleidete Schwarze, die bei Annäherung der Fremden die Flucht ergriffen oder gelegentlich Steine vom Uferfelsen auf sie niederwarfen; anderweit anscheinend unbewohnte Gegenden, in denen aber bei Nacht überall Feuer aufstiegen und wildes Lärmen von Pfeifen, Cymbeln, Trommeln und Menschenstimmen sich hören ließ. Noch weiter schien das ganze Land in Feuer zu stehen, und Flammenbäche stürzten sich ins Meer, d. h. sie sahen Wald- oder Grasbrände. Bald darauf gelangte man in einer Bucht zu einer Insel, wo es ganz besondere Geschöpfe gab, zwar menschlich gestaltet, aber mit zottigen Haaren bedeckt; Ungeheuer, welche sie „Gorilla“ nannten, liefen bei ihrer Annäherung davon: eine lebendige Verkörperung der alten mythologischen Satyrn und Faunen. Diese Unholde kletterten auf Felsen und schleuderten Steine auf ihre Verfolger herab; drei Weibchen wurden indes gefangen, erwiesen sich jedoch so unbändig, daß man sie töten mußte. Ihre Häute wurden nach Karthago gebracht. Daher also stammt der Name Gorilla, den man der vor Jahren entdeckten Art großer Waldaffen gegeben hat.

Unsre Entdecker kehrten schließlich um, da die Küste sich immer öder gestaltete und weder Wasser noch Lebensmittel mehr darbot. Ihr Losungswort zur Umkehr war vielleicht dasselbe wie das der Spanier, welche die kanadische Küste befuhren: „acca nada, hier ist nichts zu

holen.“ Die gebietenden Herren in Karthago waren eben Geschäftsleute, von keinem König Necho zur Bereicherung des geographischen Wissens ausgesandt.

Wie weit die Expedition eigentlich nach Süden vorgedrungen und auf welche Flüsse, Buchten, Felsen und Landspitzen sich die Erzählung beziehen möchte, hat nicht festgestellt werden können; vielmehr gehen die Meinungen darüber weit auseinander. Während von einer Seite darzuthun versucht wird, die Expedition könne nicht über die Südgrenze von Marokko hinausgekommen sein, verfolgen andre die Spur bis nach Sierra Leone oder bis zur Insel Scherbro, wieder andre selbst bis in den Meerbusen von Benin; das heißt jedoch hinsichtlich der Entfernung, Hanno habe entweder jene zuerst erwähnte bestimmte Strecke oder das Fünffache dieser Strecke zurückgelegt, und wir hätten somit eine Meinungsdifferenz von beiläufig 4500 km. Vielleicht liegt auch hier die Wahrheit in der Mitte.

Etwa 130 Jahre vor Christo trat der Grieche Eudoxos als Unternehmer der Afrika-Umschiffung auf und verfolgte seinen Plan mit sehr viel Eifer und Ausdauer. Auf einer seiner Handelsreisen nach Ostindien sah er, durch einen heftigen Sturm verschlagen, die ostafrikanische Küste. Dieselbe schien ihm einen Verlauf zu nehmen, der es gestattete, von dort aus ohne großen Umweg bis zur Straße von Gibraltar zu schiffen. Die Ausführung dieser Entdeckungsfahrt war ihm nun Lebensaufgabe; er suchte vor allem den Handelsstand für seinen Plan zu gewinnen und fand auch in der That in Cadiz, Marseille und anderen Seeplätzen so viel Teilnahme, daß er ohne Schwierigkeit zwei Schiffe auf das beste auszurüsten vermochte und eine Menge Freiwilliger sich zur Beteiligung an der Fahrt erbot. Die Expedition lief aus, das Losungswort war: „Nach Indien!“ Aber bei den freiwilligen Begleitern des Eudoxos legte sich der erste Enthusiasmus bald, sie merkten, daß es sich nicht, wie sie gedacht, um eine bloße Lustreise handle, und als sie sich an der Seite einer grauenvollen, von gewaltiger Brandung bestürmten Küste sahen, entfiel ihnen aller Mut. Vergebens drang Eudoxos darauf, daß man mit den großen, schweren Schiffen tiefer in die See gehen müsse, um eine sichere Fahrt zu finden; die Verzagten bestanden auf den Kurs dicht dem Lande hin, und so kam es, wie Eudoxos vorhergesagt; das Hauptschiff strandete auf einer Sandbank. Mannschaften, Ladung und auch die Schiffstrümmer konnten indes noch glücklich ans Land gebracht werden; mit Eifer ging Euxodos daran, aus letzteren ein kleineres Fahrzeug zu bauen; dann setzte er die Reise fort und kam zu Nationen, welche seiner Meinung nach dieselbe Sprache redeten, die er an der Ostküste des Weltteils gehört hatte. Bald indes nötigte ihn der klägliche Zustand seines Schiffes zur Umkehr; aber die Hoffnung mit einer neuen Flotte sein Ziel dennoch zu erreichen, blieb in ihm lebendig. Es gelang ihm auch in der Folge, in Spanien zwei neue Fahrzeuge auszurüsten, und Strabo erzählt, daß man dabei auch Saatgetreide und Baumaterial einschiffte, um im Notfall auf einer kleinen fruchtbaren Insel, die dem Eudoxos auf

seiner ersten Reise als ein besonders bevorzugter Punkt erschienen war, eine Rast- oder Zufluchtsstation nehmen zu können.

Was aus dieser zweiten Expedition geworden, darüber fehlen alle schriftlichen Berichte. Desto mehr zeigten sich die Fabulierer des Altertums geschäftig, das Fehlende zu ergänzen. Denn wie die Unternehmungen der Griechen zu ihrer Zeit gewiß ein bedeutendes Aufsehen erregten, so wurde der Name Eudoxos in der Folge die Firma, unter der eine Menge Fabeln über den unbekannten Teil Afrikas in Umlauf gesetzt wurden. So konnte es kommen, daß dieser Mann, der vielleicht das Zeug zu einem Kolumbus hatte, von bedeutenden Schriftstellern des Altertums, Strabo selbst nicht ausgenommen, als großartiger Schwindler bezeichnet worden ist. Manchem andern großen Entdecker ist es freilich nicht besser ergangen.

Eine lange Reihe folgender Jahrhunderte war nicht dazu angethan, die Kenntnis Afrikas auf seiner Westseite wesentlich zu bereichern; vielmehr entschwanden jene entlegenen Gegenden allmählich dem Ideenkreise der Europäer so weit, daß sie in der Folge sozusagen neu entdeckt werden mußten. Anders gestalteten sich die Dinge auf der dem Verkehr viel bequemer gelegenen Ostküste, welche den Völkern des Altertums anscheinend so lange bekannt war, als überhaupt größere Seereisen gewagt wurden. Das Rote Meer war die uralte, nach Süden führende Handelsstraße, und der Lage der Dinge nach sollte man denken, Schiffahrt und Handel müßten sich von der Ausmündung dieser Straße ab nach rechts an der Küste entlang schon entwickelt haben, bevor man es wagte, links übers Meer nach Indien zu steuern. Ein Werk unter dem Titel „Periplus“ (Küstenfahrten), das zur Zeit der römischen Herrschaft über Ägypten verfaßt ist, giebt die Seewege an, auf denen damals von Alexandria aus regelmäßige Handelsreisen gemacht wurden. Schon vom Kap Aromata (Gardafui), dem Endpunkte des Roten Meeres aus, gewährte die Küste Elfenbein im Überfluß, Rhinozeroshörner und vorzüglich schöne Schildkrotschalen; die Eingeborenen gaben diese Artikel am liebsten gegen Wein, Getreide und Waffen. Die Handelsstraße endete nach dem Periplus an einem Vorgebirge und Hafen Namens Rhapta; Ptolemäos, der vielleicht 100 Jahre später schrieb, verlegt die Endstation noch ansehnlich weiter, bis zu dem Vorgebirge und der Hafenstadt Prasum. Auch die Lokalitäten hat man vergeblich festzustellen gesucht; wenn jedoch in jener alten Reisebeschreibung gesagt ist, daß man auf der Fahrt nach Rhapta an den sieben Mündungen eines großen Stromes vorbeikomme, der dann kein anderer als der Sambesi sein könnte, und Prasum noch weiter südlich lag, so darf man weiter folgern, es sei schon damals ziemlich die lange Küste, ausschließlich des südlichen Endes von Afrika, entdeckt und in das Bereich des Völkerverkehrs gezogen gewesen.

Mit dem Einfall der Araber, welche, wie noch heute, ihre Handelsbeziehungen über den größeren Teil des Landes ausdehnten, begann ein neuer Abschnitt in der Geschichte Afrikas. Sie beschrieben z. B. Madagaskar, welches bei ihnen Mondinsel heißt, und bereiteten schon

im elften Jahrhundert dem Islam festen Boden im Sudan, in Bornu und etwas später am oberen Niger. Wir erhalten durch sie Nachricht über Reiche und Staaten (Kanem, Gogo, Tademekka), von denen längst keine Spur mehr vorhanden ist. Der Ruhm der Nigerstadt Melli erfüllte jahrhundertelang das Mittelalter, wenn sie in der That auch niemals mehr als ein armseliger Ort aus Lehmhütten gewesen sein mag. Von Bedeutung für unsre Kenntnis Afrikas ist weiterhin der Umstand gewesen, daß seit dem vierten Jahrhundert Äthiopien ein christlicher Staat, „Reich des Erzpriesters Johannes“, war welcher durch Gesandtschaften und Pilgerfahrten mit dem Abendlande in Verbindung zu bleiben suchte, jedoch allmählich mehr und mehr durch den Islam eingeengt wurde.

Neues Leben kam in die afrikanischen Entdeckungen mit dem 14. und 15. Jahrhundert, als die Portugiesen unter Heinrich dem Seefahrer ihre kühnen Seezüge immer weiter ausdehnten, und wieder die alten Wege des Hanno zogen. Im Jahre 1483 umschiffte Gileanez das Kap Bojador, während 1446 Fernandez das Grüne Vorgebirge entdeckte und Lanzelot in den Senegal vordrang; die Goldküste wurde 1471 aufgefunden. Als Diego Cam im Jahre 1484 Congo entdeckte und 300 Meilen über den Äquator nach Süden vordrang, gewann die Meinung die Oberhand, daß Afrika nach Süden zu schmäler werde und sich zuspitze. Zwei Jahre später erreichte bereits auch Bartolomeo Diaz diese Südspitze, welche er „Kap der Stürme“ nannte, einen Namen, den sein König, Johann III., in „Kap der guten Hoffnung“ umwandelte. Die Umschiffung desselben gelang aber erst 1498 dem kühnen Vasco de Gama, der, durch den Kanal von Mosambik an der Ostküste hinauffahrend, unsre Kenntnis des Umfangs der Küsten Afrikas abschloß.

Daß wir so lange in Unkenntnis über die Bodenbeschaffenheit und über die Bewohner des Innern von Afrika geblieben sind, ist leicht erklärlich.

Von einer wissenschaftlichen Erkenntnis konnte nicht die Rede sein, denn die Nordküste war durch die arabisch-indischen Raubstaaten unzugänglich, noch weniger war die Westküste bekannt geworden, wiewohl Franzosen am Senegal, Engländer am Gambia, an der Guineaküste, der Große Kurfürst vorübergehend zu Friedrichsburg, Portugiesen am Zaire oder Congo im Westen, Holländer am Kap Handelsniederlassungen gegründet hatten, zumeist für den Sklavenhandel, ohne tiefer in das Innere einzudringen. Die zeitweiligen Nachrichten über Timbuktu, Mursuk, Dar Fur, die von der Verbindung des Niger mit dem Zaire, blieb nur märchenhaft, ohne allen geographischen Wert. Die Kenntnis von Afrika war bar alles zuverlässigen geographischen Inhalts.

2.

Erst der neue Geist der geographischen Forschung seit Cooks Entdeckungsreisen, die Leistungen der in London im Jahre 1788 durch Sir Joseph Banks gegründeten Afrikanischen Gesellschaft, die Un-

abhängigkeitserklärung der nordamerikanischen Freistaaten, Napoleons Feldzug nach Ägypten, die Festsetzung der Briten am Kap, das waren die Ereignisse, die nunmehr auf die Erschließung Afrikas nachhaltig wirkten. Erst in unserm, im 19. Jahrhundert, begann die Zeit der wissenschaftlichen Entdeckungen und Forschungen, der heroischen, opferreichen Unternehmungen zur Aufhellung des „schwarzen", bisher verschlossenen Kontinents.

Es wird zum besseren Verständnis des gegenwärtigen Standes der Afrikaforschung dienen, wenn wir zunächst, wenn auch nur mit kurzen Zügen, die Entdeckungsreisen der letzten Jahrzehnte an uns vorüberziehen lassen.

Die westliche Sahara, das südliche Algerien und die Senegal- und Gambialänder wurden in den Jahren 1850—66 besonders von Franzosen, wie Panet, Aucapitaine, Faidherbe u. a., durchforscht, desgleichen das Gebiet des oberen Niger durch Mage und den Engländer Baikie.

Von nicht geringer Bedeutung sind auch die Reisen von Paul du Chaillu, welcher im Süden des Gabunflusses zu beiden Seiten des Äquators bis etwa 800 km ins Innere vordrang. Auch ein Ungar, Ladislaus Magyar, nahm an der Erforschung Südafrikas teil, desgleichen der Schwede Andersson. Der größte unter allen südafrikanischen Forschern jedoch wurde der Schotte David Livingstone. Seine Reisen umfassen mit geringen Unterbrechungen den Zeitraum von 1840—73; durch ihn wurde zur Entdeckung und Feststellung der Nilquellen so Bedeutendes geleistet, wie noch durch keinen vor ihm. Das Gerücht von seinem Tode veranlaßte mehrere Züge zu seiner Auffindung, besonders den des Amerikaners Henry Stanley, der nun seinerseits als Afrikaentdecker würdig an Livingstones Seite trat. Stanley darf es sich als Verdienst anrechnen, zuerst im wesentlichen zur Richtigstellung unsrer Karten von Innerafrika beigetragen zu haben. Er hat mehr erreicht als alle reisenden Europäer während etwa achtzig Jahren vor ihm, als alle reisenden Araber, die seit tausend Jahren und mehr in das Innere Afrikas vordrangen; er hat mehr gethan als das ganze graue und klassische Altertum, und schließlich hat Stanley mehr in Erfahrung gebracht, als Millionen von Eingebornen von ihrem eignen Lande wissen. Es gab bis dahin kein ähnliches Beispiel in der Entdeckungsgeschichte der ganzen Erde, als Stanleys Zug von Osten nach Westen quer durch Afrika und seine Erforschung des Congoflusses.

An Livingstones Reisen schließen sich im Süden diejenigen Moffats, Chapmans und des Deutschen Karl Mauch an, welcher letztere die Grenzscheide zwischen Limpopo und Sambesi überschritt und große Goldfelder entdeckte.

Mit einem gebildeten Elefantenjäger, A. Hartley, der bei den Kaffernstämmen zwischen dem Kaplande und Sambesi, der Ostküste und dem Ngamisee wohlbekannt und beliebt war, brach er am 22. Mai 1866 aus dem Süden der Transvaalrepublick auf und erreichte längs dem

28. Grad östl. Länge v. Gr. nach Norden zu vordringend, über Sekhomo das Reich des gefürchteten Mosilikatse.

Von der Wasserscheide der Flußgebiete des Limpopo und Sambesi wandte sich dann Mauch nordöstlich und gelangte bis auf 44 Meilen in die Nähe der Stadt Tati. Am 10. Januar 1867 war er wieder nach Potschefstrom zurückgekehrt. Die lineare Ausdehnung seiner Reiseroute beträgt nicht weniger als 485 deutsche Meilen und würde in gerader Linie quer am Äquator durch den ganzen afrikanischen Kontinent von Küste zu Küste reichen. Doch nicht genug hiermit, brach er im März 1867 in derselben Richtung abermals nach dem Innern auf und drang etwas weiter gegen den Sambesi vor. Die Reise dauerte bis zum Dezember und war — das Wichtigste unter ihren Ergebnissen — von der Entdeckung verschiedener Goldfelder begleitet, die, wie der Augenschein ergab, früher bereits bearbeitet sein mußten. Das eine derselben befindet sich etwa 17 Grad südl. Breite, an einem Zufluß des Umfule, nur 40 Meilen von der portugiesischen Niederlassung Tati entfernt. Auf einer dritten Reise vom Mai bis Oktober 1868 erforschte er endlich unter vielen Mühseligkeiten die bisher unbekannten Landstriche zwischen dem Limpopo und dem Reiche des 1868 verstorbenen Mosilikatse.

Kurze Zeit nach der Entdeckung der Goldfelder folgte die Auffindung der großen Diamantlager am Vaalfluß, die, an den Grenzen der britischen Kapkolonie gelegen, zahlreiche Abenteurer anzogen. Mauch hat sie besucht, indem er von Potsmefstrom 1870 auf einem Kahn den Vaalschluß hinabschiffte. Während seiner letzten Reise durchzog er das ganze Gebiet zwischen dem Limpopo und Sambesi, doch weiter östliche als früher. Mauch erging es auf seiner neuen Reise ungemein traurig. Die mitgenommenen Tauschwaren wurden ihm gestohlen, seine Leute verließen ihn oft treulos, ein Kaffernhäuptling bemächtigte sich seiner und zeigte ihn gleichsam wie ein Wundertier, als „seinen weißen Mann“. Aber mutig schlug er sich durch und fand am 5. September, etwa 40 deutsche Meilen landeinwärts von den ostafrikanischen Hafen Sofala, die uralten Ruinen von Zimbaoe oder Zimbabye, welche vor ihm kein weißer Mann gesehen hat. Hierher versetzte man früher das biblische Ophir, aus dem König Salomo sein Gold nach Jerusalem holte. Durch diese Entdeckung Mauchs wurde die Ophirfrage wieder in der wissenschaftlichen Welt angeregt, die zu einem noch nicht entschiedenen Meinungsaustausche führte, indem die einen Ophir in Indien, die andern in Mauchs Goldfeldern und Ruinenstätten suchten.

Die allerwichtigsten Entdeckungen, die in unserm Jahrhundert stattfanden, hängen mit der Lösung des Geheimnisses der Nilquellen zusammen.

Deutsche Glaubensboten gaben seit 1844 die erste Kunde von einem Alpenlande südlich vom Äquator und von großen Seen jenseit desselben. Den Kilimandscharo in diesem Alpenlande bestieg der Deutsche von der Decken, und das Vorhandensein der Seen wurde von den Engländern Burton und Speke bestätigt, welche 1858 den Tanganjikasee auffanden. Bald darauf entdeckte Speke einen noch größeren See, den

Ukerewesee, und 1863 mit Grant auch den Ausfluß des Nils aus demselben. Der Strom ergießt sich aus diesem in einen zweiten See, den Mwutan Nzige, den Sir William Baker 1864 erreichte. Damit war die Nilquellenfrage im wesentlichsten gelöst. Die Richtigkeit der Angaben des alten Erd- und Himmelskundigen Ptolemäos aber haben sich nur bestätigt.

In neuester Zeit schreitet Afrikas Erforschung rüstig vorwärts, sowohl infolge des Opfermutes einzelner Forscher, als größerer Unternehmungen, sogenannter „Afrikanischer Gesellschaften". Hochwichtig sind in dieser Hinsicht besonders auch die zahlreichen Sendboten der englischen und deutschen Missionsgesellschaften geworden, welche den Wissenschaften der Länder- und Völkerkunde ersprießliche Dienste geleistet haben.

Im letzten Jahrzehnt sind bei der Afrikaforschung noch thätig oder neu aufgetreten Schweinfurth, der 1869—71 das obere Nilgebiet durchreiste, 1877—78 aber den Oasen der Libyschen Wüste seine Thätigkeit widmete, ferner Nachtigal (bis 1874), dessen Erfolge mit den Namen der Sahara, Baghirmis und Wadais für immer verknüpft sein werden.

Als Dritter darf ihnen G. Rohlfs eingereiht werden, welcher 1873—74 seinen früheren großen Reisen eine neue in die Libysche Wüste hinzufügte, 1878 eine solche durch die Sahara, 1880 endlich Abessinien besuchte. Am Roten Meere, im Somalilande und in Abessinien wirkten Munzinger 1870—75; der Italiener Antinori 1876—78, Heuglin und Vieweg 1874—75, Raffrey 1873—75, Camill Ruß 1874—78 und Dawnay 1878. Die östlichen Oasen waren außer von den oben Genannten das Ziel von Brugsch-Bei, Ascherson 1876 und Junker 1875—76, die nördliche und westliche Sahara dagegen dasjenige verschiedener französischen Reisenden. Das obere und mittlere Nilgebiet endlich ist der Schauplatz wandelvoller ägyptischer Kriegszüge gewesen; dabei aber auch das Thätigkeitsgebiet einer Anzahl vereinigter sowie einzelner Unternehmungslustiger geblieben. — An der Oberguineaküste hat besonders der Aschantikrieg von 1874 mannigfache Belehrung geboten. — Aus der Reihe der bekanntesten Erforschungsreisenden verdienen hervorgehoben zu werden die von der Afrikanischen Gesellschaft in Berlin (1873 begründet) ausgesandten und von allen deutschen geographischen Gesellschaften, dem Deutschen Reiche und vielen Privatpersonen unterstützten Männer: Bastian, Güßfeld, Falkenstein, Lindner, Soyaux, Pechuel-Lösche, Mohr, Pogge, Lux und Lenz. Trotz des ersten Mißerfolges der ersten deutschen Unternehmungen unter Güßfeld, der 1876 von der Loangoküste zurückkehrte, setzte man die Bemühungen, von Westen her in das Innere Afrikas vorzudringen, fort. Pogge erreichte schließlich den barbarischen Hof (Mussumba) des fast wie ein Mythus erscheinenden Königs Muata Jamwo. Durch ihn und seine zwei deutschen Nachfolger: Otto Schütt (1877—79), dem wir sehr wertvolle kartographische Aufnahmen der südlichen Zuflüsse des Congo verdanken, und Max Buchner (1880), kennen wir nun das südliche Congobecken mit seinen zahlreichen, nach Süd und Nord strömenden Flüssen.

Das weite, von Pogge, Schütt und Buchner erschlossene Gebiet noch eingehender zu durchforschen, war die nächste Aufgabe, welche sich die Afrikanische Gesellschaft in Deutschland stellte, und auch sie ist von Pogge, der diesmal an Leutnant Wißmann einen treuen Begleiter fand, gelöst worden. Der Zug des letztern quer durch Afrika aber, von San Paolo de Loanda bis Sansibar, 1881—82, ist eine That ersten Ranges, die sich mit jenem berühmten Zuge Stanleys zu messen vermag.

Im Jahre 1874 drang der bereits rühmlich genannte Stanley von Sansibar aus abermals landeinwärts vor; es gelang ihm, die letzten Fragen der beiden Hauptströme Afrikas, des Nil und des Congo, zu lösen. Das Stromgebiet des Congo (Zairé) ist nun durchforscht. Dieser mächtigste Strom Niederguineas entspringt im Mossambogebirge (12 ° südl. Br.), fließt anfänglich nordwärts, von Nyal ab südwestlich; er bildet vor seinem Eintreten in das flache Küstenland bedeutende Stromschnellen und Wasserfälle und ergießt sich in außerordentlicher Breite tief in den Atlantischen Ozean.

Stanley brachte durch seine Schilderungen von den Bodenreichtümern des Congobeckens in Europa gewaltige Aufregung hervor; die verschiedensten Völker rüsteten sich, um hier einzugreifen und ihren Anteil am Congohandel zu gewinnen. Um denselben zur Küste zu leiten, beschloß der König der Belgier, welcher sich an die Spitze der Afrikaforschungen gestellt hatte, längs der Stromschnellen des unteren Congo bis zum Stanleypool, von wo aus der Congo wieder schiffbar ist, eine fahrbare Straße erbauen zu lassen. Diese wurde von Stanley in den Jahren 1879—81 auf dem nördlichen Ufer des Flusses unter Aufwand großer Kosten hergestellt. Nun konnten die Forschungsreisen auf dem Congo und seinen Nebenflüssen beginnen, konnten Handelsunternehmungen eröffnet werden.

Jetzt hielt auch die deutsche Reichsregierung die Zeit für günstig, deutsches Kolonialgebiet in Afrika zu erwerben.

Die Aufhissung der deutschen Reichsflagge in Angra Pequenna am 7. August 1884 bezeichnet einen denkwürdigen Wendepunkt unserer Geschichte: die Landgroßmacht Deutschland that den ersten Schritt zur Erringung einer Weltmachtstellung, indem sie zum ersten Male ein überseeisches Land unter kaiserlichen Schutz stellte. Die Erwerbung der ersten deutschen Kolonie verdanken wir dem vaterländischen Handelshause Lüderitz in Bremen, welches in den Jahren 1883 und 1884 das Küstenland bis zum Orangefluß durch Kaufverträge erwarb und den Reichsschutz dafür nachsuchte. Am 21. Juni 1884 folgte die Anerkennung der englischen Regierung, die anfangs Schwierigkeiten gemacht hatte. Diese Anerkennung der deutschen Schutzherrschaft wurde wiederholt und weiter ausgedehnt am 22. September 1884 und Frühjahr 1886, so daß nach der inzwischen mit Portugal getroffenen Vereinbarung das deutsche Schutzgebiet sich vom Orangefluß bis zum Kunenfluß und den portugiesischen Besitzungen, sowie von der Seeküste bis zum 20. Grad östlicher Länge erstreckt. Es umfaßt einen Flächeninhalt von 20000 deutschen Quadratmetern.

Im Jahre 1884 proklamierte Dr. Nachtigall als kaiserlicher Generalkonsul auch auf der Küste des Togolandes und des Kamerungebietes die deutsche Schutzherrschaft. Das Togogebiet besitzt heute nach dem Grenzabkommen mit Frankreich (Februar 1887) einen Flächeninhalt von 18676 Quadratkilometer mit wenigstens 575000 Einwohnern. Es erstreckt sich von der nur 36 Kilometer langen Küste 322 Kilometer weit landeinwärts. Togo liegt in Ober-Guinea, westlch vom Niger, etwa zwischen dem 6. und $6^1/_2$ ° n. Br. und dem 1. und 20. ö. L. nach Greenwich.

Kamerun erstreckt sich ungefähr vom 2.—5° n. Br., die westliche Grenze (Atlantisches Meer) beginnt ungefähr mit dem $8^1/_2$ ° östl. L., und der Interessenbereich nach dem unerforschten Osten reicht bis zum 15° östl. Länge nach Greenwich. Die eigentliche Kamerun-Landschaft mit dem Orte Kamerun liegt zwischen dem 4. und $4^1/_2$ ° n. Br. und dem 9.—10.° östl. L. Das Mündungsviereck des Niger teilt den innersten Teil des Meerbusens von Guinea in die westliche Bai von Benin und in die östliche von Biafra; letztere bespült die Küste von Kamerun als eines Teiles von Guinea. Das Gebiet umfaßt mehr als 300000 qkm., ist also größer als das deutsche Reich.

Ein deutsches Indien verspricht Deutsch-Ostafrika zu werden, welches in der kurzen Zeit von drei Jahren zu einem mächtigen Kolonialreiche geworden ist. Deutsch-Ostafrika hat zur südlichen Grenze den Rovumafluß, der etwa unter dem 11.° südl. Br. mündet, und reicht im N. bis zum Kap Guardafui, etwa dem 10.° n. Br. Die Ostgrenze wird von dem zu Sansibar gehörigen Küstenstriche und der Somalküste bezw. dem Atlantischen Meere gebildet; die Westgrenze bilden die mittelafrikanischen Seen bezw. der Kongostaat. Von dieser Ländermasse kommt allerdings in Abzug das Gebiet, welches laut deutsch-englischem Übereinkommen vom Jahre 1886 England zugesprochen ist: die Zugänge zum Sudan und zum Nilthal, sowie der Küstenstrich und die größeren Inseln, welche dem Sultan von Sansibar zuerkannt worden sind. Gleichwohl stellt deutsch Ostafrika eine Ländermasse von mindestens 20000 Quadratmeilen dar.

3.

Was aber wissen wir eigentlich zur Zeit Thatsächliches von der Bodengestaltung Afrikas? Seiner äußeren Gestalt nach könnte man es in ein nördliches unregelmäßiges Viereck und in ein südliches Dreieck zerlegen. Die Beschaffenheit des nördlichen Vierecks von Afrika wird bestimmt von der auf 6662000 qkm berechneten Wüstenhochebene der Sahara, dem im Nordwesten das Hochgebirge des Atlas in der Richtung Südwest-Nordost vorgelagert ist, und welches von der oasenreichen Fessan-Bilma in zwei Hälften zerlegt wird. In beiden erheben sich gebirgige Massen, sowohl als Hochebenen als in reiner Gebirgsform. In den Ostrand des nördlichen Afrika liegt eingesenkt das mittlere und obere Nilthal. Südlich davon, von dem senegambischen Küsten- und von dem Kongogebirge an im Westen bis zu dem abessinischen Alpen-

land im Osten, nimmt den größten Teil der eigentliche Sudan ein. Derselbe breitet sich im Westen am Nord- und Ostrande des Konggebirges und seinen Verzweigungen als Hochland aus, nimmt dagegen östlich vom Niger bis in das Gebiet des Sobat, des östlichen Nilzuflusses, die Eigenschaft des Tieflandes an. Nach Norden steigt der Sudan zur Sahara hinauf; allmählich im Nordosten folgt auf Abessinien das nubische Stufenland, welches dann in das ägyptische Tiefland übergeht, im Süden aber reicht die geringe Erhebung bis weit hinein in das Kongogebiet. Die tiefsten Stellen dieses 12, vielleicht selbst 15 Breitengrade breiten Flachlandes sind an dem 244 m über dem Meere liegenden Tschadsee und in dem sumpfigen Steppengebiet des Weißen Nils, wo Bahr el Dschebel, Bahr el Arab und Bar el Ghasal sich vereinigen.

Als besonders wichtige Bodenerhebungen, die aus dem Flachlande hervortreten, dürften zu nennen sein: das Goragebirge, welches Niger- und Tschadseegebiet trennt und 1800 m nicht übersteigt, die uns freilich fast noch ganz unbekannte Wasserscheide zwischen dem Tschadsee- oder Gora-, Schari- und Kongosystem in den heidnischen Negerländern südlich von Baghirmi und Wadai, und die von Südwesten nach dem Tschadsee sich zu ausbreitenden Berge Adamauas mit dem Alantikaberg (2700 m) im Benuebogen. Die letzteren kann man jedoch auch schon als innerste Kette der Stufengebirge ansehen, welche auf der Ost- und Westseite das südliche Dreieck Afrikas einnehmen, und von denen im innersten Winkel des Guineabusens das Kamerungebirge hier mit erwähnt werden muß. An der Ostküste des Guieneabusens bis über den Unterlauf des Kongo breitet sich das westafrikanische Schiefergebirge aus, zu dem die 1000 m hohe Serra Cristal und Complida zwischen Ogowe und Kongo gehören. Von dem Galla-Abessinischen Hochlande nach Südwesten zieht sich eine merkwürdige Reihe Gebirgszüge hin, die Mittelafrika in eine östliche und westliche Hälfte von Hochland und Tiefland scheidet. Die Gebirgsgegend der Seen, von 5° nördlicher bis über 5° südlicher Breite und in einer Sförmigen Gestalt von 32—29° östlicher Länge sich hinziehend, bildet den Rand großer Hochländer im Osten, in welche die großen Seen, wie Samburu im Nordosten und Mwutan im Nordwesten, eingesenkt und welche im Osten wieder von der Küste durch die hohen Schneegebirge abgeschlossen sind, die man als höchste Terrasse der Küstengebirge ansehen kann. Auf diesen Hochländern zieht sich die Wasserscheide zwischen dem Weißen Nil und dem Kongo hin. Südlich davon bis zu dem Westufer des Nyassa und nach Nordosten, also am Nord- und Nordostende dieses Sees, sind Hochländer und Gebirge zu verzeichnen, die zu den gewaltigsten dieses Erdteils gehören: das Masituhochland und das Muschingagebirge zwischen Nyassa, Bangweolo und Tanganjika, am Nordostende des Nyassa die Livingstonekette und von dieser nördlich die Landschaften und Gebirge von Usango. Auf etwa 2000 m hohem und gut bewässertem Hochlande erhebt sich hier das Kondigebirge. Östlich von diesen Gebirgen finden wir noch den Stufenabfall nach der südlichen Sansibarküste, von deren Parallelgebirgen die Rufuta- und Nguruberge, wie auch das von Südosten nach Nordwesten

streichende Rubebogebirge als die natürlichen Hindernisse für die von Sansibar nach dem Innern Reisenden allgemeiner bekannt wird. Was das südlichste Afrika betrifft, so ist dasselbe Hochland mit regelmäßigem Stufenabfall nach der Küste und verschiedenen, nirgends aber die Höhe der mittel- und nordafrikanischen Berge erreichenden Gebirgen; es wird im ganzen und großen nach Westen zu immer sandiger und durch die in der Mitte liegende Kalahariwüste zwischen dem Sambesi- und Oranjefluß in vier Teile getrennt. In dem nördlichen, den Hochländern am Sambesi, sind von diesem Flusse nördlich noch das Monakadzegebirge und die Gebirgswelt um den Schirwasee bedeutend. Am unteren Sambesi, bis zum 28.—29.° östlicher Länge binnenwärts, schiebt sich zwischen die Hochländer Tiefland, während westlich vom Sambesioberlauf ein salzhaltiges Hochland bis zu den Küstenterrassen sich ausdehnt. Die große Salzpfanne Etoscha, nördlich von diesem, ist der nordwestliche Vorposten der großen südafrikanischen Mulde mit ausgesprochener Wüsteneigenschaft.

Wie in Mittel-, ebenso ist auch in Südafrika der östliche Teil der inneren Ebene bedeutend höher gelegen als der westliche. Vom Limpopo südlich bildet das Kathlambagebirge, auch Drakenberge genannt, den innersten höchsten Teil der östlichen Küstengebirge, und an dieses lehnen sich das Hochland der südafrikanischen und der Oranjerepublik im Westen an. Der Orangefluß endlich ist die wichtigste Wasserstraße der inneren dritten Stufe, in welcher sich Afrika nach seiner Südküste senkt. Südlich von ihr ziehen sich noch zwei Parallelgebirge von Osten nach Westen, zwischen denen die Steppe der Großen Karru liegt, in dem inneren derselben erreicht der Kompaßberg noch über 3000 m. Die niedrigere südlichere Kette bilden die Swarte und Wittenberge.

Thätige Vulkane scheint in ganz Afrika besonders der Ostabfall der Hochländer vom nördlichen Abessinien zu haben, im Westen weiß man dies nur von mehreren Gebirge am Guineabusen, s. z. B. dem Kamerungebirge. Die meisten Inseln rings um Afrika tragen noch jetzt thätige feuerspeiende Berge.

Afrika besitzt außerordentlich wasserreiche Ströme. Ihr stark gewundener Lauf jedoch, verbunden mit den Hindernissen, welche die Schiffahrt auf ihnen infolge der stromschnellenreichen Durchbrüche durch die Randgebirge erfährt, hat die genauere Kenntnis ihrer Beschaffenheit sehr erschwert. Fließt doch der im Süden mündende Niger zuerst lange Zeit nach Nordosten, der im Westen sich ergießende Kongo nach Norden und der im Osten das Meer erreichende Sambesi nach Süden. Den ganzen Nordosten des Erdteils beherrscht der Nil, welcher die Südgrenze seines Gebietes bis 3° oder selbst 5° südlicher Breite vorschiebt und vom 23.—40.° östlicher Länge alle Gewässer sich dienstbar macht. Dem Westabhang des Konggebirges entquellen die Flüsse Senegambiens: Senegal, Gambia und viele kleinere südlichere, während der viel bedeutendere Hauptstrom von Hochsudan, der Niger, zwar auch dem Nordwesten des Konggebietes entspringt, aber nach Südosten zum

Guineabusen sich herumbiegt. Unter dem 3. ° südlicher Breite mündet der gewaltigste Strom der Erde, den nur der Amazonenstrom an Wassermasse übertrifft, der Kongo. — Südlich von demselben sind noch als bedeutendere Flüsse zu nennen Quanza und Cunene, besonders aber Limpopo, ferner der Orange oder Garip, der größte Strom südlich des Kongo und Sambesi. Der gewaltigste Strom des südlichen Afrika ist der in den Kanal von Mosambik sich ergießende Sambesi. Leider hemmen zahlreiche Stromschnellen und Wasserfälle, unter ihnen die großartigsten des Erdteils, die Viktoriafälle (Mosiwatunga), einen un- unterbrochenen Wasserverkehr auf ihm und seinen Zuflüssen. Von den Flüssen, die das Meer nicht erreichen, sind besonders der Schari, der in den Tschadsee sich ergießt, und in Südafrika der in den Onandora und die Etoschapfanne sich verlierende Ovambo oder Kubango neben dem Tonke oder Tioge, der dem Ngami zueilt, zu nennen. Große Deltas besitzen der Nil, Niger, Sambesi, kleinere der Senegal, Ogowe u. a., gewaltige Schlammablagerungen innerhalb und vor den Mündungs- becken der Congo und der Orangefluß. Trotz der riesigen Wassermassen, welche Afrika dem Meere zusendet, ist doch sein Reichtum an stehenden Gewässern sehr groß; die vom Meere durch hohe Randgebirge abge- schlossenen Hoch- und Tiefebenen begünstigen natürlich deren Bildung. Die bedeutendsten Salz- oder Natronseen sind im Norden der Sahara die verschiedenen Schotts im südlichen Tunis und Algier, während in Südafrika das sogenannte Salzpfannengebiet mit dem die eine Hälfte des Jahres Salz-, die andre Süßwasser darbietenden Ngamisee gleiche Verhältnisse aufweist. Die übrigen fast nur Süßwasser haltenden Seen Afrikas sind am zahlreichsten im obersten Nil- und Kongogebiet; nördlicher im Sudan liegen nur der Tschadsee und der Fittri- und Irosee im Osten von Baghirmi. Im Kongogebiete finden wir die von Livingstone entdeckten Seen, wie den Bangweolo und den nördlich davon gelegenen Moero, vor allen aber den Tanganjikasee. Westlich vom Moero senden dem Kongo oder seinen Nebenflüssen noch zahlreiche andre Seen ihr Wasser zu. Vom Tanganjika nach Norden folgen die gewaltigen Nilseen.

Die Bevölkerung von ganz Afrika wird auf nur 200 Mill. geschätzt. Bei weitem der größte Teil derselben gehört Urvölkern an. Zwei Hauptgruppen (nach manchen sogar Rassen) sind zu unterscheiden. Die eine sind die Neger im Süden und Zentralafrika von Senegambien bis zum Äquator. Die gelben Fulbe oder Fulah bilden den Über- gang von den Kaukasiern des Nordens zu ihnen. Körperlich verwandt sind den Negern (auch Nigritier genannt) die sogenannten neger- artigen oder Bantu-Völker im südafrikanischen Hochland, zu denen die Kaffern gehören. Sprachlich sind sie von den Negern geschieden. Ganz verschieden sind die gelblich-braunen Bewohner des äußersten Südens, die Hottentotten und die armseligen Buschmänner mit ihren Schmalzlauten.

Eine Völkergruppe von dunkler Abstammung sind die früher ge- wöhnlich sog. Äthiopier, jetzt auch Bedschavölker genannt, die

Bewohner von Habesch und den Nachbarländern. Die Nordafrikaner sind Hamiten: die Ägypter im Osten, die Berben im Westen gehören zu ihnen. Eingewandert sind in der ganzen Nordhälfte Araber, Juden in Habesch, Türken an den Küsten des Mittelmeeres, im Kapland endlich, sowie in Algerien und an einigen Küsten Europäer verschiedener Nationen.

4.

Afrika gleicht in seiner Vegetation, soweit wir es jetzt kennen, einem Grabhügel, dessen Rand mit Blumen und Zweigen besteckt ist, hier voller und üppiger, dort sparsamer und dürftiger: im Norden mit fruchtreichen Orangenbäumen und schlanken Palmen, im Süden mit herrlichen Reben und schildkrötenartigen, markreichen Cycadeen, im Osten mit Mango- und Manihok-, im Westen mit Wäldern von Gummi- und riesigen Baobabbäumen. Die Flora des nördlichen Afrika ist dieselbe wie die des südlichen Europa: Kastanien, immergrüne Eichen, Lorbeerbaum und Zwergpalme charakterisieren die Wälder. Ölbaum und Dattelpalme finden sich überall. Unter-Ägypten ist reines Kulturland und hat nicht einen Wald. Eine Aaronswurzel vertritt unsere Kartoffel. Das Hauptausfuhrprodukt bildet jetzt die Baumwolle. Erst südlich der Atlaskette wird der Charakter der Vegetation ein anderer. In der Wüstenzone bildet die Dattelpalme das Hauptnahrungsmittel. Die wilden Pflanzen der Wüste sind meistens Dorngebüsche, Saftpflanzen und harte Gräser. Nutzbar sind der arabische Gummibaum und der Mannastrauch als Nahrungsmittel; die Halfagräser zur Papierfabrikation. Weiter südlich, an den Ufern bedeutender Ströme, Flüsse und Landseen, unter dem Einflusse einer hohen Temperatur und reichlichen Regenniederschlags entwickelt sich nun eine reiche Vegetation, die der in der entsprechenden Zone Südamerikas nicht nachsteht. Die Wälder werden dichter und üppiger, und im Osten bedecken Savannen mit dichtbewachsenen Hochgräsern ungeheuere Strecken.

Die Dattelpalme verschwindet gänzlich, dafür treten die Dum- und Delebpalme und die besonders wichtige Ölpalme auf. Der charakteristischste Baum für Sudan aber ist der Affenbrotbaum. Dieser Baum findet sich ebensowenig im Norden der Regengrenze, wie die Dattelpalme im Süden derselben. In Süd-Afrika ist der Pflanzenwuchs üppig und bietet eine Mannigfaltigkeit, einen Reichtum an Arten dar, wie kaum irgend ein anderer Erdstrich, darunter aber kein einziges einheimisches nutzbares Gewächs. Die Strauchgewächse sind hier gerade der Hauptschmuck der vegetabilischen Natur: riesenhafte Heidestauden, meistens mit roten Blüten von allen Schattierungen, u. v. a., besonders aber die eigentümliche Pflanzenform dieses Landes, Protea, der Silberbaum, unter all den unzähligen Umgestaltungen, die ihren Namen (von Proteus, dem vielgestaltigen Meergott) veranlaßten; ferner die Zwiebelgewächse und die Pflanzen mit dicken, fleischigen Blättern, wie Stapelien, Mesembryanthemen, Aloe- und Wolfsmilcharten: sie alle

geben in der schönen Jahreszeit den reicher bewachsenen Anhöhen ein reizendes Ansehen. Und während bei eintretender Kälte und Nässe die Eichen und andere hierher verpflanzte europäische Bäume ihre Blätter abwerfen und einer zweimonatlichen Winterruhe genießen, stehen die afrikanischen Gewächse grünend und blühend da. Von den afrikanischen Inseln hat Madagaskar höchst üppige, meist indische Vegetation; auf den Maskarenen ist der Anbau des Zuckerrohrs bedeutend, und für die Seychellen ist die Meerkokospalme wichtig.

An Tieren ist Afrika verhältnismäßig arm, obgleich es sicherlich auch hierin noch viel reicher sein mag, als wir es bis jetzt kennen; wenigstens ist die Mannigfaltigkeit der Formen nicht groß, was von dem wüsten Boden herzurühren scheint, denn an den feuchten Küsten des Westens und Südens ist die Mannigfaltigkeit größer. Im Norden von Afrika finden sich mehrere in Europa nicht vorkommende oder längst ausgerottete Tiere, z. B. der Löwe, die gestreifte Hyäne, der Schakal. Statt der Hirsche finden wir einige Antilopenarten. Die Vogelfauna dieses Teiles ist nicht reich, und viele europäische Zugvögel überwintern hier. Südlich von der Sahara, den Tropen näher, verändert sich mit der Flora auch die Ansicht der Fauna. Oberguinea und Hochsudan ist die Region der afrikanischen Affen: der Schimpanse, Gorilla, die Paviane (Mandril) und andere charakteristische Formen kommen dort vor. Tief im Innern finden sich ungeheure Herden von Antilopen, verschieden von denen Nordafrikas. Die Raubtiere, Löwe, Hyäne u. a. haben, wie allenthalben, so auch hier die größte Verbreitung und gehen von einem Ende des Kontinents zum andern. Sie zeichnen sich in ganz Afrika durch Wildheit und Kraft vor denen der anderen Kontinente aus. Die ornithologischen Verhältnisse des tropischen Afrika sind charakteristisch und eigentümlich: die Vögel werden zahlreicher, bunter, haben mehr merkwürdige und eigentümliche Gattungen, besonders unter den Singvögeln; die schöngefärbten Raken, Bienenfresser und Turakos zeigen sich hier in reicher Entwickelung. Unter den Insekten ziehen besonders die Myriaden von Ameisen und Termiten, deren kegelförmige Bauten ganzen Dörfern gleichen, die Aufmerksamkeit auf sich. Hochafrika ist das Reich der Wiederkäuer und Dickhäuter. Keine Gegend der Welt ist so reich an großen Vierfüßern: die gewaltigen Katzenarten, die Hyänen, Elefanten, Nashörner, Flußpferde, Giraffen, Büffel, zahlreiche Arten Antilopen, mehrere Zebra und das wunderbare Gnu. — Madagaskar bietet, gegen das Festland von Afrika gehalten, große Verschiedenheit dar, so daß man versucht werden könnte, es in naturhistorischer Beziehung für einen eigenen Weltteil, wie Amerika und Neuholland, zu halten, welchem letzteren es sich in mehreren Beziehungen nähert. Denn nicht ein einziger der großen Vierfüßer kommt auf jener großen Insel vor. Die eigentlichen Affen fehlen ebenfalls ganz; als ihre Vertreter erscheinen dagegen die sog. Halbaffen, eine Gruppe der Vierhänder, welche in Afrika fast unbekannt ist.

In seinen Vögeln ist Afrika weit weniger scharf ausgeprägt, als in seinen Pflanzen und Säugetieren; denn die meisten derselben hat es

mit Europa, im Norden, und mit Südasien und den übrigen Tropenländern, im Süden und Westen, gemein. Namentlich dürfte die ganze Nordküste kaum eine einzige Art aufzuweisen haben, welche nicht auch anderen Ländern des mittelländischen Meeres zukäme. Eine große Anzahl nordafrikanischer Vögel geht sogar bis Mitteldeutschland, manche, wie z. B. der reiselustige braune Ibis (der Sichler) und der große Silberreiher, noch höher gegen Norden hinauf. Die vorherrschenden Vögel des nördlichen Afrika sind die aus der Ordnung der Wat- und Schwimmvögel, welche sich in sehr mannigfaltigen Arten hier vorfinden. Reiher, Flamingos, Kraniche, Strandreiter, Pelikane, Enten u. s. w. erheben sich in großen Schwärmen aus dem Schilfufer. Etwas weniger zahlreich sind die Raubvögel in Nordafrika, mit Ausnahme der Aasgeier, welche sich in den Küstenstädten und in ganz Ägypten herdenweise angesiedelt haben. Jenseits der Wüste ändert sich die Szene. Vor allen anderen ziehen das Auge des Wanderers die Honigsauger mit metallglänzendem Gefider auf sich, die in großer Zahl um die Blumengruppen der breitblätterigen Asklepias flattern und, Edelsteinen gleich, in bunten Farben schimmern. In ebenso üppiger Farbenpracht jagen die verschiedenen Arten von Bienenfressern scharenweise den Insekten nach. Hier ertönt von hohen Bäumen herab das lärmende Geschrei einiger Papageiarten, dort die schnalzende Stimme der sich stets hin und her bewegenden Glanzstaare. Liebliche kleine Finken, deren große Mannigfaltigkeit wegen ihres kontrastierenden Farbentones doppelt auffällt, suchen an den Pflanzenstengeln die reifen Samenkörner, während ein Trupp Paradiessperlinge oder der Fliegenfänger, beide durch ungewöhnlich lange, beim Fluge sich wellenförmig bewegende Schwanzfedern ausgezeichnet, von einem hohen Baume herabflattern. Auch Südafrika ist reich an Vögeln, die jedoch im allgemeinen weniger schön sind, als man es erwarten könnte. Schwärme von G e i e r n, A d l e r n, F a l k e n, Eulen und anderen Raubvögeln füllen die weiten Wüsten, wo es ihnen weder an lebenden noch toten Säugetieren und Amphibien zum Futter fehlt, während zahlreiche W ü r g e r a r t e n nebst den Raupenfressern mehr den Insekten nachstellen. Unter den kleineren Vögeln ziehen, neben den langgeschwänzten H o n i g s a u g e r n, besonders die langgeschwänzten M ä u s e v ö g e l die Aufmerksamkeit des Reisenden auf sich, wenn er ganze Kolonieen derselben aus dicht nebeneinander stehenden Nestern in dornigen Büschen entdeckt, an welchen diese geselligen Vögel ganz nahe aneinander gedrängt, nicht sitzend, sondern an einem Fuße hängend schlafen, oft so erstarrt, daß sie ihren Feinden, zu denen auch der nach ihrem zarten Fleische lüsterne Mensch gehört, eine leichte Beute werden.

5.

Zum Schluß unserer Übersicht bringen wir folgende allgemein interessierende statistische Mitteilungen:

Name u. Regierungsform des Landes.	Name, Geburtsjahr und Regierungsantritt des Staatsoberhauptes (g. = geb., s. = reg. seit).	Flächen-Inhalt in Qu.-Km.	Bevölkerung (faktische, Civil und Militär).
a) Unabhängige Staaten			
Ägypten, türk. Vasallenstaat Nebenländer, s. Sudan.	**Mehemed Thewfik**, Khedive, g. 1852, s. 1879.	1 021 354	6 817 265
Abessinien, Kaiserreich, Despotie.	**Negus Negesti Johann II.**	333 280	3 000 000
Tripolis, türk. Paschalik .	**Achmed Kassim**, ern. 1881.	1 033 349	1 010 000
Marokko, Kaisertum m. Tuat.	**Mulay-Hassan**, g. 1831, s. 1873.	812 332	6 140 000
Sahara, zwischen den Mittelmeer- u. Sudan-Staaten u. den europäischen Besitzungen.	Stammhäuptlinge.	6 178 000	2 500 000
Sudan (incl. ägyptischer), unabhängige moham. Staaten.	Sultane.	4 472 000	83 800 000
Liberia, Negerrepublik . .	Präs. **Wright Johnson**, s. 1884.	ca. 37 200	1 068 000
Afrika, mittleres, ohne Kongostaat	Häuptlinge.	5 320 000	51 500 000
Kongostaat	König von Belgien.	2 735 558	27 000 000
Südafrikanische Republik .	Präs. **Krüger**, gew. s. 1883—1888.	308 200	374 848
Sansibar, Sultanat . .	**Seyd Kalifa**, s. 1888.	23 960	300 000
Orange-Freistaat, Republik	Präs. **Brand**, gew. 1884—1889.	107 439	135 948

b) Europäische Besitzungen. — Siehe die im Zweiten Bande (Europa) ver-

Haupt-Erzeugnisse, welche ausgeführt werden.	**Hauptstadt und wichtigste Orte** nebst der Einwohnerzahl in Tausenden. Außereuropäische Orte m. deutschen Konsulaten: *GK.* = Generalkonsulat, *K.* = Konsulat, *VK.* = Vizekonsulat, * Seehafen.	**Name** des **Landes.**
Getreide, Baumwolle, Baumwollensamen, Zucker, Straußenfedern, Opium, Gummi, Sesam, Flachs, Hanf.	**Kairo** *GK.* und *K.* 375, Alexandria* *K.* 231, Damiette* *K.* 44, Tanta 34, Assiut 32, Mansura* 27, Fayum 26, Damanhur 23, Rosette* 19, Port Said* *K.* 17, Sues* *VK.* 11, Suakim* 5.	**Ägypten.**
Salz, Getreide, Häute, Vieh, Baumwolle, Sennesblätter, Elfenbein, Myrrhe, Honig, Wachs, Gummi.	**Debra Tabor,** Gondar 12, Ankober 6, Angollala 4, Adua 3.	**Abessinien.**
Getreide, Öl, Wolle, Elfenbein, Salz, Pfeffer, Esparto, Straußenfedern.	**Tripolis*** *VK.* 25—30, Benghasi* 22, Masrata* 10, Mursuk 5.	**Tripolis.**
Hülsen- u. Südfrüchte, Wolle, Häute, Straußenfedern.	**Fes** 100, Marokko 50, Tanger* 20, Mogador* *VK.* 20, Tetuan* 20.	**Marokko.**
Straußenfedern, Datteln, Gummi, Tamarinden, Elfenbein, Felle.	Wadan 4, Walata, Gagho, Agades 7, Tiggi.	**Sahara.**
Elfenbein, Straußen- und Marabutfedern, Goldstaub, Senna, Häute, Gummi, Wachs, Kaffee, Sklaven.	Timbuktu 20, Sokoto 20, Jakoba 150, Ilori 70, Saraki 40, Kano 30, Babägil 20, Jola 12; Kuka 50--60, Ngornu 30.	**Sudan.**
Palmöl, Palmnüsse, Kaffee, Zucker, Indigo, Elfenbein.	**Monrovia*** *K.* 3, Harper* 9, Edma* 5, Robertsport* 1.	**Liberia.**
Elfenbein, Wachs, Straußenfedern, Datteln, Palmöl.	Kabebe 50, Mtesa, Ndoruma, Naskeil* 12, Gasim* 9, Lasgori* 6.	**Afrika,** mittleres.
Elfenbein, Palmkerne, Kopra, Farbhölzer, Wachs, Gummi.	**Boma***, Leopoldville 5—6, Banana*, Vivi 4, Kimpoko, Punta da Lenha*.	**Kongostaat.**
Metalle, Straußenfedern, Elfenbein, Tabak, Butter, Steinkohlen.	**Pretoria** 3, Potscheffstrom 2, Heidelberg 2, Lydenberg 2.	**Südafrik. Republik.**
Kokosnüsse, Kautschuk, Straußenfedern, Felle, Häute, Pfeffer.	**Sansibar*** *K.* 85, Mombas* 15, Quiloa* 10, Bagamoyo* 10, Kismaju*.	**Sansibar.**
Wolle, Straußenfedern, Vieh, Häute, Diamanten.	**Bloemfontein** *K.* 3,5, Wieburg 2, Smithsfield 2, Harrismith 2.	**Orange-Freistaat.**

öffentlichte Tabelle der europäischen Staaten.

I. Die Nilländer.

1. Der Nil.

Kein Strom ist welthistorischer als der Nil; an keinen knüpfen sich bedeutendere Erinnerungen als an ihn. An seinen Ufern beginnt die Geschichte eines Volkes, so großartig und eigentümlich, wie sie kein anderes Land der Erde aufzuweisen hat; es ist die Urgeschichte der Menschheit, die sich uns hier im lebensvollen Bilde entrollt. Aber abgesehen von den historischen Erinnerungen erscheint uns der Nil auch nach anderen Beziehungen hin fast einzig und unerreichbar. Man betrachte nur seinen Ursprung oder seine Mündung, seinen Lauf in dem engen Gebirgsthale, seine periodischen Überschwemmungen, die belebende Kraft seines Wassers: überall finden wir, wie er eine Ausnahmestellung unter allen übrigen Flüssen einnimmt. Schon die Alten forschten, wiewohl vergeblich, nach seinen Quellen; das Dunkel, welches letztere umwob, war für sie ein Grund mehr, an die göttliche Herkunft des Stromes zu glauben. Als segenspendende Gottheit trat er plötzlich hervor in die Länder der Menschen und wurde für diese ein Gegenstand der innigsten Verehrung.

Erst der neuen Zeit war es vorbehalten, den Schleier zu lüften, der die Nilquellen dem Auge der Menschheit entzog. Aus dem gewaltigen Ukerewe-See, der von den tropischen Regengüssen und den zahlreichen Flüssen, die den in der Nähe des Äquators liegenden Bergen entströmen, gespeist wird, tritt jener Wunderstrom hervor und ergießt sich zunächst in einen zweiten See, den er aber bald wieder verläßt. Anfangs von Bergzügen begleitet, die sich allmählich im Flachlande verlieren, tritt er unter dem 11. Grade nördlicher Breite in ein echt tropisches Sumpfland, das zur Zeit der Überschwemmung meilenweit mit Wasser überdeckt ist. Der Urwald, in welchem hauptsächlich die stacheligen Mimosen, der gewaltige Affenbrotbaum und die mannigfaltigsten Schlingpflanzen auffallen, die Krokodile, die Nilpferde und Nashörner, die Affen, die prächtige Paradiesammer, der Marabu, — alles beurkundet die tropische Fülle. Schon ist er zum breiten Strome geworden, eine mächtige Ader milchtrüben Wassers, da drängt sich einer der klargrünen abessinischen Bergsöhne, der Blaue Nil, heran, und zu einer Wasserader verbunden durchfließen nun beide eine weite, dürre Wüstenplatte. Bergzüge lagern sich dem Flusse quer vor, und dieser muß sich in unzähligen Wasserfällen seinen Weg über dieselben bahnen. Die größten Stromschnellen sind unter dem 21.° n. B., wo sich der Nil 20 bis 24 km weit schäumend und brausend zwischen tausend kleinen, nackten Inselchen hindurchdrängt. Bei Assuan, unter dem Wendekreise des Krebses, durchbricht der Nil den letzten Höhenzug, der sich seinem Laufe entgegenstellt; hier überschreitet er zugleich zwischen Wänden von Granit in brausenden Stromschnellen die äußerste Grenze seines Unterlaufes und tritt nun in eine 1125 km lange, schmale Felsplatte ein, die sich im Norden zum

Mittelländischen Meere öffnet. Auf der Ostseite erhebt sich ziemlich steil die arabische Gebirgskette, während westwärts, wenig erhaben über die Fläche der Sahara, die libysche Hügelkette sich hinzieht.

Dieses schmale, lange Flußthal ist Ägypten. Der mächtige Strom giebt ihm nicht nur durch seine Wassermenge hinreichende Kühle und Feuchtigkeit, er befruchtet und düngt auch dasselbe durch seine jährlichen Überschwemmungen. Wenn der Schnee auf dem Hochgebirge Abessiniens schmilzt und dort die tropischen Regengüsse eintreten, schwillt mit der Sommersonnenwende der Nil langsam und allmählich an. Gegen Ende Juli wird das langsame Steigen zu einem raschen Wachsen; er überflutet das ganze Thal bis an die dasselbe einschließenden Bergreihen, so daß Mitte September der Wasserstand seinen Gipfelpunkt erreicht hat, den er, nachdem er schon zurückgegangen, zum zweiten Male zu erreichen sucht, um hierauf erst allmählich, dann schneller zu sinken. Im Februar und März tritt der Fluß immer mehr zurück, im Mai erreicht er den tiefsten Stand; seine Wassermenge ist dann zwanzigmal geringer als zur Zeit des höchsten Wasserstandes Wo die Überschwemmung nicht hindringt, da wird der Boden künstlich bewässert entweder durch Menschenhand oder durch Wasserräder. — Soweit das Nilwasser das Land bedeckt hat, bleibt ein fruchtbarer Schlamm zurück; es ist die Erde, die im oberen Laufe von den Bergen abgespült worden ist und sich nun bei ruhiger Strömung auf die Thalsohle ablagert. Noch heute beherrscht der Nil durch seine Überschwemmungen das gesamte Leben Ägyptens, und nach der Höhe derselben wird sogar der Steuersatz bemessen.

Nun aber die Wirkung dieser Erscheinung! Die Überschwemmungen des Nils haben inmitten einer Wüste das Erdreich herbeigeführt, welches zur Entstehung eines der berühmtesten Reiche, die je bestanden, erforderlich war. Der Nil ist der Schöpfer des Bodens gewesen; ganz Niederägypten ist nichts als eine allmähliche Anschwemmung des Flusses, welcher durch seinen Niederschlag die Grenzen der See zurückdrängte und so eine ganze Landschaft dem Thale von Thebias anfügte. Das Delta ist ein Raub Abessiniens, aus einer Entfernung von 300 Stunden durch den Fluß herbeigeschafft. Mit Recht sagten die Alten, Niederägypten sei ein Geschenk des Nils. Aber das gilt auch von ganz Ägypten, wenn man den kulturfähigen Boden betrachtet, der erst das Land zum Lande macht. Die ägyptischen Priester erzählten den griechischen Reisenden, daß, als Menes, ihr erster König, den Thron bestieg, Niederägypten aus einem Moraste bestand, der sich vom mittelländischen Meere bis zum See Möris — eine Entfernung von 7 Tagereisen zu Schiffe — ausdehnte. Selbst 3 Tagereisen über den See hinauf ist das Land durch Anschwemmung entstanden; dieses kann man bis zur ersten Spaltung des Flusses in zwei Arme deutlich erkennen. Die Erhöhung des Bodens wird durch die Stoffe bewirkt, welche der Nil von den Gebirgen Abessiniens ablöst, mit sich fortführt und nach und nach in den verschiedenen Gegenden seines Laufes zurückläßt. Durch diese Stoffe erhöht sich das Flußbett und durch den

links und rechts vom Flußbette abgesetzten Schlamm ebenso das Land umher.

Das Wasser des Nils steht schon von altersher in dem Rufe, daß es gesund sei, und die Neueren haben diesen Ruf bestätigt. Es ist sehr leicht und von sehr angenehmem Geschmacke, so daß ein Reisender sich der Vergleichung bedient hat, es sei unter den Wassern, was der Champagner unter den Weinen. Die Ägypter sagen, wenn Mohammed davon getrunken hätte, so würde er Gott um ein ewiges Leben gebeten haben, um es immer trinken zu können. Man macht davon auch häufig Sendungen nach Konstantinopel für den Gebrauch des Sultans.

Auch heute noch beginnt in Ägypten das Jahr — dagegen hat der Islam mit seinen für den Ackerbau ganz unpraktischen Mondsmonaten nichts vermocht — nach altägyptischer Rechnung am 1. des koptischen Monats Tut, entsprechend dem 11. September, wenn der Nilstand der höchste ist. Ägyptenland ist dann ein Süßwasser-Archipel, die Gewässer liegen, wie im Norden der Winterschnee, ruhig, segnend über dem größten Teile der Felder. Das Hochwasser hat sich nicht zerstörend über sie ergossen, sondern seit Jahrtausenden hat der Mensch das wilde Element gezähmt. Die schwellende große Mittelader ergießt ihr nährendes Wasser in große, tiefe, bis nahe an den Rand der Wüste reichende, zuweilen wieder bogig zur Hauptader zurückkehrende, das Gefälle des Thales benützende, von Menschenhand gemachte Seitenkanäle. Von Strecke zu Strecke werden die Kanäle durch Querdämme unterbrochen, das Kanalwasser staut sich hinter dem Damme und strömt durch Schleusen in das neben- gelegene Niederland. Hat der hinter dem ersten Querdamme gelegene Teil des Landes seine nötige Bedeckung mit Uberschwemmungswasser bezogen, so sticht man diesen Damm an, das Wasser strömt im Kanale bis zum zweiten Damme, ergießt sich über dessen Bezirk und so fort und fort. Ist das Hochwasser ungenügend, wie es in manchen Jahren geschieht, so gelangt es kaum in die äußersten Bezirke des Thales, und diese bleiben für dieses Jahr trocken und brach. Für diejenigen Felder, wo noch eine Ernte steht, werden die Schleusen des Kanals erst nach der Ernte geöffnet. Fällt der Fluß, so wird das befruchtende Wasser durch Abdämmen noch eine Zeit lang auf dem Felde zurückgehalten.

Zwischen dem überschwemmten Lande bleibt eine Menge höherer Punkte, die erfahrungsgemäß von dem Wasser nicht erreicht und, inselartig aus dem großen See hervorragend, von Menschen als Wohnplätze und zur Anpflanzung solcher Produkte verwendet werden, die eine Überschwemmung nicht vertragen können. Um noch sicherer zu sein, umgiebt man sie mit einem Erddamme, besonders die Gärten, die man nicht gern überschwemmen läßt. Solche erhöhte Punkte des Thales mögen infolge von Anschwemmungen bei der ersten Bildung des Nilthales und zum Teil auch noch künstlich durch Auftragen von Schutt gehoben sein.

Die Verbindung ist in diesen Zeiten oft nur durch Boote, Barken und Flöße möglich, die Hauptorte aber sind durch Erddämme verbunden,

welche, nach dem Terrain sich richtend, gewöhnlich weithin sich biegen und den Wandrer auf festem Boden zu großen Umwegen zwingen. Da geschieht es denn auch zuweilen, daß das Hochwasser schnell, mit Macht und in außergewöhnlicher Menge heranzieht; der Erddamm, durch keine Steinbauten befestigt, wird an irgend einem Orte des geringeren Widerstandes durchbrochen, das Hinterland, das man trocken haben wollte, ertrinkt, und die Verbindung ist unterbrochen. Das kommt so ziemlich jedes Jahr an einzelnen Orten vor; in manchen Jahren, wie z. B. 1863, 1869 und 1874, ward dadurch sehr viel Unheil angerichtet.

Die Zeit des Hochwassers ist die Krisis für das Land. Die Bevölkerung ist in Aufregung. Wie viel ist heute der Nil gewachsen? ist die tägliche Frage eines jeden, der an die Zukunft denkt. Denn ist die Überschwemmung zu karg, so bleiben eine Menge Felder unbebaubar, brach, werden ein Zuschlag zur angrenzenden Wüste, und die Folge ist Teuerung, wenn nicht gar Hungersnot. Ist sie aber zu reichlich, so ist das Element kaum mehr zu bändigen! Durch Brechen der Dämme, Zerstörung von angebautem Land, Unterwassersetzen von Ortschaften, Abschwemmen von Böschungen, Ertrinken von Vieh und Menschen wird allenthalben großer Schaden verursacht. In diesen Zeiten sind eine Menge Wasserbau-Ingenieure, wenn man sie so nennen darf, Provinzialbeamte aller Art, hohe und niedere Schulzen, Bürger und Bauern unablässig auf den Beinen, um überall nachzusehen, ob Dämme und Schleusen in Ordnung sind, und wenn etwas gebrochen ist, wird das Volk zur Arbeit getrieben. Auch das Tierreich ist in Aufregung. Das Vieh muß von den mehr und mehr sich bedeckenden Niederungen weggetrieben werden, die wilden Tiere, die Mäuse u. dgl. werden durch das Wasser aus ihren Schlupfwinkeln vertrieben und müssen diese höher stellen, die kriechenden Geschöpfe, wie Eidechsen, Insekten, Würmer, retten sich auf noch unbedecktes Land, um endlich zu ertrinken. Die körnerfressenden Vögel, besonders die Tauben, finden nicht mehr ihre Nahrung und wandern nach der Wüste und zu den großen Karawanenstraßen aus. Um so mehr Nahrung finden jetzt in den Gewässern, in denen sich zahllose Frösche, Fische und Wasserinsekten entwickeln, die Wasservögel; sie kommen in Scharen heran.

Hat aber der Flußgott sein Füllhorn gerade recht bis zum Rande gefüllt, und das zeigt sich am Neujahrs- oder Nerûstage, so ist alle Welt freudig bewegt, man feiert „Phantasien", überläßt sich den Freuden des Mummenschanzes, und wer es einrichten kann, hält jetzt Hochzeit. Denn von nun an ist kaum mehr etwas für die Ernte zu befürchten. Der Landmann hat jetzt mehr Ruhe als sonst und hat Zeit zum Feiern. Auch die Alten trieben in dieser Zeit allerlei Spiele und Kurzweil und hatten große Jahresfeste, z. B. das Fest des Hermes oder Thôt am 19. des ihm geheiligten Monats Tut. Nun hat sich auch mit dem Wasser eine angenehme Kühle über die vorher tropisch glühende Erde gelegt, der drückende Sommersamum weicht einem frischen Nordwinde, es ist der „Nilherbst", die angenehmste Jahreszeit Ägyptens. Mehr wie sonst regen sich die Schiffe, es kürzen sich die Fahrten fluß-

aufwärts durch das wenig unterbrochene Wehen des kräftigen Nords und flußabwärts durch die starke Strömung um ein Bedeutendes. Wüstenstädte sind zu Hafenstädten geworden, die Produkte des Landes können vor und innerhalb ihrer Thore aus- und eingeladen werden. Endlich, um das Maß der Herrlichkeiten zu füllen, auch das göttliche Getränk des Nilwassers ist frischer und schmackhafter, wenn auch trüber als je, und Datteln, Melonen, Granatäpfel, Limonen, Gurken und allerlei Obst und Früchte sind eben zur Reife gelangt. Wer sich daher einmal im Jahr ein Gutes thun kann und eine Luftveränderung genießen, eine Badekur im offenen Wasser oder in den öffentlichen Dampfbädern, eine Obstkur gebrauchen will, der thut's jetzt.

Nun soll der Nil nach der allgemeinen Meinung in seiner Höhe stehen bleiben, er steigt nicht und fällt nicht bis zum christlichen Feste der Kreuzauffindung (Ende September). Auch der mohammedanische Landmann rechnet hier mit den Christen nach dem Kreuze.

Obgleich auch während der Überschwemmungen die Geschäfte der Landwirtschaft nicht ganz stille stehen, denn die dem Überschwemmungswasser entzogenen Felder müssen fort und fort künstlich bewässert werden, so geht das Hauptgeschäft doch erst an, wenn der Nil zurücktritt, die Felder zu trocknen beginnen. Das noch weiche, thonige, mit einer jüngsten Thonschicht bedeckte und tief hinein befeuchtete Erdreich durchfurcht zunächst der Pflug. Mehr noch als die Werkzeuge der Gewerbe haben die des Ackerbaues ihren elementaren Charakter bewahrt, die meisten sind aufs Haar dieselben, wie sie die alten Ägypter gebrauchten. Vollkommen gilt das vom Pfluge. Dieses Instrument, völlig radlos, stellt wesentlich einen aus zwei Balken zusammengefügten stumpfen Winkel dar, dessen unterer horizontaler Schenkel in die keilförmig runde, mit Eisen beschlagene, seltener ganz eiserne Pflugschar sich endigt, während der obere oder hintere Schenkel schräg aufsteigt, das Steuer bildend. Aus der Öffnung des Winkels entsteigt, am Ursprunge und im Verlaufe durch ein senkrechtes Holz an den Pflug befestigt, die Deichsel. An dem vorderen Ende der letzteren ist eine lange Querstange eingelassen oder angebunden, die, über den Nacken der Zugtiere gelegt und jederseits am Halse derselben durch hinablaufende Hölzer oder Stricke befestigt, das Joch bildet: alle Teile nicht etwa schön gezimmert, geschnitzt und gedreht, sondern zumeist aus rohen Ästen, wie sie wachsen, mit all ihren Knoten und Krümmungen zusammengenietet oder bloß mit Palmbaststricken zusammengebunden. Setzen wir dann noch dahinter den braunen Fellah, der den kahlen Kopf mit einer Schweißmütze bedeckt und seinen Oberkörper oder den ganzen Leib bis auf das Lendentuch entblößt hat, und dann das Gespann davor: Ochsen, Esel, Büffel, Pferde, seltener Kamele, oder auch auf einer Seite ein Kamel, auf der andern ein Büffel, so haben wir das getreue Bild eines urhistorischen Ackermannes. Das Werkzeug thut's für den weichen, schlammigen, steinlosen Boden, in den es nur sehr oberflächliche Furchen treibt, und niemand denkt es zu verbessern. Bei manchen Feldern genügt auch bloß die Hacke.

Dem Pflügen folgt das Säen und das Eggen oder Ebnen der Erde; letzteres, indem einfach ein Palmstamm durch Zugtiere quer über das Feld hingeschleift wird, seltener mittelst einer Stachelwalze. Die Alten trieben zum Eintreten des Samens Schweine und anderes Vieh auf die Felder. Das Düngen hat der ausgetretene Fluß bereits bestens besorgt, die dunkle, fette Erde kommt hauptsächlich aus den Bergen Abessiniens mittelst des „Blauen Flusses"; der „Weiße Fluß" trägt wenig dazu bei. Nur wenige Kulturpflanzen brauchen eine besondere Düngung, zu welcher hauptsächlich Taubenmist verwendet wird.

So geht es nach und nach in den Winter hinein, das heißt, diejenige Zeit, wo zwar der menschliche Körper manchmal, besonders nachts, vor und bei Sonnenaufgang recht empfindlich friert, selbst im südlichen Oberägypten, wo man sich gern an die Kohlenpfanne setzt und in warme Decken einhüllt (denn die Temperatur geht oft auf + 4° herunter), wo aber das Pflanzenwachstum auf dem mit Feuchtigkeit durchdrungenen Boden am üppigsten, das Nilthal am grünsten ist. Jeden Monat giebt es etwas zu säen wie zu ernten, somit immer etwas Frisches zu essen.

Die in Oberägypten gebräuchlichsten Methoden und Maschinen zur Bewässerung sind das bekannte Wasserad und namentlich der Schaduf oder Schöpfapparat, wozu in Unterägypten, wo die Hebung des Wassers nicht so hoch zu sein braucht, noch der Schwingkorb und eine Art Kammrad kommen: sämtlich Werkzeuge einer sinnvollen Einfalt, die ihren Zweck ganz gut erfüllen. Künstliche, großartigere Pumpapparate stehen nur in den Pflanzungen der Paschas, das Volk will nichts davon wissen; hat sich ein Privatmann je einmal an diese Neuerungen gewagt, so läßt er sie nach einigen Monaten wieder stehen und kehrt wieder zur alten Praxis zurück, da er der sichern Überzeugung ist, es werde bald etwas an der Maschine zerbrochen oder verstopft und dann auf Hunderte von Meilen niemand zu finden sein, der im stande wäre, den Fehler auszubessern. Den Schaduf, wie er ist und steht, empfingen die Fellahs von ihren Vorfahren, dem Volke der Pharaonen. Am weichen Steilufer des Flusses oder eines Kanals sind je nach der Höhe des Ufers eine Anzahl Spalten und dahinter Terrassen über einander gehauen, worauf je ein Wasserbecken konstruiert ist; der Boden des Beckens ist noch oft durch einige Lagen von Rohr- oder Palmstäben verstärkt. Der Schöpfapparat ist ungefähr nach dem Prinzipe eines Ziehbrunnens eingerichtet, vielleicht noch praktischer. In dem oberen Ende zweier Pfeiler aus rohen Palmstämmen oder noch häufiger aus Lehm ist ein Querholz angebracht, und unter dessen Mitte balanciert mittelst eines Strick- und Stäbchengelenkes ein längerer Wagebalken. Hinten, d. h. an dem dem Flusse abgewendeten kürzeren Ende endigt der Wagebalken in eine kolossale Lehmkugel; am andern Ende senkt sich ein Palmzweig herab, an dem unten eine meist lederne Schapfe befestigt ist. Die auf den Terrassen stehenden Arbeiter haben die Aufgabe, die Schapfe im untern Becken zu füllen und den Inhalt in das nächst obere zu entleeren; das Hinaufziehen der gefüllten

Schapfe besorgt die Schwere des genannten Lehmklotzes am Hebelarme, und der Arbeiter hat nur zu leiten. So dachte man schon in alten Zeiten an Kraftersparnis durch mechanische Mittel.

Im obersten Becken angekommen, fließt das Flußwasser durch ein Kanälchen in die Rabatten der zu bewässernden Felder.

Wenn der Fluß steigt, so wird eine Terrasse nach der andern weggeschwemmt, und beim Sinken baut man jedes Jahr wieder eben so viele neue. Die bewegende Kraft ist ein System von „Vätern des Schadufs“ oder Schöpfmännern in klassisch brauner Nacktheit, welche von Strecke zu Strecke das Ufer des Nils beleben und periodisch wimmernd-jodelnde Töne von sich geben, während die Stricke und Balken ächzen und die Schapfen plätschern.

Ein weit komplizierterer Apparat, der, wie es scheint, den alten Ägyptern nicht oder erst in späterer Zeit bekannt war, ist das Wasserrad. In Oberägypten ist es fast nur für Gärten im Gebrauche; Bedingung eines solchen ist ein womöglich das ganze Jahr Grundwasser haltender Brunnen in einer gewissen Tiefe, und das kann selbst eine Strecke draußen in der Wüste sein. Solches Wasser ist indes, wie alles in Ägypten gegrabene, immer etwas bitterlich, manchmal kaum trinkbar. Zwei gegenüberstehende Mäuerchen tragen einen gewaltigen, quer übergelegten rohen Palmstamm. Er ist die obere, einige Hölzer sind die untere Stütze einer an beiden Enden zugespitzten vertikalen Holzwalze, welche durch eine wagrechte oder schräg davon ausgehende Stange vermittelst Zugviehes in Drehung versetzt wird. Damit dreht sich unten ein unbeweglich mit der Walze verbundenes hölzernes Zahnrad; dieses bewegt ein tief in den Boden eingelassenes zweites Zahnrad, und mit dessen unterirdisch verlängerter Horizontalaxe muß sich das eigentliche Wasserrad ebenfalls drehen. An letzteres ist ein sogenannter endloser Strick gelegt, welcher unten in das Wasserbecken eintaucht. An dem Stricke sind in gewissen Zwischenräumen Thonkrüge angebunden, und zwar so geschickt liegend, daß sie unten im Brunnen sich mit Wasser füllen und erst ganz oben, über dem Rade angekommen, sich in ein daselbst befindliches Becken der Reihe nach entleeren. Leer steigen sie auf der andern Seite wieder in die Tiefe. Der von der Walze ausgehende Drehbalken, dessen divergierende Hölzer am äußersten Ende, oft nestartig gepolstert, einen Bock für den Viehlenker abgeben, wird nun vom Zugtiere durch die Deichsel im ewigen Kreise herumgeführt. Zur Verhinderung des Abweichens des Viehes von der Kreisbahn wird der Kopf desselben noch besonders mittelst eines Strickes oder Joches an der Hauptwalze befestigt, und in ähnlicher Absicht oder zur Verhinderung des Schwindels werden ihm die Augen verbunden. Das Tier, ein Ochs, eine Kuh, ein Pferd, selten ein Kamel oder Esel, einmal in Gang gesetzt, läuft planetenartig in seiner streng begrenzten Zirkelbahn, so lange die vis a tergo, nämlich die Stimme des Treibers oder die Geißel, noch gewöhnlicher der Stichel, lebt. Am rüstigsten geht die Arbeit vor sich, wenn sich der Lenker,

gewöhnlich ein nackter Fellahbube, auf oben gedachten Bock setzt und selbst kreisend sein Gespann im Feuer hält. Dabei erfüllt er noch ein Nebenamt. So oft das Gespann im Begriffe ist, seine Excremente zu entleeren, hält der Bube seine Hand unter und legt das gesammelte Material auf einem Häufchen neben der Kreisbahn nieder. Das mag weniger zur Sauberhaltung der Bahn, als zur Gewinnung des wichtigen, aus getrocknetem Viehkote bestehenden Feuerungsmaterials dienen, und solche Fladen sind auch in Menge an den Mäuerchen zum Trocknen angebacken.

Das ausgeschöpfte Wasser sammelt sich oben in einem Becken; aus diesem rieselt ein Kanalbächlein zum Kulturlande, welches durch ein Netz rechtwinkliger Kapillaren oder Rabatten, welche quadratische tiefere Feldchen umziehen, unter Wasser gesetzt wird. Den ganzen Raum des Wasserrades beschattet stets eine Laube oder eine Sykomore, und solche Plätze gehören zu den lieblichsten, die sich in diesem Lande finden. Der einst heilige Baum, die Laube, der Schatten, das plätschernde, Kühle verbreitende, frische Brunnenwasser, oft weithin das einzige und daher zur Tränke für Menschen, Vieh, Vögel, allerlei Gewürm sowie für das Pflanzenreich dienend, das stille Kreisen des Viehes, das gemächliche Klappern der Zahnräder und die alles übertönende, bald knarrend stöhnende und schrillende, bald in unreinen, oft aber auch in reinen Akkorden spielende Reibungsmusik der sich drehenden Hauptwalze: das alles gewährt das Gefühl eines tiefen idyllischen Friedens.

Ebenso idyllisch wie diese Ruheplätze sind auch die Abende auf dem Nil selber. Man legt sich auf das Deck des sanft hinschwimmenden Schiffes und atmet die leichte, linde, frische Luft ein. Die Sonne sinkt hinter das libysche Gebirge, das dunkelblau wie Schmelz im Schatten liegt, während die Lichtstrahlen auf dem arabischen wie auf einem Prisma spielen und es mit tausend Farbenschillern schmücken. Wie große, flammende Rosen liegen einzelne Massen da; wie Ketten von Amethyst in goldener Fassung die langgestreckten. Die stillen Wasser spiegeln getreu die schönen Gebilde zurück, nur mit einem leichten Florschleier überhaucht. Frühlingsduft erfüllt die Atmosphäre; Rübsamen-, Bohnen-, Lupinen-, Wicken- und Baumwollenfelder stehen in Blüte; Weizen und Gerste sind armslang; Akaziengesträuch, mit lilafarbenen und blauen Schlingpflanzen durchflochten, und andere fremdartige Gewächse umgeben die Wasserräder (Sakieh), welche ununterbrochen die Felder bewässern, oder wuchern frei am Ufer. Frühlingsatem müßte ich diesen quellenden, balsamischen Geruch nennen, den auch unsere Felder und Wälder in der schönsten Zeit unseres Jahres, im Juni, aushauchen. Die wilden Tauben wiegen sich auf Palmzweigen oder gurren und kichern neckend, wie fröhliche Mädchen, aus den Gebüschen. Wasservögel sitzen geschart beisammen auf den Sandbänken, marmorweiße hier, rabenschwarze dort, und summen ihr eintöniges Abendlied, das sie vom einförmigen Geplätscher der Wellen, zwischen denen sie leben, gelernt haben. Ein großer Reiher fliegt zuweilen über die ganze Breite des Flusses oder

ein Pelikan, der mit schwerem Flügelschlag nach einem Fische untertaucht. Ist die Sonne gesunken und das Abendrot verglimmt, so beginnt zuweilen ein zweites Abendrot, dunkler und weniger flammend als das erste, im Süden aufzugehen und die erblaßten Berge noch einmal mit rosigem Schimmer zu übergießen. Inzwischen sind auch die ersten Sterne aufgegangen. Die himmlische Venus als Abendstern — schöner als irgend ein anderer, die Sonne des nächtlichen Himmels —, der kühne Jäger Orion steigt langsam über das arabische Gebirge herauf; später im tiefen Südost der Kanopus, den man bei uns, und ich glaube in ganz Europa, niemals sieht. Dann fährt man dahin wie zwischen zwei Himmeln. Das Silberband des Nils ist in ein dunkles Firmament voll sanft zitternder Sterne verwandelt, während die droben groß und ruhig wie himmlisch gute Geisteraugen aussehen und gar nicht das bittere Geflimmer haben, als ob sie vor Kälte zittern und beben, wie in unsern hellen Winternächten. — An den Ufern ist es noch lange lebendig. Feuer flammen in den Dörfern auf, und der Platz des Herdes ist vor der Thür. Die Rinder werden blökend heimgetrieben, Hunde bellen, Esel schreien, Kinder jauchzen, die Sakieh dreht sich knarrend. Am Brunnen singen die Männer taktmäßig, indem sie die Schöpfeimer im Nil füllen und in die Rinnen leeren, welche das Wasser weiter führen. Gesänge der einzelnen, die aus den Feldern heimkehren, laute Gespräche und Rufe schallen weithin. In einer einsamen Barke wacht ein Mann und schlägt — den Schlaf zu verscheuchen — die Darabukah, deren dumpfer Ton mich immer an die spanische Guitarre erinnert, die auch so nachlässig und fast tonlos klingt, obgleich die Instrumente selbst nicht die mindeste Ähnlichkeit haben. Endlich wird es überall still, und nächtliche Kühle sinkt über die Wasser.

Zimmermann, Klunzinger u. J. v. Hahn-Hahn.

2. Der Kanal von Sues.

Der Nilkanal ist ein Riesenwerk, das mit einem unendlichen Aufwand von Geld und Menschenkräften zu stande gekommen und nicht bloß für die Landenge von Sues, sondern für ganz Ägypten von höchster Wichtigkeit ist. Die Länge dieses Süßwasserkanals beträgt nicht weniger als 190 km; seine Breite 15 m, die Tiefe je nach dem Wasserstande des Nil $1\frac{1}{2}$ bis $2\frac{1}{2}$ m. Der Kanal zweigt sich in der Nähe von Kairo, wo der Nilstrom noch seine Wasserfülle beisammen hat, ab, biegt in nordöstlicher und östlicher Richtung, durch das Wady Tumilât ziehend, um und teilt sich dann in zwei Arme, deren nördlicher und kürzester an dem neugegründeten Ismailia vorüber in den großen Salzwasserkanal mündet, während der andere südöstlich zwischen den Bitterseeen hindurch nach Sues zieht, wo er durch eine Schleuse in den Binnenhafen mündet.

Ohne diesen Süßwasserkanal wäre das noch viel größere Werk des Salzwasserkanals, der von seiner Mündungsstadt Sues den Namen führt, gar nicht zu vollbringen gewesen; denn ohne ihn würden die

Arbeiter und die an dem Hauptkanal wohnende Bevölkerung ohne Trinkwasser sein. Nicht nur die südliche, auch die ganze nördliche Hälfte des Isthmus von Sues zehrt von diesem Nilwasserkanal; zwei eiserne Röhren führen von Ismailia, wo ein durch Dampf in Bewegung gesetztes Pumpwerk angebracht ist, das trinkbare Wasser bis nach Port Saïd, dem nördlichen Anfangspunkte des berühmten „Kanals von Sues", der zwei Meere, das mittelländische und Rote Meer, und somit die Schiffahrt dreier Erdteile verbindet, also einen sehr bedeutenden Teil des Welthandels in neue Bahnen lenkte. Der Handelsverkehr zwischen den Ländern Europas mit Arabien, Persien, Vorder- und Hinter-Indien, ja selbst China und Japan und mit ganz Australien ist dadurch bedeutend erleichtert und beschleunigt, die Wasserstraße ist um 7500 km kürzer als der früher benutzte Seeweg um das Kap der guten Hoffnung — und das Mittelmeer mit seinen Häfen, aber auch der auf Eisenschienen schnell in die Hauptstraße gelangende deutsche Ausfuhrhandel erhielt die höchste Belebung.

Mit Scharfblick hatte schon Napoleon I. während seines Feldzuges in Ägypten (im Jahre 1798) die Wichtigkeit einer direkten Verbindung des Mittelmeeres mit dem Roten Meere für die Interessen Frankreichs erkannt und den Plan entworfen, beide durch einen Kanal zu verbinden. Er beauftragte seinen ersten Ingenieur Lepère mit der Nivellierung der Landenge, und das Ergebnis der Messungen war überraschend genug, daß der Wasserspiegel des Roten Meeres um 11 m höher liege als der des Mittelmeeres. Das war jedenfalls ein Irrtum, aber er schreckte von dem Unternehmen ab; denn man fürchtete ein so rasches gewaltsames Einströmen des arabischen Meeres in das Mittelmeer, daß eine Versandung des Kanals unvermeidlich sei.

Fast ein halbes Jahrhundert später, in den Jahren 1846 und 1847, wurde durch den englischen Ingenieur Stephenson, den Franzosen Talabot, den österreichischen Ritter Negrelli und den Ägypter Linard Bellefonds Bey ein neues Nivellement ausgeführt, aus welchem sich ergab, daß der mittlere Wasserstand des Roten Meeres nur 16 cm höher sei als der des Mittelmeeres.

Dieses Ergebnis der vorgeschrittenen Wissenschaft verscheuchte alle Furcht vor den technischen Schwierigkeiten des großen Unternehmens, das besonders in Napoleon III., der es wie ein Vermächtnis seines Oheims, Napoleons I., betrachtete, einen mächtigen Gönner fand. Der rechte Mann, der mit allem Feuer und Enthusiasmus, aber auch mit aller Zähigkeit und Ausdauer den Plan des Meereskanals ins Werk zu setzen, mit aller Klugheit und Umsicht die Hindernisse aus dem Wege zu räumen, die Mittel herbeizuschaffen, den Eifer rege zu erhalten verstand, fand sich in Ferdinand von Lesseps, dem Sohne des früheren ägyptischen Vicekonsuls. Von Saïd Pascha, dem Vicekönig von Ägypten, dem er persönlich nahe stand, erhielt er im Jahre 1854 die Konzession. In 400 000 Aktien, jede zu 500 Franks, ward die Summe von 200 Millionen Franks gezeichnet; Frankreich beteiligte sich mit mehr als der

Hälfte, Saïd Pascha mit einem Viertel der Summe; der Rest ward von Rußland und Österreich aufgebracht, während England und Deutschland fast gar keinen Anteil nahmen. England fürchtete die Vorteile, welche die französische Seemacht durch die Eröffnung des Sues-Kanals davon tragen würde, da letztere nun viel schneller in die indischen Gewässer gelangen konnte.

Der Bau ward im Jahre 1859 begonnen. Saïd Pascha hatte sich verpflichtet, 20 000 Fellahs (Leibeigene) zur Arbeit zu stellen, die sich monatlich ablösten; doch diese Legionen nackter Frohnarbeiter wären unzureichend gewesen, das Riesenwerk zu vollenden, wenn nicht die stärkeren Arbeiter, die unsere neuere Technik in Dienst genommen, Dampf und Eisen nämlich, die schwersten Arbeiten übernommen hätten. Freilch waren noch im Jahre 1868 bei den Bauten 12 000 Menschen und gegen 20 000 Pferde beschäftigt; aber durch Dampf wurden in Bewegung gesetzt 10 mechanische Bodenzermalmer, 20 Erdhöhler, mehr als 70 Baggermaschinen, 18 Schutt- und Schlammheber, 60 Lokomobilen, 15 Lokomotiven und über 100 Schiffe zur Abfuhr von Bodenmassen.

Es kam dem Riesenunternehmen sehr zu statten, daß der in kürzester Linie etwa 120 km breite Isthmus drei große Einsenkungen hat. Nahe der vom mittelländischen Meere bespülten Nordküste, wo zwischen Damiette und den Überresten des alten Pelusium die neue Hafenstadt Port Saïd entstanden ist, dehnt sich der seichte Mensalah-See aus, nur durch eine schmale Sandnehrung vom Mittelmeere getrennt. In der Mitte des Isthmus liegt der Timsah- (Krokodil-) See, der früher eine mit Binsen und Rohr bewachsene Salzlache bildete, nun aber wieder frisches Meerwasser erhalten hat. Sandige Hügel, die bei Tussum und Serapeum eine Höhe von 10 bis 12 m erreichen, trennten ihn von den südlicher gelegenen Bitterseeen, einer ehemaligen Lagune des Roten Meeres, das sich jedoch über eine Stunde weit zurückgezogen und eine mehr als 1 m hohe Salzschicht zurückgelassen hat.

Diese Becken ersparten einen guten Teil der Aushebungsarbeiten, aber die zu besiegenden Schwierigkeiten waren dennoch ungeheuer; denn es mußte die neue Wasserstraße, falls sie für große Schiffe zugänglich sein sollte, mindestens 8 m tief, 100 m oben am Wasserspiegel breit sein. Und nicht bloß die Sand-, Stein- und Schlammmassen des Festlandes, auch die seichten Uferstrecken der Meere, welche die Seeschiffe hinderten, ihnen nahe zu kommen, mußten ausgetieft und mit Häfen versehen werden, um günstige Einfahrten zu gewinnen. Auch das ist, bei Port Saïd wie bei Sues, glücklich vollbracht. Man hat für die Steindämme künstliche Felsblöcke geschaffen. Jeder dieser Blöcke mißt 10 cbm und wiegt 400 Zentner. Er besteht aus der Mischung von einem Teil hydraulischen Kalk (aus Frankreich) und sieben Teilen Wüstensand, welche Mischung mit der nötigen Menge Wasser befeuchtet in eine große Holzkiste gefüllt wird und in wenigen Tagen erhärtet. Auf Schienengeleisen wurden diese Blöcke an den Ort ihrer Bestimmung gebracht; ein Krahn hob sie empor und trug sie ins

Boot, wo sie zu zwei oder drei auf einer schiefen Ebene durch Hemmblöcke befestigt wurden; an Ort und Stelle wurde die Hemmung entfernt, die schweren Blöcke rutschten mit wachsender Gewalt über den Rand des Bootes hinab und stürzten mit gewaltigem Schlage ins Wasser.

Der Geist des Menschen, der alle Naturkräfte in seinen Dienst zu nehmen versteht, ist der Zauberer, welcher auch aus den Einöden der Wüste, aus Sumpfniederungen und Salzseen fruchtbare Gärten und Felder, Städte und Dörfer hervorzurufen vermag. Port Said, der Hafenort am Mittelmeer, ist in wenigen Jahren eine Stadt geworden, die in ihren meist hölzernen, zum Teil auf Pfählen erbauten Häusern doch schon über 17 000 Einwohner zählt, Ägypter, Österreicher, Franzosen, Italiener und Levantiner. Sie hat Moscheen, Kirchen, Hospitäler, Hotels, Bier- und Kaffeehäuser, ist der Sitz des Gouverneurs und verschiedener Konsuln.

Ebenso rasch ist die neue, nach dem vorigen Vicekönig von Ägypten benannte Stadt am Timsah-See, Ismailia, erblüht; sie ist von prachtvollen Gärten umgeben, die sich gegen den gelben Wüstensand wunderbar abheben. Das ganze Wady Tumilat (das alte Land Gosen) hat durch den Nilkanal und die wiederhergestellte Bewässerung seine frühere Fruchtbarkeit wiedererlangt.

Bei el Schaluf, zwischen den Bitterseen und Sues, mußte ein beträchtliches Stück des Kanals durch felsigen Boden hindurch gearbeitet werden, und hier ist die nötige Breite und Tiefe noch bei weitem nicht erreicht. Leichteres Spiel hatte man in der Lagune von Sues, in der sich schon das Wasser des Roten Meeres befindet. Um aber die erforderliche Tiefe von 8 m bei niedrigem Wasserstande zu erreichen, mußten Steindämme 3000 m weit ins Meer hinausgebaut werden; das durch die Ausbaggerung gewonnene Erdreich kam der Landzunge zugute, die sich westwärts vom Kanal nach der Stadt Sues hinaufzieht und während der Flut von den Meereswellen bedeckt wird. Auf diese Weise hatte man ein Stück Land gewonnen, das zur Anlage von Docks und für die Eisenbahn benutzt wurde, welche die Docks mit der Stadt verbindet. Auf der Ostseite des Kanals ist ein zweiter Hafen angelegt, welcher der ägyptischen Regierung gehört, die ihre Kriegsschiffe und größere Handelsschiffe hier ankern läßt Der alte Hafen von Sues ist daneben nicht überflüssig geworden, da er kleineren Seeschiffen, die den Kanal nicht benutzen wollen, und allen jenen Fahrzeugen zum Aufenthalt dient, welche aus dem Nilkanal herabkommen, der nordwärts von Sues mündet.

Sues, vor zwanzig Jahren ein ärmlicher, dem Zerfall naher Ort, ist jetzt eine mächtig emporstrebende Stadt von 11000 Einwohnern.

Am 17. und 18. November 1869 fand in prunkvoller Weise die Einweihung des Kanals statt, an welchem Feste u. a. die Kaiserin von Frankreich, der Kaiser von Österreich, der Kronprinz von Preußen teil nahmen.

A. W. Grube.

3. Von Sues nach Kairo.

1. Die Fahrt von Sues nach Kairo. — 2. Ein Tag und eine Nacht in Kairo.

1.

Ehe wir von Sues aus die Fahrt durch das Rote Meer antreten konnten, war es notwendig, das Masten- und Segelwerk unserer Korvette wieder in guten Stand zu setzen. Dies erforderte einige Tage fleißiger Arbeit.

Eine günstigere Gelegenheit, Kairo zu besuchen, welches auf der Eisenbahn in 10 bis 11 Stunden zu erreichen ist, hätte sich kaum ergeben können. Eine kleine Gesellschaft hatte sich in dieser Absicht gar bald zusammen gefunden. In der landesüblichen Touristenkleidung mit dem schützenden, weißen Korkhute, dem lichten Sonnenschirm und einem rot eingebundenen englischen Shadwell (das ist der indische Bädeker) unter dem Arme, zogen wir dem Bahnhofe zu.

So ein ägyptischer Bahnhof ist doch ein seltsam Ding; über alle Begriffe schmutzig und vernachlässigt, kann er nur mit einer gewissen Vorsicht betreten werden. Ursprünglich — das mag vor vielen Jahren gewesen sein — waren die meisten Bahnhofs-Häuser und -Magazine mit einigen architektonischen Verzierungen ausgestattet; die Wände der Bureaus und der Räumlichkeiten für das wartende Publikum, das in Ägypten sehr lange warten muß, besaßen Tapeten und boten angenehmen Komfort; die Waggons glänzten, ähnlich den unseren bemalt, im Sonnenschein, und ihre innere, europäischen Mustern entlehnte Einrichtung war eine würdige. So mag damals ein ägyptischer Bahnzug immerhin einen vertrauenerweckenden Eindruck auf die staunenden Araber hervorgebracht und civilisatorisch auf ihre Gemüter eingewirkt haben. Seit dieser Zeit wurde nichts mehr gethan. Die Terrassen der Gebäude verfielen oder bogen sich bedenklich hinab, die Gesimse und klaftergroße Teile des Mörtelwerkes bröckelten ab, Thür- und Fensterrahmen wie auch das Mauerwerk erhielten lebensgefährliche Sprünge und Risse, und die einst prächtigen Personenwaggons wurden entsetzlich abgenutzt, aber keine werkthätige Hand fand sich, um nachzubessern und zu helfen. Im Innern machten sich die Spuren der Vernachlässigung noch bemerkbarer. Die lose gewordenen Papiertapeten wurden allmählich zu Fidibus verwendet, und die nackten, beschmutzten Wände dienten nun allerhand Insekten zum ungestörten Tummelplatze, während geniale Leute einige herausgebrochene Dielen des kotigen Fußbodens schon längst beim Kaffeekochen benutzt haben.

So fanden wir den Bahnhof in Sues und mit geringen Ausnahmen die Bahnhöfe anderer Stationen. Diesem Bilde der Verwüstung paßt sich das Treiben der Bahnbediensteten und des reisenden, meist barfüßigen Publikums sehr harmonisch an, so daß der traurige Eindruck des Ganzen recht unangenehm gesteigert wird. Wir wissen, daß ein „civilisierter, europäischer Kondukteur“ mitunter recht grob

sein kann, aber ein arabischer übetrifft ihn jedenfalls in dieser Kunst, da er „sein Publikum“, wenn es nicht Europäer oder Reisende erster Klasse sind, geradezu mit Faustschlägen anzutreiben fähig ist. Das ist in Ägypten die Landessitte. Sprach es doch der Khedive aus, seine Unterthanen wären nur durch Stockprügel auf dem Wege der Civilisation und Humanität zu erhalten. Und des Vicekönigs Beispiel fand rasche Unterstützung.

Immerhin übt jedoch das Leben auf einem ägyptischen Bahnhofe einen gewissen Reiz auf den Fremden aus. Da treiben sich ziemlich reinlich und sehr malerisch in weiße und blaue Stoffe gekleidete Araber herum und schreien in den unschönen Kehllauten ihrer Sprache ganze Gespräche herunter. Eine ruhige Unterhaltung zwischen diesen Leuten gehört zu den Seltenheiten. Acht- bis zehnjährige Arabermädchen bieten Wasser in thönernen Kühlkrügen feil, wobei uns ihre kindlichen Rufe: „el moje“ sehr angenehm an das bei unseren deutschen Stationen übliche „Frisch Wasser“ erinnern. Junge, kaum dem Knabenalter entwachsene, aber sehr kräftige und gut aussehende Leute bieten die ersten Aprikosen zum Kaufe an. Auch grüne Gurken hält uns ein Araber mit selbstbewußter Überzeugung ihrer Vorzüglichkeit hin und schnalzt vergnügt mit der Zunge, um unsere Eßlust zu reizen.

Die Stunde der Abreise war herangerückt; man schob uns in ein schmutziges, staubiges Koupé erster Klasse, das einbruchssicher abgesperrt wurde. Bald nachher führte uns die kräftige Lokomotive der Wüste zu.

„Um welche Zeit dürften wir in Kairo ankommen?“ fragte ich meinen Nachbar, einen jungen Griechen, der hier seit Jahren für ein Alexandriner Haus „in Baumwolle macht“. „Das kann man nicht genau wissen,“ antwortete er, „denn dies hängt vom Maschinenführer ab.“ „Wieso denn,“ entgegnete ich, „giebt es hier zu Lande keinen Fahrplan?“ „Das wohl,“ sagte er lächelnd, „aber man nimmt es nicht so genau. Ist zum Beispiel der Maschinist ein Araber oder ein hin und wieder betrunkener Sohn Albions, so können Sie überzeugt sein, um zwei bis drei Stunden später anzukommen, als es der Fahrplan angiebt.“

Das waren allerdings nicht die besten Aussichten für eine rasche Fahrt; sie stimmten meine Reiselust beträchtlich herab. Zudem wollte die gelbe Sandwüste, welche unser Zug durchbrauste, nun kein Ende nehmen.

Ein heftiger, heißer Chamsin trieb große Sandwolken daher, so daß wir die Fenster schließen mußten und nun die Annehmlichkeiten eines Backofens genossen. Der Schienenweg führte längs des von Schilfrohr und Weidengesträuchern enge umsäumten Süßwasserkanals, der sich einem grünen Bande gleich durch die Wüste schlängelt. Hier und da strebten auf den Dämmen desselben junge, nach Süden geneigte Pappeln empor. Dies war das einzige Grün auf dem weitgedehnten Sandmeere. Erst in der Nähe von Ismailia, jenes gelegentlich der Sueskanalbauten gegründeten Ortes, bewunderten wir die auf einst ödem und sandigem Boden mit großem Fleiße geschaffenen Gärten der

Mutter des Khedive. Durch die Ableitung des Süßwasserkanals und durch eine sorgfältige Berieselung der Sandwüste hatte man dort in kurzer Zeit ein fruchtbares Terrain gewonnen, auf dem nun reizende Anlagen in frischgrünem Schmucke prangen. So überraschende Resultate — die Schaffung einer Oase — konnte auch nur der mächtige Vicekönig erreichen, dem allein die erforderliche Wassermenge zur Verfügung steht.

Der Zug brachte uns nach ungefähr vier Stunden in die Nähe von Sagasig, eines wichtigen Knotenpunktes, von dem aus sich die Schienenwege nach Alexandrien und nach Mansurah abzweigen, wo die reichsten Baumwollplantagen Ägyptens vorkommen. Allmählich hatte sich die vorher trostlose Gegend freundlicher gestaltet. Anfangs war es nur verkümmertes Gesträuche und kurzes Schilfrohr, das hier und da an den kahlen Böschungen der Sanddünen spärlich vorkam; später erblickte man größere Flächen, wo der fleißige Fellah mit viel Ausdauer an der Urbarmachung des Wüstenrandes thätig ist. Aber die Anstrengung der Menschen scheint vergeblich; denn die Wassergräben sind trocken, und die welke Saat lechzt nach Erfrischung. Einzelne Bäume, worunter die europäische Pappel und die fein gefiederte Tamariske, welch letztere so recht eine charakteristische Zierde ägyptischer Landschaften ist, gedeihen auf diesem noch sterilen Boden, und auch kleine Gruppen der poetischen und genügsamen Dattelpalme werden sichtbar. Dieser neutrale Gürtel, wenn man ihn so nennen darf, wo Wüste und vegetabilisches Leben um den Vorrang streiten, ist von nur geringer Breite.

Alsbald umgiebt uns eine üppige Vegetation; wir erreichten das paradiesische Nilthal. Imposante Mimosen und Sykomoren entfalten ihre mächtigen Baumkronen, und malerische Palmenhaine wechseln mit prachtvollen Gärten ab. Vielverzweigte Wassergänge durchschneiden die schwarze, fette Erde, wo Baumwolle, Indigo und Zuckerrohr so vortrefflich gedeihen.

Aus grünem Laubwerke ragen die grauen, aus Schlamm gekneteten Häuschen der Fellahs empor, und wo sich einige zu einem Dorfe gruppieren, ist auch die Moschee mit dem unvermeidlichen Minaret zu sehen. Eine sogenannte, oft 7 Meter hohe Taubenburg, die bei größeren Dörfern nicht vereinzelt vorkommt, erweckt durch ihre abenteuerliche Form und durch die große Menge von Tauben, die sie beherbergt, die Aufmerksamkeit der Vorbeifahrenden. Der Mist der gezüchteten Tauben wird als Dungmittel mit Vorliebe benutzt.

Es ist die Zeit der Weizenernte. Hunderte von Fellahs arbeiten am goldenen Saume der Felder, schwerbeladene, kräftige Kamele vermögen kaum die Last der Feldfrüchte fortzubringen, welche man auf ihren hohen Rücken auftürmte. Längs der größeren Kanäle sind Tausende von Wasserhebewerken in Thätigkeit. Oft sind es fleißige Fellahs, welche das Wasser schöpfen und in die Furchen der Felder leiten, größtenteils ist dies aber die Arbeit der Haustiere, die mit ver-

bundenen Augen das Wasserrad bewegen oder das Schöpfwerk in Gang erhalten. Auch pustende und dampfende Lokomobilen sind hin und wieder thätig. Bald aber werden sie feiern müssen; denn ein fühlbarer Wassermangel stellt sich ein, und schon mit Ungeduld wartet der besorgte Landmann auf die frohen Nachrichten aus Oberägypten über das beginnende Steigen des Nils. Eine Verspätung dieses natürlichen Wasserzuflusses bedeutet den Verlust einer ganzen Ernte; denn glühend heiß brennt die Sonne über Ägypten, und all die Naturpracht, die wir soeben bewunderten, verschwände ohne diese Zubuße an Wasser, da keine Wolke erfrischenden Regen sendet und kein Quell den Boden befruchtet.

Die Station Sagasig lag schon beträchtlich hinter uns, kaum daß man die rauchenden Schlote ihrer Fabriken und Raffinerien über den Baumkronen wahrnehmen konnte. Die Sonnenstrahlen brannten nicht mehr heiß; denn es war schon spät am Nachmittage. Einzelne Andächtige verrichteten, auf grober Strohmatte und gegen die Kaaba gekehrt, ihr Abendgebet; andere hingegen machten die im Koran gebotene fünfte Waschung am geborstenen Rande der Tümpel oder am Ufer noch bewässerter Kanäle. Auch die Tierwelt regte sich nach überstandener Tageshitze. Große Scharen wilder Tauben und geschäftiger Schwalben durchziehen leichten Fluges die Lüfte, nur manchmal vom grauen, nackthalsigen Geier beunruhigt, welcher hoch über ihnen kreist. Pelikane, Störche und der weiße Reiher, der Ibis der Alten und noch jetzt im Lande geheiligt, durchwühlen mit ihren langen Schnäbeln, in Gemeinschaft nach Futter suchend, den Schlamm, während die dunkle Krähe das Geäste der Bäume zum sichern Ruhepunkt auswählt.

Nach den früher erhaltenen Auskünften über den ägyptischen Bahnbetrieb zu schließen, mußte der Maschinenführer ein Araber sein; denn nur langsam schleppte sich der Zug vorwärts. Allmählich gelangten wir in die Zone der reizenden Villeggiaturen und Landhäuser, welche Kairo in breitem Gürtel umgeben.

Wohlgepflegte duftende Gärten und schattige Laubgänge umgeben die oft mit vorzüglichem architektonischen Geschmack und in allen Bauarten aufgeführten Villen. Die Besitzer derselben und ihre Familien lagerten in malerischen Gruppen in den luftigen Vorhallen und erwarteten in meist liebenswürdig bedenklicher Toilette die erste Abendkühle. Eine Tageshitze, wie sie hier im Sommer vorkommt, vermag wohl den Sinn für das Bedürfnis einer gewissen Etikette merklich abzustumpfen, woraus sich die so bequeme, patriarchalische Gleichgültigkeit auch in Bezug auf die Kleidung herausbildet.

Schon seit geraumer Zeit fuhren wir längs der graugelben Mokattamberge dahin; da sah man, ich glaube, es war bei Shabiob, einer Station vor Kairo, das westliche Ende dieser Stadt mit der alten Citadelle und den schlanken, hohen Minarets der prachtvollen Mehemed-Ali-Moschee.

Gleich darauf erschienen am nebelumhüllten Horizonte die geometrischen Figuren der berühmten Pyramiden von Gise, jene riesigen

Baudenkmäler, die so zu sagen das Wahrzeichen Kairos bilden. Im Vordergrunde aber — um das Bild harmonisch abzuschließen — glitzerten in den tausenden weichen Tönen der untergehenden Sonne die Fluten des Nils durch das Laubwerk hindurch. Fürwahr, ein prächtiges Bild, das selten zu schauen ist!

Noch einige Haine schlanker Palmen und Sykomoren, deren mächtige Kronen der Wind tüchtig schüttelte, durchfuhr der Zug, und bald waren die langen Häuserzeilen erreicht, welche die aufblühende Stadt Kairo, „die Siegreiche“, das Ziel unserer Reise, nach allen Richtungen der Windrose, lebenskräftigen Keimen gleich, ansetzt. In einem modernen und gut gehaltenen Wagen, den ein arabischer Kutscher vorzüglich zu lenken verstand, fuhren wir bald darauf völlig geräuschlos durch die ungepflasterten Straßen dem „Hotel du Nil“ zu, welches für die nächsten Tage unser vortreffliches Standquartier bildete. Vergessen waren die Beschwerden der elfstündigen Fahrt im ägyptischen Eisenbahnzwinger, nicht aber so der mächtige Eindruck jener Naturpracht, die wir bewundert hatten.

2.

Kaum ist der äußerste Rand der glühenden Sonnenkugel an dem welligen Horizont der arabischen Wüste in majestätischer Schöne emporgetaucht, um mit wunderbarem Purpurlichte die zackigen Gipfel der Bergkette des öden Mokattam zu übergießen, an dessen Fuße, in Dämmerung gehüllt, die „hochgeehrte“ Stadt der Kalifen in tiefem Schlummer ruht: da ertönen durch die heilige Stille des Morgens von den luftigen Minarets zahlreicher Moscheen die ernsten, feierlichen Klänge der Sänger, um den Preis und die Vollkommenheit Gottes und seines Propheten Mohammed den frommen Gläubigen zu verkünden. Der Sänger mahnende Worte hörend, daß Gebet besser denn Schlaf sei, öffnen die Muslin ihre Augen, erheben sich alsbald von dem einfachen Lager, das auf einem niedrigen Gestell von Palmenstäben ausgebreitet ist, und schütteln ihre faltigen Gewänder aus, mit denen sie sich, nach Brauch des Landes, vollständig bekleidet am vorigen Abend zur Ruhe gelegt haben. Dann wird die Waschung vorgenommen, weniger aus den natürlichen Rücksichten für notwendige Sauberkeit, als vielmehr, weil das göttliche Buch des Propheten, der Koran, befiehlt, vor dem Gebete Gesicht, Hände und Füße mit Wasser zu reinigen. Nun zieht der fromme Moslin die Schuhe aus, wenn anders er solche besitzt, tritt auf den türkischen oder persischen bunten Gebetteppich oder die schmucklosere Binsenmatte und murmelt, das Angesicht nach Osten gewendet, die einleitenden Worte: Allahu akbar! „Gott ist sehr groß!“ Bald knieend, bald liegend, bald stehend spricht er in tiefer Inbrunst das lange Gebet. Nichts darf ihn in seiner Andacht stören, soll anders das Gebet seine beabsichtigte Wirkung haben. Mittlerweile hat der Diener oder die dunkelfarbige Sklavin des Hauses den Kaffee bereitet, den sie dem Herrn samt der glimmenden Pfeife darreicht. Voll Ernstes erwidert er den Morgengruß des dienenden Volkes, schlürft mit lautem

Geräusche aus der kleinen zierlichen Tasse den schäumenden schwarzen Trank ein und beginnt nun die traute Unterhaltung mit dem steten Begleiter seines Tagewerkes; seiner Pfeife. In langen Zügen „trinkt er", so nennt er es ausdrücklich, den duftigen Rauch des syrischen Tabaks und bläst voll inneren Vergnügens blaue, sich kräuselnde Wolken in die Luft. Auf dem schwellenden Divan die Glieder bequem ausstreckend, fängt der Kairenser sein Tagewerk mit dem üblichen kêf an, dem überaus verführerischen orientalischen dolce far niente. Überlassen wir ihn seinen Träumen und Phantasien, im eigenen Hause, wo das Treiben wenig Mannigfaltigkeit und Poesie darbietet.

Das stets wechselnde Leben auf der Gasse und auf dem Markte, das ist der anziehende Stoff, der uns gestattet, die bunten, mannigfaltigen Seiten der Kairenser Zustände zu einem heitern Bilde zu vereinigen.

Die Sonne ist allmählich höher gestiegen, die dämmernden Nebel sind zerstreut, der ewig klare, blaue Himmel hat sein Zelt über die Wunderstadt Kairo ausgespannt, welche den Augen des Reisenden das entzückendste Panorama darbietet. Von der Brüstung aus, welche den Felsen umfaßt, auf dessen Höhe die schwarzen Schlünde zahlreicher eiserner Kanonen in drohender Weise die Stadt angähnen, während neben ihnen die Minarets der Moschee Mohammed Alis als göttlichen Zeichen des Heiles und Friedens ihre schlanken Häupter in den blauen Äther emporstrecken und die plantastischen Zeichnungen der Alabasterwände dieses Tempels des Islam beim hellen Sonnenschein in wundersamer Pracht blinkern und glitzern; von dieser Brüstung aus, etwa 200 Fuß über dem Spiegel des Flusses, schweift der Blick über ein wogendes Meer kastenförmig gebauter Häuser und Moscheeen, deren zierliche Minarets mit dem Halbmond auf der Spitze in zahlloser Menge wie Krystallnadeln in die Höhe schießen, während zahllose Molkofs oder offene Luftgänge, welche den frischen Nordwind in die Wohnungen der Menschen hineinleiten, wie Souffleurkasten auf den platten Dächern der Häuser in gemeinsamer Richtung nach Norden schauen. Von hohen Mauern eingeschlossen, ragen hier die nickenden Häupter schlanker Palmen und dickbelaubte, schattige Sykomoren, an deren Fuße der Büffel mit verbundenem Augenpaar Jahr aus, Jahr ein das knarrende Wasserad dreht, aus den luftigen Anlagen eines großen Gartens hervor, in dessen Gängen, wohl bewacht und behütet, die Frauen eines Paschas lustwandeln. Indem wir dort an den weißgetünchten Gräbern und ihren aufrecht stehenden Leichensteinen zwischen Cypressen und Aloëpflanzen einen Ort der ewigen Ruhe für dahingeschiedene Muslin erkennen, schallen die Höhe hinauf an unser Ohr die ernsten Lieder blinder Sänger, welche einer Leiche vorangehen, während das wilde Geschrei der Klageweiber, die dem Zuge folgen, Mark und Bein erschütternd, oftmals ihre sanftern Klagen unterbricht. Im Übermaß des Schmerzes tanzend und heulend schreit die Witwe dem dahingeschiedenen Gatten oder Sohne die seltsamen Worte nach: „O du Kamel meines Hauses!" Das Kamel, un-

streitig das nützlichste Tier des Orients, wird so zu einem ernstgemeinten rührenden Bilde der Sorge des Mannes für das Haus.

Auf einer langen Reihe von Bögen ruhend, dehnt sich dort in nicht zu weiter Ferne die alte Wasserleitung der Kalifen bis nach der Vorstadt Alt-Kairos aus, wo der Nil, dicht vorbeifließend, seine silbernen Pfade dahinzieht, und die liebliche Insel Rodah mit ihren Gärten und Palästen, mit ihrem weltberühmten Nilmesser, der sagenreichen Stellen der Mosesfindung, bald mit sanftem Wellenschlage, bald mit rauschendem Getöse umspielt.

Weiterhin breiten sich auf dem jenseitigen Ufer des Flusses grünende Felder aus, denen Palmenwaldungen mit rotschimmernden Früchten, spiegelnde Wasserflächen und die schwarzen Hütten der Dörfer arabischer Fellahin den Reiz landschaftlichen Wechsels verleihen. Ein schmaler gelbleuchtender Streifen, der sich am äußersten Horizonte entlang zieht, zeigt uns die Grenze an, wo das Reich der großen libyschen Wüste beginnt und wo die sichtbare Kunde der ältesten Geschichte des Menschengeschlechts aufhört. In wundersamer Beleuchtung, vom zartesten, magischen Farbenduft umhüllt, strecken da die Marksteine der Geschichte, die Pyramiden, ihre Häupter in die Luft, die kein Wölkchen trübt, ein ewig blaues, klares Lichtmeer.

Das Leben in den engen Gassen der Stadt, welche zum Schutze gegen die brennenden Strahlen der Sonne meistenteils mit einem Schirme ausgespannter Tücher und Holzdecken überdacht sind, die alle Gegenstände in ein seltsames Halbdunkel hüllen, beginnt allmählich jenen Anstrich zu gewinnen, der auf den reisenden Abendländer den unüberwindlichsten Reiz ausübt. Die Läden, eigentlich große, viereckige, kastenartige Löcher, die an den Wänden der Häuser in dichten Reihen nebeneinander fortlaufen, öffnen sich; der Kaufmann, seine glimmende Pfeife rauchend, hockt auf einem Kissen am vordersten Estrich seiner Bude. Seine Waren, die im bunten Wirrwarr im Hintergrunde derselben aufgestellt sind, müssen den Käufer selber locken. Der Besitzer preist sie weder an, noch fordert er den Vorübergehenden auf. Eifrig arbeiten in den engen Räumen ihrer Werkstätte die Handwerker, sich der einfachsten Instrumente bedienend, wobei die Füße und Zehen ebenso flink und geschickt mitarbeiten, als die Hände und Finger, die bei dem Orientalen von einer auffallenden Geschicklichkeit und Beweglichkeit sind.

Da ist den ganzen Tag ein Hämmern und Klopfen, ein Klappern und Knarren, ein Pfeifen und Schnurren, ein Wackeln der Köpfe und der Körper, daß man meinen möchte, die Heinzelmännchen seien von Köln nach Kairo übers Meer gewandert und arbeiteten nunmehr an dem Hauptorte des Islams.

Hier steigt in die Bude eines Barbiers der Kunde hinauf oder hinein (wie man sagen muß, weiß man nicht recht), den rechten Fuß voransetzend, denn er ist der geehrtere, gerade so wie die rechte Hand. „Friede sei über dir," sagt er zum Gruße dem Meister, der ihm sein „Und über dir der Friede" schnell und zuvorkommend als Gegengruß erwidert. Der schön gewundene Turban wird vom Haupte genommen,

Kopf und Gesicht eingeseift, und beides so rein geschoren, daß außer dem langen Zopfe auf der Mitte des Scheitels kein Härlein sichtbar ist. Mit beinahe geckenhaftem Wohlgefallen betrachtet der Geschorene in dem runden Metall- oder Glasspiegel mit Perlmutter-Einfassung seinen weißleuchtenden Schädel und verläßt mit derselben Befriedigung die schmutzige Stube des noch schmutzigeren Barbiers, als der feine Pariser Stutzer das Boudoir eines renommierten Pariser Haarkünstlers. Nun kommt jener andere an die Reihe, welcher dem Vorigen in die Bude nachgestiegen und durch seinen papageigrünen Turban als ein Nachkomme des Propheten, als ein Scherif gekennzeichnet ist. Die kalte Morgenluft hat ihn zum Niesen gereizt. „Gott Lob!“ ruft er aus, „Gott erbarme sich eurer!“ rufen ihm die Anwesenden zu. „Gott führe uns und führe euch!“ erwidert der Angeredete nach herkömmlicher Weise. Der Kairenser ist von einer auffallenden, fast lästigen Höflichkeit und Aufmerksamkeit, die bei der geringsten Veranlassung in hergebrachter Weise ihren wortreichen Ausdruck findet. Man könnte Seiten eines dicken Buches mit derartigen höflichen Formeln füllen, die sich wie Schlag und Gegenschlag zu einander verhalten und höchstens durch die Seltsamkeit des Gedankens im Anfange anziehen. Später werden sie eine höchst lästige Beigabe einer jeden Unterhaltung, die ohne sie vom Gruß bis zum Abschied hin gar nicht denkbar wäre.

Dort, nicht fern von der Bude des Barbiers, kauft ein Armer ein Gericht gekochter Bohnen und hockt sich nieder, um seine Mahlzeit im Namen Gottes, des Allerbarmers und des Barmherzigen, zu beginnen, mit einem Gott sei Lob und Preis zu schließen; hier erhandeln verschleierte Frauen das Kohel und Henna, um sich die Augenränder schwarz und Hände und Füße braunrot zu färben. Vor jener Schreibebude läßt sich ein reicher Araber Amulette gegen den bösen Blick für sich oder sein Pferd oder seinen Esel schreiben, und die ernste Miene des Schreibers giebt ein Zeugnis, daß es inhaltsschwere Worte sind, die er zu Papier bringt.

Das Kaufen ist ein ebenso umständliches, als langweiliges Geschäft. Der Kairenser fordert zehnmal mehr, als die Sache, deren Echtheit oftmals zweifelhafter Natur ist, wert ist. Er ladet den Kaufenden zum Sitzen ein, reicht ihm seine Pfeife, präsentiert den unvermeidlichen Kaffee, der von seinem Knaben aus dem nächsten Kaffeehause herbeigeholt wird, und mit einer Fülle blumenreicher Redensarten beginnt das eigentliche Geschäft, das im glücklichsten Falle eine halbe Stunde dauert. Nach langem Hin- und Herreden, wobei ganz andere Gespräche, als der Kauf, in die Unterhaltung mit hineingezogen werden, um die Aufmerksamkeit des Kaufenden abzulenken, einigt man sich endlich, nachdem sehr oft ein Vorübergehender als Vermittler eingetreten ist. Zur schlimmsten Art der Verkäufer gehören diejenigen, welche dem Kauflustigen den verlangten Gegenstand sogleich mit den Worten anbieten: „Nimm ihn als ein Geschenk!“ Man ist sicher, eine übertriebene Forderung hinterher zu hören. Ist der Kauf abgeschlossen und das

Geld gezahlt, so erhält der begleitende Diener des Käufers vom Kaufmann ein kleines Geschenk an Geld.

Den Mittelpunkt des geschäftlichen Lebens in Kairo bildet der sogenannte Khan Khalil, ein besonderes Viertel mit einer Hauptstraße und vielen engen Nebengassen, die von langen Reihen nebeneinander liegender Buden der Kaufleute und Handwerker gebildet sind. Die Handwerker sitzen gildenweise zusammen. Da giebt es einen Schustermarkt, wo die Schuster emsig an den gelben und roten Schuhen mit den gekrümmten Spitzen arbeiten, einen Markt der Schneider, der Schreiner, der Drechsler, der Fruchthändler, der Zuckerbäcker, der Pfeifenhändler, der Steinschneider und Schleifer, der Juweliere, der Seifenhändler und Waffenschmiede, der Teppichhändler und wie sie alle heißen mögen.

Das angenehmste Kaufviertel ist der suk-el-rich oder der Markt des Duftes, woselbst alle Wohlgerüche Arabiens und des Südens echt und verfälscht zum Kaufe ausgeboten werden. Selbst ein Blinder findet diesen Markt des Duftes leicht, da der starke Geruch straßenweit zu merken ist.

Die Handwerker arbeiten emsig, die Kaufleute dagegen verrauchen den ganzen langen Tag, sprechen mit ihren Nachbarn und den Käufern und erheben sich nur von ihrem Sitze, um die üblichen Gebete an den bestimmten Tageszeiten zu verrichten. Verlassen sie auf einige Zeit ihren Laden, so hängen sie ein Netz, aus dünnen Fäden gestrickt, davor auf, und kein loser Vogel wird es wagen, die verbotenen Trauben dahinter anzutasten. Die Inschriften auf Papier, mit welchen die Läden der meisten Kairenser Buden versehen sind, enthalten nicht etwa, wie zu vermuten stände, die Firma des Kaufmanns, sondern nur fromme Sprüche oder das mohammedanische Glaubensbekenntnis. Hier liest man: „Wahrlich, wir haben dir einen offenbaren Sieg gewährt," dort: „Beistand von Gott und ein schneller Sieg," „Bringe du gute Nachrichten den Gläubigen," dort wiederum die Anrufung an Gott: „O du Öffner, o du Weiser, o du Abhelfer unserer Bedürfnisse, o du Gütiger." Dieselben Worte werden von den Kaufleuten wiederholt, wenn sie des Morgens, nach dem ersten Gebete, ihre Buden öffnen.

Die Häuser, welche hier und da zwischen den Läden hervortauchen, haben denselben Anstrich wie die übrigen der Stadt, wenn sie nicht aus der Zeit des schönen, an Arabesken und Verzierungen reichen, älteren Baustiles herrühren, den kein Gebäude heutzutage mehr erreicht. An der großen Thür des Hauses stehen gemeiniglich die Worte: „Er (nämlich Gott) ist der Schöpfer, der Ewige," um den Besitzer des Hauses bei seinem Eintritt an seine Sterblichkeit zu erinnern. Gehört das Haus einem Haggi oder Mekkapilger, so befinden sich über der Thür roh ausgeführte, farbige Malereien, ein Schiff, ein Kamel, ein Baum, an dem ein Löwe angebunden ist, und fechtende Personen darstellend. Diese neuägyptischen Hieroglyphen sollen Anspielungen auf die Reise nach Mekka zu Wasser und zu Lande und auf den Mut des Pilgers sein, der weder vor den wilden Tieren, noch vor Räubern zurückge-

schreckt ist. Über der Thür jenes neuen Hauses dort hängt eine Aloëstaude oder, wie die Ägypter diese Pflanze benennen, die Geduld. Sie soll den Bewohnern ein langes, glückliches Leben bringen und sie vor allem Übel und Unglück behüten, während der hohle Panzer eines getöteten Krokodils vor dem bösen Blicke schützen soll. Da, wo die Thüren niedrig sind und offen stehen, dürfen wir ein arabisches Bad voraussetzen, aber wehe dem Manne, welcher eintreten wollte, wäre die Thür durch ein weißes Tuch, nicht größer als eine Serviette, verhängt. Das ist ein Zeichen, das ein Harem im Bade ist; jedes Eindringen wäre dann lebensgefährlich.

Um das bunte Treiben in den belebtesten Straßen, wo die Menge hin- und herwogt, näher zu prüfen, ist es notwendig und zugleich nach Kairenser Anschauung wohlanständig, eine ägyptische Droschke zu mieten, d. h. einen Esel samt dem zugehörigen Führer, welcher bald in langsamem, bald in schnellem Schritte seinem Tiere nachläuft. Die Eselbuben Kairos, dem Lebensalter vom 4. bis 20. Jahre angehörig, bilden ohne Zweifel den intelligentesten Teil der niederen Bevölkerung der Stadt. Der stete Umgang mit den Fremden, welche sie auf allen Ausflügen in und außerhalb Kairos zu begleiten pflegen, giebt ihnen Gelegenheit, sich einzelne Brocken aller europäischen Sprachen anzueignen, deren sie sich geschickt genug bedienen, um dem neuangekommenen Fremdling die ersten Sprachstunden im Kairenser Arabisch zu geben, ihm die Merkwürdigkeiten der Stadt zu erklären oder im schlimmsten Falle sich über ihn lustig zu machen. Sie haben eine auffallende Geläufigkeit darin, aus einer großen Masse anlangender Reisenden sofort die Nationalität der einzelnen herauszuerkennen, indem sie denselben, einem jeden in seiner Muttersprache, die Esel zu Gebote stellen. Die letzteren nehmen unter den übrigen vierfüßigen Bewohnern Ägyptens einen Rang ein, der dem der Eseljungen unter der niederen arabischen Bevölkerung gewissermaßen entspricht. Sie sind größer als die unsrigen, weniger kopfhängerisch, mutiger und, was die Hauptsache ist, von erstaunlicher Schnelligkeit. Rottenweise lagern sie samt ihren Führern auf den Hauptplätzen und an den Hauptecken Kairos. Naht sich ein eselbedürftiger Reiter, so stürzt der ganze Haufe auf ihn zu, und nur mit Hilfe wohl ausgeteilter Prügel bricht er sich endlich Bahn zum Steigbügel seines gewählten Tieres. So beritten geht's lustig in die engen, belebten Straßen hinein. Das Drängen und Treiben in denselben ist so bedeutend, daß wir nach altherkömmlicher Sitte der Kairenser einem jeden vor uns Gehenden und den Rücken uns Zuwendenden zurufen müssen. Der Araber kümmert sich wenig um das, was hinter ihm vorgeht; die Begebenheiten des Straßenlebens vor ihm ziehen ihn an, das Schicksal seiner Person bleibt somit der zeitigen Fürsorge seines Hintermannes überlassen, der ihm in drohenden Fällen zuschreien muß: „Mein Herr, geh' rechts, geh' links, nimm deinen Fuß in acht, nimm deinen Rücken in acht!“ In diesem Falle weicht er aus, doch ohne sich umzusehen, und vermeidet so den unausbleiblichen Zusammenstoß. Die Anrufungen variieren in den Anreden je nach dem Alter und dem

Stande der Person. Einer Frau, die verschleiert ist, ruft man zu: „Meine Gebieterin!“, scheint sie noch jung zu sein: „O mein Auge!“. Eine Frau aus den niederen Ständen, ist sie selbst alt, hält es für eine Beleidigung, anders betitelt zu werden, als „O du Mädchen!“ oder „O meine Schwester!“. Den Alten ruft man zu „O Schech!“ oder auch „O mein Onkel!“, der anständig gekleidete Araber und der Türke erhalten den Ehrennamen „O Effendi!“, der Europäer seine spezielle Benennung „ya hawageh!“ „O Kaufmann!“. Dem entsprechend sind auch die etwaigen Erwiderungen. Als ich einst einer arabischen jüngeren Dame von 14—15 Jahren zurief: „Weiche rechts aus, meine Gebieterin!“, erwiderte sie; „Zu Befehl, mein Sohn!“ und so passierte denn ihr doppelt so alter europäischer Sohn zu Esel getrost vorbei.

Den Wagen, die den Paschas und den vornehmen Europäern gehören, obgleich deren nicht viele in Kairo vorhanden sind, sowie den Reitern zu Pferde laufen hochaufgeschürzte Araber, welche in der einen Hand einen geschmeidigen Kurbatsch halten, die aus der Haut des Hippopotamus geschnittene Peitsche, in schnellstem Tempo voran. Hilft ihr Zuruf nicht, wobei es nicht zu viel höfliche Redensarten giebt, so hilft der Hieb, und schleunigst weicht der säumige Pilger auf dem Wege aus. Schlimmer ist es, wenn ein mit langen Balken, großen Steinblöcken oder einer sonstigen schweren Last beladenes Kamel gravitätisch durch die Menge einhergeschritten kommt. Da heißt es vorsichtig vorbeiweichen, widrigenfalls die Reiter oder Fußgänger bedeutende unfreiwillige Abweichungen von ihrer Linie nehmen müssen.

Der größere Theil der Pflastertreter Kairos, obwohl ich diesen Ausdruck uneigentlich gebrauche, da der Boden keiner Stadt in ganz Ägypten regelrecht geebnet, geschweige denn gepflastert wäre, gehört der ärmeren arabischen Klasse Kairos an. Die einen verrichten ihre Hantierungen als Boten, Lastträger, Diener oder Verkäufer, die letzteren erfüllen die Straßen mit ihrem durchdringenden näselnden Gesange, der den Zweck haben soll, die Vorübergehenden auf ihre Ware aufmerksam zu machen, obgleich der Inhalt des Gesanges scheinbar in gar keinem Zusammenhange steht mit der Natur der ausgebotenen Waren.

Vor einem Korbe süßer Apfelsinen sitzt da eine arme, mit einem einzigen blauen Kattunkleide bedeckte Frau, das Gesicht ist mit Dak grün bemalt, und die Augenränder mit Kohel schwarz gefärbt, dabei trägt sie einen großen Ring in der Nase, bunte Ketten um den Hals und mehrere große silberne Ringe an den rotbraun tättowierten Fingern. Kokett zieht sie bei unserem Anblick den Kopfzipfel ihres Kleides über das halbe Gesicht, aus züchtiger Schamhaftigkeit oder den bösen Blick unseres fränkischen Auges fürchtend, ruft uns aber dennoch mit lautem Schrei die Worte des Orangenverkäufers zu: „Honig, o Apfelsinen-Honig!“ Dort schleppt sich in gebückter Stellung und mit einem Rocke bekleidet, der aus einigen Ziegenhäuten zusammengenäht ist und auf den Schultern einen schweren Ziegenschlauch voll Wasser tragend, der arme Wasserträger einher. Er bietet das Wasser mit den Worten: „Möge Gott mir Ersatz geben!“ zum Kauf an. Da werden uns Rosen-

sträußchen mit dem Rufe hingehalten: „Die Rose war ein Dorn; vom Schweiße des Propheten ist er aufgeblüht!" Dort steht eine ägyptische Dame in ihrem schwarzseidenen Überwurfe, den weißen Schleier vor dem Gesicht, aus dem die schwarzen feurigen Augen euch bald anlachen, bald verächtlich zu durchbohren scheinen. Ihre schwarze Dienerin begleitet sie; sie ist schneeweiß gekleidet, wie ihre Herrin schwarz. Da nähert sich ihnen ein kleines Mädchen, Hennablumen anbietend, mit dem Zurufe: „O meine Gebieterin! Düfte des Paradieses, o Blumen der Henna!", und beide kaufen von den wohlriechenden Blumen. Der Mann dort mit seinem Korbe voll Zuckerwerk ruft euch zu: „Für einen Nagel! o Zuckerwerk!" Das ist ein schlimmer Gesell, da er die Kinder und Dienstboten veranlaßt, Nägel und andere Kleinigkeiten aus dem Hause zu stehlen, um dieselben gegen seine Ware umzusetzen. Eine Art von Gemüse, Tirmus genannt, bieten sie mit den Worten aus: „O wie süß das kleine Söhnchen des Flusses!", die Citronen dagegen mit dem Rufe: „Gott mache sie leicht, o Citronen!" und die gerösteten Kerne einer Art Wassermelone mit dem Schrei: „O Tröster dessen, der in Not, o Kerne!"

Leute aller Trachten und aller Zungen, in ruhiger und in lebhafter Stimmung, geben das vollständige Bild eines Karnevals, der tagtäglich die Hauptstraßen Kairos durchwogt. Dort kommt gravitätisch, seinen langen, weißen Bart behäbig streichend, ein türkischer Bey geritten, während der neben ihm laufende Diener, die Pfeife tragend, den Arm auf den Rücken des Tieres gelegt hat. Der Schritt seines Pferdes, das ein blutrotes, mit Gold gesticktes und mit Trobbeln behängtes Zaum und Sattelzeug bedeckt, ist ebenso langsam wie der Gedanke seines Herrn. Schnell zu reiten hält der vornehme Türke für unziemlich und seinem Range unangemessen. „O du Sohn des Hundes!" donnert er einem armen Araber entgegen, der im Vorbeigehen sein Kleid gestreift hat und scheu und schüchtern in der Menge verschwindet. Da taucht neben ihm ein Geist, ein langgelockter, hagerer Mensch auf; sein Kleid ist aus tausend bunten Flicken zusammengesetzt, sein Kopf ist von einer Art Schellenkappe bedeckt, sein Auge ist irre, seine mageren Hände erhebend, bettelt er um ein Almosen. Das ist ein Verrückter oder Heiliger der geehrten Stadt Kairo. Die Verrückten werden nämlich von den Anhängern des Propheten für heilige Personen angesehen, da, ihrer Meinung nach, dieselben von Gott dadurch besonders bevorzugt seien, daß ihr Geist bereits im Himmel weile, während ihr gröberer Teil sich hier auf Erden unter sterblichen Menschen befinde. Sie dürfen die ärgsten Handlungen ungestraft begehen und werden mit der bewunderungswürdigsten Geduld geführt und geleitet. Der feine arabische Effendi in seiner kleidsamen Mamelukentracht bildet hier in Kairo den Löwen der arabischen Gesellschaft. Er kleidet sich mit einer gewissen Eleganz, die freilich darin nie etwas Anstößiges findet, daß aus einer goldgestickten roten Jacke der Ellenbogen hervorsieht oder die Schuhe ziemlich sichtbar zerplatzt sind. Er begrüßt den koptischen Moallim oder Schreiber der Regierung, dessen bleiches, rundes Gesicht, noch

mehr aber der lange Kaftan von blauem Tuche, der dichtgewundene schwarze Turban und das messingene Schreibzeug im Gürtel, einen echten Nachkommen der alten Ägypter verrät. Nicht den besten Teil der Kairenser Bevölkerung bildet jener türkische Polizeisoldat, den seine Tracht, die griechische Fustanella und die griechische, gestickte Jacke, sofort als den Arnauten kennzeichnet. Ein wahres Arsenal silberbeschlagener Pistolen, Dolche und Messer steckt in seinem Gürtel, über der Schulter hängt, das lange Gewehr, und in der Hand schwingt er drohend den Kurbatsch. Ein ungeheurer Schnurrbart giebt seinem verschmitzten Gesichte den vollendeten Ausdruck eines Helden aus irgend welcher renomierten Räuberschar. Diese furchtbaren Konstabler Kairos haben die saubere Lebensregel, jeden rechtmäßig oder unrechtmäßig erworbenen Piaster sofort an den Mann zu bringen, da man nicht wissen könne, ob man und wie man die folgende Stunde erlebe.

Dem frommen Derwisch dort, mit dem grünen Kaftan, bezeugt die hohe Pelzmütze auf dem Kopfe, welche er kokettierend wie Bodenstedts Mirza Schaffy hin- und herbewegt, den persischen Ursprung; sein ägyptischer Kollege dagegen schreitet in dem lumpigsten Kostüm hinter ihm her und schwingt die hölzerne Eßschüssel und den Löffel als die besonderen Zeichen seiner Würde. Ihm zunächst wandelt ein deutscher Handwerksbursch, den roten türkischen Fez schräg auf das blonde Haar gesetzt, um jene Ecke in die enge Straße einbiegend, wo er um ein weniges Geld in einer italienischen Locanda sein Zelt aufgeschlagen hat. Heulend und bellend stürzen die Hunde des Viertels auf ihn, den Fremdling, los, als wollten sie nach seiner Paßkarte fragen. Ein Wurf mit Steinen vertreibt aber die ungehobelten Gäste Da kommen ein paar sonnengebräunte Beduinen auf ihren hageren Pferden angeritten. In malerischer Weise schlingt sich das kamelhärene Gewand um ihren Leib und um den Kopf, und kaum sichtbar lugen die kleinen Augen in die Menge hinein, durch welche sich die Pferde sicher hindurchzuwinden wissen. Zwei arabische Frauen folgen ihnen auf ihrer Fährte. Die eine trägt einen hohen Krug auf dem Kopfe, die andere das kleine Kind auf der Schulter, das, rücklings sitzend, nach orientalischer Weise sich an den Kopf der Mutter stützend, das Gleichgewicht selber zu halten weiß. Beide Weiber reden mit aufgehobenen Händen, die sie eifrig zusammenschlagen, auf das eifrigste miteinander. Sie gehören dem Harem jener edlen Ritter an, denen sie als getreue Ehefrauen den weiten Weg nach der Stadt zu Fuße folgen müssen. Hier, gegenüber dem kleinen schlechten Hause, in welchem eine Araberin mit lautem Geräusche die Handmühle dreht, verstopft plötzlich ein Haufen von Balken und Steinen den Weg. Man baut ein Haus, die Kinder und Frauen müssen dabei Handlangerdienste leisten, während die Männer das eigentliche Geschäft der Maurer verrichten. Im Takte singend, trägt das schwache Geschlecht die Steine, den Mörtel, das Holz zum Bau herbei; der Aufseher, welcher gemächlich seine Pfeife raucht, treibt sie zeitweise mit Stockschlägen zum schnelleren Laufen an. Scherzweise ruft der vornehme Türke, dessen Maultier

von einem großen, zentnerschweren Blocke im Laufe gehemmt ist, einem Mädchen zu: „O meine Tochter, trage mir diesen Stein fort!“ Als geborene Kairenserin erwidert sie mit schnellem Witze: „Zu Befehl, o mein Onkel, nur sei so gütig, mir den Stein auf den Rücken zu legen!“ Da kommt uns ein langer Zug verhüllter berittener Frauen entgegen. Rittlings auf ihren hochgesattelten Eseln sitzend, folgen sie eine nach der andern. Diener begleiten sie, die Kinder tragend, und ein schwarzer, fettleibiger, wohlbewaffneter Eunuch in reichem, gesticktem Kostüm reitet zu Pferde voran. Der ganze Harem eines vornehmen Kairensers wird ausgeführt, um irgendwo einen mehrtägigen Besuch abzustatten, die einzige Unterhaltung, welche den Frauen gegenseitig gestattet wird. Malteser, Griechen, Armenier, Kurden, Juden, Syrer, Araber aus Mekka, dazwischen Europäer aus aller Herren Länder drängen sich in buntem Gemisch durcheinander, jeder seinem Geschäfte nachgehend, das er sicher mit dem landesüblichen Stoßseufzer eines „So Gott will!“ beginnt.

Welch prächtiges Marmordenkmal unterbricht dort plötzlich die Wände schmutziger Häuser? Um ein Gitterfenster herum, das von weißem Marmor eingefaßt ist, ziehen sich schön geschriebene und vergoldete arabische Buchstaben, Verse aus dem Koran enthaltend, und darunter befinden sich zwei messingene kleine Saugröhren. Da tritt ein Araber heran, legt den Mund an die Röhre und saugt das kühlende Wasser zur Stillung seines Durstes ein.

Wir befinden uns vor einem jener öffentlichen Brunnen, die ein Werk frommer Stiftungen sind. Über ihm ist die Moschee und die Schule. Die letztere, frei nach der Straße zu liegend, besteht aus einem großen Zimmer, auf dessen Boden ordnungslos die jungen Schüler hocken, während der Schulmeister, nebenbei häufig ein Handwerk verrichtend, in einer Ecke sitzt. Die Kinder haben beschriebene Blechtafeln vor sich und lesen, den Kopf und die Kniee hin- und herneigend, ihre Koranlektionen so wirr und wild durcheinander, daß man meinen möchte, Lehrer und Schüler seien insgesamt zu Narren geworden. Den Schulmeister vermag nichts in seinem Phlegma zu stören; wird er beobachtet, so geifert er sein „Schmutz auf dein Haupt!“ oder inhaltsvoller „Gott verfluche deinen Vater!“ dem unberufenen Beobachter zu.

Die brennende Sonne mahnt uns daran, daß der Mittag genaht sei. In der That sehen wir die frommen Gläubigen in die offene Halle der Moschee eintreten, ihre Schuhe am Eingange ausziehen und auf die Matten zum Gebete niederknieen. Der Sänger ruft von der Galerie des Minaret die Leute zum zweiten Gebete herbei. „Gott ist sehr groß,“ singt er, „ich bekenne, daß Mohammed der Gesandte Gottes ist. Kommt zum Gebet, kommt zum Heil, es giebt keinen Gott außer Gott!“

Wir benutzen die Zeit bis zum Aser, etwa gegen 4 Uhr nachmittags, wann der Türmer vom Minaret die Anhänger des Propheten zum dritten Tagesgebete auffordert, um in das Hotel oriental an der Esbekieh einzutreten, und an der langen Tafel im großen Empfangssaal, in Gesellschaft europäischer Reisender, das Dejeuner einzunehmen.

Das Phlegma des Engländers, der Witz des Franzosen, das Gemüt des Deutschen, die Galanterieen des Polen, das Feuer des Italieners lassen sofort verraten, welchen Ländern jene geselligen Kreise angehören, die hier an Herrn Colombs Tafelrunde aus persönlicher Neigung und landsmannschaftlicher Anhänglichkeit zusammengerückt sind, im frohen Genusse der Gegenwart, während diensteifrige Araber, unbeholfen genug, den europäischen Emigrés, die meistens als Kellner dienen, Hilfe leisten. Die Tafel ist aufgehoben, man verläßt das Hotel, in dessen luftigem und geräumigem Hofe arabische Kaufleute Waffen aus der Mamelukenzeit zum Kauf anbieten. Wir schlendern dem Platze der Esbekieh zu, nehmen hier an einem der zahlreichen Tische Platz, die in langen Reihen vor einem Dutzend von Kaffeehäusern aufgestellt sind. Die Esbekieh ist das Eldorado Kairos, ohne sie wäre der Aufenthalt in der Kalifenstadt nicht halb so prächtig. Man denke sich einen großen, schönen Garten mit Bäumen aller Art bepflanzt, dessen Gänge mit grünenden Gebüschen bekränzt sind. Da geht Jung und Alt spazieren. Die Kinder liegen spielend und sich neckend auf dem Boden, die europäischen Fremdlinge, die hohen und niederen Beamten der Regierung, die armen und reichen Kaufleute der Stadt gehen hier auf und ab oder trinken ihren Kaffee.

Wenn bei uns in Norddeutschland der Sturm heult und die Schneeflocken Stadt und Feld mit einem Leichentuche überdecken, auf dem nur die Boten des Winters, die Raben und Krähen, lustig hin- und herhüpfen, wenn die Mutter mit den Kindern in warmer Stube vor dem traulichen Kamin sitzt und ihres lieben Sohnes in weiter Ferne gedenkt: da bleibt wohl der Heißersehnte auf den Gängen der Esbekieh gedankenvoll stehen, bricht eine Rose oder Myrte vom blühenden Strauch und denkt mit tausend innigen Wünschen an die Lieben in der Heimat, die jetzt im warmen Zimmer vor dem rauhen Boreas Schutz suchen müssen.

Er steckt die Rose und die Myrte ein, und ist er zurückgekehrt, so giebt er der Mutter die verwelkten getrockneten Blumen mit den Worten: Nimm, Mutter, die Januar-Rose und -Myrte der Esbekieh in Kairo.

Die Gäste, welche an der Hauptpromenade der Esbekieh vor ihren Tischen sitzen, gemächlich ihren Kaffee oder Rosoglio oder syropo di gomma einschlürfen und dazu den scharfen Rauch der persischen Wasserpfeife in die Luft blasen, haben das Vergnügen, die ganze vornehme Welt Kairos, Damen und Herren, Orientalen, Levantiner und Europäer an sich vorübergehen zu sehen. Zahllose Bettler, meistens bejahrte blinde Frauen und Männer, die von Kindern geleitet werden, bitten um Gottes und des Propheten willen um ein Bakschisch. „Geh' einmal zu deinen Landsleuten," erwiederte ich eines Tages einem Bettler, der mich täglich auf das zudringlichste um ein Almosen gequält hatte, und schnell und witzig antwortete er: „O mein Gebieter, Gott lasse dich zu unserm Heile lange leben, gehörst du nicht zu den Söhnen Adams!" Mit treffendem Witze wies er auf meine Abstammung als Mensch hin,

und lächelnd reichte ich als Urenkel Adams meinem Bruder vom selben Stamme das Almosen.

Zu den mannigfachen Zerstreuungen, welche den Aufenthalt auf der Esbekieh verkürzen, gehört vor allen die wunderliche Tierfamilie des herumziehenden Kuregati, die aus einem oder mehreren Affen, einem Esel, einem Hunde, einer Ziege und einigen Schlangen besteht. Der Affe tanzt, schlägt das Tambourin, reitet den Hund und Esel und sammelt zuletzt Geld von den Zuschauern ein. Fortwährend mit ya walip soeir, „o kleiner Knabe" angerufen, muß er die Schlangen aus dem Sacke ziehen, in welchem sie zusammengerollt daliegen, und der Ziege kleine Klötze unter die Beine schieben, so daß ihre vier Füße wie zusammengebunden auf einem kleinen Raume dicht bei einander stehen.

Auf der breiten Straße für Wagen und Reiter, neben dem Platze der Esbekieh, zieht eine Abteilung kriegerisch aussehender Baschi-Bozuks vorbei, an ihrer Spitze zwei Paukenschläger, welche unaufhörlich und taktlos auf einige Pauken losschlagen. Die Leute der kleinen Abteilung sind bis auf ein buntrot gekleidetes Mitglied grün uniformiert. Einer trägt, offenbar zum Staat, einen englischen Regenrock, andere tragen statt der Reitstiefeln rote Pantoffeln und haben die Stiefeln ausgezogen und an den Sattelknopf gehängt. Der Offizier an der Spitze kaut behaglich an einem Stück Zuckerrohr, ein Soldat hinter ihm ißt einen großen Ziegenkäse, und ein anderer steckt sich an der brennenden Pfeife eines vorübergehenden Arabers eine Cigarre an. So reiten die Truppen des Vicekönigs zu irgend einer Übung aus Kairo hinaus, über die Stelle hinweg, wo einst ein Thor stand. Der verstorbene Vicekönig Ägyptens hat nämlich die neueren Stadtthore Kairos, aus einer sonderbaren Antipathie gegen Stadtthore, sämtlich schleifen lassen.

Die Schatten der Abendsonne, welche mit blutrotem Scheine hinter den Gebüschen der reizenden Nilinsel Rodah verschwindet, werden immer länger, und die Finsternis breitet sich plötzlich wie ein Schleier über das unruhige Kairo aus.

In leuchtender Pracht tauchen die ewigen Lichter am nächtlichen Himmel auf. Nur noch in dunkeln, kaum erkennbaren Formen zeichnen sich die Umrisse der Häuser am Himmel ab, während das Rauschen der Palmenwipfel allmählich verstummt. Der kühlende Nordwind legt sich des Abends zur Ruh, um mit erneuter Kraft am Morgen lustig in die Segel der Nilbarken zu blasen, welche jetzt müßig an den hohen Ufern des Nils hin- und herschaukeln. Der Gesang des Mueddins von den Minarets herab fordert die frommen Anhänger des Propheten beim Anbruch der Nacht zum Gebet auf, dem vorletzten von den fünf, welche der Koran vorschreibt. Die großen, schweren, mit Eisen beschlagenen Thüren, welche die einzelnen Viertel der Stadt voneinander trennen, schlagen die Wächter zu, schieben den mächtigen Riegelbalken vor und geben sich und ihr Viertel in den Schutz Gottes und seines Propheten. Dann hocken sie sich, ihre Pfeife schmauchend, auf den Boden hin, um auf den Ruf und das Klopfen eines späten Bewohners gegen das unvermeidliche Bakschisch Einlaß zu gewähren. Wie Leuchttürme tauchen

in der Finsternis hin- und herwandelnde Lichter auf. Wir gehen näher und überzeugen uns, daß jeder Bewohner Kairos nach Sonnenuntergang nur mit einer Papierlaterne gehen darf, die ihn vor der Nachtwache schützt, welche eifrig nach dem Gesindel umherspäht, das nur im Schutze der Finsternis, mit Diebslaternen versehen, seinen Geschäften nachschleicht. Wir gehen die lange Straße des Koptenviertels entlang, steigen über die Leiber schlafender Hunde und schnarchender Wächter hinweg und gelangen zu jenem Café, woselbst, von wenigen Öllämpchen erleuchtet, der eifrige Wirt und sein Knabe den beturbanten Gästen, die ringsherum auf Ankarebs sitzen, den Mokka verabreicht. Auf dem Feuerherde steht die große Blechkanne, die von Holzkohlen erwärmt wird, welche der Knabe, den Flederwisch hin- und herbewegend, in steter Glut erhält. Das Gemach des Cafés ist nur klein, von Rauch und Schwel erfüllt, die nach der Straße gekehrte Holzwand ist von durchbrochenem Holzwerk mit Bögen versehen. Die größte Hälfte der Gäste, die nur den niederen Ständen Kairos, aber dem Ägypter von echtem Geblüt, angehören, sitzt auf der Straße, sorgsam sich umschauend, ob nicht ein schlafender Hund ihr Gewand berühre und es dadurch verunreinige. Sie schlürfen ihren Kaffee, rufen den Wirt, wenn das Täßchen ausgetrunken, mit den Worten melium „er ist voll“, um augenscheinlich gerade das Gegenteil auszudrücken, ziehen den Dampf aus der kollernden Wasserpfeife oder dem gewöhnlichen Schibuk ein, während jener in der Ecke dort sich aus der Goseh das unerlaubte Vergnügen des Haschischrauchens bereitet. Auf das höchlichste ergötzt, mit den Augen wohlgefällig blickend und den Kopf wie im Takte neigend, hören sie den Erzählungen eines Bänkelsängers zu, der ihnen die Abenteuer alter arabischer Helden, Antar an der Spitze, in gereimter Prosa recitiert und mit der Dichterviole die herzstärkendsten Verse begleitet. Allgemeines Seufzen, das sonderbare Zeichen des ungeteiltesten Beifalls, das hier und da ein langgedehntes A l l a h! (Gott) unterbricht, belohnt den Erzähler und Sänger nach jedem Abschnitte.

Endlich steigt der Sänger vom Estrich hernieder, nimmt die Viole unter den Arm, zündet das Licht seiner Laterne an und wandert nach Hause, während der Wirt die Lämpchen seiner Bude auslöscht, sich in sein Gewand hüllt und zum Schlafe auf den Estrich streckt. Einer nach dem andern verlassen die Gäste das Kaffeehaus. Durch die engen, dunkeln Gassen, deren Häuserwände matt vom Lichte der Laterne erhellt sind, wanken sie schlürfenden Fußes nach Hause. Jedes Geräusch, jede plötzliche Erscheinung, mag ein Steinchen vom Dache fallen, oder ein Hund oder eine Katze ihnen in den Weg treten, oder eine Sternschnuppe am Himmel aufblitzen, macht sie zusammenschrecken. Ein kräftiges Stoßgebet gegen die bösen Geister oder die Ginnî und ihren Obersten, den Iblis oder Teufel, murmeln sie unverständlich zwischen den Zähnen, indem sie kaum hörbar die Worte über die Lippen pressen: „Gott schütze uns vor ihren Bosheiten! Konnte nicht der Stein von dem bösen Geist herabgeworfen sein, und ist nicht die Sternschnuppe ein böser

Pfeil, den Gott gegen den bösen Ginnî schleudert? Möge Allah den Feind des Glaubens damit durchbohren!"

Unter solchen Gesprächen, welche Zeugnis ablegen von dem krassen Aberglauben der Ägypter, erreichen sie ihr Haus, klopfen mit dem eisernen Schlägel mehrmals an die Thür, um Einlaß zu begehren. Sie verschwinden endlich hinter der geschlossenen Pforte, und mit ihnen ist die Gasse öde und leer.

Der Kairenser geht früh zur Ruh, etwa um 8 oder 9 Uhr unserer Zeit nach. So sehr er in seinen dichterischen Phantasieen für die Nacht eine fast schwärmerische Begeisterung zeigt, so wenig entspricht er dem Worte durch die That. Nur da, wo besondere „Phantasieen" oder Lustbarkeiten seiner harren, verschmäht er es nicht, bis zur Mitternacht aufzubleiben.

Wir ziehen unsere Straße weiter. Hier und da tönen die rasselnden Klänge der Darabuke, welche den Gesang der ägyptischen Tänzerinnen begleiten, die in dem Hause irgend eines ägyptischen Wüstlings oder vor einem Harem ihre lüsternen Tänze aufführen. Bei dem türkischen Karaul oder Wachtposten vorbei, der uns sein Kimindero „Wer da?" zuruft und mit unserer Antwort ibn el belled „ein Sohn der Stadt" zufrieden gestellt ist, biegen wir in die Nebenstraße ein, wo die sonore Stimme des Wächters den Ewigen mit den schönen, durch die Nacht hinhallenden Worten besingt: „Ich preise die Vollkommenheiten des lebendigen Königs, der nicht schläft und nicht stirbt."

Gespensterhaft glänzen im bleichen Mondscheine die weiß angestrichenen Häuser der Esbekieh mit ihrem durchbrochenen Fensterwerk und ihren hervorspringenden Erkern; in zitternden Umrissen zeichnen sich die nickenden Gipfel der Dattelpalmen an dem dunkeln Nachthimmel ab, während furchtsam flatternde Nachtvögel mitunter die Stille der heiligen Nacht unterbrechen.

Wir haben endlich unser Ziel erreicht, klopfen mit dem eisernen Klöpfel an die wohlverschlossene Hausthür, welche schlaftrunken der arabische Pförtner öffnet, um uns einzulassen. Müde legen wir das Haupt auf die Kissen, um von Kairo und eine Nacht zu träumen.

Lehnert und Brugsch.

4. Abessinien.

Wer je Abessinien gesehen hat, wird immer mit Bewunderung an diese afrikanische Schweiz zurückdenken, die westlich am Südende des roten Meeres gelegen, schroff gegen diese Gestade hinabstürzt und langsam gegen die oberägyptische Wüste sich abstuft. In breiten Terrassen erhebt sich Abessinien bis über 3000 m, und seine Gipfel lassen unseren Alpenkönigen nur den ewigen Schnee. Die weiten Hochebenen sind durch Klüfte zerrissen; die wilden Ströme, durch tropische Regengüsse geschwollen, graben sich tiefer und tiefer schauerliche Abgründe, und die Zeit erweitert die schmalen Klüfte zu breiten Tiefthälern, die mit der Pracht ihrer tropischen Vegetation uns verführen. Aber wehe dem Anwohner! Da lauert die geringelte Boa auf dem schmalen Wege; da

ist das Jagdgebiet des Löwen, und der Elephant weidet friedlich; da schreckt dich das blasse Fieber aus dem paradiesischen Traum. Die Natur will den Menschen hier nicht zum Zeugen ihrer Pracht haben. Und doch wie schön! Das hohe, schilfige Gras verschlingt den Reiter; nur mühevoll tritt er sich einen Pfad, wenn nicht die Elephantenherde ihn schon geebnet hat. Die weitästige Sykomore mit ihrem ungeheuren, hochragenden Stamme und den breiten Blättern bietet ihre Feigen und ladet in ihren ewigen nächtigen Schatten. Die ast- und blätterarme Adansonia (Boabab) verwundert dich mit ihrem fetten Leib und ihrem mürben, kraftlosen Holze. Hier ist Urwald, hier liegen mächtige Stämme der Verwesung preisgegeben und versperren den Weg. Frisch sprießt das neue Gras aus der nie abgeräumten, nutzlos verfaulenden Weide. Hab acht! der Dornenbaum mit den krummen Stacheln höhnt deiner Kleider, und grausame Disteln und Nesseln verletzen den unbedachten Fuß.

Wo aber das Thal sich verengt und das Wasser mühsam über die Granitblöcke von turmhohen, senkrechten Schieferfelsen sich einen ewigen Weg bahnt, da ist es dunkel fast den ganzen Tag. Hier wird selbst der Vogel scheu und stumm, und die am spärlichen Wasser sich labende Gazelle lauscht ängstlich auf bei jedem Geräusch in der fluchtwehrenden Enge. Da ist fast ewige Stille, ununterbrochen von dem Murmeln des sich ins Freie drängenden Baches, selten gestört von dem Geheul des an dem jähen Abgrund sich klammernden Affen.

Weh dem, der hier weilt in der Regenzeit! Von langer Fahrt müde, bettet sich der Wanderer in das Thal. Er ist von der Hitze so erschöpft, daß selbst diese finstern Gründe ihn zur Ruhe einladen. Im heißesten Mittag wiegt er sich in süße Träume; seiner harret das freundliche Heim — da dröhnt es dumpf im Hochgebirge: ein Schuß, ein zweiter, dann der schreckliche, den ganzen Himmel durchrasende Donner.

Doch fürchtet er noch nichts, das Gewitter ist ja so ferne. Da erhebt sich oben ein Rauschen, wie wenn der Wind durch die Blätter führe. Es wird lauter, gewaltiger; es zischt, es prasselt, es toset, es brüllt, als wenn die bösen Geister heranführen — nun nahet es, mauergleich, schäumend und sich überstürzend — es ist der Waldstrom. Der Bach, vom Regen angeschwollen, ist ein mächtiger Strom geworden; doch seines kurzen Lebens eingedenk, stürzt wild und feurig er das Thal hinab; die tiefgewurzelten Sykomoren sinken unter seiner Wucht, und die grasige Ebene wird von Schutt überrollt; das Wasser füllt das ganze Thal und langt hoch an die Felsen hinauf. Weh dir, du armer Mann, wohin sollst du entfliehen? Hast du die Flügel des Adlers, hast du die Krallen des Affen, der über dir schwebend deiner Not höhnt? Bist du im Bunde mit den Geistern, daß sie dich forttrügen? Hier ist sie nicht dein Knecht, die Natur, hier ist sie dein Feind, der dich vernichtet. — Es sind wenig Jahre her, daß ein ganzes Zeltlager in einem breiten, trockenen Strombett von dem ungeahnten Waldstrom überfallen und

fortgerissen wurde. Hundert Menschen, Tausende von Ziegen wurden seine Beute.

So sind die Tiefthäler Abessiniens; wie feindlich und doch wie schön! Wie manchen Tag habe ich in dem schattigen Walde neben der Quelle gelegen und den bunten, langgeschweiften Vögeln zugeschaut oder im dichten Dornenbusch dem plumpen Nashorn, der spiralhörnigen Antilope aufgelauert! Wie manche überschwengliche Ernte haben wir der Urwildnis abgelockt, und wie reichlich belohnte sie die kleine Mühe, die große Gefahr!

Doch besser ist zu es wohnen in dem kalten, vom Wind gefegten, baumlosen, wildarmen Hochlande. Da sengt keine übermächtige Sonne das immer grüne Gras; aber die Natur ist mäßiger, spärlicher: keine wuchernde Vegetation, die oft den Menschen feindlich wird. Das Wasser sprudelt ungesucht aus dem Boden; die schwarze Erde giebt viel, aber fordert den Schweiß; die kalte Luft ermöglicht die Arbeit. Der Mensch ist stark und kann auch fleißig sein; der Ackerbau ladet zu Ruhe und Frieden ein, und Dorf an Dorf gereiht, verwirren den überzählenden Blick. Hier zeigt sich die Natur vom Menschen besiegt, das Raubtier hat sich schon lange in die Wildnis zurückgezogen. Ein erfreulicher Blick, doch mäßig schön wie der Bewohner, den die rauhen Winde schwärzen, und selbst die Frauen hat die rauhe Arbeit männlich gestaltet.

Das ist das eigentliche Abessinien, das schönste Land von Afrika; seine Bewohner sind ganz verschiedenen Ursprungs, doch hat sie das Klima einander ähnlich gemacht und das Interesse dem Auslande gegenüber geeinigt. In den ersten Jahrhunderten unserer Ära stand es auf der Höhe der damaligen Kultur; das Christentum, das ununterbrochen von Ägypten den Nil hinauf bis hierher drang, schuf einen stetigen Verkehr mit dem römischen Reich. Im Glauben, in Sitte, Recht und Feinheit des Leben war es uns ähnlich, doch seit es von dem Abendlande durch die Fortschritte des Islam abgeschnitten ist, blieb seine Entwicklung stehen, und wie jeder, der steht, zurückgeht, so ist auch Abessinien zurückgegangen und ist verwildert, wenn es auch jetzt noch Europa viel näher liegt als dem nachbarlichen Afrika. Es ist umringt von Feinden, wie die Rose von den Dornen. Im Norden, wo das Hochland in Stufen abfällt und endlich in unabsehbare Tiefebenen sich endet, da wohnen mohammedanische Völker, meist rebellische Kinder des Hochlandes: die hellfarbigen Habab, die Leute von Barka; ihnen folgen noch nördlicher die altnomadischen, fremdredenden Hadendoa. Im Westen begrenzt Abessinien das Nilland, türkischer Herrschaft unterworfen; im Süden das halb mohammedanische, halb teufelanbetende Reitervolk der Galla. Wohl brauchte es Jahrhunderte, das Hochland vor allen diesen Feinden dem Christentum zu bewahren. Doch jetzt steht Abessinien gegen außen unabhängig da; es hat nur die inneren Feinde zu fürchten: die Anarchie, den freiwilligen Verfall seiner Religion und Sitte, den Selbstmord.

Der Abessinier fühlt wie wir, nur roher und oft viel natürlicher und freimütiger. Soll denn das schwarze Gesicht immer ein schwarzes Herz verbergen? Auch dort findest du mitleidige Herzen! Wenn der schneidige Abendwind dichte Nebel auf die Hochebene hinabtreibt, da kann der Wegfahrer getrost anklopfen, und auch des erfrorenen Bettlers harret ein freundlicher Gruß, ein fröhlich loderndes Feuer und ein warmes in Milch eingebrocktes Brot. Gefühl fehlt nicht und auch nicht Mut und Frohsinn; sie singen und tanzen die sternenhelle Nacht durch; Rhapsodien loben den Helden, den Löwentöter, den Menschenbezwinger. Freude und Leid wird ausgesungen; das Lied tönt auch zur Klage, es begleitet die Arbeit, es bejubelt die Hochzeit. Munziger.

5. An den Ufern und der Quelle des weißen Nils.

1. Eine Welt von Gras. — 2. Der Viktoria-Nyanza.

1.

Die eigentlichen Ufer des weißen Nils bleiben überall durch ein Gewirr von grasbewachsenen Kanälen zwischen zahlreichen Inseln vom Fahrwasser der Barken geschieden, und nur die fernen Waldstreifen hochstämmiger Akazien markieren zu beiden Seiten das feste Terrain. An diesem Tage stießen wir auf die ersten Papyrusbüsche; für mich, den Botaniker, gestaltete sich diese Begegnung zu einem förmlichen Feste. Hier also, unter 9° 30′ nördlicher Breite erst trifft man ihn wieder, den Vater des verewigten Gedankens. Vor Jahrhunderten war er in Ägypten wohl ebenso häufig, als gegenwärtig an den Thoren der innersten Wildnis von Afrika. Ich war ganz versunken in andächtige Betrachtung dieses großartigen Gemäldes, zu welchem der geheiligte Papyrus des Altertums die Staffage abgab. Wie Gebilde aus einer andern Welt wirkt derselbe magisch auf die Phantasie des Beschauers ein und fordert ihn unwillkürlich auf zur Verehrung der unsichtbaren Mächte. Tage und Wochen verstrichen mir im vertrauten Umgange mit dieser wunderbarsten Erscheinung der Nilflora, aber mein Auge vermochte nicht, sich satt zu sehen an den göttlichen Formen.

Die Hindernisse, welche sich der Schiffahrt durch die Wasservegetation entgegenstellten, wurden jetzt im hohen Grade Besorgnis erregend, und wir befanden uns tagelang in einem Gewirr von Kanälen und schwimmenden Grasmassen, Papyrus- und Ambatschdickichten, welche die ganze Breite des Hauptstromes gleich einem Teppich bedeckten und nur zum Schein denselben in Arme teilten. Es ist zu vermuten, daß die vorherrschend östliche Richtung des Stromlaufs, zu welchem der Nil in dieser Gegend auf 60 Meilen gezwungen ist, durch die verzögerte Strömung die Hauptursache zu dieser Massenanhäufung von schwimmenden Wassergewächsen bildet. Weder der in einzelnen Jahren ausnahmsweise stärker wechselnde Wasserstand, noch das ungleiche Maß der höchsten Nilanschwellung überhaupt vermag irgendwelchen Einfluß auf das Wuchern dieser Vegetation auszuüben. Nicht einer Eisdecke

vergleichbar, welche bricht und durch die Gewalt des Stromes in Stücke gerissen wird, ist die Pflanzendecke, sondern einem wirklichen Gewebe von zähem Filz, welches sich wie ein Teppich über die ganze Wasserfläche ausbreitet. Hin und wieder bricht sich in engen Rissen die Gewalt des Wassers Bahn, aber diese Kanäle entsprechen nicht immer den Tieflinien des Strombettes und sind daher nur selten für Barken passierbar. Ein beständiges Ziehen und Drängen der Massen verändert sie alljährlich in so hohem Grade, daß selbst der erfahrenste Schiffer sich in ihnen nicht zu orientieren weiß, und daher jede Winterfahrt sich aufs neue durch ein labyrintisches Fahrwasser zu winden hat. Im Juli dagegen, wenn der Fluß seinen höchsten Stand erreicht hat, sind für die Thalfahrt alle jene Kanäle wohl zu benutzen, da ja alsdann auch die lokal so gewaltige Strömung nicht erst überwunden zu werden braucht, sondern die Barken unaufhaltsam ihrem Ziel entgegen geführt werden.

Dichte Massen einer auf den freien Stellen der Wasserfläche flottierenden Vegetation von kleinen Kräutern bilden einen grützeartigen Brei, welchen offenbar die Vereinigung der Grasmassen zu vollständigen Decken sehr erleichtert. Wie ein cementierender Kitt verstopft dieser Brei von Kräutern alle Spalten und Löcher zwischen den Gras- und Ambatschinseln, welche sich an den den Winden oder der Strömung minder zugänglichen Stellen der Hinterwasser anhäufen. Den Hauptanteil an solchen Bindemitteln nehmen in diesen Gewässern zwei Pflänzchen ein, unscheinbar in ihrem Äußern. Das eine ist ein feingegliederter Wasserfarn, das andere die Pistia, welche in so hohem Grade an einen kleinen Salatkopf erinnert. Die Schiffer des weißen Nils nennen sie Negertabak, wahrscheinlich wegen des zwerghaften Wuchses der beiden Tabakarten in allen Negerländern. Auch unsere Entengrütze und die afrikanischen Repräsentanten von den Gattungen unserer gemeinsten Wasserpflanzen spielen daselbst eine große Rolle.

Es ist eine auffallende Erscheinung, daß die meisten für die obern Gewässer so charakteristischen Wassergewächse in Ägypten fehlen, während sich strauchartige Uferpflanzungen, die ihre eigentliche Heimat offenbar erst in der Nähe der Äquatorialzone haben, vorübergehend an vielen Stellen des untersten Nillaufes ansiedeln. Selbst das merkwürdige Ambatschholz ist in Ägyten nicht einmal dem Namen nach bekannt, und ein Ereignis ist es, wenn Stücke von Papyrus bis in diese nördlichen Breiten hinabgetrieben werden. Alles Holz, welches der Strom mit sich führt, wird von den Bewohnern des nubischen Nilthales ans Land geschafft, und nicht das kleinste Stückchen entgeht den spähenden Augen der Brennholz bedürftigen Uferbewohner. Zur Zeit des Hochwassers ist die Jagd auf Treibholz daselbst an der Tagesordnung und eine Lieblingsbeschäftigung der Knaben.

Am 8. Februar begann der eigentliche Kampf mit dieser Welt von Gras. Den ganzen Tag verbrachten wir in einem mühsamen Durchzwängen der Barken durch die periodischen Stromarme; bald gerieten die Schiffsführer in Zweifel, welchen Kanälen sie zu folgen hätten, aus welchem Grunde sich zwei Barken von unserer Flotille

trennten, um es zu versuchen, auf einer nördlich von der unsrigen gelegenen Straße auf eigene Hand durchzukommen. Von den Unsrigen mußten 200 Bootsleute und Soldaten stundenlang im Wasser an Seilen ziehen, um eine Barke nach der andern durchbringen zu können; dabei schritten sie selbst am Rande der schwimmenden Grasdecken einher, welche ganze Rinderherden zu tragen vermochten, wie ich später zu sehen Gelegenheit fand.

Es war ein eigentümliches Schauspiel, die Barken wie eingewachsen in diesem Dschungel von 15 Fuß hohem Papyrus zu erblicken, dazu die nackten Bronzegestalten der schwarzbraunen Nubier, welche von dem freundlichen Grün der Umgebung lebhaft abstachen. Das Geschrei und Gejauchze, mit welchem sie sich die Arbeit zu erleichtern glaubten, ließ meilenweit die Lüfte wiederhallen. Selbst den Nilpferden schien das nicht zu gefallen; wie in Verzweiflung steckten sie bald hier, bald dort schnaubend ihre Köpfe aus dem Wasser, an flachen Stellen, wo sie sich an die trockene Luft gesetzt sahen, ein erschreckliches Geplätscher verursachend. Die Schiffer, in Besorgnis geraten, sie möchten Lecke einbrechen mit der Wucht ihrer Leiber, was allerdings schon vorgekommen ist, entfesselten da zur Abwehr die volle Kraft ihrer Kehlen.

Dieser Höllenlärm war in der That die einzige Waffe, welche ihnen zu Gebote stand, da in diesem Getümmel, wo man überall Menschen und Schiffe um sich hatte, an Schießen gar nicht gedacht werden konnte.

Hier hatte sich im Jahre 1863, zur Zeit der Expedition des Fräulein Tinne, die merkwürdige Grasbarre gebildet, welche noch im Sommer des Jahres 1872 in ihrer vollen Stärke angetroffen wurde, und hier war der Schiffahrt wiederholt ein für Monate unüberwindlicher Damm gezogen, ein Umstand, welcher die Mannschaften, nachdem die Vorräte verzehrt waren, der größten Not preiszugeben drohte. Die großartige Expedition Samuel Backers 1870 und 1871 erlitt hier wiederholte Verzögerungen, da die Maschinen erst erfunden werden müssen, welche zur Durchbrechung der Grasdecken verwendbar wären, Dampfschiffe aber dagegen weniger vermögen als Barken. Ein Esel, der von Menschenhänden durch den Sumpf getragen werden muß, wie man auf Landpartien in Ägypten so häufig erlebt, veranschaulicht den mißlingenden Wettstreit zwischen vulkanischen und äolischen Bewegungsmitteln in diesen Gewässern.

So arbeiteten wir uns mühsam mehrere Tage vorwärts, bis wir endlich zur Nilquelle gelangten.

2.

Als eigentliche Nilquelle ist der von Kapitän Speke 1858 entdeckte Ukerewesee oder Viktoria-Nyanza zu betrachten. Derselbe liegt 1148 m über Meer und bedeckt eine Fläche von etwa 81000 qkm, also mehr als das Königreich Bayern. Aus diesem See fließt im Norden der Somerset- oder Viktoria-Nil heraus, um bald

darauf die 4 m hohen Riponfälle zu bilden. Hierauf wendet er sich nordwestlich und ergießt sich in einen zweiten See, den von Samuel Baker entdeckten Mwutan-Zige oder Albert-Nyanza-see. Bis dahin bildet er acht größere und kleinere Fälle, von denen besonders die kurz vor dem Eintritt in den Albert-Nyanza liegenden, 11 m hohen Murchisonfälle einen prächtigen Anblick gewähren. Der Albertsee hat seine größte Ausdehnung von Norden nach Süden und sein Südufer etwa 1° 10′ nördlicher Breite, während der von Stanley entdeckte Beatricegolf einem dem Kongogebiete angehörigen See zugewiesen werden muß. Am Nordrande des Albertsees tritt der Nil als Bahr el Gebel hervor und fließt in nördlicher Richtung zwischen den Rego- und Madigebirgen in ziemlich abschüssigem Bett dahin, bis er bei der Stadt Lado die Niederungen erreicht. In der offenen sumpfigen Fläche, welche er nun bewässert, verläuft das Wasser zwischen dichten Schilf- und Rohrwaldungen. Undurchdringliche Barren von Pflanzen versperren hier den Strom derartig, daß die Schiffahrt oft für längere Zeit unmöglich gemacht wird. Solche Barren entstehen, wie schon bemerkt, aus der Papyrusstaude und der Ambatschpflanze. Die letztere wird, wie wir hier nachtragen, 5—6 m hoch und ist an der Basis etwa 20 cm dick. Ihr Holz ist so leicht, daß ein Mann ein daraus gefertigtes Floß auf seinen Schultern tragen kann, das acht Menschen aufzunehmen imstande ist. Die Pflanze wurzelt bloß im Wasser, so daß durch die Gewalt der Strömung oder des Windes oft ganze Gebüsche losgerissen werden; wenn sie dann mit andern zusammenstoßen, so verfilzen sie sich ineinander und werden zu schwimmenden Inseln und Barren. — Zwischen dem 9. und 10.° nördlicher Breite erhält der Bahr el Gebel von Westen her eine Reihe von Nebenflüssen, deren bedeutendste der Bahr el Arab und der Bahr el Ghasal sind. Sie übertreffen zusammen an Wassermenge den Bahr el Gebel bedeutend; bei der Vereinigung dieser Ströme bildet sich eine seeartige Erweiterung, der sogenannte See No. Von da an trägt der Nil den Namen Bahr el Abiad oder Weißer Nil; er fließt in ganz nördlicher Richtung und vereinigt sich bei Chartum mit dem von Abessinien kommenden Bahr el Asrak oder Blauen Nil.

Im Nordwesten des großen Viktoria-Nyanzasees breitet sich das Reich Uganda aus, zu welchem auch noch die Austrittsstelle des Viktoria-Nil und die Riponfälle gehören. Nach Spekes Schilderung sind die Ufer des Sees in Uganda vielfach sumpfig, doch die Szenerie ist ausnehmend schön. Die Begleiter des Reisenden verglichen den Anblick von Berg, Thal und See mit dem Anblick der Küste von Sansibar, doch bezeichnet er selbst das Panorama als ein weit vortrefflicheres, ja als das schönste, was er je gesehen habe. Reizende kleine Hügel bilden den Hintergrund, und von ihnen abwärts ziehen sich riesige Bäume mit einem Durchmesser von $1\frac{1}{2}$—3 m, besonders Bananen; dazwischen hohe Sträucher aller Art. Auch kleine Inseln, welche in

dem See vorkommen, werden als reizende Eilande mit prächtigen Fruchtbäumen geschildert.

Den Viktoria-Nil schildert Speke wie folgt: „Hier stand ich endlich am Rande des Nil; die Szene war außerordentlich schön, nichts konnte sie übertreffen. Es war die Vollendung dessen, was man in einem gut gehaltenen Park für eine Wirkung zu erzielen strebt; ein Strom von 600—700 Yards (=Meter) Breite, mit Inseln und Felsen bedeckt; auf den ersteren lagen Fischerhütten, auf den letzteren Kähne und sich in der Sonne erquickende Krokodile; ein Strom, der zwischen schönen, hohen Grasufern strömt, mit reichen Bäumen und Bananen im Hintergrund, wo Herden von Nsunnu und Hartebeests grasend gesehen wurden, während Hippopotamus im Wasser schnarchten und Florikane und Perlhühner zu unseren Füßen aufstiegen. Reiches Jungle und Bananengärten begleiten den Nil abwärts, der sich mehrfach mit Stromschnellen vorwärts stürzt. Die Isamba-Stromschnellen bilden ein herrliches Bild: das Wasser fließt tief zwischen den Ufern, die mit schönem Gras, weichen, wolkigen Akazien und Guirlanden von Lilawinden bedeckt sind; hier und da, wo oberhalb der Stromschnellen das Land abgerutscht ist, sieht man nackte Flecken roter Erde; auch sieht hier das von einem natürlichen Damme aufgestaute Wasser wie ein großer Mühlenteich aus, traurig und dunkel, in dem zwei Krokodile heranschwimmend nach Beute ausschauten. Von den hohen Ufern blickt man auf eine Reihe bewaldeter Inseln quer über den Strom hinüber, die seine Wasser teilen und dadurch, daß sie dieselben unterbrechen, den Damm und die Stromschnellen bilden helfen. Das Ganze war märchenhafter, wilder, romantischer als irgend etwas, was man außerhalb eines Theaters sehen kann."

Beschwerlicher Weg durch hohes Gras und Jungle, dann über große Grasflächen und Bergeshöhen hinweg führten Speke von den Isambafällen, welche weiter unterhalb liegen, zu den Riponfällen, die, wie erwähnt, dem Austritte des Viktoria-Nils aus dem Viktoriasee nahe sind. Der Anblick derselben ist ein sehr schöner, der auf lange Zeit fesseln kann. Die breite Fläche des Viktoriasees wird zwar durch einen Bergausläufer von der Ansicht ausgeschlossen, und die ungefähr 4 m hohen Fälle werden durch Felsen gebrochen, doch ist der Anblick der 130 — 170 m breiten Wasserfläche wegen der sonstigen Szenerie bewundernswert. Das Getöse des Wassers, die Tausende von wandernden Fischen, die mit aller Gewalt aus den Fällen heraussprangen; die Wasoga- und Wagandafischer, die mit Booten herauskamen und sich auf den Felsen mit Ruten und Haken postierten; die Krokodile und Hippopotamus, die schläfrig auf dem Wasser lagen; die Fähre, die oberhalb der Fälle im Gange war; Rinder, die zum Trinken an den Rand des Sees getrieben wurden; dies alles zusammen mit dem hübschen Rahmen des Landes — kleinere mit Gras gegipfelte Berge und Bäume in den Einsenkungen und Gärten an den unteren Abhängen — machte das Bild zu einem so interessanten, wie man es nur zu sehen wünschen konnte.

Schweinfurth und Richter.

II. Nord-Afrika.

1. Die Bevölkerung Marokkos.

Am Mittelmeere erhebt sich, von Sizilien und Spanien aus sichtbar, mit einer im großen geradlinigen Steilküste und sehr wenigen guten Häfen zwischen Kap Bon und Nun die Atlantische Region, von den Arabern das „Abendland" genannt (el Maghreb) und nicht mit Unrecht als atlantische Insel dem übrigen Afrika entgegengesetzt. Zwischen dem Mittelmeere, dem Atlantischen Ozean und der Wüste hat dieselbe eine Oberfläche von 29000 Q.-M. oder $1^1/_2$ Mill. qkm (das doppelte von Österreich), und begreift drei Staaten, Marokko, Algerien und Tunis, in sich. Seiner Natur nach sondert sich dies Gebiet in mehrere, dem Gestade gleichlaufende Zonen: zunächst am Meer erheben sich, meist mit steilem Abfall, Küstenketten, in Marokko Rif (= ripa), in Algier wohl auch der kleine Atlas genannt. Dieser sogenannte kleine Atlas bildet den Nordrand eines 20 m breiten Hochplateaus, das in Marokko fehlt und reines Steppenland ist. Dieses Hochplateau ist im Süden begrenzt durch den sogenannten großen Atlas. Die fruchtbare Zone des nördlichen Gebiets, in Algier des Nordabfalls und der Küste (und die schmälere des südlichen Randgebirges) wird Tell genannt. Es folgt ein Steppengebiet mit reichen Weiden zur Zeit der Winterregen und mit einzelnen, von seßhafter Bevölkerung bewohnten Oasen, schon zur Sahara gehörig und als Sahara bezeichnet; dann die ausgesprochene Wüste. Nicht überall ist die Scheidung in Tell, Steppe und Wüste in gleicher Weise ausgeprägt. In Marokko und Algier deutlich erkennbar, findet sie sich in Tunis kaum noch vor, wo das Tell viel tiefer nach Süden reicht und die Steppe fast verschwunden ist.

Der westliche Staat dieses so charakterisierten Nord-Afrika ist Marokko oder Maghrib-el-Aksa, das entfernte Abendland (the far West), wie es von den Arabern genannt wird. Dieser alte Piratenstaat, vor dem die mediterranen Seemächte Jahrhunderte hindurch gezittert haben, und dem noch bis tief in unser Jahrhundert hinein die europäischen Großmächte Tribut zahlten, hat es meisterhaft verstanden, sich sowohl dem abendländischen Einflusse, als auch der Türkenherrschaft zu entziehen. Noch heute herrscht zu Marokko eine ganze Reihe unnatürlicher Zustände: die Vertreter der fremden Mächte wohnen nicht in der Residenz des Sultans, sondern in Tanger und verkehren durch einen marokkanischen Minister mit der Regierung; die Europäer dürfen nicht im Innern des Landes wohnen und Grundbesitz erwerben. Die letzte Madrider Konferenz hat das allerdings beseitigt, in Wirklichkeit sind die Verhältnisse aber derart, daß sich schwerlich jemand finden wird, der Lust hätte, im Innern Marokkos zu wohnen. Der Export von wichtigen und wertvollen Landesprodukten ist verboten, und nur einige wenige Artikel dürfen außer Landes kommen; die Erlaubnis dazu wird aber immer speziell (gewöhnlich dem Konsul eines Landes) und

nur für bestimmte Zeit gegeben. Aber auch von osmanischen Einflüssen ist das Land völlig verschont geblieben. Die von der Lehre des Propheten fanatisierten Araber, welche in ihrem raschen Eroberungszuge über Nord-Afrika hin schon bald nach der Hedschra das Volk des alten Mauritanien unterwarfen und bekehrten, Spanien mit dem Schwert gewannen und erst nach mehr als siebenhundertjähriger Herrschaft wieder nach Marokko zurückgedrängt wurden, das sie bis auf den heutigen Tag beherrschen, halten sich für die echten legitimen Erben der ersten Bekenner des Propheten und betrachten den Anspruch der Türken darauf für eine unberechtigte Usurpation. Für sie ist der Sultan in Fâß der wahre Kalif, das ist Stellvertreter des Propheten; er ist weltlicher und geistlicher Herr, und die jetzige Familie des Herrschers, die Filali, sind Schurafa (Plural von Scherif*); im diplomatischen Verkehr mit den Europäern wird der Sultan Muley Hassan auch als „Sa Majesté shérifienne“ angeredet.

Die Bevölkerung des heutigen Marokko ist eine außerordentlich gemischte, denn Mauritanier und Römer, Westgoten und Vandalen, Byzantiner und Araber sind im Laufe der Jahrhunderte über dieses Land hinweggegangen und haben mehr oder weniger tiefe Spuren zurückgelassen. Andererseits bildet heutzutage diese Bevölkerung insofern eine einheitliche Masse, als alle Unterthanen des Sultans Mohammedaner sind; die geringe Menge christlicher Bewohner in den Küstenstädten und die im Lande zerstreuten hispanischen Juden sind nur geduldete Schutzgenossen.

Im allgemeinen kann man, abgesehen von einigen wenigen Renegaten in der marokkonischen Armee, sechs verschiedene Elemente unter der heutigen Bevölkerung dieses Landes unterscheiden: die Berber, die nomadisierenden Araber, die städtebewohnenden Mauren (ein Gemisch aus den beiden Vorhergehenden), Negersklaven, hispanische Juden und Christen.

Im Norden von Marokko, schon wenige Meilen östlich von Tanger, beginnt ein langer, sich weit nach Osten, bis Tunis, erstreckender, steil nach dem Mittelmeer zu abfallender Gebirgszug, der unter dem Namen er rîf bekannt ist (das deutsche Wort Riff hat damit nichts zu thun, und der Ausdruck „Riffpiraten“ ist falsch). Im Süden des Landes bilden die Parallelketten des hohen Atlas die Grenze zwischen Marokko und der Sahara, zwischen beiden Gebirgen aber dehnt sich, das ganze westliche Marokko umfassend, die fruchtbare Ebene El-Gharb (der Westen) aus, während das östliche Marokko, nach der algerischen Grenze hin, wieder von zahlreichen kleineren Gebirgsketten durchzogen ist. Als nun vor Jahrhunderten die Araber anstürmten und die Nachkommen der alten Mauritanier, die heutigen Berber, unterwarfen, zogen sich dieselben in die unwegsamen und rauhen Gebirge zurück, den Eindringlingen die schönen, fruchtbaren Ebenen überlassend. Der Unabhängigkeitskampf der Berber gegen die Araber dauert seit jener Zeit bis auf den heutigen

*) Ein Scherif ist ein Mann, der einer Familie angehört, welche direkt von Fatima und dem Schwiegersohne Mohammeds abzustammen vorgiebt; also eine Art geistlicher Adel. Ein Marabut dagegen ist ein Mann, der sich durch besondere Frömmigkeit und Gelehrsamkeit ein hervorragendes Ansehen verschafft hat. (Baumgarten.)

Tag fort; der Sultan von Marokko liegt in der That in permanenter Fehde mit diesen wilden und tapferen Bergbewohnern, und fast jedes Jahr ist in einem Teile Marokkos eine Berber Kabylâh*) im Aufstande.

Diese bergbewohnenden Berber zerfallen nun in zwei ziemlich scharf voneinander getrennte Gruppen: die Berber des Nordens, die sich Amâziah (auch Amâzirgh geschrieben) nennen, und die im Süden wohnenden, die Scheluh; erstere sind die sogenannten Ruwafah, Bewohner des Rîfgebirges, die gewöhnlich als Kabylen bezeichnet werden. Berber und Araber unterscheiden sich schon äußerlich; der erstere, der nicht selten blond und blau- oder grauäugig ist, hat eine große, kräftige Gestalt, ist kriegerisch und freiheitliebend, aber auch wild und grausam. Durch seine mehr europäischen Gesichtszüge und seine weißere Hautfarbe unterscheidet er sich wesentlich von dem dunkleren, schöneren, meistens weniger kräftig gebauten, aber intelligenteren und schlaueren Araber, der übrigens ebenso roh und grausam ist, als jener. Der vorzugsweise die Städte bewohnende Maure, also ein Gemisch der seinerseits von den Spaniern vertriebenen Araber mit den Nachkommen der Mauritanier, hat vom Berber die weiße Hautfarbe und vom Araber die höhere Intelligenz, die er jedoch als Kaufmann, Handwerker und Beamter oft zum Nachteil seines Nächsten verwendet. Es ist gewiß auffallend, daß sich unter den Berbern, als einem hamitischen Volksstamme, nicht so selten blonde und helläugige Leute finden; man hat wohl mit Recht diese Erscheinung auf das Eindringen germanischer Völker, Vandalen und Westgoten, zurückgeführt, von denen ein großer Teil in dem eroberten Lande geblieben und in der einheimischen Bevölkerung aufgegangen ist. Es gilt dies übrigens mehr von den im Norden wohnenden Amâzigh, wozu also die Rîfbewohner gehören, als von den Scheluh im Süden.

Die Landessprache in Marokko ist die Arabische, und zwar der sogenannte maghribinische Dialekt, der als der am wenigsten reine gilt. In der That ist derselbe mit vielen berberischen Worten vermischt; die Berber selbst, obgleich die Mehrzahl das Arabische spricht, haben ihre eigene Sprache. Sie treiben Viehzucht und Ackerbau, soweit wie dies in den gebirgigen Gegenden möglich ist, und es ist erstaunlich, zu sehen, mit welchem Fleiß diese Bergbewohner dem undankbaren Boden jedes Fleckchen Erde abzugewinnen wissen, um ein kleines Gerstenfeld anzulegen. Die Berber des Nordens, also die Rifioten, trieben früher auch eine lebhafte Schiffahrt und waren als kühne Piraten sehr gefürchtet; bei den Scheluh im Atlasgebirge und den Ländern südlich davon, in Wad-Sus, Tafilalet ꝛc., findet man eine hochentwickelte Industrie in Leder- und Metallwaren.

Diese Berber, besonders aber die Rifioten, sind es, die seit den ältesten Zeiten den aufeinander folgenden Regierungen in ihren schwer zugänglichen Gebirgen meist mit Erfolg Widerstand geleistet haben.

Auch jetzt sind namentlich die Ruwafah fast unabhängig und

*) Es ist Sprachgebrauch geworden, die Bergbewohner Nord-Afrikas einfach als Kabylen zu bezeichnen. Richtiger ist, den Namen der betreffenden Kabyle (Stamm), z. B. Kabyle beni Mada'an ꝛc., hinzufügen. (Baumgarten.)

zahlen nur dann in Form von Geschenken Steuern an den Sultan, wenn er oder seine Generale mit überlegener Heeresmacht in ihr Gebiet eindringen. Gefährlich würden sie nur dann dem bestehenden Staatswesen werden, wenn sie sich untereinander verbänden, um gemeinsam der Regierung die Spitze zu bieten. So weit gehen sie aber nicht. Ihr Zweck ist nur, möglichst wenig Abgaben an den Sultan zu leisten, dem sie als Stellvertreter des Propheten (Kalif) übrigens zugethan sind.

Die Bevölkerung Marokkos, Berber sowohl wie Araber, gelten dem Europäer gegenüber als ungemein fanatisch. Ein gewisser religiöser Fanatismus existiert allerdings, das ist wahr. Der rumi (Römer), wie heute noch jeder Europäer genannt wird, ist im allgemeinen nicht gern gesehen; das Innere des Wohnhauses, die Moscheen und die verschiedenen heiligen Plätze sind ihm verschlossen; es giebt zahlreiche Mitglieder von religiösen Sekten und Orden, die sich an Fanatismus überbieten, und in keinem mohammedanischen Staate sind an den großen Festzügen die öffentlichen Umzüge unter der Leitung irgend eines Heiligen so grauenhaft und für Nicht-Mohammedaner gefährlich wie in Marokko. Trotzdem ist es aber der religiöse Fanatismus nicht allein, der dem Europäer das Reisen in Marokko erschwert, es hat einen politischen Grund. Man fürchtet in jedem Europäer einen Spion, der nur in das Land kommt, um dasselbe für seine Regierung kennen zu lernen, und besonders mißtrauisch werden Spanier und Franzosen angesehen. Bei den Rifioten kommt dann dazu, daß sie sowohl von den Europäern, als auch von den Vertretern des Sultans befreit sein wollen, und daher schließen sie sich in ihren Bergen vollständig ab. Die Gebirge Marokkos, speciell das Rîf, gehören mit zu den unbekanntesten Teilen Afrikas, noch nie sind europäische Reisende in die unzugänglichen Gebirgsgegenden gekommen, wo hinter jedem Felsen das Gewehr eines mißtrauischen Rifioten droht.

Ähnlich, wenn auch nicht ganz so schlimm, ist es im Atlasgebirge, und meine Durchquerung desselben glich eigentlich mehr einer Flucht, als einer Reise. Es ist in Marokko Sitte, daß jeder europäische Reisende vom Sultan einen Geleitsbrief und eine Eskorte von M'chazini, das ist Landgendarmen, erhält. Man ist aber genötigt, sich an eine ganz bestimmte Route zu halten, die alle Berberlandschaften vermeidet. Ich kam wiederholt in Berbergegenden, wo man mich über meinen Brief des Sultans auslachte und sich nicht im mindesten darum kümmerte. Wenn man mich beherbergt und ungeplündert weiter ziehen lasse, so geschehe es um Allahs willen, aber nicht, weil es Muley Hassan wünscht.

Die Rufawah, wie überhaupt die Mehrzahl der Berber sind durchaus nicht so strenge und fanatische Moslemin wie die Araber, und ihre Feindseligkeit gegen die rumi ist vielmehr auf die Furcht zurückzuführen, ihre Sebständigkeit zu verlieren.

Oskar Lenz.

2. Tripolis.

Es war ein liebliches Bild, das sich vor den Augen des ankommenden Reisenden allmählich auf der Rhede von Tripolis —

Tarabulus — entfaltete. In den Strahlen der glitzernden Morgensonne anfangs verschwimmend, hoben sich allmählich zuerst links die malerische Masse des festen Schlosses und dann vor uns über der Stadt die gleich Säulen oder Mastbäumen emporragenden schlanken Minarets der Moscheen hervor.

Allmählich zeichneten sich die luftigen Kuppeln der religiösen Gebäude, die reinlichen, weißen Stadtmauern mit ihren Zinnen und Türmchen und die reizende Zierde der hier und da das Ganze überragenden schlanken Dattelpalmen für das Auge bestimmter. Rechts trug eine ins Meer vorspringende Felszunge Festungswerke, und allmählich unterschied man die einzelnen sauberen Häuser mit ihren Dachterrassen, unter denen die ansehnlicheren der Europäer, die niedrige Stadtmauer überragend, die Aussicht auf das Meer haben.

Beim Besuche orientalischer Städte muß sich der Reisende an Enttäuschungen gewöhnen. Aus der Ferne Sauberkeit und Glanz, pflegt innen alles Schmutz, Ruine und Elend zu sein. Auch Tripolis leistet nicht das, was es verspricht, ohne gleichwohl das Gepränge des Verfalls in einem Grade an sich zu tragen, wie so viele Schwesterstädte auf der Küste des Mittelmeers.

Rechts, wo die Felszunge beginnt, liegt das Bab-el-Bahar, das Seethor, durch das man in das Innere des Städtchens gelangt, und die sauberen Marinegebäude. Neben dem Landungsplatze ist ein großes arabisches Kaffeehaus mit seinen beschatteten Bänken und ihren bunt gemischten Insassen, links neben dem verfallenen Thore die Handelsgewölbe mit ihrem Getöse und Menschengewimmel. Um das Thor gruppiert sich das regste Leben, das Tripolis zu entfalten vermag. Dort sind die Kaffeehäuser mit ihrer bunten Gesellschaft und ihren bescheidenen Genüssen, die Barbierstuben mit ihren Neuigkeitskrämern, die geräuschvollen Bazars der Malteser, die relativ großartige Thätigkeit des Seehandels.

Vom Bab-el-Bahar führen zwei breite Straßen — Schara —, die eine am Meere entlang zwischen der niedrigen Stadtmauer, auf deren halber Höhe man einherwandeln kann, und den ansehnlichsten Gebäuden europäischer Kaufleute und Konsuln nach Osten, die andere ins Innere der Stadt. Die Straßen sind reinlich, schutt- und trümmerlos, ohne Kehrichthaufen und ohne die Leichname ausgesetzter neugeborener Kätzchen, wie sie in Tunis die unvermeidliche Beigabe so vieler Verkehrswege sind, geebnet und gehärtet.

Folgen wir der europäisch gebauten, in der ganzen Länge der Stadt am Ufer sich hinziehenden Seestraße, welche ihren Bewohnern die herrlichste Fernsicht über das Meer gestattet und gleichzeitig von der erfrischenden Brise bestrichen wird, so gelangen wir auf einen kleinen Platz, auf dem das modernste Gebäude von Tripolis steht, der Uhrturm, dessen unterstes Stockwerk Läden enthält, vor denen die Würdenträger und Notablen des Ortes ihre Mußestunden im Zuschauen des Straßenlebens verbringen. In seiner Höhe zeigt eine Uhr die Stunden der türkischen Tageseinteilung. Mit diesem Monumente

hat der damalige Gouverneur, Ali Riza Pascha, die Hauptstadt der ihm anvertrauten Provinz beschenkt.

Von diesem Turmplatze führen zwei Wege zu den südöstlichen Thoren, dem Bab=el=Chandaq und dem Bab=el=Meschija, und einige Straßen in das Innere der Stadt. An dem ersteren Thore, zwischen ihm und dem Meere, liegt die mächtige, etwas formlose Masse des Gouvernementsgebäudes, das unmittelbar ans Meer stößt und nach der Seeseite hin durch mächtige Mauern seiner Zeit eine gewiß uneinnehmbare Festung bildete. Es hat nicht das Aussehen eines Palastes, sondern eines von der übrigen Stadt abgeschiedenen festen Schlosses. Alle Jahrhunderte haben ihre architektonischen Spuren an dieser sonderbaren Masse hinterlassen, welche hier ein fensterloser Turm zu sein scheint, dort auf der luftigen Höhe seiner Terrasse ein Frauenhäuschen mit vergitterten Fenstern trägt und dann wieder eine Fassade zeigt mit Fenstern in jeder Größe, in den verschiedensten Höhen angebracht, aus deren Durcheinander sich das mächtige Fenster hervorhebt, in dem der Generalgouverneur zu sitzen liebte.

Im Innern des Schlosses befinden sich außer den Wohnungen des Pascha und seines Hofstaates alle Kanzleien und Beamtenwohnungen, und es muß nicht leicht sein, sich in seinen Höfen und Höfchen, Gängen und Winkeln, Gewölben und Treppen zurecht zu finden. Das Ganze ist nicht nur unregelmäßig und unzweckmäßig, es ist auch unschön und bei aller Massenhaftigkeit ärmlich.

Die Straße, welche nach dem Bab=el=Meschija führt, ist dem Verkaufe von Gemüsen und den Erzeugnissen der kleinen Handwerker gewidmet und hat neben sich den überwölbten Suq=el=arba, in dem Stoffe und Kostüme feilgeboten werden. Dort kauft man die bunten Wolldecken, Burnusse und Haïks aus dem tunesischen Beled=el=Dscherid oder häufiger von der Insel Dscherba, deren industriereiche Bewohner in großer Zahl in Tripolis angesiedelt sind.

Eine andere Straße führt vom Turmplatze in die Hauptbazarstraße, welche, wie in allen mohammedanischen Städten der Mittelmeerküste, die sauberste, reichste und interessanteste ist. Dies ist der sogenannte Suq=el=Turk mit seinen türkischen und arabischen Handelsherren, die ernst und würdevoll in ihren kleinen Läden sitzen, nie ihre Ware anpreisen, nie ihre Preise verrücken, und, scheinbar uninteressiert um Kauf und Verkauf, den Tag im Gespräche mit den Nachbarn und Besuchern, mit Lektüre oder in dem indifferenten Schweigen und müßigen Träumen verbringen, das den Orientalen so wenig schwer fällt. Unbekümmert um die Konkurrenz der Neuzeit, welche ihren Markt mit europäischen Waren überschwemmt, die, den ihrigen unstreitig ähnlich, sich zwar durch Mängel an Solidität, aber auch durch billige Preise auszeichnen, leben sie in der Welt ihrer Erinnerung und ihrer Träume. Neben ihnen verkaufen auch Juden türkische und arabische Stoffe in Wolle, Seide und Baumwolle mit ihren Nachahmungen aus Europa und wissen dort wie überall, in widerlichem Kontraste zu ihren würdigen Nachbarn, sich und ihre Ware zu oft unberechenbarer Geltung zu

bringen. Dort finden sich auch Läden mit Tabak, Tschibuks und Nargiles, mit schöngeformten Kannen, Schüsseln und Trinkschalen aus Kupfer und Messing, mit Essenzen und Wohlgerüchen aus Konstantinopel, mit Teppichen aus aller Herren Länder.

Hier und da stößt man dazwischen auf die einfachen Kaffeehäuser mit ihren kleinen Kochherden, ihren Kännchen und Täßchen, ihren nackten Wänden und Bretterbänken, und auf die Eingänge zu den Absteigequartieren der Reisenden. Diese werden, wie in Tunis, Fonduq genannt und bestehen aus viereckigen, rings von Arkaden umschlossenen Höfen, in welchen sich niedrige, kleine, fensterlose, zur Aufbewahrung des Gepäcks und der Waren der Reisenden bestimmte Gelasse mit ihren schlecht verschließbaren Thüren öffnen. Diese werden den nicht in der Stadt ansässigen Kaufleuten als Lagerräume vermietet, und im oberen Stock giebt es zuweilen noch Schlafzimmer für die Besitzer der Waren.

Die Fortsetzung des Suq-el-Turk wird zum Bazar der Schneider — Suq-el-Tuarzi —, welche fast sämtlich Juden sind, und seitlich gelangt man aus jenem in den Bazar der Seidenwirker — Suq-el-Harrara —, aus deren Werkstätten jene großen, viereckigen, meist halbseidenen Männer-Umschlagtücher, welche die in Tripolitanien wenig üblichen Burnusse ersetzen und unter dem Namen Haram dort bekannt sind, hervorgehen.

In den Bazars pulsiert, wie in den übrigen mohammedanischen Ländern, das öffentliche Leben, und wenn dasselbe in Tripolis nicht besonders rege ist, so zeichnet es sich doch durch seine bunte Physiognomie aus. Tripolis ist ein Hauptausgangspunkt des Handels der Ghadamesipa, Bewohner von Ghadames, deren Handel die westliche Küste beherrscht, und welche die Beziehungen zu dem Tuarik vermitteln, Comptoirs in den Haussa-Staaten haben und über Tuart nach Timbuktu reisen. Die Kaufleute der Stadt selbst und der Cyrenaïca, die Bewohner von Gharian und der Oasen Fezzans teilen ihre Handelsbeziehungen zwischen den Haussastaaten und Bornu und haben neuerdings angefangen, nach Madaï zu reisen. Dem entsprechend findet man neben diesen Kaufleuten ihre Geschäftsfreunde aus den verschiedensten Ländern Innerafrikas: den reichen Ghademesie im Burnus und in Schnabelschuhen neben dem antlitzverschleierten Tariki, den Bewohner von Fezzan neben dem Neger aus Barnu und Haussa und dem schlanken Tubu. Um diesen Teil der Stadt, die besseren Bazars, wohnen die wohlhabenderen Leute in Häusern, welche im ganzen in künstlerischer Pracht weit hinter den besseren Gebäuden von Tunis zurückstehen, wenn auch ihre Anordnung dieselbe ist. Ein Erdgeschoß und ein Stockwerk öffnen ihre Zimmer auf einen viereckigen, offenen, mit Quadern oder Fliesen gepflasterten Hofraum, der rings von zwei Etagen Arkaden umgeben ist, deren untere aus Marmor oder Sandstein, die obere nur aus Holz zu bestehen pflegt.

Aus dieser Gegend gelangt man durch das Gharianviertel zum Südthore, dem einzigen nach dem Innern des Landes gerichteten, das erst neuerer Zeit seinen Ursprung verdankt und darum Bab-el-Dschedid

heißt. Westlich von jenem liegt das Hara oder Judenviertel mit seinem Straßengewirre, seinem Lärm, seinem Schmutz, seinen üblen Gerüchen und seiner zur Schau getragenen Ärmlichkeit.

An das Hara lehnt sich derjenige Teil der muselmännischen Stadt, in dem die Malteser ihr Heim aufgeschlagen und der Umgebung ihr charakteristisches Gepräge aufgedrückt haben. In allen Küstenstädten Tripolitaniens, Tunesiens und Algeriens ist dieses Element reichlich vertreten, hat die engsten Beziehungen zur mohammedanischen Bevölkerung, ist von einer rastlosen Thätigkeit, bewunderungswürdigen Geschäftsklugheit, seltenen Sparsamkeit und in seiner Lebenskraft und Elastizität von höchster Wichtigkeit für die Entwicklung des gesamten Lebens. Fast alle Malteser in Tripolis sind Kaufleute, und fast unglaublich ist die Mannigfaltigkeit der Gegenstände, mit denen sie handeln, und die Kleinheit des Raumes, in dem sie dieselben unterzubringen wissen. Englisches Bier, Wein, türkischen Tabak, abscheuliche Cigarren, Taschentücher, Tassen, Tschibuks, fertige Beinkleider, Kaffee, Thee, Wachskerzen, Zündhölzchen, Hemden, Messer, Orangen: alles findet man bei diesen merkwürdigen Repräsentanten einer Übergangsstufe von Afrikanern zu Europäern. Wenn sie auch von den Muselmanen verachtet sind, so werden sie doch unter ihnen geduldet, und überall im westlichen Teile des nördlichsten Afrika ist die Ansicht volkstümlich, daß die Malteser durch Christenblut korrumpierte Araber seien.

Westlich von dieser Gegend dehnt sich das arme maurische Quartier bis zu einem Ruinenhaufen aus, in den ein stattliches Fort durch furchtbare Pulverexplosion verwandelt worden ist. Damit hat man die Runde durch die ganz kleine Stadt gemacht. Tripolis ist eng gebaut, d. h. enthält keine weiten unbebauten Plätze wie Tunis, — das freilich daneben auch zahllose enge Gäßchen besitzt, — und häufig sind die Straßen durch Mauerbögen überwölbt, welche die gegenüberliegenden Häuser verbinden. Die engen Gassen werden wie in Tunis Zanka genannt, die breiten Wege heißen Schara, während die Straßen der Kaufleute auch hier die Bezeichnung Suq, d. h. Bazar führen.

Die mir später gemachten Angaben der Regierungsbeamten über die Bevölkerungsmenge der Stadt, die natürlich auch hier nicht amtlich festgestellt wird, stimmten ungefähr mit meiner Annahme von gegen 20 000 Seelen.

Je kleiner die Stadt ist, desto zahlreicher erscheinen im Verhältnis die fremden Elemente und desto mehr treten sie hervor. Die eigentlichen Stadtbewohner von Tripolis (Araber, Berber, Mauren) verschwinden fast gegen die Fremden und haben sich mit der Zunahme dieser mit Vorliebe in die Gärten der Stadt, welche in unmittelbarer Nähe derselben eine besondere Ortschaft bilden, zurückgezogen. Sie machen im ganzen keinen so noblen, energischen Eindruck, als die Tuniser. Auch in der Kleidung weichen sie von diesen ab und, wie mir nach meinem langen Aufenthalte in Tunis schien, nicht zum Vorteile ihrer Erscheinung.

Das bis zum Knie mäßig weite und dann enger werdende, bis

auf die Knöchel reichende Beinkleid, welches el Faresi, d. h. die des Reiters (nämlich Hose) genannt wird, sagte meinen Augen bei weitem nicht so zu, als das schön und regelmäßig dicht gefaltete Beinkleid der Tuniser, das dicht unterhalb des Kniees abschließt. Noch weniger gefiel mir die Sitte, das Hemd in seinem unteren Teile über dem Beinkleid zu tragen. Das Kamisol — Sedriha —, die Weste — Bedaja — und die Jacke — Rhelila — hatten zwar den tunesischen Schnitt, bekundeten jedoch durch ihren bunten großgeblümten leichten Kattunstoff einen tiefer stehenden Geschmack der Tripolitaner, als dieselben Kleidungsstücke aus Tuch mit einfacher Einfassung oder leichter Stickerei ihrer westlichen Nachbarn.

Die so kleidsame anständige Dschubba der wohlhabenderen Klassen in Tunis, welche nicht bloß das Hausgewand ist, sondern auch draußen getragen wird, erscheint in Tripolis seltener, und sie sowohl als der Burnus der Algerier und der Tuniser werden ersetzt durch den schon erwähnten Shawl, in den man Haupt und Glieder einzuwickeln liebt. Das elegante, aus feiner Wolle gewebte und mit feinen Seidenstreifen durchzogene oder mit Seidenfäden durchschossene Umschlagtuch, das in Tunis unter dem Burnus getragen und auf der Insel Dscherba oder Beled-el-Dscherid fabriciert wird, ist bei den auf Kleiderglanz haltenden Leuten ebenfalls beliebt. Der Ruf dieses Kleidungsstückes geht in Afrika weit über den nördlichsten Teil hinaus, und noch in Bornu fand ich es, unter der dem Namen seiner Heimat entnommenen Bezeichnung Dscheridi, allgemein bewundert. Auch die Frauen tragen einen ähnlichen Shawl; nur hüllen sie ängstlicher den ganzen Körper in denselben, denn bei ihnen vertritt er gleichzeitig die Rolle des Gesichtsschleiers, der bei den westlicheren Bewohnerinnen der Küstenstädte Sitte ist Eine schmale Spalte gewährt den Verhüllten den allernötigsten Durchblick zur Auffindung des Weges.

Wie in Tunis bilden auch in Tripolis die Juden einen beträchtlichen Bruchteil der Bevölkerung, der sich für beide Städte auf ein gutes Viertel belaufen mag. Doch der allerdings nur oberflächliche Vergleich, den ich zwischen den jüdischen Bewohnern beider Städte zu machen Gelegenheit hatte, fiel sehr zu Gunsten derer von Tunis aus. Unter diesen treten dem Beobachter überall herrliche Jünglingsgestalten entgegen, wie sie der an seine heimischen Juden gewöhnte Europäer mit Erstaunen betrachtet, und die Schönheit der jüdischen Jungfrauen von Tunis ist unübertroffen. Im Hara von Tripolis herrscht derselbe Schmutz und derselbe Gestank, ohne daß der Besucher des Quartiers durch den Anblick wohlgebildeter junger Männer und in den blühendsten Farben prangender Mädchen dafür entschädigt wird. Durch ihr treues Zusammenhalten, ihre Wohlthätigkeit gegen die Glaubensgenossen, ihre Orthodoxie, ihre Leidenschaft für Streit und Diskussion scheinen sie sich jedoch ihren Brüdern des Westens durchaus anzuschließen.

Eine Klasse der Bevölkerung, welche in Tripolis entschieden bei weiten mehr hervortritt als in Tunis, ist die der Neger von mehr oder weniger reinem Blute, ein Umstand, der sich aus der bis in die neueste

Zeit fortdauernden Einfuhr von Vertretern des Barr=el=Abid, d. h. des Landes der Sklaven, erklärt. In Tunis hat der Sklavenhandel so vollständig aufgehört, daß bei meiner Abreise von dort der Bey und sein damaliger Premierminister in meiner Abschiedsaudienz scherzend baten, ich möchte doch ja so viel als möglich kleine Usfan (Mehrzahl von Usif, Neger) mitbringen. Wenn die hohen Herrn von Tunis ihren Hausstand um schwarze Diener, Eunuchen oder Arbeitssklavinnen vermehren wollen, so schicken sie nach Tripolis und lassen sie daselbst zu hohen Preisen kaufen. Freilich ist der Sklavenhandel auch in Tripolis streng verboten und gewiß sehr zurückgegangen, doch im Verborgenen findet noch mancher Umsatz in schwarzer Menschenware statt. Nach wie vor kommen alljährlich verschiedenen Sklaven=Karawanen nach Tripolis, doch die Trupps werden von Jahr zu Jahr kleiner, und anstatt sie in die Stadt zu führen, bringt man sie in die Gärten der Meschija, um sie von dort aus allmählich und einzeln zu verkaufen. Glücklich bis zu diesem Ziele gelangt, sind die armen Fremdlinge aller Sorge überhoben; sie werden auf das humanste behandelt, mit einem Freibrief — Ataka — ausgestattet und stehen nach kurzer Zeit in dem Verhältnisse der römischen Freigelassenen zu ihren Herren. Sobald sie die Lust zum Verheiraten erfaßt — und das kommt unrettbar bald bei einem Neger — und sich im Hause ihrer Herren keine Gelegenheit findet, einen selbständigen Haushalt zu gründen, so domizilieren sie sich auch außerhalb, doch fast nie wird das Verhältnis zu ihren einstigen Herren gänzlich gelöst.

Wir kommen endlich zu den Europäern, die, was Zahl anbetrifft, ganz aus Maltesern bestehen, den gläubigsten Anhängern und Beförderern der in Tripolis bestehenden katholischen Mission. Wie in allen Ländern der Nordküste Afrikas, kommen sie auch in Tripolis besitzlos an und bringen es durch bewunderungswürdige Sparsamkeit und Mäßigkeit, durch Geschicklichkeit, Schlauheit und rastlose Thätigkeit ohnegleichen, nicht selten in zehn Jahren zu einem ansehnlichen Vermögen. Handel bleibt ihr Hauptelement, doch eignen sie sich fast ebenso gut zu Landbau, zum Schiffsdienst, zur Viehzucht. Ihr Kinderreichtum ist staunenerregend. Die vornehme Klasse der Europäer endlich wird durch die Konsuln und ihre Beamten und die in Tripolis angesessenen reichen Kaufleute gebildet. Gust. Nachtigal.

3. Die Sahara.

1. Die Natur der Sahara. — 2. Die Karawane. — 3. Verirrt in der Wüste.

1.

Ein unleugbarer Beweis der Schwierigkeiten einer Überschreitung der Sahara ist wohl in der Thatsache zu finden, daß zur Zeit der unternehmenden, eroberungslustigen Römer in Nordafrika eine einzige Expedition unter Julius Maternus und Septimius Clevåus über die Oase Asben hinauslangte; es mußten ungeheure Schwierigkeiten über=

wunden werden, wenn wir uns erinnern, daß zum Transporte des Proviants und der Kriegswerkzeuge Ochsenkarren verwendet wurden.

Erst die zu Beginn der christlichen Zeitrechnung erfolgte Einführung des Kamels als Lasttier bot die Möglichkeit, das Sandmeer zu überschreiten, die Wüste zu bereisen; sie war für Afrika eine so folgenschwere, denkwürdige Neuerung, als der Beginn des Eisenbahnbaues es für uns war.

In den Worten, die uns Herodot*) über das Klima der Libyschen Wüste und des heutigen Fezzan vor 24 Jahrhunderten hinterlassen hat, sind auch die Gefahren ausgesprochen, mit denen das Klima und die meteorologischen Verhältnisse die Reisenden bedrohen: „Die Ataranten verwünschen die Sonne, die über ihren Köpfen hinzieht, und überschütten sie mit Schimpfworten, weil ihre Hitze die Menschen und das Land verzehrt. Das Wehen des Notus (Südostwindes) vertrocknet alles, was Wasser enthält. Das Land ist wüste, ohne Wasser, ohne Regen, ohne Bäume, aller Feuchtigkeit entblößt und ohne wilde Tiere."

Mit wenigen Abänderungen dürfen diese Worte auch in der Gegenwart als Ausdruck des Klimas gelten. Die Sonnenhitze der Sahara wird auch das sanfteste und ruhigste Menschenleben zu Ausrufen der größten Niedergeschlagenheit verleiten. Selbst für die an sonst unerträgliche Hitzegrade gewöhnten Beduinen ist die Sonnenhitze auf der Hammada**) und im Areggebiete***) eine harte Plage; für europäische Reisende erheischt sie die größten Vorsichtsmaßregeln gegen den Sonnenstich und gegen Erschöpfung der Kräfte. Wer dem Reisen in dieser Zeit nur irgendwie ausweichen kann, thut es, und mit Recht. Wie gedrückt und mutlos fühlen wir uns nicht in unsern Breiten unter der kaum 35—38° C. im Schatten übersteigenden, selten tagelang anhaltenden Hitze mancher außergewöhnlich warmen Sommer, und doch was sollen diese Grade gegen die im Sommer häufig 5—6 Wochen anhaltenden 45—50° C. im Schatten bedeuten, welche der Reisende in vielen Teilen der Sahara zu überwinden hat? Was sind unsere Hitzegrade gegen diejenigen, die den Reisenden bei dem Marsche auf der schattenlosen Hammadafläche oder in dem bei jedem Schritte fußtief nachgebenden, glühenden Sande der Aregzone peinigen und nicht selten in ihren wohlgemessenen 53—60° C., bei einer Bodentemperatur von 60—68° C., ihn der Sinne berauben? In der Sahara giebt es keine Schatten, nicht für den Boden und die Pflanzen, die dieser ernähren soll, nicht für die Tiere, die sie bewohnen, nicht für die Menschen, die sie durcheilen. Die angegebenen Temperaturen werden es erklären, wie Herodot sagen konnte, daß die Hitze die Menschen und selbst den Boden des Landes verzehre, aussauge, daß sowohl die Flora, als auch die Fauna der Sahara auf wenige ihrem Klima angepaßte Arten beschränkt ist.

*) Herodot = berühmter griechischer Geschichtsschreiber, geb. um 484 v. Chr.
**) Hammada = Hochfläche, Plateau.
***) Areg = Dünenregion.

Die Kehrseite dieser Hitze während der Tages sind die kühlen, nicht selten im Mai noch frostbringenden Nächte auf den höherliegenden Hammadas; sie gefährden die Gesundheit des europäischen Reisenden in höherem Grade, als die Hitze des vorhergehenden Tages. Temperatursprünge von 45 ° C. im Verlaufe eines Tages müssen auch einen stählernen Körper mit der Zeit angreifen. So drückend die Hitze bei windstiller Luft ist, so vermag ihr die Willenskraft doch mit Erfolg zu widerstehen; wenn aber am südlichen Horizonte die bekannten rotschillernden Sandwolken aufsteigen, wenn der gefürchtete Gebli*) einsetzt, dann erschlafft das ganze Muskel- und Nervensystem des Reisenden; die Trockenheit der Kehle und der Schleimhäute, der Luftwege wird unerträglich; das Gefühl der größten Abspannung wird durch den Mangel an leicht atembarer Luft zu einer Tortur; die schwüle, drückende Luft, schon einige Stunden vor seiner Ankunft fühlbar, reizt zum Schlafe. Doch vergeblich wäre es, darin eine Linderung zu suchen; denn die Hitze ist unerträglich und wird auch durch den öfteren Wassergenuß, zu dem sich der unerfahrene Reisende unwillkürlich verleiten läßt, nicht gemildert. Immer näher rücken die dunkelroten, die Atmosphäre bis zum Zenith erfüllenden Staubmassen, und stoßweiße, unter dem Antriebe des immer neue Nahrung findenden Orkans, peitscht der rote feinkörnige Sand alles, was sich dem Winde entgegenstellt. In Augen, Ohren, Mund und Nase dringt der staubartige feine Sand ein, millimeterhoch bedeckt der glühende Wüstensand das schweißtriefende Gesicht und bildet bald eine harte Kruste; in den Augen brennt es wie Feuer und erhöht die Qualen der Hitze und des Durstes. In kurzer Zeit sind an den Zelten fußhohe Sandmassen angehäuft; das Innere der noch so gut verschlossenen Zelte ist mit Sand bedeckt; in alle möglichen Risse, Poren dringt er unwiderstehlich ein, sodaß es zur Unmöglichkeit wird, etwas vor ihm zu schützen; die Kleidung durchbringend, lagert sich oft der Sand auf der Haut ab. Mit der zunehmenden Stärke des Sturmes nimmt die Hitze ab, und nach mehreren Stunden, oft aber auch nach mehreren Tagen hört er mit einem Male auf. Hat sich der Horizont geklärt, ist der Gebli endlich erstorben, so gewährt dann die Gegend ein verändertes Bild; die Hammada ist stellenweise mit meterhohen Sandhügeln bedeckt; Risse und Terrainfalten sind verschwunden, Gräben und Brunnen, etwaige Wasserlachen mit einer mächtigen Sandkruste bedeckt; an andern Stellen, wo vorher meterhoher Sand gelegen, tritt das nackte Gestein zutage. Für die Oasenränder bricht dann ein schlimmer Tag an; mit unsäglicher Mühe müssen die Gärten und Palmenpflanzungen vom Sande befreit, die Brunnen und Wasserrinnsale gereinigt werden.

Wehe dem Reisenden, wehe der Karawane, die auf einer längern brunnenlosen Strecke von einem solchen Geblisturme überfallen wurde und nicht die größte Sorgfalt auf ihre Wasserschläuche verwendete! Nicht der Sand begräbt sie, der Durst und seine Qualen opfern die

*) Gebla oder Gebli = Südwind.

Reisenden dem entsetzlichsten Tode. Wenn wir in den Schriften des Sallustius*) über die Kriege des Jugurtha und des Leo Afrikanus über ganze vom Sande begrabene Heere lesen, wenn uns Herodot berichtet, daß die Armee des Kambyses auf dem Wege nach der Oase Sinah in der Libyschen Wüste verunglückte, und in jüngerer Zeit ein Schriftsteller von einer Karawane erzählt, die, aus 2000 Mann und 1800 Kamelen bestehend, im Jahre 1805 auf dem Wege von Timbuktu nach Tafilelt zu Grunde ging, so wissen wir nach den Berichten und Erfahrungen der modernen Reisenden, daß nicht der Gebli sie im Sande begrub, sondern der Wassermangel ihnen das Grab bereitete. Jene Bilder und Schilderungen, die Karawanen vom Sande verschüttet darstellen, sind als Produkte einer überhitzten Phantasie anzusehen und können nur den Beweis liefern, daß ihr Schöpfer niemals die Wüste gesehen, in ihr gelebt und gereist. Wasser ist nicht nur die Fee der Oasen, es ist auch das eifersüchtig bewachte Kleinod einer Karawane; in der Wüste läßt sich erst der Wert eines Wassertropfens richtig schätzen lernen. Wenn die Zunge schwer wird, die Lippen aneinander kleben und es in den Eingeweiden brennt, dann scheint es vorbei zu sein mit der Macht des Selbsterhaltungstriebes; willenlos fällt man nieder und bleibt regungslos liegen. Das Wort Wasser, die von Gefährten ausgesprochene Erwartung, bald auf solches zu hoffen, elektrisiert nochmals den ganzen Körper; man rafft sich auf, schleppt sich weiter, bis der verheißene Labetrunk die Zunge und Kehle netzt und kühlt oder nur neue Enttäuschung den Rest von Willens- und oft auch wirklicher Lebenskraft raubt.

Grausames Gaukelspiel, wenn in solchen Augenblicken in weiter Ferne eine Fata morgana glänzende Wasserspiegel und Palmen zaubert, die durch die windstille Luft begünstigt, über dem übermäßig erhitzten Boden plötzlich entstehend, bei der Annäherung in nichts zerstieben.

Peinlich wirkt nicht minder die scheinbare Nähe einer entfernten Gegend auf den ermüdeten Reisenden. Man wähnt, die Strecke bis zum nächsten Dünengrade, der sich deutlich und scharf vor uns abzeichnet, in wenigen Stunden erreichen zu können; es wird uns versichert, daß hinter ihm der ersehnte Brunnen und Halteplatz liegt, und doch will der Weg kein Ende nehmen, trotzdem wir in gerader Linie, durch keinerlei Terrainhindernis beirrt, auf das Ziel lossteuern. Schon hat die Himmelskönigin längst der Erde ihren letzten Kuß aufgedrückt, schon wirft die Karawane im hellen, fahlen Mondlichte ihre weitreichenden Schatten auf die eigentümlich mattleuchtende Sandfläche, und noch bedarf es eines letzten Aufraffens, einer Stunde Wegs, um das grausige Leiden zu beenden.

Jeder Vorsicht spottend, stürzt sich der Unerfahrene auf die Brunnen; rasch ist das Wasser aus den 2—3 m tiefen Brunnen emporgeschöpft. Entsetzliche Täuschung! Das Wasser ist brackisch, ge-

*) Sallustius = röm. Geschichtsschreiber, gest. 35 v. Chr. in Rom.

salzen, mit Kamel- und Schafmist verunreinigt; der letzte Gelbi hat es mit Unmassen von Sand versetzt. Trotzdem schlürfen wir es mit Begierde, um in kurzer Zeit darauf den früheren Durst zu empfinden.

Wie das Füllhorn einer gütigen Fee in unsern anmutenden Märchen oft aller Not ein Ende macht, so senkt sich unendlich wohlthätig die stille, heilige Nacht über die müden Reisenden. Endlich Ruhe, Kühlung, Linderung, freies Aufatmen nach namenloser Mühe und Drangsal! —

Wir scheiden die Sahara in zwei ungleiche Teile; die Scheidelinie reicht von Tripolis oder der großen Oase Fezzan nach Süden bis zum See Tschad. Der größere westliche Theil ist die Sahel, der kleinere östliche die libysche und nubische Wüste. Jener Grenzstrich ist ein Zug von klippenreichen Höhen, Felsblöcken und tiefen schauerlichen Schluchten. Da müssen vor langer Zeit die unterirdischen Feuer, die hier zu Tage brachen, übel gehaust haben. Denn von der Oase Fezzan läuft ein dunkelfarbiger Basaltbergzug nach Süden, sieben Tagereisen lang, und wild und wüst liegen die emporgehobenen und umhergeschleuderten Felsblöcke durcheinander. An diesen Bergzug, den schwarzen Harudsch, schließt sich mehr nach Westen der drei Tagereisen lange weiße Harudsch an, eine Reihe von weißglänzenden Kalkklippen, voll Seemuscheln, versteinerter Seetiere und Fischköpfe. Am schwarzen Harudsch sind nach einer Sage der Tuariks die Wohnungen und unterirdischen Paläste der Luftgeister, welche in großen Höhlen Gold, Silber und Diamanten aufgehäuft haben und von Zeit zu Zeit Versammlungen halten, zu denen die Geister von allen Enden der Welt zusammenkommen. Die Sahel ist von der nubischen und libyschen Wüste bedeutend verschieden. Die letzteren sind nicht so öde, uneben, steinig und felsig, haben mehr Oasen, in der Richtung des Nilflusses gar eine ganze Reihe, und einen oft mit Salzkrystallen überzogenen Boden. Die Sahel ist fast eben, hat wenige und kleine Oasen und besteht aus feinem Flugsande, der sich bis an das atlantische Meer ausdehnt und noch weit ins Meer hinaus, so daß hier eine gefährliche Küste entstand, wo die Schiffe leicht stranden und von den raubsüchtigen Mauren geplündert werden. Hier sind unzählige Christen gefangen und als Sklaven verkauft worden. Der Flugsand hat sich am Ufer zu Dünen und Hügeln aufgehäuft und täuscht oft, in die Luft erhoben, die Augen der Schiffer, so daß sie die gefährliche Sandbank nicht eher gewahr werden, bis das Schiff festgefahren ist. Der Boden der Sahara zeigt sich indes bei näherer Betrachtung voller Verschiedenheiten, und man würde irren, wenn man ihn als eine Fläche von weißem oder gelbem Sande ansähe. Bedeutende Erhöhungen giebt es vorzugsweise in dem kleineren östlichen Teile; in der Sahel sind es unbemerkbare Holzflächen oder Sandhügel. Das Erdreich besteht bald aus dünnem, unstäten Flugsand, bald aus weißen, scharfkantigen Kieseln, die dem Auge und den Füßen wehe thun; bald ist es fester Thonboden, so hart wie eine Scheuertenne; bald decken weitgedehnte Felsplatten die Erde, von Steintrümmern überlagert oder von Wadis durchzogen. Die Wadis sind Risse und

Spalten, oft 30 Fuß tief, in denen hie und da nach Gewitterregen ein Fluß dahinrauscht, der aber nur von kurzer Dauer ist; die heiße Wüste verschluckt ihn, und er verdunstet in der Glühhitze, in seinem Bette aber wird, wie in den Gletscherspalten der Schnee, so hier der Sand zusammengeweht, in den die Wüstenwanderer einsinken. Nicht selten trifft man auch Salzfelder, die wie mit Schnee bedeckt aussehen, und Salzseen, deren manche 20 Meilen lang sind. Manchmal findet man auch kleine Strecken, die nicht ganz unfruchtbar sind und zu Weiden benutzt werden können. Sonst erzeugt der dürre Boden ursprünglich Thymian, distelartige Pflanzen und hin und wieder Dorngesträuch, das von den Kamelen gierig verzehrt wird. Das Maul dieser Tiere ist mit einer harten Haut gegen die Stacheln geschützt. Von Lebendigem ist in der Wüste kaum etwas anderes zu bemerken als Vipern, Skorpione und Ameisen. Insekten gibt es nicht viele, weil keine Pflanzen da sind; Raubvögel, als Geier, Falken und Raben, verzehren die Reste gefallener Kamele. Sperlinge sind nur in den Oasen und wilde Tauben in den Palmenhainen zu finden. Strauße, Antilopen und wilde Esel setzen zuweilen wie im Fluge über die Einöde; ihr Aufenthalt aber ist das Gebüsch am Saume der Wüste, wo auch der Löwe sein Lager hat. In den Gärten der Oasen findet sich das Chamäleon, welches die Farben wechselt, aber gewöhnlich mattrot, gelblich oder braun aussieht und mit seinen beständig bewegten Augen einen sonderbaren Anblick bietet.

Das große Sandmeer hat seine Inseln, die Oasen, welche, etwa 30 an der Zahl, in der Wüste zerstreut liegen. Es sind grüne, quellreiche, mit Dattelpalmen bewachsene Flecke, gewöhnlich Thäler, die rings von Anhöhen umschlossen sind, welche den Wüstensand abhalten. Die Oasen bilden gleichsam die Ruheplätze und Gasthöfe der Karawanen, deren Weg von einer zur andern führt. Wege gibt es eigentlich in der Wüste nicht, es sind schmale Sandpfade, wo ein Mensch und ein Tier hinter dem andern geht; oft sind es auch ungebahnte Strecken, wo nur ein fernes Feld, ein Hügel oder ein Dattelbaum auf einem grünen Fleckchen den Wegweiser macht. Die größte Oase ist Fezzan, südlich von Tripolis, länglich rund, von öden Gebirgen wie von einem Ringe umschlossen. Sie ist 60 Meilen lang und 40 Meilen breit und das Ziel vieler Handelskarawanen, so daß in den 100 Flecken und Dörfern, vorzüglich aber in der Hauptstadt Murzuk, ein beständiger Markt gehalten wird. In der mit dem Nil gleichlaufenden Reihe von Oasen ist Siwah die nördlichste. Hier war im Altertum ein in Afrika, Europa und Asien berühmtes Orakel des Jupiter Ammon; es war eine Priesterkolonie mit vielen Tempelgebäuden und dichten, schattenreichen Oliven- und Palmenhainen, welche die Glut der Sonnenstrahlen abhielten. Dieses Orakel besuchte auch Alexander der Große und wurde hier als der Sohn Jupiters begrüßt. Auch heutzutage ist die Oase noch sehr fruchtbar und bringt die schönsten Datteln, Feigen, Granatäpfel, Aprikosen und Trauben hervor. Der Boden ist weit und breit mit unterirdischen Mumiengräbern erfüllt, und die Bewohner suchen jetzt darin nach Geld und Schätzen. Die

Bausteine vieler Häuser sind aus den Tempelresten der Vorzeit. Die Bewohner der Oasen sind entweder die ursprünglichen Eingeborenen, Berbern genannt, oder Araber; sie sind teils Nomaden, teils Kaufleute und dienen den durchziehenden Karawanen als Geleiter oder Unterhändler beim Kauf, lauern auch wohl den Reisenden auf, plündern sie oder erpressen Durchgangszölle von ihnen. Die Dörfer sind eng zusammengebaut, so daß die Dächer auch die engen, dunklen Straßen überragen. Das Ganze ist mit einer Mauer umgeben, in welcher zum Schutz gegen Raubanfälle Türme angebracht sind. Im Winter und Frühling gewährt die Weide der Oase dem Vieh hinreichende Nahrung; gegen Anfang des Sommers aber werden die Kamele mit Datteln und Wollenzeugen, welche die Frauen gewebt haben, beladen und der ganze Stamm, Männer, Weiber und Kinder, bricht auf nach dem Markte; auch die Herden, die Hunde und die Zelte werden mitgenommen. Der Zug geht nach Norden, zum Atlaslande. Dort kommen sie zur Zeit der Ernte an, wenn in ihrer Heimat alles vertrocknet ist und die Quellen und Bäche nur wenig Wasser haben. Hier werden alle Bedürfnisse, als Gerste, rohe Wolle, Hammel und Butter, eingehandelt, bis dann zu Ende des Sommers diese Zugvögel vergnügt in ihre Heimat zurückkehren. Eine berühmte Nation sind die Tuariks, welche zwischen Sudan und dem Atlas die Sahel durchschwärmen, schöne, stolze Menschen, Abkömmlinge der Urbewohner des Atlaslandes. Bei weißer Hautfarbe, nur an Gesicht und Armen von der Sonne gebräunt, haben sie gebogene Nasen, große Augen, einen feinen Mund und eine hohe Stirn; sie sind behend und rasch in der Ausführung ihrer Räubereien, schießen sehr gut und bewegen sich auf ihren flüchtigen Kamelen, Meharie genannt, äußerst schnell; daher werden sie von den Weißen und Schwarzen, in deren Mitte sie wohnen, gleich sehr gefürchtet.

Die Handelszüge durch die Wüste gehen ziemlich regelmäßig, und zwar in Gesellschaften von 200 bis 1000 Kaufleuten mit ihren Lasttieren. Die Karawane von Fezzan gilt für die am besten eingerichtete. Die Hauptrichtungen gehen von Osten nach Westen, z. B. von Marokko nach Kairo oder von den Niloasen nach Fezzan in Tripolis. Die Karawane von Fez nach Timbuktu braucht 129 Tage, unter denen 50 Rasttage sind; also vergehen für den Heimweg allein mehr als vier Monate.

Die Sahara ist vielleicht einmal ein Meer gewesen; darauf deuten das Salz und die Salzseeen, die glatten, abgerundeten Felsen und die vielen Muscheln. Ein alter Schriftsteller meint, es sei der ehemalige See der Hesperiden, von dem die Sage erzählt.

Der Einfluß der Natur der Wüste auf den Charakter ihrer Bewohner ist unberechenbar; denn die ersten Ursachen aller Volkssitten und Lebenseinrichtungen liegen in den natürlichen und geographischen Verhältnissen des Landes. So erklärt sich leicht die Gastfreundschaft des Arabers und seine Liebe zum Pferde, dem Geschöpfe, mit dem er beständig zusammenlebt. Aber auch ein anderer, tieferer Zug seines Charakters ist eine Wirkung der Wüstennatur. Schon nach

einem achttägigen Aufenthalte in der Wüsteneinsamkeit werden die Sinne bei der Rückkehr in das angebaute Land durch die geringsten Eindrücke aufgeregt. „Ich kann es nicht sagen,“ erzählt ein Reisender, „was ich empfand, als ich in der ersten Nacht nach unserer Rückkehr, am Ufer des Nils gelagert, den Wind durch die Zweige säuseln und mit den Blättern der Palmen spielen hörte. Alles erwachte, alles belebte sich, hier schien die Natur wieder zu atmen.“ Der über die Wüste ausgespannte wolkenlose, ewig heitere Himmel und das fast ebenso formen- und farbenarme Sandmeer, welches dem Wanderer statt der Spuren eines buntgestalteten und bewegten Erdenlebens nur die bleichenden Knochen der verschütteten Karawanen zeigt, hat wohl im heißblütigen Araber von Anbeginn die Phantasie und das Gelüste nach einer bunten, schimmernden, tönenden und vielgestaltigen Kunstwelt geweckt. Er verwirklichte die kräftigen Gebilde seiner Phantasie zunächst in prächtigen, bunt eingelegten Waffen, in buntfarbigen Gewändern von den glänzendsten und reichsten Stoffen, in einem herrlich aufgeschirrten Rosse und einem schön geordneten, auf jede ersinnliche Weise ausgeschmückten Zelte. Nicht minder rief aber auch das erhabene, übermenschlich strenge und einförmige Gepräge der Wüste im arabischen Volke den Sinn und Geschmack für die bunt gestaltete, aus blitzenden Steinchen zusammengekittete Mosaik, für die Arabeske, für die Rosetten, Sprossen- und Grottenwerke hervor, welche durch die Kreuzzüge auf den deutschen Dombau großen Einfluß gewannen.

2.

Es ist Mitternacht vorüber, der erste fahle Schein des Morgens „der Wolfschweif,“ wie die Beduinen sagen, streicht über den Himmel. Dunkle, plumpe Massen lagern, Felsblöcken gleich, im Sande; es sind die Kamele der großen Handelskarawane. Zwischen ihnen schleichen in langen Mänteln Beduinen umher, den Tieren die Fußgelenke zu entfesseln, denn die Stunde des Aufbruchs ist gekommen. Alle kostbarsten Erzeugnisse der Natur und der menschlichen Hand liegen da in Ballen und Kisten aufgestapelt. Seide aus Indien, Shwals aus Angora, Sammet aus Brussa, Baumwollengewebe von Mossul, damascenische Säbel, persische Dolche, arabische Lanzen, Straußfedern vom Kap und indisches Elfenbein, Perlen von Bahrein, duftende Öle, Gummi, Weihrauch, Myrrhen, Granatäpfel, Datteln, Schnee vom Atlas für eines Paschas Keller: alle diese Seltenheiten liegen hier miteinander vereint, und die Kamele tragen sie vom Senegal nach Mogador, von Bagdad nach Mekka, von Dschidda nach Kairo, von Timbuktu nach Alexandrien. Jedem einzelnen Tiere wird eine Last von 4 bis 6 Centnern aufgelegt, die in dem hölzernen Sattelgerippe, mit welchem der Höcker umzäumt ist, ihren Hauptschwerpunkt hat.

Nach zwei Stunden ist die Karawane gerüstet. Das Signal zum Aufbruch wird gegeben und ein Kamel hinter das andere gebunden, je 10 bis 20 zu einem Ketar (Kette) vereinigt, setzen sich die Hunderte von Tieren allgemach in Bewegung, bis der ganze Zug in einer unab-

sehbaren, staubwirbelnden Linie sich entrollt. Voran reitet auf einem Maulesel der Führer der Karawane, ein hagerer Araber, die lange Flinte über die Schulter. Den Kamelen zur Seite gehen die Treiber, es sind athletische, schweigsame Neger oder redefertige Söhne der Wüste. Auf dem Rücken der Lasttiere sitzt der Kaufherr, die Hand wachsam an den Dolch oder Säbel gelegt, sitzt der Pilger, den ein frommes Gelübde zur Kaaba treibt, der phlegmatische Türke in hohem Feß, der Franke, der unbeholfen hin und her schwankt, und weiterhin in Körbe gepackt, je zwei auf einem Kamel, verschleierte neugierkluge Weiber. Um den Zug aber schwärmt auf kleinen, sehnigen Pferden oder hoch auf kleinen Dromedaren die Schar der Beduinen, welchen das Geleit der Karawane obliegt. Ein weißbärtiger Scheich führt sie an; immer tummeln sie sich, schießen hierin und dorthin, lauschend, lachend; die Federbüschel ihrer langen Lanzen, ihr weißer, faltenreicher Burnus, ihr schwarzes Haar flattert im Winde.

Jetzt steigt die Sonne empor; über die Wüste rollt der goldene Strom, rein und hehr, wie da er zum erstenmal über die werdende Erde sich ergoß. Die Karawane kehrt sich dem aufsteigenden Lichte entgegen und begrüßt den Herrn der Schöpfung. Aber ihr Gebet ist stumm; der Mensch feiert und ist still mit der feiernden Natur. Nichts hört man als die heisern Kehllaute des Kameltreibers oder das Getön der Glöckchen, mit denen er sein Tier behängt. Und höher erhebt sich die Sonne, und ihre Glut strahlt herab und wieder von der Erde auf. Der Huddi geht rüstig im Schatten des gleichmäßig fortschreitenden Kamels einher, farbenbunte Märchen blühen ihm aus dem Sande entgegen; er träumt von sprudelnden Brunnen, von Palmen mit goldenen Äpfeln, von Zauberern und Drachen, die in krystallenem Schloß Rubinen und Karfunkel hüten. Oder er erzählt dem Kamel von seinen eigenen Geschichten, Thaten und Thorheiten und freut sich des Zuhörers, der ihm mit gespitzten Ohren lauscht. Dann lobt er es als sein bestes Kamel, bläst ihm Tabaksrauch in die weiten Nasenflügel, nennt es Bruder, küßt es, singt ihm Liebes- und Kriegslieder vor. Bei ihren scharfen Takten preßt das horchende Tier die Kinnladen zusammen, es knirscht mit den Zähnen und dreht den Kopf nach dem Sänger hin.

Zeigt sich das Tier lässig oder störrig, so fehlt es dem feurigen Araber nicht an Zorn, Schimpfreden und Vorwürfen, wie gegen einen menschlichen Widersacher. Es muß sich die Namen Hundssohn, Jude, Nazaräer, Ungläubiger gefallen lassen und oft hören, daß es seinen Wohlthäter vergessen habe, der es geschmückt und ihm Amulette gekauft, um es gegen den „bösen Blick" und andere Fährlichkeiten zu schützen.

Es ist Mittag. Die Sonne steht lotrecht am stahlblauen Himmel und drückt mit unbeschreiblicher Schwere auf Mensch und Tier, um den Horizont aber lagert schwefelartiger Brodem. Die Beduinen haben sich dichter in ihren Burnus gehüllt, aus dem nur schwarze Augen hervorfunkeln; zusammengekauert sitzen sie auf ihren Pferden und Dromedaren, Lanze und Säbel über den Sattelknopf geworfen. Die Treiber schleichen matt neben den Kamelen, die Märchenerzähler sind still geworden; auch

die Rohrflöte ist verstummt. Das Knistern des unter den Füßen der Tiere zusammenrieselnden Sandes ist der einzige Laut in der unendlichen glühenden Weite, aber er klingt dem peinlich gespannten Ohr wie meilenfernes Rauschen eines Katarakts. Umsonst sucht auch das Auge nach einer Spur des Lebens. Da ist nirgends Baum noch Strauch, nirgends selbst nur ein Schimmer dürftiger Halme. Nie, das sieht man, hat der Fuß des Fremdlings in dieser Öde geweilt, als um sie zu fliehen und wieder zu menschlichen Stätten zu gelangen. Grabhügel und Gebein, Tod und Verwesung in allen Gestalten sind die einzigen Spuren der Hunderte und Tausende, die diese Straße der Schrecken gezogen. Langsam kreist der Aasgeier in den Lüften, der Schakal schleicht lauernd hinter den Sandbergen hervor; sie machen Jagd auf Leichen.

Die Karawane lechzt, denn schon sind die Wasserschläuche geleert und die Kamele haben den letzten aufgesparten Trunk aus der schwammigen Kammer des Magens herausgepreßt, die Zunge zu feuchten. Es ist der fünfte Tag seit der letzten Tränke die „Khiems", die Durstzeit muß enden, wenn nicht Tier und Mensch erliegen soll. Plötzlich dämmert ein dunkler Streif auf. Maschallah! die Spiegelung! Ein Strom, ein Meer rollt seine Wellen, schlanke Stämme steigen empor und wiegen ihre Kronen, Mauern mit flatternden Fahnen, friedliche Hütten, sonnige Gärten — alles, was das fiebernde Hirn sich ausmalt, da liegt und ragt es in die Luft! Aus Glut und Dunst haben die Djinns der Wüste diesen verderblichsten aller Zauber gewoben. Wehe dem Reisenden, der dem lockenden Gebilde folgte, der seinen Durst aus diesem leuchtenden Becken löschen wollte! Immer weichend würde es ihn immer weiter hineinziehen in das Reich des Todes, bis jede Umkehr unmöglich. Die Karawane hat ein stilles Gebet gemurmelt und zieht langsam, mut- und hoffnungslos von dannen.

Immer unerträglicher wird der Durst, jeder Atemzug wirft einen Feuerbrand in die Pulse. Einzelne Kamele der Nachhut erheben ein Angstgebrüll, sie taumeln und zittern. Das Maß der Kräfte ist erschöpft. Ihres Schicksals bewußt, strecken sie sich stöhnend auf den Sand, indes ihre Augen wie hilfesuchend umherirren. Krächzend und mit schwerem Flügelschlage kommt die Schar der Raben, um die Beute noch vor dem Erlöschen des letzten Lebensfunkens zu zerfleischen. Der Zug schleppt sich weiter, und unbemerkt bleibt wohl ein pilgernder Nachzügler, ein verlechztes Weib zurück. Ihre Tiere sind gefallen. Sie machen einen ohnmächtigen Versuch, der Karawane zu folgen. Bald sinken sie nieder, und den Burnus über das Haupt gezogen, das Gesicht nach Mekka gewandt, betten sie sich todergeben zum letzten Schlafe, der sie freilich oft erst nach langen, schweren Stunden erlöst. So sterben sie einsam in der Wildnis, kein Grab deckt sie, und nach wenig Tagen vielleicht hat der Samûm die letzten Spuren ihres Daseins verweht. Das ist das Los so vieler in der Wüste. Aber welche Macht wendet das gleiche Schicksal vom Haupt der Karawane, die immer matter dahinwankt?

Die Sonne sinkt. Die Schatten der Ziehenden gleiten seltsam

über das hochgelbe Sandmeer, als gebe der Tod selber dem Zuge sein Gespenstergeleit. Da mit einem male wirft das Dromedar des Scheichs den Hals hoch auf, es schnaubt mit den weit geöffneten Nüstern des emporgestreckten Kopfes und stößt ein wieherndes Geschrei aus. Wasser! Wasser! Aus Stundenferne saugt das Tier einen feuchten Luftstrom, den unwahrnehmbaren Dunst des Quells. Es bäumt sich, und mit wilder Hast stürzt es, seine letzte Kraft aufbietend und alle Bande sprengend, der Wasserstelle zu, und ihm nach mit einem Freudenschrei die ganze Karawane. Jedes Auge leuchtet, die todesmatten Glieder durchzuckt ein elektrisches Feuer. Bald ist das Thal der Oase erreicht. Eine Palme hebt den Wipfel hinan, zu ihren Füßen schlägt die Tamariske das Zelt ihrer dichten Zweige auf, unter denen sich flüchtend das Laufhuhn der Wüste verbirgt; aber zwischen Gräsern und Binsen murmelt der Quell, der lebenspendende Bach. Er hat die Karawane gerettet.

Die Kamele haben getrunken, die Treiber rufen ihr schmetterndes Krri, und nun lagert sich das Tier, um entlastet zu werden; die abgelösten Ballen bleiben zu beiden Seiten auf dem Boden stehen; das Kamel zwischen ihnen erhebt sich, seiner Bürde frei, und geht auf die Weide. Es begehrt nichts als Dornen; aber sein scharfes Gebiß zermalmt die eisenfesten leicht und mit Lust, als seien es Halme.

Inzwischen taucht die Sonne am Horizont hinab, ein glühender Rubin, und übergießt die ganze schauerlich-großartige Wildnis mit Purpur, um im nächsten Augenblick zu versinken und alles in Dämmerung zu hüllen. Die Zelte sind aufgeschlagen. Man hat sich gelagert, Feuer prasseln auf, von geschäftigen Händen genährt und bei jedem neuen Aufwurf die Lohe in die Nacht hinausstrahlend. In malerischen Gruppen stellt und lagert sich die Karawane umher. Hier neben den Kamelen lagern die Treiber zum Schlafe bereit. Hinter ihnen um ein zweites Feuer kauern Beduinen; sie spielen, treiben Possen oder schmauchen aus langen Pfeifen, und „reichen die Trinkschale des Gesprächs umher“. Vor jenem Zelte aber sammelt sich im phantastischen Gemisch der Trachten und Waffen der große Kreis der Reisenden: Araber, Türke, Fezzaner, Jude und Franke in einer Runde. Sie horchen einem Derwisch, der aus „Tausend und eine Nacht“ erzählt, oder einem fahrenden Improvisator, einem Hariri der Wüste, dessen kecke Lieder der schwirrende Ton der Rababa begleitet, und werden nicht müde, den Sänger durch ihre preisenden Maschallahs oder durch einen Regen blinkender Dirrhem zu immer neuen Weisen zu begeistern.

Allmählich nahet Mitternacht. Der Mond wirft ein grüngoldenes Märchenlicht auf die Scene und kämpft auf den weißen Zeltwänden und den blanken Damascenern mit dem Fackelscheine der niederbrennenden inneren Feuer. Nur die äußeren schlagen immer mächtiger empor. Sie wehren dem Schakal, der heiser bellend das Lager umschleicht, und zeigen, gastliche Leuchten des Sandoceans, dem einsamen Schiffe der Wüste die Bahn zur Karawanserei. Bei ihnen wacht der

Scheich und sein Tribus, aber über das Lager hat der Schlaf die leise Decke gebreitet.

> Tiefe Stille; nur zuweilen knistert das gesunkne Feuer,
> Nur zuweilen kreischt verspätet ein vom Horst verirrter Geier,
> Nur zuweilen stampft im Schlafe eins der angebundnen Rosse,
> Nur zuweilen fährt ein Reiter träumend nach dem Wurfgeschosse.
>
> Freiligrath.

Und bleichen nun die Sterne, ist Kanopus und Orion am Horizont erloschen, dann erhebt sich mit neuer Kraft die Karawane. Tage um Tage vergehen, Sonnenglut wechselt mit Nachtfrost, bis endlich die grünen Fluren der Fellahs aufleuchten. Im Goldglanz des sinkenden Abends erheben sich die Kolosse der Pyramiden und die kahlen Abhänge des Mokkatam; zwischen ihnen rollt majestätisch der Nil, breitet mit ihren Hunderten von Türmen und Domen, mit ihren Moscheen und Palästen ohne Zahl, die altsarazenische Kalifenstadt sich aus: Kahira „die Mutter der Welt." Die Karawane hat ihr Ziel erreicht. Und schon warten die Nilbarken der Schätze, sie dem Meere zuzuführen, und das Meer wird sie hinübertragen nach Europa, in die Bazars der Weltstädte, in die Schlösser der Fürsten, in die Museen der Wissenschaft, in die Hallen der Industrie.

So ist denn das Kamel in einem noch höheren Sinne als dem des Beduinen „das Wüstenschiff", der wirkliche Träger und Führer nicht eines irren Hirten und Räubers, sondern des Handels und der Bildung ganzer Völker.

3.

Am 14. Juli zogen wir in südlicher Richtung in dem breiten nackten Thale Tanessof entlang*). Nur selten ward die Einförmigkeit der Landschaft durch wenige Bäume und Büsche oder durch spärlichen Graswuchs unterbrochen. Vor unsern Augen lag fortwährend der phantastisch gestaltete Kamm des geheimnisvollen Berges Idinen, welchen die Eingeborenen gewöhnlich Kasr-Djeneun (d. i. Palast der Geister) nennen. Aus dem breiten Thale steigt schroff die hufeisengebildete Bergwand empor, deren Höhe einem künstlich errichteten Gebäude von kolossalen Mauern und Türmen gleicht. Die Tuareg glauben, wie schon erwähnt, daß der Berg der Aufenthaltshaltsort von Geistern sei, und halten eine Besteigung desselben für Frevel. Als Richardson auf seiner Reise bei dem Versuch einer solchen Besteigung fast das Leben verlor, waren sie überzeugt, daß er von neckischen Dämonen irre geleitet worden sei; und dieser Aberglaube sollte jetzt eine neue Bestätigung erhalten. Trotz oder vielleicht mehr noch infolge der Warnungen unserer Freunde aus Rhat, welche uns davon abhalten wollten, unser Leben bei einem frevelhaften Besuch dieser Wohnung böser Geister zu wagen, beschlossen mein Freund und ich den Berg genauer zu untersuchen und zu besteigen. Das war nun kein eigensinniges Vorhaben, sondern ich war

*) Zwischen Tripoli und Mursuk.

fest überzeugt, daß hier ein Platz altertümlicher Gottesverehrung sei, und daß ich merkwürdige Skulpturen oder Inschriften finden würde. Mein Freund wollte die geognistischet Sruktur des Berges studieren. Als wir am Nachmittag in der Nähe des Brunnens Tahala unser Lager aufschlugen, war es zu spät, den Berg noch zu ersteigen. Ich legte mich daher in den Schatten eines schönen Talha- (Gummi-Akazien) Baumes und zeichnete eine Skizze der wundersam gebildeten Bergwand; dann begab ich mich zur Ruhe und träumte von den Entdeckungen des folgenden Tages.

Mein „dies ater“ brach an. Schon früh am Morgen des 15. Juli waren wir zum Marsche bereit. Vergeblich wandten wir uns noch einmal an Hatita und Uteti*), um einen Führer zu erhalten; ihre religiösen Skrupel waren nicht zu überwinden. Es war ausgemacht daß unsere Karawane bis zum nächsten Brunnen weiter ziehen sollte; dahin hoffte ich vom Berge zurückkehrend meinen Weg zu finden. So machte ich mich allein auf, mit einem kleinen Wasserschlauch auf dem Rücken und mit etwas trockenem Zwieback und einigen Datteln versehen. Mein Freund folgte später, ohne daß ich es wußte, mit einem Diener, den ihm Richardson nachgeschickt hatte.

Im Anfange ging alles gut, obwohl der Weg, zuerst über Sandhügel und dann über eine nackte, mit schwarzen Kieselsteinen bedeckte Ebene führend äußerst beschwerlich war. Dann durchschnitt ich den Anfang eines reich mit Gras überwachsenen Rinnsals, welches sich durch die Sandhügel nach der Thalsohle hinschlängelte. Hier scheuchte ich einige Antilopen von ihrem Lager auf; aber wahrscheinlich um ihre Jungen besorgt, blieben diese Tiere bald stehen und wedelten, mich ansehend, mit den Schwänzen. Unterdes verfolgte ich meinen Weg über den schwarzen steinigen Boden und fing schon an, den entkräftenden Einfluß der Sonnenhitze zu fühlen. Auch erwies sich die Entfernung des Berges vom Lager viel bedeutender, als ich gedacht hatte. Ich hatte die Hufeisenform des Berges aus der Ferne nicht erkannt, und jetzt zeigte es sich, daß der mittlere Teil, der am leichtesten zu ersteigen schien, und dem ich deshalb meine Schritte zugelenkt hatte, der entfernteste war. Ich änderte deshalb meine Richtung nach Osten, aber hier traf ich auf ein noch größeres Hindernis. Denn als ich hier die Abdachung hinanstieg, stieß ich plötzlich auf eine breite, tief eingerissene Schlucht, welche mich vom Kamme trennte. Nur mit dem Aufwand aller meiner Energie konnte ich die Kluft hinunter- und an der andern Seite wieder hinaufsteigen.

In einem Zustande gänzlicher Erschöpfung erreichte ich endlich den engen, mauerähnlichen Kamm auf der Höhe des hufeisenförmig sich krümmenden Bergrückens. Ich sah, daß diese Bergmasse im allgemeinen aus horizontalen Schichten von Mergel und im unteren Teile aus Kalkstein besteht. Am Anfange entwickelte sich ein wildes Meer herabgefallener Felsmassen. Von den geträumten Inschriften oder Skulpturen

---

*) Häuptlinge aus Rhat.

war ebenso wenig etwas zu sehen wie von den, im Gehirn unserer Tuareg-Freunde spukenden zauberhaften Palmhainen. Unbefriedigt, erschöpft und ängstlich schaute ich um mich her. Es war 10 Uhr geworden; ich war ohne den geringsten Schutz gegen die immer glühender werdenden Sonnenstrahlen, doch war ich genötigt, auf meiner hohen Warte mich niederzulegen; aber die Ruhe ohne Schatten und ohne einen stärkenden Imbiß war nicht erfrischend. Meine Schwäche gestattete mir nicht, einen Bissen von dem trockenen Zwieback, oder eine Dattel zu verzehren, und bei meinem geringen Wasservorrat durfte ich meinen brennenden Durst nur ungenügend stillen. Getrieben von der Besorgnis, die Karawane möchte in der Meinung, daß ich schon vorausgegangen sei, ihren Weg am Nachmittag fortsetzen, ermannte ich mich endlich, um wo möglich das Lager zu erreichen. Ich stieg die nackte Kluft hinunter, um ihrem Lauf folgend, in die Ebene zu gelangen und den Brunnen aufzusuchen. Die Hitze war furchtbar, und vom Durst gequält, nahm ich den geringen Vorrat von Wasser, der mir übrig geblieben, mit einem Male zu mir. Ich glaubte mich so besser zu erquicken, als wenn ich das Wasser in kleinen, ungenügenden Zügen verbrauchte. Das war etwa um Mittag. Ich fand jedoch bald, daß der Trunk des Wassers mich keineswegs gestärkt habe.

Endlich hatte ich die breite Thalsohle erreicht und warf noch einmal einen Blick auf die großartige, wild zerrissene Berghöhe. Als ich dann wieder an meinen Pfad dachte, ward ich in meiner Richtung irre. Mit Mühe erstieg ich einen kleinen Sandhügel, um eine Aussicht über das Thal zu gewinnen, aber kein lebendiges Wesen und kein Zelt war zu sehen. Ich feuerte eine Pistole als Signal ab; keine Antwort erfolgte. Der starke Ostwind, der gerade wehte, mochte den Schall nach der Wüste geführt haben. Mit großer Anstrengung schleppte ich mich über den in Hügeln aufgehäuften Sand etwas weiter; ich erklomm eine andere Anhöhe und that einen zweiten Schuß; aber ich wartete ebenso vergeblich auf Antwort. Ich vermutete nun, daß unsere Gesellschaft noch zurück sein möchte und hielt mich unglücklicherweise mehr ostwärts. Als ich mich nach einiger Zeit umschaute, erblickte ich mit unaussprechlicher Freude in geringer Entfernung kleine runde Hütten, die sich an Ethelbäume anlehnten und mit langem Grase gedeckt waren. Im höchsten Jubel eilte ich ihnen zu, aber sie waren verlassen; weder ein lebendes Wesen war zu sehen, noch ein Tropfen Wasser zu finden.

Meine Kraft hatte mich jetzt völlig verlassen. Ich setzte mich nieder, vor mir die volle Aussicht auf das breite Thal. Noch hoffte ich, bald unsere Karawane zu erblicken, ja einen Augenblick glaubte ich, in der Ferne einen Zug Kamele vorüberziehen zu sehen. Aber es war eine Täuschung, wie denn nichts in der Welt so voll täuschender Gebilde ist, als die von der Sonnenglut erhitzten Thäler und Flächen der Wüste. Dies haben auch die Araber zu jeder Zeit empfunden und deshalb die Wüste mit Geistern erfüllt, die den einsamen, genossenlosen Wanderer irre machen und seitwärts leiten. Ich erhob mich endlich wieder, war aber so schwach, daß ich mich kaum auf den Füßen erhalten

konnte. Die Sonne neigte sich zum Untergang, und ich mußte sehen, wo ich die Nacht zubringen könnte. Es blieb mir die Wahl zwischen einer der Hütten oder einem Ethelbaume, den ich in geringer Entfernung erblickte, und der eine Zeit lang meine durstige Phantasie als Brunnenschwengel getäuscht hatte. Ich wählte den Baum, und mit ungeheurer Anstrengung schleppte ich mich hin. Ich gedachte ein Feuer anzuzünden, um meinen Gefährten ein weithin sichtbares Signal zu geben; aber es fehlte mir die Kraft, auch nur ein wenig Holz zusammenzusuchen. Ich fühlte, wie ein Fieber sich meiner bemächtigte. Fast bewußtlos legte ich mich nieder.

Nach einer Rast von etwa zwei Stunden, als es völlig dunkel geworden war, erhob ich mich und schaute um mich. Mit unbeschreiblicher Freude erblickte ich in südwestlicher Richtung abwärts im Thale ein großes Feuer. Dies war in der That das Zeichen meiner mich suchenden Freunde. Hoffnung belebte mich von neuem. Mich hoch emporrichtend, feuerte ich eine Pistole ab. Mit fester Zuversicht folgte ich dem gewaltigen Schalle, wie er das Thal hinab der Flamme zurollte. Ich horchte, horchte lange, alles blieb totenstill. Nur die Flamme schlug hoch zum Himmel auf als ein Zeichen unerreichbarer Hilfe. Nach langer Pause feuerte ich ein zweites Mal, aber auch jetzt kam keine Antwort. In mein Schicksal ergeben, legte ich mich wieder nieder. Schlaflos und in heftigem Fieber warf ich mich auf dem Boden umher und erwartete den nächsten Tag halb sehnsüchtig, halb mit Furcht.

Endlich wich die Finsternis, und Zwielicht trat ein. Alles war Ruhe und Stille. Ich versuchte noch einmal, meinen Freunden ein Zeichen zu geben. Mit Aufbietung aller meiner Kräfte lud ich die Pistole mit einem gewaltigen Schuß. Ich feuerte einmal, zweimal; ich glaubte, der Schall hätte die Toten erwecken können, so mächtig rollte er das Thal hinab; aber keine Antwort traf mein Ohr.

Die Sonne stieg empor, und ich sah ihr mit Furcht und Schrecken entgegen. Mit der zunehmenden Hitze ward mein Zustand immer unerträglicher. Der Baum, unter dem ich lag, war alt, mit großen, dicken Ästen, aber ohne ein einziges Blatt. Ich kroch umher, jeden Augenblick meine Lage verändernd, um den geringen Schatten zu genießen, den die laublosen Äste warfen. Um Mittag wich auch der letzte Schattenstreifen; es blieb nicht einmal genug, um mein fieberkrankes Haupt zu schützen. Der Durst quälte mich so unsäglich, daß ich an meinem Blute sog. Endlich ward ich besinnungslos und verfiel in eine Art von wahnsinniger Träumerei. Erst als die Sonne sich hinter die Berge senkte, kam ich wieder zum Bewußtsein. Ich raffte mich auf, um noch einen schwachen, trüben Blick über die Ebene zu werfen. Da traf plötzlich der Schrei eines Kamels mein Ohr — der klangreichste Ton, den ich je gehört! Ich erhob mich etwas vom Boden und sah in geringer Entfernung einen Targi, der nach allen Seiten umherspähend, langsam dahin ritt. Ich hatte eben noch Kraft genug, mit schwacher Stimme: „Aman, Aman!“ — „Wasser, Wasser!“ zu rufen. Mit Entzücken hörte ich die bejahende Antwort: „Iwua, iwua!“ In wenigen Augenblicken

saß mein Retter an meiner Seite, wusch und besprengte meinen Kopf, während ich unwillkürlich in ein oft wiederholtes „el hamdu lillahi, el hamdu lillahi“ ausbrach.

Im Lager war unterdessen alles in großer Angst und Bewegung gewesen. Mein Freund hatte am Tage zuvor einen andern Weg genommen und war um fünf Uhr nachmittags allein zurückgekehrt. Noch denselben Abend machte er sich auf mit mehreren Leuten, um mich zu suchen, kam aber um Mitternacht zurück, ohne eine Spur gefunden zu haben. Am andern Morgen wurden zwei Abteilungen ausgesendet, von denen die eine meine Fußspuren in nördlicher Richtung entdeckte. Dies war deshalb wichtig, weil man jetzt die Gewißheit hatte, daß ich nicht nach Rhat gegangen sei. Zwar hatte man wenig Hoffnung, mich noch lebend zu finden, denn die Eingeborenen behaupteten, niemand könne länger als zwölf Stunden leben, wenn er sich während der Sonnenhitze in der Wüste verirre; doch wollte man nichts unversucht lassen, und so ward eine Belohnung von 60 Dollars für den ausgesetzt, der mich finden würde. Ein Targi, auf seinem Kamel die Ebene am Abhange des Berges durchstreifend, folgte den gefundenen Fußspuren, ließ sie nicht aus dem Auge, und als er sie endlich auf hartem Felsboden verloren, aber doch gewiß war, daß ich in der Nähe sein müßte, stachelte er sein Kamel zum Schreien an, um mich, wenn ich noch am Leben wäre, zu ermuntern.

Vorsichtig reichte er mir einen Trunk, aber in meinem fieberhaften Zustand fand ich das Wasser gallenbitter; dann hob er mich auf sein Kamel und eilte mit mir zu den Zelten. Die Freude des Wiedersehens war außerordentlich groß, und ich dankte meinen Freunden herzlich für die Mühe und Sorge, die sie um meinetwillen gehabt hatten. Anfänglich konnte ich nur wenig und undeutlich sprechen, und während der nächsten drei Tage war ich fast unfähig, etwas zu essen.

Jedoch meine kräftige Konstituton bewährte sich auch hier; schon am nächsten Tage war ich wieder imstande, die Anstrengung des Marsches zu tragen. Chavanne, Lauckhard, Masius und Barth.

III. Der Sudan.

1. Die Natur des Gebietes.

1. Tiefsudan und der Tschadsee. — 2. Hochsudan und der Nigerstrom.

1.

Den Südrand der großen Wüste begleitet ein Gebiet, das mit dem Namen Sudan, d. h. Land der Schwarzen, bezeichnet wird und sich quer durch den Kontinent bis zu dem Hochlande von Abessinien hinzieht. Der westliche Teil davon, Hochsudan genannt, steigt aus der zum Teil noch mit Wüstenflächen bedeckten Ebene von Senegambien zu einem stattlichen Gebirgslande empor, das den bedeutenden Flüssen Senegal und Gambia, besonders aber dem mächtigen Nigerstrome

den Ursprung giebt. Weiter südlich folgt ein mit einzelnen Bergen besetztes Plateau, das wiederum gegen Süden durch den Höhenzug des Kong begrenzt wird. Östlich von Hochsudan breitet sich Tief- oder Flachsudan aus, dessen tiefste Senke durch den flachen Sumpfsee Tschad ausgefüllt wird. Der Umfang desselben ist je nach der Jahreszeit sehr verschieden. Während der trockenen Jahreszeit, die den größten Teil des Jahres ausfüllt, ist der Umfang am kleinsten und umfaßt nach G. Rohlfs etwa nur 11 250 qkm; in der nassen Jahreszeit dagegen ist er wenigstens fünfmal so groß. Seine Gestalt ist im allgemeinen eine kreisförmige, doch läuft das westliche Ufer gerade von Norden nach Süden, das südliche Ufer buchtet sich infolge der starken Deltaanschwemmungen des Schari, der hier in den See strömt, nach Norden hin in denselben ein. Der See liegt etwa 380 m über Meer und vereinigt die meisten Flußwässer des nordzentralafrikanischen Kontinents. Der bedeutendste Zufluß ist der Schari, welcher durch den fast ebenso bedeutenden Logeme verstärkt wird. In seiner südöstlichen Ecke scheint das Wasser des Sees durch das Behar el Rhasal abzufließen, dessen Wasser sich wohl von da nach Nordosten über die weite Niederung von Bodele ausbreitet. Der Tschadsee hat süßes Wasser; er kann übrigens ein See in der vollen Bedeutung des Wortes nur zur Zeit des Hochwassers genannt werden. Im Monat August beginnt er sich zu füllen, und dann steigt sein Niveau in gewöhnlichen Regenjahren wohl um 7 m, in andern sogar um 10 m und mehr. Natürlich dringt die Hochflut des Sees alsdann auch in die Mündungen der Zuflüsse, ja weit stromaufwärts in deren Betten ein. In der trockenen Jahreszeit dagegen bietet der See, vom Ufer aus gesehen, vielmehr den Anblick eines ungeheuren Sumpfes. Die tiefsten Stellen scheinen im Südosten zu liegen und sind bis jetzt auf 8 m bestimmt. An den viele Kilometer weit in den See hinein mit Schilf und Papyrus bewachsenen Ufern ist die Heimstätte des Hippopotamus (Flußpferdes), das man hier in Herden von 100 Stück und darüber antreffen kann. Seltener sind Elefanten und Rhinozerosse; erstere sollen am westlichen und nördlichen Ufer gar nicht mehr vorkommen. In großen Mengen ist der Kaiman vorhanden, und Wasservögel und Fische aller Art bevölkern die Seefläche allenthalben. Vom August bis Februar, wo der See gefüllt ist, bildet er eine Gruppe kleiner Inseln, die aber im Sommer wieder unter sich und mit dem festen Lande zusammenhängen. Jede derselben enthält eine, die größeren zwei bis drei Ortschaften, deren Bewohner, Yadina oder Budduma genannt, ein unabhängiges Schiffer- und Fischervolk von etwa 20 000 Seelen bilden; sie besitzen etwa 250 Schiffe, die zwar plump gebaut, aber bis 16 m lang und 2—4 m breit sind.

Eine überaus reiche tropische Wald- und Kulturlandschaft umgiebt den Tschad. Im Osten desselben liegt das Reich Wadai, im Süden das vom Schari durchflossene Bâghirmi, im Osten Bornu mit der Hauptstadt Kakn; das östliche Sudan, welches einen steppenartigen Charakter hat, war in letzter Zeit ein Bestandteil des ägyptischen Reiches, während westlich von Bornu sich die volkreichen Fellathastaaten aus-

breiten. Die Gegend am Tschadsee im Reiche Bornu schildert Rohlfs wie folgt: Durch Argum- und Ngáfolifelder, deren Halme die fast unglaubliche Höhe von 7 m erreichen, führt der Weg von Kaku zum See, und bald ist die Stadt den Augen entzogen. Einzeln dazwischenstehende Hütten bezeugen die Sicherheit des Eigentums, denn an den Grenzen des Landes können die Bewohner nur in Dörfern beisammen wohnen, um räuberische Anfälle zu vermeiden. Der Boden ist abwechselnd sandig oder schwarzer Humus, doch auch der sandige mit Hilfe von Dünger wohl angebaut. Nach $1^1/_2$stündigem Ritte gelangt man in einen lichten Wald von Dumgebüsch, Korna-, Hadjilidj- und Tamarindenbäumen, dessen Grund sich in der Regenzeit mit mannigfachen Gräsern bedeckt, aber fast aller Blumen entbehrt. Links und rechts vom Wege liegen Dörfer, von Buschwerk verhüllt. Nach dreistündigem Ritte erreicht man den Ort Kaua, der etwa 1500 Hütten und 10 000 Einwohner zählt. Nur die Spitzen der Dächer ragen aus den Kornabäumen und dem hohen Grase hervor, das den Reitern bis an die Brust reicht. In gerader Ostrichtung gelangt man nach weiteren $1^1/_2$ Stunden an die Lichtung des Waldes, welcher mit einzelnen Dumpalmen endet. Hochgrasige Wiesen erstrecken sich dann bis unmittelbar an die Lagunen des Sees. Bei höchstem Wasserstande erstreckt sich der See bis dicht an Kaua heran. Das Wasser des Tschad hat grünlichen Schimmer, erweist sich aber, in die Hand genommen, völlig klar. Der Uferrand ist mit hohem Schilf bewachsen, in dem Wasser schaukeln sich die Flußpferde furchtlos umher, dann und wann Wasser wie Staubwolken aus ihren Nasenhöhlen emporblasend.

2.

Gleich dem Nil ist auch der Niger lange Zeit eins der ungelösten Rätsel Afrikas gewesen. Seine Quellen, deren Entdeckung ganz neuerdings gelang, liegen im Westen von Hochsudan, nur 375 km vom Kap Palmas entfernt. Anfangs nach Nordosten gerichtet, erreicht er Flachsudan bei Sego und läuft von da unter dem Namen Dscholiba bis an den Rand der Sahara, um sich dann bei Kabra, dem Hafen von Timbuktu, wo er unzählige Inseln bildet, östlich zu wenden. Später fließt er in wesentlich südöstlicher Richtung dem Busen von Guinea zu, in den er unter dem Namen Quorra mündet. Auf der letzten Strecke ist sein Thal meist eng und felsig, besonders da, wo er in Querthälern Bergketten durchbricht, z. B. bei Iddah am Kong. Doch ist der Strom überall schiffbar und von europäischen Dampfschiffen bereits bis 11° n. Br. befahren. Vor dem Durchbruche durch das Kong nimmt er von Osten her den über 1200 km langen Benuë (Tschadda) auf. Sein reichverzweigtes Delta umfaßt über 50 000 qkm, und die Gesamtlänge des Stromes beträgt mindestens 4875 km. — Die Entdecker der Nigerquellen, Zweifel und Moustier, geben in der Schilderung ihrer Reise folgendes Bild derselben: Bei dem Orte Socora erreichten sie den Folico, einen der Quellflüsse des Niger. Von Selia, der letzten hochgelegenen Station am linken Ufer

des Folico, aus hatten sie einen Anblick von großartiger Schönheit. Das mehrere Hundert Meter breite Flußbett des angeschwollenen Folico prangte im üppigsten Grün; von einem Ufer des mächtigen Wasserbettes zum andern schlangen sich von Baum zu Baum bandartige Lianen gerade über dem Wasserspiegel und bildeten so eine natürliche, in ihrer ersten Entwickelung allerdings von Menschenhand geleitete Brücke, die von den Mitgliedern der Expedition, wenn auch unter beständiger Furcht vor Krokodilen, bequem benutzt werden konnte. Den Tembi, den zweiten Quellfluß des Niger, welcher gewöhnlich das sechsfache Wasserquantum des Folico besitzt, erreichten sie dann von der Stadt Socora aus und fanden denselben gleichfalls stark angeschwollen. Er wird von den Eingeborenen als der „Vater des Dscholiba", also als der Hauptquellfluß des Niger, bezeichnet. Unter großen Schwierigkeiten wurde von Socora aus der Weg gegen Süden fortgesetzt und der Folico bei einer Breite von nur 5—6 m aufs neue überschritten. Im Süden wurde hier ein hoher Kegelberg, der Pic von Kula, und dann ein Gebirgszug mit mehreren ragenden Felsblöcken auf dem Rücken sichtbar. Am Nordfuße des Pic von Kula sprudeln die ersten Wasseradern des Folico hervor. Nach Überwindung großer Hindernisse gelangte man von der Ortschaft Tantafara aus auch an die Quellen des Tembi. In der Nähe erheben sich drei gewaltige Berge, und auch der heilige Hügelzug von Tembi, an welchem der gleichnamige Hauptquellfluß des Niger entspringt, wird sichtbar. Bei dem Flecken Tembi-Kundu, an dem Fuße der eigentlichen Lomakette, entdeckte man die Tembiquelle am 1. Oktober 1879. Aus einem Felsenabhange quillt der Tembi als ein kleines Bächlein von kaum 1 m Breite hervor, durchrieselt einen kleinen Hain und erreicht dann den Ort Foria. Einige Meter weiter erweitert sich das Gewässer zu einem Teiche, dessen Zentrum eine steinige Insel bildet. Dies also ist die Hauptquelle des großartigen Nigerstromes! — Den mittleren Lauf desselben hat G. Rohlfs von der Mündung des Benuë aus in einem Zeitraume von vierzehn Tagen eine Strecke weit befahren, wobei er durch Insekten und Hitze in gleicher Weise sehr gepeinigt wurde. Die Szenerie und Staffage entsprach derjenigen am Benuë, über welche der Reisende folgende Schilderung giebt: Von Akum aus marschierte er mit seiner Begleitung spät abends fort, und zwar in südwestlicher Richtung. Nach kurzer Zeit befand man sich in einem hochstämmigen Walde, in welchem die Reisenden schweigend hinter einander herschritten. Dann folgte wieder freies Feld mit einem in Trümmern liegenden Orte, zuletzt aber ein Waldstreifen von so dicht belaubten Bäumen, daß kein Mondstrahl hindurchzudringen vermochte, und die Wanderer, um sich nicht zu verlieren, einander die Hände reichen und so Schritt vor Schritt vorwärts tappen mußten. Plötzlich erglänzte zu ihren Füßen die breite silberne Fläche des in majestätischer Ruhe dahinziehenden Stromes, der die Gewässer aus dem Herzen Afrikas dem Niger und durch diesen dem Großen Ozean zuführt. Die Fahrt den Benuë abwärts wurde dann auf einem Kanoe ausgeführt.

Die Ufer fanden sich mit hochstämmigen, dichtbelaubten Bäumen bewachsen und waren 3—4 km voneinander entfernt; das Fahrwasser wurde mehrfach durch Inseln eingeengt, von denen mehrere mit Ölpalmen, Mangroven, Adansonien bestanden waren. Am linken Ufer guckten überall zwischen dem grünen Laubwalde die spitzen, zuckerhutförmigen Dächer von Negerhütten hervor. Das rechte Ufer erschien weniger stark bewohnt; hier sprangen Affen von Ast zu Ast, und Tausende von bunten Singvögeln erfreuten Auge und Ohr. Auf dem Flusse selbst gab es Wasservögel verschiedener Art, wenn auch nicht in solcher Menge wie auf dem Tschadsee; nicht selten streckten Flußpferde ihre dicken Köpfe schnaubend und prustend aus der Flut. Mehrmals sah man ein 3—4 m langes Krokodil auf einer Sandbank sich sonnen und bei der Annäherung des Bootes ins Wasser untertauchen. Diese Tiere werden in höchst verwegener Weise mit Speeren, Keulen und Axtschlägen von den Eingebornen gejagt und zur Nahrung benutzt. Hin und wieder zogen sich lange Inseln durch den Fluß, welche mit schönem Laubwalde bewachsen und von Herden von Pavianen, Meerkatzen und andern Affenarten bevölkert waren. Weiter abwärts wurden die Ufer weniger waldreich und hatten eine spärlichere Bevölkerung, dagegen nahmen die Flußpferde und die Krokodile zu, wie denn auch ganze Scharen von Tummlerfischen die Boote umkreisten. Dann waren die Ufer wieder stark mit Ortschaften bedeckt, und der Strom zeigte sich durch Boote belebt, die, meist mit bunten Wimpeln beflaggt, offene Feuer zum Kochen des Essens und Räuchern von Fischen enthielten. Bei Lokoja endlich erreichte man den Mündungspunkt des Benuë, der hier noch einmal so breit war als der an dieser Stelle durch hohe Ufer eingeengte Nigerstrom. Nach G. Rohlfs u. a. von J. W. O. Richter.

2. Die Völker in Zentral-Afrika.

1. Die Ureinwohner Zentral-Afrikas. — 2. Innerafrikanische Charakterbilder.

1.

Die Ureinwohner Zentralafrikas stehen gewöhnlich in gleichem Grade auf niederer Stufe des menschlichen Daseins, in welchem die Merkmale der Negerrasse deutlicher und entschiedener an ihnen ausgesprochen sind. Besonders ist dies bei jenen Völkerstämmen der Fall, die, jetzt nach den Gebirgen Innerafrikas zurückgedrängt, sich noch in ursprünglicher Reinheit und Roheit erhalten haben. Das kurzgekräuselte, wollige, schwarze Haupthaar, die eigentümlich sammetweiche, aber dicke Haut, die aufgestülpte Nase und die breiten, aufgeworfenen Lippen bezeichnen den Negertypus. Die Färbung bleibt sich durchaus nicht gleich; obschon die meisten schwarz oder schwärzlich grau erscheinen, besitzen viele, oft unter demselben Stamme, ein rhabarberfarbiges Aussehen, das bei fast gänzlichem Mangel an Kleidung einen sonderbaren Anblick gewährt. Eigentümlicher Weise erachten jene Stämme, bei denen ein gewisses Anstandsgefühl zu erwachen

beginnt, für Männer eine, wenn auch sparsame Bedeckung erforderlicher als für Frauen. Letztere schmücken sich gerne mit Glasperlen, und mehrere Völker tragen als besondere Zierde ein rundes Knochenstück in der Unterlippe.

Ihre Hütten pflegen die Neger vorzugsweise aus Lehm oder Thonziegeln aufzuführen, die sie an der Luft getrocknet. Sie wölben diese Wohnungen entweder kuppelförmig, oder versehen sie mit einem spitzzulaufenden Dache, dessen Gerüste aus den leichten Stengeln des Aschur zusammengebunden und mit Stroh gedeckt ist. Fenster und Schornsteine sind nicht gebräuchlich. Die Eingangsthür ist bei manchen Stämmen so klein, daß man nur kriechend in den inneren Raum gelangen kann. Hier befindet sich das Nachtlager und eine Anzahl Töpfe aus Thon oder Kalabassen, welche die Stelle der ersteren vertreten. Rings um die Hütte ist ein Hofraum, eingehegt durch einen hohen Zaun aus Durrastengeln oder Schilf. Meistens finden sich ein oder mehrere Bäume besonders gehegt, um ihre Früchte und ihren Schatten zu genießen. Die Gonda (Carica Papaya, Melonenbaum) mit schöner Krone aus zackig eingeschnittenen Blättern spielt hierbei eine Hauptrolle; die Kautschukfeige (Siphonia elastica) kommt ebenfalls häufig vor, ohne daß man ihren Saft zu benutzen gelernt hätte; die Deleb, Dumpalme und einzeln selbst die hochgeschätzte Dattel, sowie die Maulbeerfeige (Ficus Sycomora) sind zu gleichen Zwecken verwendet, in den Gebieten am Benue dagegen Kornelkirschen. Mit Fetthöckern versehene Rinder und Ziegen sind die Haustiere. Hühner sind in einzelnen Distrikten so häufig, daß ein fettes Huhn für eine Steck- oder Nähnadel verkauft wird. Das Kamel ist dagegen erst von den Arabern in Afrika eingeführt worden und wird in den südlicher gelegenen Ländern viel mehr angestaunt als in Europa. Auch in der Sahara fand in den früheren Zeiten der Warentransport nur mittelst Packochsen statt.

Als Waffen haben die Neger gewöhnlich Speere, Bogen und Pfeile oder Handeisen. In ihren religiösen Ansichten spielen wie gewöhnlich die unheildrohenden Dämonen eine Hauptrolle; viele verehren auch Steine, Tiere u. s. w. als Fetische, welche die Übel abzuwenden vermögen.

Das Reich Bornu bildet die Umgebung des Tschad. Die Bewohner desselben sind schwärzer, plumper und mit stärker ausgeprägten Zügen des Negertypus. Weiter westlich, im eigentlichen Sudan werden zahlreiche kleinere Stämme, durch Sprache, Ansehen, Sitten und ehedem auch durch ein gemeinsames Oberhaupt verbunden, als das Haussavolk bezeichnet. Sie sind weniger schwarz als die Bornuaner und machen in ihrer körperlichen Erscheinung einen angenehmeren Eindruck, ja unter ihren Frauen kommen wirkliche dunkle Schönheiten vor. Im westlichen Sudan, im Lande um Timbuktu, wohnte ursprünglich das Volk der Kissurer, das sich schon früh durch feine Sitten, und freundliches, duldsames Entgegenkommen gegen Fremde den europäischen Reisenden bekannt gemacht hatte.

In dieses weite Gebiet der Negerländer drangen von Norden her

die Berber, von Westen die Fellatahs oder Fulbe, beide Stämme als begeisterte Mohammedaner ihre Religion den überwundenen Völkern aufdringend. Zwischen den Berbern, die ihrerseits von den Arabern gedrängt, von Oase zu Oase, von Nord nach Süd vorrückten, und den Haussas fanden höchst mannichfache Vermischungen statt. Es giebt dort Stämme, bei denen in ähnlicher Weise wie bei einigen ostindischen Völkerschaften die Regentschaften nicht auf die Söhne des Fürsten, sondern auf diejenigen von dessen Schwester übergeht.

Interessanter noch sind die mehrerwähnten Fulbe. In seiner körperlichen Erscheinung den Kaffern sehr ähnlich, hält dieses intelligente Volk die Mitte zwischen dem Neger und dem Berber. Die schwarzen Haare sind weniger kraus und ähneln mehr denjenigen der Europäer, die Nase ist weniger stumpf, die Lippen sind gewöhnlich dunkel gefärbt. Das Ansehen der Haut wechselt zwischen bronze und kupferrötlich, ja bei einzelnen kommt sogar ein Weiß vor, das an die Farbe der Europäer erinnert. Besonders angenehm werden die Fulbe dem Europäer durch ihre Reinlichkeitsliebe; weißes oder buntes Baumwollenzeug, stets reinlich gehalten, bildet die Kleidung; die Wohnungen sind nett und durch einen hellen Anstrich ungemein einladend. Die Fulbe sind ein sehr kriegerisches, gewandtes Hirtenvolk und eifrige Bekenner Mohammeds. Sie betrachten deshalb gleichzeitig das Unterwerfen und Bekehren der heidnischen Negerstämme als Sache des Gottesdienstes. Die Überwundenen nahmen meistens den neuen Glauben bereitwillig auf, besonders mit deshalb, weil er ihnen erlaubte, mehr als eine Frau zu heiraten, und also ihren bisherigen Sitten nicht widerstritt.

Früh gelangen beide Geschlechter zur Reife, die Frauen altern freilich auch eben so früh. Die Familien sind gewöhnlich reichlich mit Kindern gesegnet, so daß eine alte Sage erzählte, die Vermehrung der Völker im Innern Afrikas wäre so enorm, daß Gott je nach 60 Jahren einen mächtigen Seesturm sende, um die Mehrzahl der Leute zu bedecken, weil ihrer sonst gar zu viele würden.

Die Städte Innerafrikas haben ein originelles, von dem der europäischen völlig abweichendes Ansehen. Eine hohe und dabei 4 — 6 m dicke Lehm- oder Thonmauer umgiebt meistenteils den Ort. Türme sind gewöhnlich nicht vorhanden. Dagegen wird das wohlbewachte Thor, das bei Sonnenuntergang geschlossen wird, fast immer von einem mächtigen Rimibaume (Eriodendron guineensis) überschattet, der im Wuchse an die Cypresse erinnert. Dieser Baum spielt für die Bewohner des Sudan dieselbe Rolle, wie der heilige Wanzabaum (Cordia abessinica) in den Gebieten der Gallas. Die Häuser sind, wie bereits erwähnt, entweder gewölbte oder mit Strohdächern versehene Thonhütten. Manche von den besseren der Fulbehäuser haben auch ein zweites Stockwerk, das freilich nur aus einem einzigen Zimmer besteht. Zu letzterem führt dann die Treppe von außen. Die Araberwohnungen dazwischen machen sich sogleich durch ihre flachen Dächer kenntlich. Den Palast des Statthalters von Kano schildert Dr. Barth als ein Labyrinth von Hofräumen, die durch zwei geräumige Lehmhütten vonein-

ander getrennt waren. Letztere, mit gegenüberliegenden Thüröffnungen, dienten als Wartezimmer. Außerdem waren die Höfe durch gewundene Gänge miteinander in Verbindung gesetzt. Das Gemach des Statthalters war so dunkel, daß Barth einige Zeit bedurfte, um etwas in demselben erkennen zu können; dann aber fand er die Einrichtung desselben sehr schön, sogar für dieses Land entschieden großartig. Der ganze Charakter des Saales machte einen um so tieferen Eindruck, da die Tragbalken der Decke nicht zu sehen waren, während zwei große Kranzbogen, aus demselben Material wie die Wände, überaus sauber geglättet und reichlich verziert, das Ganze zu tragen schienen. In der hinteren Wand waren zwei geräumige und ebenfalls reich geschmückte Nischen angebracht, in denen der Fürst auf einem Gado, über welchem ein Teppich ausgebreitet war, in halb sitzender, halb liegender Stellung ruhte.

Das Innere einer Stadt des Sudan zeigt gewöhnlich einen bunten Wechsel: grüne, freie Plätze, auf denen Rinder, Pferde, Kamele, Esel und Ziegen in vertraulicher Gemeinschaft miteinander weiden, breiten sich neben großen, tiefen Wassergruben oder Teichen aus, deren Oberfläche eine Decke von Wasserpflanzen trägt. Die Hütten selbst, in den verschiedensten Stadien des Verfalles, von Zäunen umhegt und von schöngeformten Fruchtbäumen überschattet, nehmen sich überaus malerisch aus. Ebenso bunt ist das Gemisch der Menschen, die sich hier begegnen. Hier erscheint ein reicher Araber in Seide und glänzende Gewande gekleidet, auf einem edlen und reichverzierten Rosse, gefolgt von einer Schar übermütiger und träger Sklaven, dort fühlt ein Blinder langsam seinen Weg durch die Menge, welche sich nach dem belebten Marktplatze drängt, jeden Augenblick fürchtend, daß er niedergetreten werde Weiterhin wankt ein kranker Ausgestoßener über die Straße, mit Beulen oder der furchtbaren Elephantiasis behaftet, jener Krankheit, bei welcher Glied nach Glied bis zur schreckenerregenden Unförmigkeit aufschwillt, um dann abzusterben. An jenem Zaune lagert eine Gruppe lässiger, träger Vagabunden im Sonnenschein. Ein Zug einheimischer Handelsreisender naht; er kehrt aus dem fern im Westen gelegenen Lande Gardja zurück, beladen mit den allbeliebten Gurunüssen (von Sterculia acuminata), welche in Innerafrika die Stelle des Kaffees vertreten und allgemeines Bedürfnis sind. Dort bricht eine Karawane eben auf, um Natron weiter zu schaffen, ein Trupp Tuariks zieht zur Stadt hinaus und transportiert Salz nach den Ortschaften in der Nähe. Eine andere Schar Araber ladet die schwerbelasteten Kamele ab. Eine Gruppe Sklaven schleppt einen gestorbenen Leidensgenossen hinaus und wirft ihn in den Sumpf am Ende der Stadt. Zwischendurch sprengt eine Schar bewaffneter Reiter nach dem Palaste des Statthalters, um ihm eine wichtige Nachrichten aus dem Reiche zu überbringen.

Alle Nationen bewegen sich im bunten Gemisch durcheinander: der olivenbraune Araber, der rötere Targi, der schwarze Bornuaner, der leicht und schlankgebaute Fellani mit kleinen, scharfen Gesichtszügen; dort die breiten Gesichter der derben Bangaraua (Mandingos), oder

eine große, starkknochige Frau aus Nyffi; hier die wohlgebaute, freundlich lächelnde Bahauscherin.

Werfen wir noch einen Blick in das Innere der Wohnungen! Während in Timbuktu und Gardes die Häuser, ringsum von luftigen, hellen, viereckigen Höfen umgeben, sehr an die Gebäude der alten Griechen und Römer erinnern, sind sie in Kano finster, ohne besondere Rücksicht auf frische Luft, nur darauf eingerichtet, die größtmögliche Abgeschlossenheit zu erzielen, trotzdem aber durch ihre Reinlichkeit einladend. Die Thür, welche den Hofraum verschließt, ist aus Rohr geflochten; durch sie eintretend, gelangt der Ankommende auf den wohlgeglätteten Platz, in dessen einem Winkel unter dem Schatten der Bäume ein reinlicher Schuppen das Lieblingsplätzchen der Familie bezeichnet. Die Hausfrau ist mit einem schwarzen, aber reinlichen Baumwollenkleide umhüllt; ein Knoten hält dasselbe um die Brust fest. Das Haar ist niedlich geflochten. Sie ist geschäftig, für den abwesenden Mann die Mahlzeit zu bereiten oder Baumwolle zu spinnen, oder sie treibt die Sklavinnen an, mit dem Stampfen des Kornes zu eilen. Die nackten Kinder spielen fröhlich im Sande oder jagen hinter einer eigenwilligen, abschweifenden Ziege her. Ringsum stehen irdene Töpfe, hölzerne Schüsseln und Schalen, alle reinlich aufgewaschen, jede an bestimmtem Platze.

Das Nachbarhaus ist eine Färberei. Hier herrscht reges Leben und Treiben. Eine offene Terrasse aus Lehm, zwei oder drei Fuß über dem Boden erhöht, mit einer größern oder geringern Anzahl von Farbetöpfen, bildet die Werkstatt. Ein Mann rührt hier die Flüssigkeit um und mischt mit den gestampften Indigoblättern ein geeignetes Farbeholz, um dem Stoffe die rechte Tinte zu geben; ein anderer zieht ein wohlgesättigtes Hemd aus dem Topfe und hängt es an einem Baume oder an einem Seile auf; zwei andere Männer schlagen ein gefärbtes und getrocknetes Hemd in regelmäßigem Takte, um ihm den feinsten Glanz zu verleihen.

Weiterhin ist ein Grobschmied geschäftig, mit seinem rohen Werkzeuge, über welches der Europäer lächeln würde, einen Dolch zu verfertigen, dessen Schärfe dem Beschauer Erstaunen einflößt. Andere Erzeugnisse der Kunst stehen umher: Speere mit Widerhaken, Ackergeräte u. dergl.

Die vielfach aufgehängten Baumwollenstoffe mahnen an die rege Thätigkeit, welche durch Verfertigung dieser Zeuge hervorgerufen wird.

Weiterhin begegnen wir einer Reihe Läden voll einheimischer und fremder Waren mit Käufern und Verkäufern in allen Abstufungen von Gestalt, Farbe und Kleidung, aber alle als Handelsleute eifrigst bemüht, irgend einen Gewinn zu erhaschen und den Andern zu übervorteilen.

Einen unbehaglichen Anblick gewährt dagegen eine große Schattenbude, in welcher eine Schar halbnackter und halbverhungerter Sklaven aufgestellt ist. Ihrer Heimat, ihren Weibern oder Männern, Kindern oder Eltern entrissen, sind sie wie Vieh zum Verkauf vorgeführt und

warten, verzweifelnd auf die Käufer starrend, in wessen Hände ihr Schicksal sie führen wird.

Die Haussa- und Bornu-Neger sind vorzügliche Ackerbauer, die Fulbe und Araber dagegen sowohl Viehzüchter als Handelsleute. Reichlich tragende Getreidefluren lohnen den Fleiß des Landmanns und machen es möglich, mit verhältnismäßig geringen Kosten den Lebensunterhalt einer Familie zu bestreiten, während die ausgedehnten Baumwollenpflanzungen, durch ihr grünes Laubwerk eine wahre Zierde der Landschaft, eine rege Industrie hervorrufen und dem Kaufmann gesuchte Artikel zur Ausfuhr und zum Umtausch für seine Waren bieten.

2.

Wie eine große Anzahl Erzählungen und Märchen ein Gemeingut aller indogermanischen Sprachen und Völker sind, so werden auch vom Sudan bis Nigritien vollkommen identische Volkssagen und Legenden erzählt. So hörte Jacolliot an den Ufern des Benin mehrere Erzählungen, welche Dr. Perrau bereits in Irok und Sennaar notiert hatte. Hier folgen zwei derselben, welche uns das Thema von Schillers Bürgschaft in afrikanischem Gewande vorführen.

Noman, Sohn des Monzir, König der Araber von Hyrak, hatte abwechselnd seine Tage des Wohlwollens oder des Zornes. Am Tage des Wohlwollens überhäufte er mit Wohlthaten und Geschenken den ersten, welchen sein Blick traf; an den schlimmen Tagen dagegen ließ er den ersten, welchen er erblickte, hinrichten.

Ein Araber kam einst zu Noman, um eine Gnade von ihm zu erbitten; es war aber unglücklicherweise ein Unglückstag. Sobald er vor den Sultan kam, befahl dieser, ihm den Kopf abzuschlagen.

„Es lebe Allah!" sagte der Araber; „der Tod erschreckt mich nicht; ich wünsche nur einen Aufschub von drei Tagen zu erhalten, um von meiner Familie Abschied zu nehmen. Außerdem muß ich einige mir anvertraute Wertsachen zurückgeben, die ohne meine Rückkehr für deren Besitzer verloren wären. Sobald ich zurückgekehrt bin, magst du, wie du willst, über mein Leben verfügen."

„Gut", sagte Noman, „stelle mir einen Bürgen, so lasse ich dich gehen."

Der Araber ging zu einem der Veziere, der ihm diesem Vertrauen am meisten zu entsprechen schien, und sagte: „Sei mein Bürge!"

Der Vezier, durch seine edle, hochherzige Gesinnung hingerissen, stellte sich als Bürge und sagte zum Araber, er solle nur heimkehren.

Dieser bestieg sein Kamel und eilte zu seiner Familie. Er erzählte sein Unglück sowie seine Verpflichtung zur Rückkehr. Am bestimmten Tage trat er den Rückweg an, aber Wetter und Hindernisse verzögerten seine Reise; die Stunde der Rückkehr war fast verstrichen, und er hatte sich noch nicht zur Stelle eingefunden.

Da sagte Noman zum Vezier: „Dein Mann kommt nicht zurück, du sollst statt seiner den Tod erleiden."

„Ich bin bereit“, erwiderte der Vezier; „aber erst um die dritte Stunde des Nachmittags ist die Zeit um; dann stehe ich zu deiner Verfügung.“

„So bereite dich zum Tode!“ sagte Noman zum Vezier.

„Ich stehe zu Befehl.“

Der Henker wird gerufen und der Vezier auf den Richtplatz geführt. Eine unzählige Menge von Zuschauern jammerte oder vergoß Thränen.

Da eilte der Araber herbei.

„Haltet ein, haltet ein!“ rief er von fern. „Mein Bürge ist frei.“

Der Scharfrichter senkt das Schwert; man benachrichtigt den König. Noman läßt beide Männer vor sich bringen.

„Mit dem größten Erstaunen, sagte er zu ihnen, habe ich eure Treue im Worthalten und eure hochherzige Gesinnung gesehen. Es giebt nichts Erhabeneres als ein solches Beispiel der Seelengröße. Euretwegen schaffe ich meine Tage des Zornes ab.“

Die Nigritier, welche diese und ähnliche Geschichten erzählen, sind selbst wenig empfänglich für die in denselben ausgeprägten edlen Gesinnungen. Jedenfalls zeigt sich darin der Einfluß der höheren muselmännischen Kultur, welche bei ihrem fortdauernden Vordringen in Zentralafrika bald die Küsten von Guinea erreicht haben wird.

Der folgende interessante Zug von „Worthalten“ ist noch origineller afrikanisch.

In Sennaar ist es Sitte, daß, wenn ein Mann einen andern getötet hat, der Mörder seines Schlachtopfers Fuß in die Hand nimmt und so lange bei ihm sitzen bleibt, bis die Verwandten des Toten kommen und den Mord rächen.

Eines Tages tötete ein Sennaarer einen anderen. Er setzte sich darauf neben den Ermordeten und hielt dessen Fuß in der Hand, um die Ankunft der Angehörigen desselben abzuwarten.

Der Umgekommene hatte sechs Brüder nebst Vater und Mutter. Alle acht eilten herbei, und einer der Brüder sagte zum Mörder:

„Warum hast du unseren Bruder getötet?“

„Weil mir das so gefallen hat.“

„Jetzt sollst du dich auch töten lassen.“

„Thut, wie ihr wollt! Wollt ihr jedoch edelmütig sein, so gewährt mir einen Aufschub von drei Tagen, damit ich von meinen Angehörigen Abschied nehmen kann. Ich werde darauf hierher zurückkehren.“

„Das scheint uns Furcht zu sein. Du willst dich wie ein Feigling dem Tode entziehen. Dein Blut kann nicht in würdiger Weise das unseres Bruders bezahlen. Geh', wir werden dir nicht die Ehre erweisen, dich zu töten.“

Das Recht der Wiedervergeltung ist allerdings Sitte in Sennaar wie in Nigritien; aber während man es in letzterem Lande jedesmal ausübt, geschieht es in ersterem nur an furchtlosen Leuten. Sobald der Mörder Feigheit und Todesfurcht zeigt, weist man ihn mit Ver-

achtung als Sühnopfer zurück und sucht einen Verwandten, der dem Tode mutvoll entgegengehen kann. Dieser wird dann an Stelle des wirklichen Mörders getötet.

Der Mann antwortete den Brüdern: „Ich schwöre bei Gott, daß ich keine Todesfurcht hege. Fluch und Schmach über die Feigen! Was liegt denn so Absonderliches in meiner Bitte um einen Aufschub? Ich will nur noch einmal meine Familie sehen, und das ist doch ganz natürlich.“

„Alsdann gieb uns ein Pfand für dein Wort, einen Bürgen, und wir lassen dich ziehen.“

Der Mörder warf seine Blicke um sich und wählte unter den Umstehenden denjenigen, welchen er nach seinem Gesichtsausdruck für den Herzhaftesten hielt, und bat ihn, sein Bürge zu sein.

Dieser Mann nahm den Vorschlag an und stellte sich als Bürge. Es wurde festgesetzt, daß wenn der Schuldige nach drei Tagen nicht zurückgekehrt wäre, sein Bürge für ihn den Tod erleiden sollte. Beide gaben ihr Wort darauf.

Der Mörder nahm nun Abschied und eilte fort. Zu Hause erzählte er seiner jungen Frau das Vorgefallene. Diese sagte sofort: „Halte dich hier nur nicht zu lange auf und eile, deinen Bürgen zu befreien!“

Sein Vater und seine Brüder empfingen ihn auf dieselbe Weise: „Eile deinen Bürgen zu befreien!“

Er reinigte sich vom Staube des Weges, legte seinen besten Schmuck an und trat den Rückweg an.

Unterwegs vertritt ihm ein Löwe den Weg. Er bekämpft ihn, tötet ihn und nimmt ein Stück der Kopfhaut mit, um im Falle des Überschreitens der Frist, seine Verspätung rechtfertigen zu können.

Am Abende des dritten Tages begaben sich die Angehörigen des ermordeten jungen Mannes zu dem Bürgen und sagten:

„Es scheint, daß dein Mann dich hintergangen hat. Wohlan, geh' mit und gieb uns Blut um Blut.“

Er stand sofort auf und ging mit ihnen an den Ort, wo sie ihn töten sollten. Man schloß bereits einen Kreis um ihn und schickte sich an, ihn niederzumachen, als man den Mörder erblickte.

„Was thut ihr, Unglückliche,“ rief dieser. „Lasset diesen Mann frei, hier bin ich! Ich will meine Schuld sühnen und meinen Bürgen befreien.“

Man läßt letzteren sofort frei. Aber der Vater des Toten, der die Entschlossenheit und Gewissenhaftigkeit des Mörders bewundert, rief seine Söhne herbei, trat mit ihnen in die Hütte, deren Thür er verschloß und sagte zu ihnen:

„Was denkt ihr, meine Kinder, von dieser ganzen Geschichte? Wen haltet ihr für hochherziger, den Mörder oder den Bürgen?“

„Es sind in der That zwei edel gesinnte Männer, zwei Polarsterne am Himmel, zwei Löwen der Wüste, der eine ist so mutvoll wie der andere.“

„Was ist eure Meinung in betreff desjenigen, der euren Bruder getötet hat?"

„Sage uns die deinige, du bist ja unser Vater und der des Toten."

„Nun, meine Ansicht ist, diesem Schuldigen das Leben zu schenken, denn er hat es durch seinen bei der Befreiung des Bürgen bewiesenen Eifer verdient."

„Wie," sagte einer der Söhne, „sollen denn wir das Blut unseres Bruders ungesühnt lassen?"

„Die Erde, die es getrunken, hat noch Zeit gehabt, zu trocknen," antwortete ein zweiter.

„Sein Tod kann nicht ungerächt bleiben," sagte energisch der dritte.

„Wohlan," antwortete der Vater, „ich schwöre euch bei den drei Eiden der Verstoßung, daß diesem Mann das Leben geschenkt wird, und daß der von euch, der ihm das geringste Leid zufügt, mir mit seinem Kopfe dafür büßen wird."

„Du bist Herr unseres Lebens, Vater," erwiderten die Söhne, „aber wer von uns kann jetzt sicher sein, sein Leben zu behalten, da du das Wiedervergeltungsrecht nicht ausübest?

„Seid ihr denn nur Tibous mit Gazellenherzen? Könnt ihr euch nicht verteidigen?"

Nach diesen Worten ging er hinaus, schloß die Thüre hinter sich und rief den Mörder.

„Wir verzeihen dir," sagte er zu ihm, „kehre zu deiner Familie und deinen Herden zurück."

„Nein, das ist unmöglich. Ich sollte deinen Sohn, den Liebling deines Herzens, getötet haben und nachher noch leben! Nein, das darf nicht sein, ich will keine Verzeihung."

„Wir verzeihen dir, sage ich dir. Du hast mir einen Sohn getötet, aber ich habe noch andere." Und hierauf ging er fort.

Der Mörder blieb noch drei Tage dort, indem er den Angehörigen seines Schlachtopfers wiederholt zurief:

„Vergeltungsrecht! Wiedervergeltung! Nehmt mein Leben für den Sohn!" Man antwortete ihm nicht. Er wartete vergebens. Endlich entschloß er sich zum Aufbruche und kehrte heim.

Baumgarten und Jacolliot.

3. Timbuktu.

Timbuktu ist nicht nicht etwa der Mittelpunkt eines großen selbstständigen Reiches; denn mächtige staatliche Gemeinschaften bestanden schon lange vor der Gründung der Stadt ringsumher. Dagegen war die Stadt früher der berühmte Sitz mohammedanischer Gelehrsamkeit, der Mittelpunkt religiösen Lebens; keine Stadt des Reiches besaß so stattliche Moscheeen, keine überhaupt so schöne und massive Gebäude. Schon aus diesem Grunde verdiente sie vorzugsweise den auszeichnenden Namen einer „Medinah"—„Stadt." Wie groß aber der Einfluß war, den Timbuktu als der Sitz der Intelligenz ausübte, geht schon daraus

hervor, daß der Tumbutukoy oder Statthalter, wie es scheint, stets ein „Faki", d. h. ein gelehrter Mann, sein mußte. Dort waren in Anbetracht des Landes und der Zeit große Bücherschätze angehäuft; Ahmed Baba selbst, der uns ein langes Verzeichnis von gelehrten Männern des Sudans gegeben hat und für seine eigene Person als ein schönes Beispiel der damals in Timbuktu betriebenen Gelehrsamkeit dienen kann, besaß eine Bibliothek von 1600 Büchern oder Handschriften.

Wegen seiner größeren Nähe an Marokko zog sich allmählich der ganze Rest des Handels in dem zerrissenen Nigerlande nach Timbuktu hin und setzte sich dort fest. — Immerhin aber hat der Ruhm Timbuktus in Europa eine übertriebene, ja fast fabelhafte Größe erreicht.

Timbuktu liegt nur wenig über dem mittleren Wasserspiegel des Niger und ist etwa 15 km von dem Hauptarme des Flusses entfernt. Die Stadt bildet ein etwas abgerundetes Dreieck. Zeichnet sich demnach die Stadt auch nicht durch ihre Größe aus, so unterscheidet sie sich doch durch ihre solide Bauart wesentlich von den hinfälligen Wohnstätten im ganzen übrigen Sudan. Die Zahl der Thonwohnungen und die der Mattenhütten ist bedeutend. Die letzteren sind von halbkugelförmiger Gestalt und bilden mit wenigen Ausnahmen die äußere Umschließung der Stadt auf der ganzen Nord- und Nordostseite, wo sich gewaltige Schutthaufen im Laufe der Jahre angesammelt haben. Die Thongebäude zeigen einen mannigfaltigen Stil; einige sind niedrig und unansehnlich, andere von größerem Umfange und mit einer Art zweiten Stockwerks versehen; ja selbst Versuche architektonischer Verzierung weisen einzelne Häuser auf. Die Dächer sind flach und mit einer Brüstung eingefaßt; das erwähnte Stockwerk besteht bei den Häusern, welche überhaupt damit versehen sind, in einem auf dem flachen Dach erbauten Zimmer, das aber immer nur die Fassade des Hauses einnimmt. Dieses Dachzimmer ist der Lieblingsaufenthalt vieler Bewohner Timbuktus, da es luftig und infolgedessen kühl ist.

Die Stadt hat teils regelmäßige, teils gewundene Straßen; letztere sind nicht gepflastert, sondern bestehen zum größeren Teil aus hartem Sand und Kies; einige haben einen Rinnstein in der Mitte, um den beträchtlichen Wassermassen, welche sich bei bedeutenden Regenfällen von den Dächern der Häuser in die Straßen ergießen, einen bessern Abzug zu verschaffen. — In dem am dichtesten bewohnten südlichen Stadtteil mangelt es an freien Plätzen; denn außer dem großen und kleinen Marktplatz findet sich dort nur ein kleines freies Plätzchen vor der Moschee Ssidi-Yahia.

Die drei großen Moscheen bilden die einzigen öffentlichen Gebäude des heutigen Timbuktu; es sind die Moscheeen Djingere-ber, Ssan-kore und Ssidi-Yahia. Die erstere — die „große Moschee" — bildet die südwestliche Ecke der Stadt und ist, obgleich in den neueren Teilen nur aus runden Thonklumpen erbaut, doch ein wahrhaft stattliches Gebäude. Einen ansehnlichen Teil des umfangreichen Gebäudes nimmt ein offener Hofraum ein; außerdem aber enthält es zwölf Schiffe; der

westliche, aus drei Schiffen bestehende Teil, ist der älteste und gehört augenscheinlich der alten Moschee an, welche Manssa Mussa, König von Melle, im Jahre 1327 erbaute, wie eine fast unleserliche Inschrift über dem Hauptthore den Beschauer belehrt.

Zur Charakteristik Timbuktus muß noch ausdrücklich erwähnt werden, daß der Stadt fast aller Baumschmuck fehlt, innerhalb derselben giebt es jetzt nur noch vier oder fünf Bäume mittlerer Größe. Ebenso arm an Pflanzenwuchs ist ihre Umgebung; einige ganz unbedeutende, aus wenigen Bäumen bestehende Palmengruppe im Südwesten der Stadt sind alles, was von dem früheren Baumreichtum übrig geblieben ist. — Die Straßen Timbuktus sind meistens wenig belebt und bieten nicht das rege Treiben einer großen Handelsstadt. Zur Zeit des lebendigsten Geschäftsverkehrs, besonders von November bis Januar, besuchen gegen 10 000 Fremde die Stadt, um sich hier längere oder kürzere Zeit aufzuhalten. Dieses sind zum Teil Mauren der Wüste nebst den arabischen Handelsleuten aus dem Norden und andere.

Fast das ganze Leben von Timbuktu ist auf fremden Handel begründet, der infolge der großen nördlichen Biegung des Flusses hier den günstigsten Punkt zum Verkehr findet, während zugleich der herrliche Strom die Anwohner in den Stand setzt, sich auch mit einheimischen Bedürfnissen von außen zu versehen. Namentlich Korn wird hier in der nächsten Umgebung von Timbuktu, wie in vielen anderen Uferlandschaften des mittleren Niger, nicht in gehöriger Menge gebaut, um auch nur einen kleinen Teil der Bevölkerung zu versorgen, und fast alle Lebensmittel müssen zu Wasser von San-ssandi (am oberen Niger) und der Nachbarschaft eingeführt werden.

Die einzigen Gewerke, welche in der Stadt blühen — so weit ich zu beobachten Gelegenheit hatte — beschränkten sich auf das Handwerk des Grobschmiedes und auf etwas Lederarbeit. Von einer Industrie Timbuktus kann man also kaum reden, wenn man nicht die bedeutende Betriebsamkeit einiger benachbarter Landschaften (z. B. Fermagha) hierher rechnen will, wo sehr vortreffliche wollene und halbwollene Decken und Teppiche von verschiedenen Farben in Menge erzeugt werden. Die Verarbeitung des Goldes zu Ringen und Schmucksachen, die allerdings recht hübsch in Timbuktu gearbeitet werden, ist zu gering, um sie als eigenen Gewerbszweig aufzuführen, und auch das Wenige, was darin geschieht, ist nur schwache Übertragung der ausgezeichneten Goldarbeit von Walata.

In dem gesamten Handel bildet Gold den Hauptartikel, obwohl der Gesamtwert dieses von Timbuktu ausgeführten edlen Metalles nach europäischen Begriffen nicht sehr bedeutend ist und im Durchschnitt den jährlichen Wert von 450—600 000 Mark kaum übersteigen wird. Der zweitwichtigste Handelsartikel Timbuktus ist das Salz, welches schon seit den ältesten Zeiten zugleich mit dem Golde längs des ganzen Niger Hauptgegenstand des Austausches war. Die Gura- oder Kolanuß, welche im Lande der Schwarzen einen der größten Luxusartikel

bildet, ist ein dritter wichtiger Handelsartikel für Timbuktu. Diese einer wilden Kastanie sehr ähnliche Nuß vertritt die Stelle des Kaffees bei den Eingeborenen, obschon sie in rohem Zustand genossen und zwar langsam gekaut wird; aber wenigstens jeder Wohlhabende nimmt gleich am Morgen als ersten Imbiß oder, wie die Haussa-Leute sagen, „um die Bitterkeit der Nüchternheit zu brechen," eine solche Nuß oder einen Teil davon zu sich; mit ihr bewirtet man den Fremden und besonders den Gast bei seiner Ankunft und verschafft sich überhaupt diesen Genuß so oft als möglich. Den bei weitem wichtigsten Teil des ganzen Handels von Timbuktu bildet der Karawanenhandel mit Marokko, wenn derselbe auch zuweilen durch die Fehden der längs der Straßen angesiedelten halb gesetzlosen Stämme unterbrochen wird. Gewöhnlich kommen die Karawanen im Anfang des November in Timbuktu an und kehren von da im Dezember und Januar zurück.

Nach Barth von Krüger.

IV. West-Afrika.

1. Die Westküste von Afrika.

Die afrikanische Westküste ist, ihre Nähe zu Europa in Betracht gezogen, von allen zu Wasser erreichbaren Ländergebieten das verhältnismäßig von Reisenden am wenigsten besuchte, und obwohl die englischen Postboote jetzt monatlich eine regelmäßige Verbindung zwischen ihren wichtigsten Punkten unterhalten, werden die gefürchteten Klimafieber für immer jeden abschrecken, den nicht sein Geschäft, Beruf oder die Wissenschaft dahinführen. Die Dampfschiffe, die auf den canarischen Inseln anlaufen, berühren die afrikanische Küste zuerst in der französischen Niederlassung Goree, südlich am Senegal, in einer Bucht des dort nur mit spärlicher Vegetation bedeckten Festlandes.

Die nächste Station bildet das englische Bathurst, an der Mündung des Gambia gelegen und Sitz des dortigen Gouverneurs. Der Pflanzenwuchs wird reicher und üppiger, besonders wenn man die Region der Mangrovebüsche passiert hat, doch bleibt die Küste ein einförmig flacher Streif, bis sie sich in den malerischen Kuppen der Bucht von Sierra-Leone zu heben beginnt.

Liberia liegt am Fuße des dichtbelaubten Kap Mount, und dann nimmt die sorgfältig angebaute Kornküste ihren Anfang, wo überall Dörfer und weiße Türme aus den dunkeln Büschen hervorschauen, und Hunderte von Booten, geschäftig vom Lande stoßend, das Meer bedecken, sobald das Dampfschiff in Sicht ist.

Kühn springt im Süden das Kap der Palmen vor, welches das Gebiet der Manou- oder Krufamilie durchschneidet, und dann tritt die Küste in die weite Bucht von Guinea zurück. Der Name Guinea hat sich aus dem Mittelalter, von dem goldreichen Guinauhau her vererbt und scheidet sich in Nord- und Süd-Guinea, als deren Grenze das Kamerun-Gebirge, Fernando-Po gegenüber, angenommen wird.

Östlich vom Kap Palmas beginnt das wellenförmige Hügelland der Goldküste, vielfach auf den Höhen noch mit den Kastellen jener Zeit des Faustrechts gekrönt, wo dort die seefahrenden Nationen Europas, Niederländer, Engländer, Franzosen, Dänen, mit Blut und Leben um Gold und Sklaven feilschten. Einige derselben dienen noch jetzt zu Handelskomptoiren und Garnisonen, haben aber vielfach ihre Herren gewechselt, und das alte El-Mina, die erste portugiesische Niederlassung in Guinea, ist jetzt in den Händen der Holländer.

Das sogenannte Cap-Coast-Castle, wenige Stunden von El-Mina gelegen, bildet einen Anlegeplatz der Dampfschiffe, und über die Berge sieht man die Heerstraße hinziehen nach Coomassie, der Hauptstadt des mächtigen und schrecklichen Aschantireichs. Auf ihr stiegen verschiedene Male die Legionen seiner gefürchteten Kriegsscharen nach dem Meere hinab, und mehr als einmal hing der Bestand der englischen Niederlassung an einem schwachen Faden. Doch gelang es, sie zu behaupten, und dadurch bleibt der König von Aschanti vom Meere abgeschnitten, wogegen sein nebenbuhlerischer Nachbar, der König von Dahomey, gleich im ersten Anlaufe der Eroberung die europäischen Forts von Wyhdah zerstörte und so sich einen offenen Exportationsmarkt für seine Sklaven schuf.

Weiter südlich beginnen die Flüsse, auf denen der jedes Jahr an Bedeutung zunehmende Palmölhandel getrieben wird, die lange bekannt, aber kaum beachtet waren, deren Mündungen aber jetzt der Reisende in andächtiger Beschauung hinaufsegelt, denn er weiß, daß in ihnen die Wellen des viel gesuchten Niger rollen. Das Dampfboot läuft gewöhnlich in Bonny an, besucht dann später noch den Alt-Kalabar und Kamerun und schließt seine Fahrt in Fernando-Po, von wo es nach England zurückkehrt, dieselbe Stationsroute in umgekehrter Richtung durchlaufend.

Wir befinden uns vor der Mündung des Alt-Kalabar, eines in einer imposanten Wassermasse, deren Breite auf zwölf bis fünfzehn (engl.) Meilen geschätzt werden mag, ausströmenden Flusses. Bis zur Papageien-Insel (Parrot-Island auf den Karten), wo ein dichter Wald von Rhizophoren täglich neues Land bildet, kann die Einfahrt als ein Arm der See oder ein Ästuarium betrachtet werden, der noch verschiedene andere Zuflüsse aufnimmt. Die Küste Afrikas blickt niedrig und trüb aus dem trüben Wasser in einen grauen Nebel hinein, der dem spähenden Auge jeden Anblick des mächtigen Kamerun-Gebirges, das seitlich aufsteigen muß, entzieht. Etwa fünfzig Meilen aufwärts erreicht man Duke-Town (4° 57′ 65″ nördl. Br.) den Hauptstapelort dieses Flusses, auf einem freien, ansteigenden Terrain, dessen frischere Vegetation angenehm gegen die dunklen Mangrovebüsche absticht, die vorher die Ufer bedeckten. Die Lehmhäuser der Neger stehen unter und an dem Hügel, von dem die freundlichen Wohnungen einer englischen Missionsstation, im europäischen Stile gebaut, herabschauen.

Der Kalabar war lange Zeit ein bedeutender Ausfuhrhafen für Sklaven, aber in einem 1842 auf Verlangen der englischen Kreuzer

unterzeichneten Vertrag machten sich die damaligen Häuptlinge, Eyo und Eyamba, verbindlich, dem Menschenhandel zu entsagen, und seitdem hat die Kultur des Palmöls und seine Ausfuhr bedeutend zugenommen. Sie ist fast ganz in den Händen der Engländer, und mehrere Ölschiffe, die in ihrem abgetakelten Zustande, mit Strohdächern überbaut, schwimmenden Häusermassen glichen, lagen auf dem Fluß vor Anker.

Die Hütten des von den Engländern Duke-Town genannten Fleckens, der bei den Eingeborenen Atarpah heißt und gegen tausend Familien enthalten mag, stehen ordnungslos auf dem unebenen Terrain umher, so daß von Straßen, deren Reihen zwar angedeutet, aber nicht eingehalten sind, kaum eine Rede sein kann, zumal jeder die Straße zugleich als Hof benutzt, um allen Unrat dorthin zu werfen. Der Boden ist ein roter Lehm, der bei Regenwetter sich in einen schlüpfrigen Morast verwandelt, und macht es oft bedenklich, die Abhänge hinabzuspringen, die meistens ein Haus von dem andern trennen. Die Häuser selbst sind aus leichtem Fachwerk aufgeführt, das von außen mit Thon beschmiert und von innen durch Matten und Abteilungen getrennt ist. Viele derselben standen zerfallen oder wenigstens unbenutzt, da der Sohn beim Tode seines Vaters die Wohnung für ein ganzes Jahr leer stehen läßt, um die Ruhe der Seele, die solange darin fortlebt, nicht zu stören. Ehe er aufs neue einzuziehen wagt, errichtet er ein sogenanntes Teufelshaus für die jetzt heimatlose Seele, wo sie von den nekromantischen Zeremonieen-Kundigen beschworen und zu den gewünschten Aussprüchen gezwungen werden kann.

Die Häuser der Reichen schließen freie Plätze ein, um welche Veranden laufen, und tragen mitunter einen balkonartigen Aufsatz als zweiten Stock, zu welchem Treppen hinaufführen. Man könnte leicht versucht sein, viele derselben für Möbelmagazine oder die Bude eines antiquarischen Trödlers zu nehmen, da der gute Ton unter der Negeraristokratie verlangt, ihre Wohnungen möglichst mit allen Arten europäischer Luxusartikel vollzupfropfen, obwohl niemand an ihre Benutzung denkt, oder sie auch nur verstünde. Einen der Matadore des Kaufmannsstandes, der uns zu sich einlud, fanden wir in seinem Prunkgemach so eingepfercht zwischen zerbrechlichen Porzellan-, Glas-, Spielsachen, die auf dem Boden umherstanden, daß er weder Hand noch Fuß zu rühren wagen durfte — eine Verurteilung zum Stillsitzen, die ihm anscheinend sehr behagte. Noch überfüllter war ein Saal in der obern Galerie, der die sonderbarste Rumpelkammer der ihm von den Kapitänen gemachten Geschenke bildete und wo es der Mühe wert gewesen wäre, die Veränderungen der Mode in den letzten fünfzig Jahren zu studieren, von dem Roccoco-Armsessel an bis zum amerikanischen Schaukelstuhl. Da waren Fortepianos, Tische, Stühle, verschiedene Tafeluhren mit und ohne Getriebe, Alabastervasen, Trinkbecher, Seidel und Schoppen, Kronleuchter und Lampenglocken, Teller, Suppenterrinen und Bratschüsseln, alles in der barocksten Manier aufeinander gestapelt. Die Wände waren bedeckt mit Ziertöpfen, Spiegeln und Bildern in solchem Über-

fluß, daß es oft nötig war, zwei oder drei übereinander zu hängen, um Platz zu finden.

In einem Nebenhof standen die Häuser für die Frauen des Harems, die am Kalabar schwere, messingene Trichter an den Beinen tragen, so daß sie sich nur in einem langsamen, schleppenden Gange bewegen können. Die Reichen besitzen eine große Zahl derselben, besonders der König, mit dessen Frau nur zu reden schon als ein Kapitalverbrechen betrachtet wird. Der mittlere Hof enthielt einen Holzpfeiler, um dessen Mitte ein eiserner Ring genagelt war, als schützender Fetisch, und zu gleichem Zweck hingen oberhalb jeder Thür Fischknochen herab. In dem benachbarten Kamerun legt man auf einen solchen Fetischstock die Knochen eines Vogels, der innerhalb des Hauses gestorben sein muß. Eine andere Form dieses Fetisches (Ekponyong genannt) ist ein mit Zeug umwickelter Pfeiler, auf den ein Schädel gestellt wird. Daneben findet sich häufig ein Jujubaum gepflanzt, an dem eine parasitische Pflanze wächst und dessen Wurzeln mit Blut begossen werden. Vor der Schwelle wird ein menschlicher Schädel eingegraben, so daß jeder Eintretende ihn mit seinem Fuß berühren muß.

Das Haus des Königs zeichnete sich vor den übrigen nur durch seine Größe aus und war in ähnlicher Weise eingerichtet; doch zeigten die mit gelben und schwarzen Streifen bemalten Wände eine pyramidale Neigung, die ich bei den übrigen Häusern nicht bemerkt habe. Die Decke des Zimmers war vollgesteckt mit Fetischen von Knochen, Federn, Zeuglappen, Eierschalen u. dgl. m. Der Hof, in dem verschiedene, aus Palmfasern gefertigte Schirme standen, enthielt ein niedriges Fetischhaus, um welches halb mit Wasser gefüllte Blumentöpfe gesetzt waren, und vor der Thür lagen verschiedene Schädel von Menschen und Tieren neben dem eisernen Laufe einer Kanone, die größtenteils in den weichen Boden eingesunken war.

Der König, eine schwerfällige, ungelenke Gestalt, der, wie sein Hofstaat, nur mit einem Lendentuche bekleidet war, empfing uns, indem er mit dem Daumen und Mittelfinger ein Schnippchen schlug, die gewöhnliche Weise der dortigen Landesbegrüßung. Er saß, trotz aller Thronsessel und Divane, die seine Schatzkammer einschloß, auf einer niedrigen Lehmbank und war eben erst aus dem Schlaf erwacht oder gerade im Begriff, sich dazu niederzulegen, obwohl dieser glückliche Übergangszustand bei ihm, wie bei allen afrikanischen Potentaten, seit der Bekanntschaft mit dem Rum der Sklavenhändler als der normale angesehen werden darf.

Der verstorbene König Eyamba soll ein eisernes Haus bewohnt haben, das fertig von England verschrieben war, aber nach seinem Tode unter feierlichen Ceremonieen zerstört wurde, damit er sich desselben im Jenseits bedienen könne. Alle zum Lebensunterhalte nötigen Gerätschaften werden aus demselben Grunde, in absichtlich beschädigtem Zustande, mit ins Grab gegeben, auf dem früher auch Sklaven und Weiber geschlachtet wurden. Jetzt wird meistens nur ein Hahn geopfert, der in dem Grabe aufgehängt wird, um darin abzusterben.

Außer dem erwähnten Hause ließ sich dieser durch europäische Civilisationsideen angesteckte Monarch auch ein paar Pferde und eine Kutsche kommen, obwohl ein Weg, auf dem dieselben gehen konnten, erst gemacht werden mußte. Bei dem Mangel eines Ausdruckes für Pferd in der Efik-Sprache nannten es die Eingeborenen Euang makara (des großen Mannes Kuh), und die Kutsche Ufok unang makara (des weißen Mannes Kuhhaus). So bezeichneten die Tahitier das erste Pferd, das sie sahen, als „des weißen Mannes Schwein“, und die Odjibbeways als „Tier mit ungespaltenem Huf“. Da die importierten Pferde bald am Klimafieber litten, so pflegte Eyamba in vollem Ornat und unter ein paar mächtigen Sonnenschirmen gravitätisch hinter seiner Kutsche herzuspazieren, die von einem Haufen Sklaven auf der mit vieler Mühe angelegten Fahrstraße hin- und hergezogen wurde. Gegenwärtig ist von dieser nichts mehr zu sehen, doch lagen auf den am Flusse hinlaufenden Gassen, die durch Faschinen gegen die Überschwemmungen desselben geschützt waren, Sandhaufen aufgeschüttet, mit denen eine Nivellierung des Terrains versucht zu sein schien.

Die Außenwände der besser erhaltenen Häuser zeigten bunte Malereien, deren genaue Regelmäßigkeit anzuerkennen war, da sie mit freier Hand ausgeführt sein sollen. Die Kunst wird nur von Frauen geübt, die auch Figuren in Calabessen schneiden und chirurgische Operationen ausführen.

Die freien Bürger, die nie eine Handwerksarbeit unternehmen würden, tragen gewöhnlich ihr Haar in ein steifes Horn aufgedreht, das über der Stirn hervorsteht. Viele hatten runde Brandnarben auf Arm und Stirne gedrückt, und wie der Dolmetscher erklärte, bedeutete jede derselben den Wert eines Thalers, der auf Erden in dieser Weise durch Eintragung des Schmerzgefühls angelegt und später im Himmel mit Zinsen zurückerstattet werden würde. Sie würden nach Art der Moxas durch Baumwolle, die in Spiritus getränkt ist, eingebrannt.

In der Nähe des königlichen Palastes stand auf einer niedrigen Erhöhung das große Palaverhaus des Egboes (eines Geheimbundes in Westafrika), eine von Säulengängen umzogene Halle, die im Innern von zwei Metallpfeilern getragen wurde. Vor der Thür stand die heilge Egboetrommel, aus einem hohlen Baumstamm gefertigt, und daneben lag ein mächtiger Basaltblock, der von Fernando-Po oder, wie andere behaupteten, von der Prinzen-Insel gebracht sein soll. Alte Bäume im Umkreis, mit aufrechten Eisenstangen abwechselnd, waren mit Zeugfetzen behängt, und an dem Stamm des dicksten derselben lehnten Elefanten- und Manatiknochen, zum Teil in Zeug gewickelt. Der Eintritt in die inneren Gemächer des Egboehauses ist niemandem außer den in die höheren Grade des Ordens Eingeweihten gestattet.

Weiterhin kommt man zum Marktplatz, wo jeden andern Tag Frauen ihre Produkte zum Verkauf bringen. Am besuchtesten ist er an dem ersten Tag der Woche, die hier aus acht Tagen besteht, dem Chop-Day oder Aqua-e-dere, an dem jeder sein Haus mit Kuh-

mistwasser reinigt, und der König gewöhnlich den Kapitänen und Supercargos der im Hafen liegenden Schiffe ein festliches Mahl giebt.

Der Kalabar oder Bongo heißt in der Sprache der Neger Akpa-Efik oder Wasser von Efik. Der Ursprung ist noch nicht mit Bestimmtheit ermittelt, doch scheint die früher vermutete Verbindung mit dem Niger mittels des sogenannten Croß-Rivers jetzt widerlegt. Der Reisende Colthurst, der im Jahre 1832 von hier in das Innere vordringen wollte, behauptete von der Existenz derselben gehört zu haben, starb aber, ehe er die beabsichtigte Beschiffung hat ins Werk setzen können.

Die jetzigen Bewohner von Duke-Town, Old-Town und Ekuritunko oder Creek-Town kommen aus dem Egbo-Shary-Gebiet an dem Croßflusse. Sie ließen sich unter den Aboriginern, den Kwa, nieder und traten nominell zu ihnen in eine Art Tributpflichtigkeit, wie auch jetzt noch die Oberherrlichkeit von dem König von Kwa-Town oder Abakpa, einige Stunden oberhalb Duke-Town, in Anspruch genommen wird. Früher wurde die Abgabe der europäischen Schiffe an den Kwa-König bezahlt, aber vor einigen dreißig Jahren machte sich Duke Ephraim, der in der nach ihm benannten Duke-Town wohnte, von ihm unabhängig, indem er die Ablieferung unterließ und die Gebühr für sich erhob. Viele Ländereien an beiden Ufern des Flusses gehören noch dem Kwa-Volke, aber eine nach der andern wird von den Kalabaresen erworben, und die Kwa verschwinden immer mehr und mehr, so daß ihre Nationalität zum Teil schon in die unbestimmte Bezeichnung von Buschmännern aufgegangen ist.

Fast alle handeltreibenden Stämme längs der Westküste sind aus dem Innern dahingewandert, indem die ursprünglichen Besitzer des Bodens entweder unterjocht, verdrängt oder ausgerottet wurden. Der Handel ist das absorbierende Interesse von Kalabar, und jeder ist Kaufmann, meistens Palmölhändler, groß oder klein, je nach seinen Mitteln, der König selbst an der Spitze. Bastian.

2. Togoland.

1. Beschreibung des Landes. — 2. Eine deutsche Faktorei.

1.

Die ungefähr 36 km lange Togoküste ist ein kaum 1 bis 3 km breiter, sandiger Uferstreifen, hinter welchem sich in der ganzen Länge eine fast ebenso schmale Lagune erstreckt, die sich ostwärts zu dem fast 10 km langen und ebenso breiten Togosee erweitert, dessen Ufer durch undurchdringliches Schilf und Buschwerk nur schwer zu erreichen sind. Gewaltige Affenbrotfruchtbäume oder Baobabs und Yukkabäume ragen aus diesem Dickicht hervor, auch zeigen sich überall bei den zahlreichen Ortschaften Kokospalmen, Ölpalmen, Bananen, Fächerpalmen, Papayabäume, allein die prachtvollen tropischen Landschaften mit großen Palmenwäldern und Affenbrotfruchtbäumen oft von über 12 Fuß Durchmesser

beginnen erst weiter in dem allmählich ansteigenden Innern, namentlich an dem in den Togosee mündenden Hahoflusse.

Die Hauptortschaften des Togolandes sind:

Togo (2500—3000 Einwohner), Hauptstadt, besteht aus fünf äußerst sauber gehaltenen Dörfern, nur von Negern bewohnt, umgeben von Kokospalmen- und Bananenwäldern, sowie von gut bebauten Kassafeldern der Eingeborenen.

Der Buschmarkt Wo, großer Markt für Palmöl, wo jeden fünften Tag bis zu 6000 Neger zusammenströmen.

Porto Seguro, ein äußerst schmutziger Ort von 1200 Einwohnern, jetzt ohne Faktorei, die Händler sind Farbige. Hier haust ein ehemaliger Ruderknecht als König Mensa, unter dessen Bedrückungen der Handel immer mehr zurückgeht. Höchst charakteristisch ist die Schilderung von Zöllers Zusammentreffen mit diesem afrikanischen Nero.

„Der Königssitz bestand aus einer Zusammenwürfelung anspruchsvoll in grellen Farben angetünchter, aber baufälliger Hütten, vor deren Thoreingang zwei alte Kanonen umgestürzt im Sande lagen. Wir wurden von einem unnatürlich keck auftretenden farbigen Kommis mit Stiefeln und rosarot geblümter Hose zum ersten Stockwerk eines links gelegenen halbeuropäischen Hauses hineingeführt. Das Empfangszimmer war mit einem Tisch, einem Rohrsofa, mehreren Stühlen, einem längst erblindeten venetianischen Spiegel und — einem Christusbild ausgestattet. Alles dies erinnerte ein wenig an den Orient, wo auch bei äußerster Barbarei bisweilen gerade solche Anklänge an europäische Kultur auftauchen, wo man sie am wenigsten erwarten sollte.

Nachdem man etwa fünf bis zehn Minuten lang hatte warten lassen (auch diese Herren verstehen sich aufs Antichambrierenlassen), erschien König Mensa mit affektierter Würde in einem wahrhaft verblüffenden Aufzug. Seine Füße waren ebenso wie diejenigen seines Ministers unbekleidet, seine Schultern umflatterte eine buntgeblümte Toga, das ehrwürdige Haupt des alten Sünders aber umschloß — o, daß ich hätte zeichnen können! — eine weiße europäische Frauennachtmütze und darüber ein schon wenigstens zehnmal eingetriebener Cylinder, ein in dieser Vollendung nie wieder zu erreichendes Vorbild für alle zukünftigen Aufführungen der „Fledermaus". Mensas Alter schätze ich nach seinen Zügen und dem geringen Anfluge von grauem Bart auf etwa 50 Jahre. Seinen wundervollen Cylinder abnehmend, schritt Mensa mit einiger Zurückhaltung auf mich zu und reichte mir, während ich ruhig auf meinem Platze sitzen blieb, behufs zweimaligen Knipsens mit dem Mittelfinger seine würdige Rechte. Alsdann ließ er die Toga von den Schultern bis zum Gürtel herunterfallen und nahm in einiger Entfernung von mir auf dem Rohrsofa Platz. Der rothosige Kommis machte den Dolmetscher, übersetzte dem Könige meine Komplimente, wiederholte dann, obwohl Mensa selbst ganz gut Englisch versteht, dessen endlose Höflichkeitsphrasen und fragte schließlich in meinem Namen,

wieviel Weiber und Pickenins (Kinder) Mensa besitze. Die Antwort lautete: 20 Weiber und 47 männliche Kinder.

Als ich schon wieder gehen wollte, wurden noch zwei Flaschen Bier herbeigebracht und nach einigem Zögern auch geöffnet, nicht aber, ohne daß Mensa mich ersucht hätte, ihm bei Gelegenheit ein, wenn auch bloß in wenigen Flaschen Bier bestehendes Geschenk zu machen. Man hatte mich, da Vergiftungen hier zu den tagtäglichen Dingen gehören, vor etwaigen, von Mensa verabreichten Speisen oder Getränken gewarnt, da aber der Hals der Flaschen noch unversehrt mit Staniol umkleidet war, so glaubte ich, um der Höflichkeit willen die Vorsicht hier außer acht lassen zu dürfen. Schon aus der mir zu Teil gewordenen Warnung wird man ersehen, daß Mensa sich keines allzu guten Rufes erfreut. Um nur einiges aus dem langen Sündenregister dieser netten Pflanze anzuführen, sei erwähnt, daß er sich mehrfach als Seeräuber oder vielmehr Strandräuber hervorgethan und seinen leiblichen Bruder durch Pfählung vom Leben zum Tode gebracht hat. Mensa begleitete mich beim Abschied mit ausgesuchter Höflichkeit bis zum Thore seines Gehöftes, ich aber hatte, als ich die 2 km lange Strecke zwischen Lagune und Meer zurücklegte, das Gefühl, als ob ich aus der Höhle einer Hyäne herauskäme."

Bagidá, ein Haupthandelsplatz mit 5 Faktoreien (2 deutsche) in „Bagidá Strand"; die $1^1/_2$ km weiter liegende „Bagidá Stadt" mit kaum 200 Einwohnern ist der Sitz eines schwachen, trunksüchtigen Häuptlings, der trotzdem in solchem Ansehen steht, daß, als Zöller mit dem Bremer Kaufmanne einen Ausflug in das Innere nach dem großen Dorfe Abobba am Togosee machte, „ein als Empfehlung und als Kennzeichen seiner Würde mitgegebener, in alte Lumpen gewickelter Ochsenschwanz allerwärts mit Ehrfurcht entgegengenommen wurde."

Lóme, der bedeutendste deutsche Handelsplatz mit 7 Faktoreien und einem Handelsumsatz von jährlich 720—900 000 Mark. Fast die ganze Einfuhr kommt aus Deutschland. Der Ort zählt nur einige hundert Einwohner, ist jedoch in raschem Aufblühen begriffen. Eine Stunde weit landeinwärts liegt die

Fetischstadt Be (2000—2500 E.), engl. Bey. Diese Stadt, in deren Umgegend selbst das Gras heilig ist und von Fremden nicht betreten werden darf, ist dem Sternschnuppen- und Kriegsgotte Njikpla geweiht, den sich die Neger in europäischer Kleidung zu Pferde sitzend vorstellen. Ein Europäer darf daher nur fast unbekleidet die heilige Stadt betreten, weshalb der Verkehr mit den wilden und fanatischen Bewohnern, die selbst von den Haussakriegern gefürchtet werden, vermieden wird.

Alle anderen Ortschaften, wie Aguewe, Lebbe, Abobbo, Gbome, Seva, Tahasu, Agome u. s. w. haben teils über 1000 Einwohner, teils nicht viel weniger und zeichnen sich insgesamt durch eine Sauberkeit der Straßen und Hütten aus, die zahllosen europäischen Dörfern zum Muster dienen könnte.

In neuester Zeit ist das so lange unbekannte Hinterland von Togoland, namentlich von Missionaren, bereist worden. Der Bremer Hornberger durchzog die Landschaften Ana und Kposo; P. Menager drang bis zur großen Stadt Adangbe, Baudin von Ague aus bis Atakpame, dem großen Centralhandelsplatze, vor; im Oktober 1886 erreichte der Afrikareisende G. A. Krause von Akra aus Woghodogho, die Hauptstadt von Mosi, und fand, daß der Lauf des Volta weit länger ist, als man bisher glaubte, und daß seine Quelle nördlich von Woghodogho liegt. Besonders wichtig ist das Ergebnis, daß Aschanti und Dahome nicht (wie auf den Perthesschen Karten) nördlich vom Togosee aneinander grenzen, sondern durch eine ganze Anzahl kleiner, unabhängiger Landschaften getrennt sind.

Die Neger des Togolandes, die einen mit der Ewesprache verwandten Dialekt sprechen, sind nicht ohne Kultur. Sie treiben, allerdings mit primitiven Geräten, Ackerbau, und die sorgfältig gepflegten Felder liefern ihnen Bataten und Mais, sie verstehen von alter Zeit her Baumwollengarn zu spinnen, schmale Streifen Zeugs zu weben und auf der Töpferscheibe Thongefäße zu formen. Jedes Dorf hat sein Gerichtsgebäude. Als Hugo Zöller im Jahre 1884 das Togoland durchforschte, wobei er einige Meilen von der Küste auf zahlreiche Dörfer stieß, deren Bewohner niemals einen Weißen gesehen hatten, gab es dort weder einen Christen, noch Mohammedaner, wohl aber hochentwickelte, an das klassische Altertum erinnernde heidnische Religionssysteme mit einem ganzen Olymp von Göttern, mit Tempeln und Götzenbildern, mit Tierdienst, Priesterschaften, Mönchs- und Nonnenorden. Giftmischerei ist in entsetzlicher Weise verbreitet und bleibt unbestraft. Die deutsche Kulturarbeit hat hier ein höchst schwieriges, gänzlich brachliegendes Feld zu bebauen, und je eher die deutschen Missionen hier ihre Thätigkeit entfalten, desto besser wird es für die Sicherung und gedeihliche Entwickelung dieses deutschen Kolonialbesitzes sein, von dessen Ostgrenzen her die sehr rührigen Franzosen in das Hinterland vorzubringen begonnen haben.

2.

Alle Faktoreien, die deutschen sowohl wie die französischen, sind im tropischen West-Afrika nach einer und derselben Schablone angelegt; bei der nachstehenden Beschreibung habe ich besonders die Bremer Faktoreien von Bagida und Klein-Popo im Auge.

Zur Anlage einer Faktorei gehört ein sehr umfangreiches Grundstück; das deutsche Wort „Gehöft" kommt dem Begriff einer Faktorei noch am nächsten. Schon vor dem Beginne der Bauten umgiebt man das Grundstück, welches die Faktorei darstellen soll, mit einem soliden Bretterzaun und pflanzt häufig auch noch eine Kaktushecke rund herum. Es wird besonderer Wert darauf gelegt, daß die zahlreichen Gebäude rings herum am Zaune liegen, damit der Hof frei bleibe und leicht übersehen werden könne. Besondere Schwierigkeiten verursacht sowohl beim Bauen wie beim späteren Verkehr in der Faktorei jener knietiefe

Sand, der überall an der Küste zu finden ist. Man hat versucht, mit Benutzung des aus dem Innern bezogenen roten Thons wenigstens quer über die Höfe der Faktoreien hinüber solidere Fußpfade anzulegen; die Ergebnisse haben aber der aufgewandten Mühe nicht entsprochen. Doppelt unangenehm ist der Sand in den Höfen der Faktoreien, weil er, wenn nicht völlig von Stroh- und Holzabfällen rein gehalten, überall dort, wo der Einfluß des salzhaltigen Meereswassers nicht mehr zu verspüren ist, von Sandflöhen wimmelt. Diese unangenehmen Insekten, die im vorigen Jahrzehnt von Brasilien her eingeschleppt worden sein sollen und sich immer weiter an dieser Küste verbreiten, werden Chikas oder Mamitossus genannt. Sie bohren sich mit besonderer Vorliebe unter die Nägel der Zehen, aber auch an anderen Stellen des Fußes ein und verraten sich dann durch einen schwarzen Punkt und ein leichtes Gefühl des Juckens. Sobald man dergleichen merkt, wird einer der schwarzen Hausknaben herbeigerufen, um mit einer Nadel das gar nicht schmerzhafte Werk des Herausziehens zu beginnen; später reibt man, um etwa zurückgebliebene Eier der Insekten zu zerstören, Tabaksasche in die kleine Wunde hinein.

Zu den Außengebäuden einer Faktorei gehören die Magazine für Öl, Kerne, Salz u. s. w., ein besonderes, gewöhnlich aus Wellenblech mit Holzverschalung gebautes Pulvermagazin, eine unter freiem Himmel angebrachte, von einem Dach aus Palmblättern überschattete Einrichtung zum Ölkochen, eine cementierte Tenne zum Trocknen der Palmkerne, eine der Feuersgefahr wegen abseits vom Wohnhaus liegende Küche, sowie eine beliebige Anzahl von Taubenschlägen, Affenhäusern, Hühnerstiegen u. s. w. In allen mir bekannten Faktoreihöfen sind Kokospalmen angepflanzt worden, auch wimmeln dieselben von Hühnern, Riesenenten, Tauben, Perlhühnern, Zibetkatzen, Hunden, Affen und anderem Getier. Am häufigsten sieht man die in keinem zoologischen Garten Europas fehlenden Hundsaffen, etwas seltener sind jene schwarzen Affen, deren langhaariges Fell für die Muffe von Damen, die in Trauer sind, sehr gesucht wird. Die Nachtruhe störendes Ungeziefer ist, mit Ausnahme der Moskitos, hierzulande sehr selten, und zwar deshalb, weil die in keinem Hause fehlenden Kakerlaken das Aufkommen von Flöhen oder Wanzen verhindern. Auch die Moskitos und sonstigen fliegenden Insekten haben einen erbitterten Feind in jenen possierlichen und ganz harmlosen Eidechsen, die zu Dutzenden und Hunderten in jeder Faktorei zu finden sind.

Wenn irgend möglich, erbaut man aus Gesundheitsrücksichten die Wohnhäuser der Faktoreien zweistöckig. Das Material zum Bau dieser größtenteils aus Holz bestehenden Häuser wird fertig zugeschnitten aus Europa herübergesandt; nur die schweren Balken entnimmt man dem „Agobim“ genannten und sehr dauerhaften Holze der Fächerpalme.

Die Möblierung der westafrikanischen Häuser ist mit Ausnahme der Rohrmöbel und Moskitonetze vollkommen europäisch. Obwohl man behauptet, daß unter allen Küstenplätzen besonders Bagida seiner Moskitos wegen berüchtigt sei, so habe ich selbst mich doch niemals eines Moskito-

netzes bedient, sondern jeden Abend diese beengende, unsern Himmelbetten ähnelnde Einrichtung recht sorgsam entfernt. Und doch speisen zur Regenzeit, wenn die Moskitenplage am schlimmsten ist, manche Leute sogar unter dem Netze zu Mittag. Die Krujungen, die ihre nakten Glieder viel weniger gut gegen Insektenstiche schützen können, schlafen, wenn es gar zu arg wird, am Strande, wo die Seebrise alle Moskitos verscheucht. Klein-Popo hat, obwohl dicht an der Lagune gelegen, die wenigsten Moskitos; am schlimmsten fand ich die Plage in der Nähe der Schilfdickichte von Lebbe, Gbome und Seva.

Mit Ausnahme der Sonntage verkündet jeden Morgen um $5^1/_2$ Uhr, d. h. kurz vor Sonnenaufgang, ein Glockenschlag, daß die Zeit des Arbeitens gekommen sei. Man nimmt dann bloß eine Tasse Kaffee, weist den Kruleuten ihre Arbeit an und setzt sich gegen 8 Uhr zum gemeinsamen Frühstück nieder. Um 12 Uhr folgt das zweite Frühstück und hinterdrein eine kleine Siesta. Aber schon um 2 Uhr sind die Kaufleute wieder vollauf in Thätigkeit, sei es im Hofe, wo Öl und Kerne gemessen werden, sei es im Laden, wo vom Anker bis zur Stecknadel alles und jedes zu finden ist, wonach das Herz eines Eingeborenen sich sehnen mag. In einigen Faktoreien wird um 5 Uhr, in anderen erst um 6 Uhr geschlossen. Es folgt, falls nicht die Bücher abgeschlossen oder Briefe nach Europa geschrieben werden müssen, die Zeit der Erholung und des Vergnügens. Man nimmt gegen $6^1/_2$ Uhr die Hauptmahlzeit ein und macht dann Besuche in anderen Faktoreien, um bei einem Glase Bier, Rotwein, Sherry oder Cognac mit Wasser den Gang der Geschäfte, persönliche Angelegenheiten und die neuesten Kunststücke des Kochs (d. h. Kunststücke nach der negativen Seite hin) zu besprechen. Die äußerste Beschränktheit des zur Verfügung stehenden Gesprächsstoffes ist für zwei oder drei gebildete Leute, die Woche um Woche und Monat um Monat, außer dem Umgang mit Schwarzen, bloß auf sich selbst angewiesen und außerdem sogar noch Konkurrenten sind, eine wahre Kalamität. Das Leben pulsiert hier an der Sklavenküste in volleren Schlägen als in Liberia, aber leider wirft auch die sehr stark entwickelte Konkurrenz viel dunkle Schatten rings um sich her.

Je nachdem sie sich müde gearbeitet haben oder etwa einen Gast bewirten, suchen die in Westafrika lebenden Europäer entweder recht früh oder ziemlich spät ihr Lager auf. Aber unausgesetzt wird man daran erinnert, daß das hiesige Leben sich doch einzig und allein um Handel, Geschäft und Sicherheit der Faktorei dreht. Kurz nach Dunkelwerden wird in einigen Faktoreien eine große, den ganzen Hof beleuchtende Lampe angezündet, und in allen Faktoreien ohne Ausnahme sind die nächtlichen Wächter angewiesen, bei ihren Rundgängen beständig auf eine leere Flasche oder Blechkiste zu klopfen. Stockt dieses für den Neuling recht fremdartige Geräusch auch nur wenige Minuten, so kann man gewiß sein, daß der alsdann aus dem Schlaf aufwachende Verwalter der Faktorei hinauseilen wird, um die Ursache der Unterbrechung zu ergründen. Es ist im höchsten Grade bedauerlich, daß die meisten Firmen beinahe gar nicht auf die Ausrüstung ihrer Faktoreien

mit guten und modernen Waffen bedacht gewesen sind. Den Agenten und jungen Leuten kann das füglich nicht zugemutet werden. Und doch hängt die Sicherheit einer Faktorei häufig genug von dem bloßen Vorhandensein von Waffen ab, ohne daß dieselben benutzt zu werden brauchten.

Die zu jeder Faktorei gehörigen Krutrupps schlafen meistens innerhalb und bloß in sehr seltenen Fällen außerhalb der Umzäunung. Falls einmal besonders viel Arbeit vorliegt, werden auch einheimische Arbeiter, und zwar Männer und Weiber untermischt zu einem Lohne von Mk. 0,75 bis Mk. 1, gemietet, aber da diese Leute sowohl träger als auch unbescheidener sind, so giebt man in jeder Hinsicht den Krus den Vorzug. Die einzelnen Trupps, von denen jede Faktorei einen, wenn nicht zwei hat, bestehen aus 10 bis 12 Ruderern und je einem ersten und einem zweiten Hauptmann. Als Schlafstätte dient irgend ein leeres Magazin, welches alsbald durch die in keiner Krukaserne fehlenden Zeichnungen von Dampfschiffen und jene täglich gemachten Striche, welche als Kalender und Zeitmaß dienen, bemerkbar wird. Obwohl die Krus im Dienste der Europäer sehr schnell alle möglichen Dinge (nur nicht das Christentum) auffassen und erlernen, so ist doch von dem Augenblicke an, wo sie ihre geliebte Heimat betreten, dieser Firniß völlig verschwunden. In gleichem Umfange findet sich diese Anhänglichkeit an die Heimat und ihre Sitten bei keinem andern Negerstamme. Auch wenn ein Krutrupp sich einmal ausnahmsweise auf länger als ein Jahr verdingen sollte, so kehrt er in der Zwischenzeit doch stets wieder einmal in die Heimat zurück. Und wie sie sich auf diese Heimreise freuen! In Lome sah ich das am Abend vor der Abreise gefeierte Abschiedsfest eines heimkehrenden Trupps. Während auf einer leeren Kiste der Takt dazu geschlagen wurde, tanzten die schwarzen Teufel bei magischem Mondlichte einen cancanartigen und gliederverrenkenden, aber doch ganz rhythmischen Tanz. Der kleine Koch, einer der fröhlichsten unter allen, machte die tollsten Sprünge. War er jemals müde, so legte er sich platt auf die Erde, um schon nach wenigen Augenblicken wieder aufzuspringen und sich dem allgemeinen Reigen wieder anzuschließen. Der zweite Hauptmann dieses Trupps war schon vorher in die Heimat entsandt worden, um — fernerhin selbst als erster Hauptmann — eine neue Mannschaft anzuwerben und hinauszubringen. Als diese Leute anlangten, war das erste, was man mit ihnen vornahm, die Aufzeichnung der schon vorhandenen oder die Verleihung neuer Namen. Alle Kruleute, deren wahre Namen zu schwer auszusprechen sind, haben außerdem noch englische „noms de guerre“. Bei dieser seltsamen Art von Taufe geht es etwa wie folgt zu:

„Wie heißt du denn?“ fragt der Weiße. — „Erbsensuppe!“ antwortet der Schwarze. — „Und du?“ — „Seebrise.“ — „Und du? — „Affenschwanz.“

Der vierte in der Reihenfolge hat noch keinen Namen, und mein Landsmann schlägt, mich lächelnd ansehend, den Name „Schmetterling“ vor. „All right, Master,“ erwiedert der Schwarze, my name be butterfly“ (sehr schön, Herr, ich werde Schmetterling heißen). In

dieser Weise geht es weiter fort, ich notierte mir die Namen Pfannkuchen, Sonntag, Weinglas, Papagei, Theetopf, Napoleon, Bratpfanne, Fünfgroschen, Fliegende Wolke, Bismarck und Moltke. Mit den zwei letzten, meinte der Verwalter der Faktorei, könne ich es schon wagen, durch die schlimmste Brandung zu gehen.

Da die Krus der Togo- und Popo-Sprache nicht mächtig sind, so unterhalten sie sich mit den „gebildeteren" Eingeborenen in einem Englisch, dessen Stil der obigen Namengebung ziemlich nahe steht. Man wird dabei häufig genug solche Dinge wie here be my brother, him be girl („hier ist mein Bruder, aber er ist ein Mädchen," anstatt, „hier ist meine Schwester"), oder he live for die („er lebt, um zu sterben," anstatt „er liegt im Sterben") u. s. w. zu hören bekommen. Der Himmel der Kruleute ist Essen und Trinken, obwohl man von ihrer Kost durchaus nicht behaupten kann, daß sie luxuriös wäre. Es ist etwas Außerordentliches für den Krujungen, wenn er auch nur 3 d. (25 Pfg.) für seinen täglichen Unterhalt ausgiebt.

Was die Stellung des Untergebenen zu seinem Herrn anbelangt, so wird die landläufige Ansicht von der Treue und Anhänglichkeit des Negers, die uns von Amerika her überkommen ist, hier für unzutreffend erklärt. Dennoch aber habe ich Beispiele, daß auch hier solche Neger, die abseits von ihrer Heimat unter und mit Europäern leben, sich selbst in höchster Gefahr treu und anhänglich erweisen. An dem Zaune einer deutschen Faktorei, die über und über mit Pulver gefüllt war, wurde Feuer angelegt, welches der aufwachende Hauptmann der Kruleute erst bemerkte, als es zu spät war, um an die Möglichkeit des Löschens denken zu können. Er eilte in das Zimmer seines schlafenden Herrn, der sich, aufspringend und beinahe nackt, durch die Flammen hindurch in den nahegelegenen Wald rettete. Der Neger eilte zurück, um auch noch die Kasse zu retten. Aber es war zu spät, das Gebäude flog in die Luft und mit ihm der treue Schwarze.

Der Haushalt einer jeden Faktorei ist die vollendetste Junggesellenwirtschaft, die man sich nur denken kann. Als Köche erfreuen sich die Leute von Akkra, namentlich die in den Schulen der Baseler Mission unterrichteten, des besten Rufes. Da aber diese nur schwer zu haben sind, begnügt man sich mit einheimischen Köchen, die notdürftig Brot backen, Suppe kochen und Hühner braten können. Eigenes Nachdenken darf von diesen Schwarzen nicht erwartet werden. Zur Bedienung hat jeder Weiße einen „Boy" (Knaben) von 10—15 Jahren.

Baumgarten und Zöller.

3. Die Kolonie am Kamerun.

1. Das Kamerungebirge. — 2. Die Negervölker am Kamerun. — 3. Kameruner Leben und Treiben.

1.

Die Natur des Kamerungebirges ist überaus großartig. Am Fuße der meerumwogten vielgestaltigen Felsen bis zur Höhe von 2500—3000'

zeigt sich die tropische Vegetation in ihrer ganzen üppigen Schönheit. Da erfreuen neben den Riesen der tropischen Pflanzenwelt, an denen der Blick mit Staunen emporstrebt, schlanke Palmen mit ihren Federkronen und das herrliche Grün der Bananen und des Pisang das Auge. Endlose Lianen mit seltsam gefärbten und geformten Blumen und Früchten und Rotanggewächse ranken von Baum zu Baum. Hoch in den Zweigen lassen farbenprächtige Vögel ihre Stimmen ertönen, unter denen man leicht das Girren der schönen, grünen Waldtaube und das Gekreisch des grauen, rotgeschwänzten Papageis herauskennt. Von Zeit zu Zeit führt der Weg über Wiesen, die mit 10—12′ hohem Grase bestanden sind, und die dichtgedrängten kräftigen Halme hindern den Wanderer, der seinen meist nur fußbreiten Pfad durch dieselben zu verfolgen hat, an jeder Aussicht. Hier in der Nähe der Dörfer weiden die schönen, wohlgenährten Herden der Bubis, und durch das Pflanzengewirr des Waldes stampft sich der schwere Fuß des Elefanten seinen Weg.

Höher hinauf nimmt der Wald ein ernsteres, gleichmäßigeres Aussehen an. Palmen kommen nicht mehr vor, aber Haine von graziösen Farnbäumen von 30 und 40′ Höhe treten auf Ein dichtes Laubdach wehrt den Sonnenstrahlen, den Boden zu erwärmen, und die tropische Unwegsamkeit ist verschwunden, mit ihr freilich auch der Reichtum an Formen und Farben in der Pflanzenwelt. Unterholz ist sehr wenig vorhanden, aber schöne Farnkräuter decken den Boden, und das Auge, das hier frei die Umgebung übersehen kann, haftet oft an heimischen ähnlichen Formen. Noch höher hinauf blühen Veilchen und Vergißmeinnicht am Wege, und es giebt Gelegenheit, Brombeeren zu pflücken. Der Wald ist schweigsamer und ernster, als man ihn sonst so nahe am Äquator gewohnt ist. Mit Untergang der Sonne erwacht hier weder eine lärmende Insektenwelt, noch leuchtet es ab und zu auf im Grase und in der Luft von Myriaden Tierlein, wie am Fuße der Berge.

Über 8000 und 9000′ hinauf hört der Wald auf. Nur Büschelgras und vereinzelt stehendes Gesträuch (gelbblühende Papilionaceen) deckt die Lava. Häufig ist auch dieser Rest der Vegetation von den Eingeborenen durch Feuer zerstört, zu Jagdzwecken und um Honig einzusammeln, und dann sieht das Auge nichts als die aschebedeckten, wild durcheinander liegenden Lavastücke, ausgebrannte Krateröffnungen, tiefe Erdrisse, was den Reisenden glauben machen kann, er sei der Erde entrückt und durchwandere eine Landschaft des Mondes.

Hier, wo vor Jahrtausenden glühende Lavaströme sich von diesen gewaltigen Höhen unter furchtbarem Getöse ins Meer hinabstürzten, herrscht jetzt tiefernstes Schweigen. Nur der heisere Schrei eines Adlers unterbricht von Zeit zu Zeit die feierliche Stille, bis, auf dem Gipfel angelangt, jede Spur pflanzlichen wie tierischen Lebens aufgehört hat und nur jähe Abgründe und Kraterschlünde den Wanderer umgeben. Die Mühe des Steigens lohnt vom Gipfel ein Bild von mächtig die Seele packender Großartigkeit.

Im Westen senkt sich eine ziegelrote Wand lotrecht in die Tiefe; ihr gegenüber, wie von dieser losgerissen, liegt schräge und nach Nordwest eine andere, aus der zwei gewaltige Kraterschlünde emporgähnen. Der Krater zur Linken ist kreisrund, sein rechter Nachbar nach unten zu spitz auslaufend, beide sind von schwarzer Lava-Asche auf weite Strecken hin umgeben, die etwa wie Steinkohlengrus aussieht. Über weite Felder solcher Asche, an deren äußerstem Rande der Fuß knöcheltief einsank, klommen wir zum Gipfel empor. Rechts nach Norden zu liegen nahebei noch zwei Kuppen, welche die freie Aussicht nach dieser Richtung verhindern. Nach Nordost und Ost senkten sich die erkalteten Lavaströme zu Thal. Im Südost und Süden begrenzten mächtige Bergrücken den Horizont, und im Westen lag eine Welt von Kraterschlünden mitten unter Lavageröll, ebenfalls begrenzt durch hohe, viel- und schöngezackte Bergrücken.

Die beiden großen Kraterschlünde mit ihrer Umgebung würden unter Künstlerhand ein Gemälde werden, wie es von der reichsten Phantasie nicht tiefernster und großartiger ersonnen werden könnte.

Dieses herrliche Land mit seinem überaus fruchtbaren Boden, der nicht allein alle tropischen Gewächse, sondern auch die der gemäßigten Zone hervorbringen könnte, würde die fleißige Hand, die ihn bebauen wollte, überreich für die Mühe belohnen. Es erweckte in mir den Gedanken und lebhaften Wunsch, hier eine deutsche Kolonie gegründet zu sehen, mit dem Zwecke, in die gleichfalls gesunden, sehr fruchtbaren und volkreichen G e g e n d e n s ü d l i c h v o m B e n u e herabzusteigen, um diese der Kultur zu gewinnen.

Diese reichen Gebiete auszubeuten, dem Vordringen der Fellatas ein Ziel zu setzen und die volkreichen Gegenden vor allmählicher Entvölkerung durch blutige Kriege zu bewahren, die Menschen hier zur Arbeit heranzuziehen, daß sie den Wert und Nutzen derselben für sich und die Welt kennen lernen und dieses alles nicht aus rein philanthropischer Absicht, sondern zum eigenen Nutzen nicht minder, wie zu dem des Vaterlandes, das wäre eine Aufgabe, würdig für Männer unserer Tage, deren Inangriffnahme wenigstens nicht dem kommenden Geschlechte im kommenden Jahrhundert überlassen zu werden brauchte. Ein solches Unternehmen könnte freilich nur von einem Volke durchgeführt werden, welches feste Rückhalte in blühenden Kolonieen an der Westküste besäße. Als geeignetster Ort für diese, und um Fuß zu fassen in Westafrika, erscheint mir das K a m e r u n g e b i r g e.

2.

Die Kamerungegend ist von Stämmen bevölkert, welche die Duallasprache reden, ein Zweig der Cafirsprache, die sich weit über Südafrika verbreitet. Es sind diese Stämme jedoch nicht die ursprünglichen Bewohner jener Gegenden. Vielmehr sind dieselben von Nordwesten, von den Kamerunbergen her eingewandert, also Abkömmlinge der Bakwiri, die noch jetzt die Berge bewohnen; sie haben die ursprünglichen Bewohner, die Quaqua, zurückgedrängt. Wie es scheint, haben mehrere

solcher Einwanderungen zu verschiedenen Zeiten stattgefunden. So sind die jetzigen Wuri zu einer früheren Zeit an den Fluß gekommen und durch die später nachrückenden jetzigen Kamerunneger den Fluß hinauf, tiefer in das Innere gedrängt, wo sie nun die Landschaft Wuri inne haben. Andere Zweige, die Jabjang und Abo, von den Bergen sich nach Osten ausdehnend, setzten sich an dem Nebenflusse oder zweiten Quellflusse des Kamerun, dem Abo, fest.

Alle diese, den Fluß umwohnenden Stämme haben einen schönen, kräftigen Körperbau und unterscheiden sich hierdurch vorteilhaft von ihren Stammeltern, den Bakwiri, welche hager und schwächlich, ich möchte sagen, oft wahre Jammergestalten sind. Ihre Gesichtszüge dagegen sind häßlich, was besonders beim weiblichen Geschlecht auffällt. Auch hinsichtlich der geistigen Fähigkeiten stehen sie weit hinter anderen Stämmen, die ich kennen lernte, zurück. Es ist ein stumpfes, der Bildung wenig zugängliches Volk; daher auch die dort stationierten englischen Missionare geringe Fortschritte machen. Die Hautfarbe der Dualla ist hell, wie die der Bubi auf Fernando Po.

Das Tättowieren der Haut ist wenig verbreitet, und man bemerkt nicht dergleichen Zeichnungen im Gesicht, wie sie bei vielen Stämmen als charakteristische Erkennungsmerkmale im Gebrauch sind. So zeichnen sich die Gâ durch drei, über die Schläfe zum Auge laufende und ebensolche über die Backen zum Mundwinkel gerichtete Schnitte aus, während man bei den Frauen derselben meistens einen Kreuzschnitt auf dem Backenknochen bemerkt; die Kruneger charakterisieren sich durch einen breiten, über Stirn und Nase laufenden Strich; die Bubi entstellen das Gesicht förmlich durch zahlreiche Schnitte auf Stirn und Backen. Bei den Kamerunnegern aber fand ich nur bisweilen Zeichnungen auf der Brust, welche oft eine bestimmte Bedeutung haben. Farbige Tättowierungen, die auch bei vielen Negern Westafrikas in Gebrauch sind, z. B. bei den Bubi, die häufig das ganze Gesicht gelb oder rot bemalen, kommen am Kamerun gar nicht vor.

Staatliche Einrichtungen fehlen bei den Dualla, wie in vielen Gegenden Westafrikas, fast vollständig. Die einzelnen Orte haben ihre Häuptlinge, welche durchaus unabhängig einander gegenüberstehen, deren Macht im eigenen Gebiete aber auch nur beschränkt ist, da ihnen in der Regel ein Rat der Ältesten zur Seite steht. Ausnahmsweise kommt es vor, daß einige Orte, gewöhnlich durch Verwandtschaftsbande verknüpft, zusammenhalten und in ein abhängiges Verhältnis zu einander treten, oder daß ein Häuptling durch hervorragendes Alter, Reichtum oder Bedeutung seines Fleckens einen Einfluß auf die umliegenden Ortschaften gewinnt. Beständiger Hader und Streit ist natürlich die Folge einer solchen Zerrüttung, so daß auch die Städte desselben Stammes in dauernder Fehde mit einander liegen; da der Tod eines freien Mannes auch im Kriege eine Blutrache fordert, solche aber wieder eine neue von Seiten der Gegenpartei nach sich zieht, so können die Kämpfe niemals beigelegt werden.

Auch bei meiner Ankunft in Kamerun traf ich einen Krieg zwischen den beiden bedeutendsten Häuptlingen jener Gegenden, Bell und Aqua, an dem fast alle Orte des Kamerundeltas teilnahmen. Derselbe hat mir manche interessante Episode aus der Gefechtsweise der Kameruner geboten, wovon ich einiges hervorheben möchte, da es dazu beiträgt, diese Neger zu charakterisieren.

Die große Einfuhr von Schußwaffen aller Art durch die Europäer hat die einheimischen Waffenarten, Lanzen, Speere und Pfeile, vollständig verdrängt. Meistens sind Feuerschloßgewehre im Gebrauch, natürlich ganz elende Schießprügel, die, kaum begreiflich, die ungeheure Pulverladung aushalten, welche die Neger hineinstecken; neben diesen aber auch Büchsen, sogar auch Hinterlader. Trotz solcher Bewaffnung bleiben die Kämpfe doch sehr gefahrlos, da die Neger mit den Gewehren nicht umgehen lernen. Das Aufblitzen des Pulvers in der Pfanne fürchtend, wendet der Schütze beim Losdrücken den Kopf weg; an ein Treffen ist da natürlich nicht zu denken. So werden denn in den Gefechten nur wenige Leute verwundet, und zwar in der Regel nicht solche, welche in der Schlachtreihe stehen, sondern Unbeteiligte, die eine fehlgegangene Kugel zufällig erreicht.

Die religiösen Anschauungen der Duallastämme sind sehr einfach, auch tritt das Fetischpriestertum nicht in solchem Grade hervor, wie an der Goldküste. Der große Haufe hat und macht sich gar keine Vorstellung über die Wirkung der Naturkräfte, die Religion ist Privilegium der Vornehmen. Unter den wenigen Gottheiten, über welche sie auch nur ganz unklare Begriffe haben, ist der höchste der Elung. Ihm zu Ehren werden in mondhellen Nächten Feste gefeiert, um durch Sang und Klang den Herrn bei guter Laune zu erhalten, der mit Geheul durch die Wälder und um die Ortschaften ziehen soll. Auch Umzüge werden des Nachts unter großem Lärmen und Schießen veranstaltet, wobei die Gottheit in Gestalt eines Götzen herumgetragen wird. Nur Freie nehmen an diesen Zügen teil. Den Weibern, Kindern und Sklaven ist es bei Todesstrafe verboten, denselben zuzuschauen und den Götzen zu sehen. Sie werden während der Zeit in die Häuser eingesperrt. Auch dem Europäer verheimlicht man diese Umzüge. Während meines Aufenthaltes in Aquatown, einem bedeutenden Orte, fanden oft derartige Feste statt, aber dennoch hatte ich keine Gelegenheit, denselben beizuwohnen. Man bewachte mich in meiner Hütte, und mein Wirt bat mich dringend, mich nicht der Gefahr auszusetzen, da der aufgeregte Haufen mich sofort niedermachen würde. Ein anderer Gott ist der Mungi, der böse Gott: wenn auftretende Seuchen viele Menschen wegraffen, glaubt man, der Mungi hole sie, um eine Mahlzeit zu halten. Ferner der Donnergott, welcher auf dem Kamerunpik seinen Sitz hat und nach dem letzterer auch „mungo ma lobah“, Berg des Donnerers, benannt ist.

Vom Treiben der Fetischpriester nimmt man, wie ich schon erwähnte, wenig wahr. Ich hörte nur, daß bei vorgefallenen Verbrechen, Mordthaten oder Diebstählen der Fetischtrank, die Abkochung irgend

einer giftigen Pflanze, zur Entdeckung des Thäters benutzt werde. Derselbe wird auch bei dem sogenannten Krokodilpalaver angewendet. Bei der Häufigkeit der Krokodile im oberen Fluß kommt es nämlich oft vor, daß Neger aus den Kanoes von diesen Tieren weggeschnappt werden. Nun glaubt man, daß ein Feind des getöteten Mannes, welcher die Krokodilsprache versteht, sich in ein solches Tier verwandelt und den Mann gefressen habe. Man übergiebt also die Sache dem Krokodildoktor zur Untersuchung. Der Krokodildoktor versteht auch die Sprache genannter Tiere, erkundigt sich bei den Altmeistern dieser Zunft nach dem Vorgefallenen und erfährt von ihnen den Namen des Übelthäters. Es wird darauf eine Versammlung berufen, und der Krokodildoktor bezeichnet nun den Mann oder mehrere, die ihm die Krokodilältesten genannt haben. Selbstverständlich sucht er sich hierbei seine speciellen Freunde aus, oder solche, deren Tod ihm Nutzen bringen kann. Tritt sofort Erbrechen ein, so ist die Unschuld bewiesen, die Krokodile haben gelogen, und der Doktor übernimmt es, sie dafür zu züchtigen; im andern Falle aber liegt das Verbrechen klar, der Schuldige gesteht seine That, und es wird ihm der Kopf abgeschnitten.

Aufgestellte Götzen habe ich bei den Dualla niemals bemerkt, während ich an der Goldküste an allen Wegen aus Holz oder Thon gefertigte Fetische sah, zu welchen die Neger Cauries, Früchte, Erträge des Feldes und Kohlen als Opfergaben brachten. Nur sieht man in der Kamerungegend vielfach, was an der Goldküste ebenfalls vorkommt, an Feldern, Häusern und Gerätschaften Bündel von Gras oder Bananenblättern, auch Kürbisflaschen aufgehängt. Diese werden „Juju" genannt und haben den Zweck, betreffende Gegenstände gegen den Diebstahl zu sichern, denn man glaubt, daß derjenige, welcher derartig geschützte Sachen antastet, vom Elung geholt wird und eines qualvollen Todes stirbt. Besonders fand ich bei den Wuri am oberen Kamerunfluß eine große Achtung vor diesen Juju. Wir hatten dort einmal ein Nilpferd geschossen. Das Tier war von den Negern an das Land geschleppt, und die Häuptlinge hatten, um das Fleisch bis zum andern Tage, wo die Verteilung stattfinden sollte, zu sichern, Juju dabei gesteckt. In der Nacht kamen nun einige Neger, welche wohl bei der Verteilung nichts zu erwarten hatten, zu mir und baten um Fleisch. Ich sagte ihnen, sie sollten sich abschneiden, soviel ihnen beliebte; aber aus Furcht vor dem Juju wagten sie das nicht, und erst als ich die Büschel heruntergeschlagen, machten sie sich dabei.

Geheimbünde, wie sie namentlich am Kalabar beobachtet wurden, kommen auch in der Umgegend vor. Es existieren Verbindungen der Freien sowohl wie der Sklaven, und ebenfalls haben die Weiber solche. Eine große Verbindung ist die der Mungi, deren Mitglieder als Erkennungszeichen Kreise auf der Brust tättowiert haben. Der Egbo von Kalabar dehnt sich nicht bis zur Kamerungegend aus. Auch diese Verbindungen werden vor dem Europäer sehr geheim gehalten, und ich glaube nicht, daß es einem Weißen gelingen könnte, sich in die-

selben aufnehmen zu lassen; wenigstens haben wir uns vergeblich darum bemüht.

Die Stellung der Sklaven ist eine zwar sehr untergeordnete, da ihnen nicht das geringste Recht zusteht, aber doch eine sehr erträgliche, so daß oft Leute, die zu träge sind, für den eigenen Unterhalt zu sorgen, sich freiwillig in Sklaverei geben. Die Sklaven kommen meistens von Kalabar, den Balungbergen im Norden oder aus nordöstlichen Gegenden, von Budiman, Banem und Bonkeng; doch müssen einzelne sehr weit aus dem Innern gebracht werden. Solche erzählten uns, daß Araber, welche sie uns als weiße Männer, die auf Pferden gesessen, beschrieben, ihre Ortschaften angezündet und sie vertrieben hätten.

Wie bei allen Negerstämmen haben auch bei den Kamerunnegern die Frauen einen sehr untergeordneten Rang, sie sind nichts mehr als Haustiere. Sie bilden neben den Sklaven den Reichtum des Mannes. Es ist eine arge Unsitte im Gebrauch, den Kindern, insbesondere den Mädchen, die Augenwimpern auszureißen, wodurch jene sehr entstellt werden, und was wohl auch Schuld ist an der Entzündung der Augen, die man häufig bei Mädchen bemerkt.

Interessant waren mir die Haartouren der Negerdamen, welche ich bei südlichen Stämmen, vom Kamerun bis Gabun übereinstimmend und verschieden von denen der Goldküstenbewohner, fand. Die Weiber der Gâ an der Goldküste flechten in der Regel das Haar zu einem oder mehreren Zöpfen zusammen, welche gehörig mit Palmöl behandelt, hörnerartig steif aufrecht stehen. Derartige Zöpfe kommen nun bei den Kamerunern gar nicht vor. Die gewöhnliche Haartour ist hier ein vom Wirbel spiralförmig um den Kopf laufender Scheitel oder eine Scheitelung von drei konzentrischen Kreisen. Aus dem Haar zwischen den Scheiteln werden hier viele kleine anliegende Flechten gebildet. Das Herstellen dieser künstlichen Haartouren erfordert natürlich viel Zeit, und es werden dieselben denn auch jedesmal auf längere Zeit angefertigt. Hierbei werden Kämme, aus dünn geschnitzten Stäbchen von Weinpalmenholz gemacht, benutzt. Auch tragen die Frauen sehr künstlich aus Elfenbein geschnitzte, mit Ebenholz ausgelegte Pfeile im Haar.

Ihre Hütten errichten die Dualla, wie alle Negerstämme der Westküste vom Niger südwärts, mit großer Kunstfertigkeit aus Mattengeflecht und Rinde, im Gegensatz zu den Bewohnern der Goldküste, die Lehmhütten bauen, welche, eng zusammengedrängt und schmutzig, einen sehr häßlichen Eindruck machen. Bei den elenden Bergbewohnern, den Bakwiri, ist auch nur geringe Sorgfalt auf die Häuser verwandt. Dieselben sind hier auf dem nackten Boden errichtet, länglich viereckig. Die Wände bestehen aus einem gitterartig aus Stangen gebildeten Geripp, das notdürftig mit Rinde belegt ist. Das mit Palmenblättern liederlich gedeckte Dach schützt nur wenig gegen den Regen.

Eine bedeutend größere Mühe und Sorgfalt verwenden die Flußanwohner auf ihre Hütten, die eine große Reinlichkeit und Sauberkeit zeigen. Diese Hütten sind auf einem zwei bis drei Fuß hohen

Lehmsockel errichtet. Die Wände werden aus den Blattstielen der Weinpalmen, Bambu genannt, hergestellt und sorgfältig mit Schalen von Bananenstämmen belegt und dicht gemacht. In der Mitte der einen Längeswand befindet sich das Thürloch, welches durch ein Mattengeflecht oder eine Thür aus Planken geschlossen werden kann. Fensterlöcher fehlen; nur das durch die Thüröffnung eindringende Licht erhellt den Raum, den der Neger eigentlich nur während der Nacht benutzt. Der ebenfalls aus Bambu gefertigte Dachstuhl wird mit Palmblättern gedeckt. Die Hütten machen einen außerordentlich freundlichen Eindruck.

Die Industrie beschränkt sich auf die einfachsten Gegenstände. Die Frauen fertigen Kochtöpfe und Schalen aus dem Schlamm des Flusses, welchen sie sehr geschickt aus freier Hand formen, an der Sonne trocknen und nachher brennen. Die Männer schnitzen Holzschüsseln und Löffel von ganz zierlicher Form. Auch im Flechten sind sie geschickt, fertigen Matten und Taschen aus langem, geschmeidigem Grase. Aus Elefantenzähnen werden Armringe geschnitten, auf welche die Küstenbewohner gern von den europäischen Kaufleuten ihre Namen schreiben lassen, und welche sie dann zur Legitimation benutzen. Zum Fischfange gebrauchen sie Gitter, obwohl sie auch Bindfaden aus den Fasern des Pisang machen und das Netzstricken verstehen.

Die Kleidung besteht bei den Kamerunnegern, welche durch die Europäer hinreichend mit Baumwollenzeugen versehen werden, sowohl bei Männern wie bei Frauen in einem schmalen um die Hüften geschlungenen Zeugstreifen.

Der Trägheit der Kamerunneger entsprechend sind denn auch Festlichkeiten bei ihnen nur selten und tragen nie den munteren Charakter wie bei den aufgeweckteren, beweglicheren Bewohnern der Gold- und Kruküste, in deren Ortschaften man ein beständiges Lärmen und Singen hört. Ein allgemeines großes Fest findet bei den Kamerunern einmal des Jahres statt. Es ist eine Art Ringfest, bei welchem die einzelnen Ortschaften Kämpfer stellen, die gegen einander in die Schranken treten. Die Gegner nähern sich bei diesen Kampfspielen in gebückter Stellung, und jeder versucht, den Fuß des Gegners zu fassen und den Mann auf diese Weise zu Fall zu bringen.

Außer den erwähnten Umzügen und Feierlichkeiten zu Ehren der Gottheiten kommen dann noch die Totenfeste vor, die bei allen Negern der Westküste gebräuchlich sind. Je nach dem Range des Verstorbenen dauern diese Feste einen oder mehrere Tage. Die Weiber führen dabei Einzel- oder Gesamttänze auf, die von den Männern mit einer freilich höchst unharmonischen Musik begleitet werden. Die Musik oder wie man besser sagen muß, der Höllenlärm wird auf Trommeln, Zithern, durch Aneinanderschlagen von Becken und Stöcken hervorgebracht und von den Zuschauenden mit Händeklatschen begleitet. Die gemeinsamen Tänze sind Rundgänge in bestimmtem, gleichmäßigem Takte, wobei die einzelnen Teilnehmer sich bemühen, in jeder möglichen Weise den Körper zu verdrehen und zu verrenken. Der Solotanz besteht in eigentümlichen Fußstellungen und ebenfalls in Körperverdrehungen.

Nur der Tod von Männern, und zwar von Freien, wird auf solche Weise durch Feste geehrt, Weiber und Kinder genießen nicht diese Berücksichtigung.

Bei dem Tode eines Familienhauptes scheren sich die Frauen zum Zeichen der Trauer das Kopfhaar ab und schwärzen das Gesicht mit Ruß. Es erscheinen dann die Klageweiber, welche sich vor der Leiche mit Sand bestreuen und Einzeltänze aufführen, die sie mit Schreien und Heulen begleiten. Der Tote wird sodann in eine Kiste gelegt oder in Matten gewickelt und, nachdem man verschiedene Gegenstände, seine Waffen, Zeug und Lebensmittel hinzugelegt, in seiner Hütte begraben. Letztere wird später verlassen und zerfällt.

Höchst einfach und erbärmlich ist die Lebensweise der Dualla. Außer Fischen, welche frisch gekocht oder über Feuer getrocknet werden, genießen diese Neger kein Fleisch, zuweilen vielleicht einmal ein gefallenes Vieh oder einen Hund. Die wenigen Haustiere, welche sie ziehen, werden gewöhnlich an die Küste gebracht und den Europäern verhandelt. Neben Pisangs, welche unreif in Wasser gekocht, mit Palmöl zubereitet oder geröstet werden und das Hauptnahrungsmittel bilden, baut man Yams, Cassave (Jatropha) und Koko (Colocuia esculenta). Yams wird im Flußgebiete nur wenig gezogen, gedeiht aber ausgezeichnet in den Bergen. Mais wird nur wenig gebaut. Halbreif am Feuer geröstet, vertritt derselbe die Stelle des Brotes. Die Früchte eines häufig vorkommenden Brotbaumes werden dagegen nicht benutzt; sie haben auch einen sehr häßlichen, widerlichen Geschmack. Wild wachsende Ananas und Zuckerrohr sind als Genußmittel sehr beliebt.

Von den Früchten der Ölpalmen machen die Neger das Palmöl, mit welchem alle Speisen zubereitet werden, das ja außerdem der bedeutendste Ausfuhrartikel ist. Aus den Weinpalmen (vinifera) wird der sogenannte mimbo oder mao, der Palmwein, gewonnen, zu welchem Zweck man die Bäume fällt. Die Bakwiri holen den mimbo aber auch von den Kokospalmen, da die Weinpalmen in der Höhe von 1000' über dem Meere nicht mehr vorkommen.

Von Haustieren werden hauptsächlich Ziegen und Schafe gehalten. Erstere scheinen dem Hircus reservus von Inner-Afrika nahe zu stehen, stammen auch wahrscheinlich von demselben ab. Die Schafe gleichen im Habitus im allgemeinen dem Fettsteißschafe (steatopgya) Inner-Afrikas, haben aber keinen Fettschwanz. Ovis longipes kommt in der Kamerungegend gar nicht vor, dasselbe scheint auf den Niger beschränkt zu sein. Eine kleine spitzschnauzige, glatthaarige Hunde-Art wird von den Flußanwohnern meistens für die Küche gezogen. Das Hundefleisch ist sehr beliebt. Die Bakwiri richten diese Hunde auch zur Jagd ab. Rinder, welche man zuweilen an der Küste findet, sowie Schweine und Hühner sind erst von Europa eingeführt, ebenso die Moschusente von Südamerika. Katzen habe ich nie gesehen. Zum Haustier ist in der Kamerungegend aber auch unsere Wanderratte geworden, die, durch Schiffe eingeschleppt, schon bis auf 10 Meilen in das Innere vorgedrungen und eine große Plage ist. Die Zahl der

Krankheiten ist gering. Ich fand einen bösen Aussatz, der oft ganze Gliedmaßen zerstört, und sehr häufig Elefantiasis. Von den in vielen Distrikten Afrikas so bösartigen Augenkrankheiten scheinen die Kamerunneger verschont zu sein. Der Guineawurm kommt auch nur selten vor. Um ihn zu entfernen, wickeln die Neger das hervortretende Ende — das Heraustreten des Wurmes findet in der Regel in der Gegend des Knies statt — um ein Stückchen Holz, damit es nicht wieder zurückgezogen werden kann, denn gewaltsam herausziehen kann man den Wurm nicht; derselbe würde dabei zerreißen. Nach und nach wird er nun durch Drehen des Stäbchens mehr und mehr herausgezogen und aufgerollt, und auf diese Weise der Wurm endlich entfernt. Hin und wieder tritt das gelbe Fieber an der Küste auf und rafft viele Menschen hin.

Als Medikamente werden Abkochungen einiger Pflanzen und äußerlich besonders Palmöl angewendet, obwohl dieses bei Wunden böse Entzündungen hervoruft. Natürlich sind sympathische Heilmittel auch vielfach gebräuchlich, und es werden als solche vorzugsweise Leopardenzähne und -Krallen, Schildkrötenschalen und Antilopenhörner benutzt.

Auch bei den Kamerunern fand ich bestätigt, daß die Neger infolge der schlechten Lebensweise sehr früh altern, und daß die Zahl ihrer Lebensjahre gering ist. Ich glaube, daß 60 Jahre im allgemeinen das höchste Alter ist, welches ein Neger erreicht: ein Zeichen, daß die Kultur nicht das menschliche Leben verkürzt, sondern es verlängert.

3.

Glücklich langten wir in Kamerun an, wo wir gegenüber von King Bells Town vor Anker gingen. Das nördliche Ufer des Kamerunflusses, das ganz niedrig ist, ließ nichts als Mangrovesumpf wahrnehmen, das südliche Flußufer dagegen, auf dem Kamerun gelegen ist, hat hier bereits 13—16 Meter hohe, steil abfallende, aus Diluviallehm und Kies gebildete Uferberge, hinter denen sich ein trockenes, scheinbar fruchtbares Land ausdehnt, und welche mit zahlreichen Kokospalmen und üppig wuchernden Bananen dicht bewachsen sind. Überall, wo man im tropischen Afrika die herrlichen Riesenblätter der Banane erblickt, zeigen sie die Nähe menschlicher Wohnungen an.

Dennoch war vom Flusse aus von dem großen Kamerun zunächst fast nichts wahrzunehmen, und nur das schöne Missionshaus, das am Fuß der Uferberge unter schattigen Bäumen liegt, sowie die nahe am Flußufer erbauten, von starken, hohen Pallisaden umgebenen Warenmagazine der Faktoreibesitzer ließen auf die Nähe der Stadt schließen.

Am folgenden Tage unternahmen wir unseren ersten Ausflug ans Land. Es galt zuerst den Ort Kamerun selbst kennen zu lernen. Die Eingeborenen nennen ihn Dualla, wie sie denn auch selbst richtiger Duallaneger genannt werden. Kamerum ist ein Kollektivname für alle die ansehnlichen Negerdörfer, die an der Mündung des Kamerunflusses auf der linken Seite dicht aneinandergedrängt liegen und in deren

jedem (es sind etwa 12, mit wahrscheinlich 10 000 Einwohnern) ein besonderer Häuptling regiert, welcher seinem Town den Namen giebt; so: Bell Town, John Aqua Town, Joß Town, Dido Town, Brisso Bell Town u. s. w. Der angesehendste unter allen war jedenfalls King Bell, dessen Einflusse eine ganze Anzahl anderer Towns außer seinem eigenen unterworfen war, und dessen Bekanntschaft ich deswegen zuerst suchte; denn durch seine Unterstützung allein konnte ich hoffen, späterhin ein Stück ins Innere des Landes zu dringen.

Nicht weit vom Ufer, höchst anmutig versteckt in einem herrlichen, Schatten bietenden Walde von Bananen, Kokospalmen, Mango- und anderen Fruchtbäumen, liegen die außerordentlich zierlichen und ansehnlichen Hütten von King Bells Town, breite Straßen und Plätze bildend, indem sie weitläufig verteilt sind. Ihr äußerst gefälliges Aussehen bot einen großen Gegensatz zu den unförmlichen, jämmerlichen Häusern in und um Akkra dar. Sie sind sehr lang und von rechteckiger Form; nur das Fundament, ein 1—1½ Meter hoher Unterbau, ist aus Lehm gefertigt, während die Wände der Hütten selbst aus Matten bestehen, welche aus Palmblattstielen äußerst zierlich geflochten sind. Die sehr sauberen und eleganten Dächer bestehen aus Blättern einer Fiederpalme, welche dachziegelartig ineinander geschoben werden, und gewähren, wenn sie gut gemacht sind, selbst bei den heftigsten tropischen Regengüssen völligen Schutz. Überhaupt hat hier alles den Anstrich eines gewissen Komforts und einer Wohlhabenheit, welche die Kamerunleute vorzugsweise durch Vermittelung des Handels mit dem Innern erwerben.

Nach einem längeren Wege zwischen den geschilderten Hütten kamen wir zu King Bells Residenz, welche sich nur durch größere Dimensionen vor den anderen Häusern auszeichnet. Leider ergab sich da, daß King Bell damit beschäftigt sei, ein großes „Palaver" abzuhalten. Die Sache war nämlich die: die Bellleute hatten einen angesehenen freien Neger aus dem benachbarten Joß Town ermordet, und weil die Sache sich durch Bezahlung von Weibern, als dem wertvollsten Besitz, und anderem wertvollen Eigentume nicht beilegen ließ, indem für den Fall, daß ein freier Neger erschlagen wird, Blutrache bei den Dualla gilt, so drohte ein Kampf zwischen den beteiligten Towns auszubrechen.

Auf dem weiten Platze vor Bells Hause tagte die Kriegsversammlung. Um einen freien, mittleren, viereckigen Raum kauerten mehrere hundert mit langen Gewehren, Speeren und Schlachtmessern bewaffnete Krieger, während die Weiber an einer Seite Platz genommen hatten. King Bell selbst, ein herkulisch gebauter, schöner Mann, dessen ganzes Benehmen etwas Königliches an sich trug, schritt heftig gestikulierend und laut redend in dem offen gelassenen Raume auf und nieder. Die Versammlung hörte ihn in tiefem Schweigen aufmerksam an.

Er war so erregt, daß er die Ankunft der Fremden nicht eher bemerkte, als bis wir nach dem Durchschreiten der Versammlung vor ihm standen.

Unser Führer stellte uns dem Könige vor, indem er sagte, der Kaiser von Deutschland habe uns hergesandt, um alle hier lebenden Tiere kennen zu lernen und zu sammeln, dagegen wollten wir nicht im mindesten Handel nach dem Innern treiben. Diese Auseinandersetzung schien King Bell sehr zu gefallen. Übrigens war Bell so anständig, uns seine Unterstützung freundlichst zuzusagen, ohne Ansprüche auf ein Geschenk zu erheben, was sonst bei den Häuptlingen stets das erste zu sein pflegt. Natürlich konnte die eingehendere Besprechung der Reiseangelegenheiten wegen der harrenden Kriegerversammlung diesmal nicht erfolgen, und deshalb entließ uns King Bell mit höflichem Händedruck, und wir wanderten weiter in das benachbarte Joß Town, welches wir übrigens aus Furcht vor den mächtigen Bellleuten völlig verlassen fanden. Die Bewohner waren mit Hab und Gut in die Wälder geflüchtet.

Einen charakteristischen Einblick in die Mangrovesumpfwildnisse gewährte eine am folgenden Tage gemachte Fahrt. Die wirkliche Erscheinung übertrifft alle Vorstellungen, welche man sich davon gemacht hat. Da stehen, gleichsam auf hohe Stelzen gestellt, die zahllosen Stämme, oftmals $1\frac{1}{2}$—2 Meter hoch über dem Schlammboden erhaben, so daß man zwischen ihrem Wurzelwerke hindurchkriechen kann. Doch außer diesem den Stamm tragenden Säulenwerke erscheint das Ganze wie verwachsen durch die zahllose Menge der von allen Seiten aus den Stämmen und Ästen bis zu den kleinsten Verzweigungen herab hervorkommenden größeren und kleineren Wurzeln, die sich in unentwirrbarer Weise durchkreuzen, bald wie starke Säulen den Erdboden erreichen, bald wie gekrümmte Taue oder herabhängende Seile nach allen Richtungen hin ausgespannt sind, oft frei in der Luft endigen.

Das Auge wendet sich verwirrt ab, in diesem vegetabilischen Labyrinth vergeblich nach einem Ruhepunkt suchend. So weit es reicht, gewahrt es während der Ebbe zwischen diesem Wurzelwerke nur öden, schwarzen Schlammboden; denn kein anderes Gewächs kann hier gedeihen, da während der Flut diese Sümpfe meist von Wasser bedeckt sind.

Indessen ging der Streit zwischen Bell Town und Joß Town trotz mehrfacher Schlichtungsversuche seitens der Europäer, besonders unsres Führers, welche die baldige Beilegung des Palaver dringend wünschten, immer weiter und nahm immer größere Ausdehnung an. Täglich wurden große Versammlungen und Beratungen abgehalten, ohne daß die Sache friedlich beendigt werden konnte. Daneben fanden große kriegerische Aufzüge und Demonstrationen zu Wasser und zu Lande statt, bei welchen die feindlichen Parteien sich unter wilden Gesängen herausforderten. Es war sehr interessant, die großen, mit zirka sechzig Negern bemannten Kriegskanoes auf dem Flusse mit wunderbarem Takt und großer Geschicklichkeit rudern und vorzüglich manövrieren zu sehen. Sie führen Flaggen, welche in Europa für sie gemacht werden und in großen Buchstaben den Namen des betreffenden Häuptlings sowie eigentümliche Embleme zeigen.

Am Strande dagegen zogen die bewaffneten Krieger im Gänsemarsch, mehrere hundert hintereinander, umher, um sich gegenseitig ihre Kriegsmacht möglichst imponierend vorzuführen. Sie gewährten oft einen wunderlichen Anblick. Da war ein Kerl z. B. bei sonst völliger Nacktheit nur mit einer preußischen Pickelhaube bekleidet, während andere uralte, große Palasche und sonstige europäische Uniformstücke trugen, lauter Sachen, die dem betreffenden Häuptling gehören, welcher mit denselben seinen Reichtum zeigt. Die Hauptwaffe aller war die lange Flinte, daneben ein langes Messer oder Schlachtschwert in sehr zierlich von den Negern selbst gearbeiteter Scheide; ferner trugen sie eine flaschenförmige Kalebasse zu Pulver und eine Tasche oder einen Beutel mit Munition, welche selten aus Kugeln, meistens aus zerhacktem Eisen, aus Kieselsteinen u. dergl. besteht. Auf dem Kopfe hatten sie eine eigene Kriegskappe aus Ziegenfell.

Jedenfalls das Merkwürdigste bleibt dann die eigentliche Kriegsführung dieser Leute selbst. Sie gehen nicht etwa gegeneinander vor, so daß es zu einem Handgemenge käme (dazu würde sich kein Kamerunmann so leicht verstehen), sondern sie halten sich in respektabler Entfernung voneinander und nehmen gute Deckung zwischen Büschen, Häusern u. s. w. Wird alsdann losgefeuert, so geschieht dies mit abgewandtem Gesicht, ohne zu zielen, worauf der betreffende Kriegsheld sich entweder sofort platt niederwirft oder schleunigst ausreißt. Um so schlimmer ergeht es dagegen wehrlosen Leuten, die, dem feindlichen Stamme angehörend, einem solchen Kriegszuge in die Hände fallen. In diesem Kriege kam es vor, daß dem Bell einige armselige Fischersleute eines feindlichen Dorfes in die Hände fielen. Für solche Fälle hat jeder Häuptling seinen besonderen Kopfabschneider, der mit seinem scharfen Schlachtmesser dem unglücklichen Opfer sofort den Kopf abschlägt. Diese Köpfe wurden dann von Bell selbst, der sich wie ein Rasender gebärdete, unter scheußlichen Tänzen im Dorfe herumgetragen, wobei die Weiber gleichfalls sich wie unsinnig benahmen und zur Feier große Gelage und Tänze veranstaltet wurden. In solchen Fällen sind sie dann wie von einem rasenden Taumel ergriffen.

Den Erfolg einer derartigen Kriegführung kann man sich natürlich leicht vorstellen; monatelang kann ein solcher Krieg dauern und doch auf beiden Seiten der Verlust an Toten und Verwundeten, wie in diesem Kriege, sich nur auf 20 Mann belaufen, obwohl eine große Menge Pulver verknallt wird. Und dabei sind diese Kamerunleute gar nicht einmal so sehr schlecht ausgerüstet; ein großer Teil ist mit ganz guten Snidergewehren bewaffnet, und King Bell hatte sogar ein Geschütz, mit welchem er einen Teil von Aqua Town in Brand schoß.

Da das Wetter in den nächsten Tagen meist sehr feucht und trübe war, konnten wir keine größeren Exkursionen machen, hatten aber desto mehr Gelegenheit, das Leben und Treiben der Eingeborenen genauer zu beobachten. Die männlichen Duallaneger sind durchschnittlich groß und kräftig gebaut, haben aber, wie die meisten Neger, wenig Bartwuchs, welcher als große Zierde gilt. Ihre Farbe ist meist dunkelbraun, wie

gebrannter Kaffee, doch giebt es nicht selten auch hellere Leute, ja völlige Albinos mit ganz zartem Teint und hellblondem Wollhaar. Höchst wunderlich sehen diejenigen aus, bei welchen der Albinismus nur stellenweise am Körper auftritt und welche daher ganz gescheckt erscheinen. Die gewöhnliche Annahme, daß die Neger geringe Wadenentwickelung haben, ist wenigstens in Bezug auf die Neger der Westküste irrig. Die Frauen sind viel kleiner und häßlicher als die Männer, was wohl seinen Grund in der außerordentlich frühen Verheiratung derselben haben mag; auch verunzieren sie sich dadurch, daß sie ihr Haar ganz kurz abschneiden. Bei Tänzen und anderen festlichen Gelegenheiten behängen sie sich mit Perlen, Glöckchen, Ringen, Hals- und Armbändern, welche bei heftigen Bewegungen laut aneinanderklappen, auch ziehen sie gern weiße bis über die Knie reichende Baumwollstrümpfe an, die sie aus Europa bekommen und die ihnen dadurch nicht wertloser werden, daß sie beim Tanzen bald die nackten Füße durchkommen lassen. Ich sah eine Braut dermaßen mit Perlen behängt, daß sie sich kaum fortbewegen konnte. Alle Dualla- und Kruneger tättowieren sich im Gesicht und auf der Brust in verschiedenster Weise, doch sind die Kamerunleute sofort sicher dadurch zu unterscheiden, daß sie sich die Augenwimpern ausreißen, was die Kruneger nicht thun. Als Grund für die schmerzhafte Operation gaben jene an, die Wimpern verschatteten die Augen zu sehr und verhinderten das scharfe Sehen, auch gerieten dieselben zu oft ins Auge und verursachten Entzündungen desselben.

Ganz besonders charakteristisch für die Kamerunneger ist die förmliche Wut, mit der sie Handel treiben, um Vermögen zu erwerben, wobei sie natürlich sehr gern alle Arten von Betrug und Diebstahl anwenden, wo es ihnen nur möglich ist. Erzeugnisse einheimischer Industrie sind bei ihnen deswegen nur noch in Kleinigkeiten zu finden. Zu erwähnen sind die Elfenbeinringe, welche die Männer um das Handgelenk tragen, die geschnitzten Ebenholzstöcke mit sehr kunstvollen Krücken und die hübsch gearbeiteten und große Geschicklichkeit verratenden Messer- und Schwertscheiden. Alles übrige, was sie besitzen, haben sie im Handel mit den Europäern eingetauscht, wodurch die Mehrzahl eine gewisse Wohlhabenheit erlangt hat. Mit dieser ist aber die Begierde, ohne Arbeit reich zu werden, so gewachsen, daß alles, vom Häuptling bis zum Halbfreien, das Handeltreiben dem Produzieren vorzieht. Während die Neger an der Goldküste doch Kaffee, Mais, Baumwolle und dergleichen anbauen, pflanzen die Dualla kaum so viel Yams und Bananen, als sie zur Nahrung gebrauchen. Auch das Öl und andere Dinge, die sie verhandeln, gewinnen sie nicht selbst, sondern beziehen es auf eifersüchtig überwachten Handelswegen aus dem Innern. Ein freier Duallaneger hält es für schimpflich, irgend eine Feldarbeit zu verrichten; zu dieser benutzt er vielmehr seine Weiber und Sklaven, weshalb denn auch die Lebensmittel, außer Yams und Bananen, an der dortigen Küste recht teuer und öfters kaum zu haben sind.

Wer bei den Dualla als wohlhabend gelten will, muß daher viele Sklaven und viele Weiber haben, und man schätzt den Reichtum der

Leute gern nach der Zahl der Weiber. Diese werden von ihren Vätern verkauft und kosten durchschnittlich 900—1200 Mark, oft aber, wenn die Väter angesehene Leute sind, viel mehr; und daher müssen ärmere Dualla oft lange dienen, um eine Frau zu erlangen. Die Frauen gelten als freies Eigentum der Männer, von denen sie weiter verschenkt oder verkauft werden können. Da sie aber, wie gesagt, die teuersten Handelsartikel sind, so geschieht dies nur in wichtigen Fällen, wie z. B. bei Friedensschlüssen zwischen streitig gewesenen Stämmen oder als Buße für einen ermordeten unfreien Neger.

Die Sklaven werden entweder durch Raub auf Kriegszügen oder durch Kauf erworben und sind vollkommen rechtlos. Das Leben von Sklaven wird nicht besonders geachtet, und bei den oft vorkommenden Menschenopfern werden die Unglücklichen barbarisch hingeschlachtet. Es kommt sogar vor, daß Häuptlinge, denen es nicht gelingt, solche Opfer durch Überfall eines feindlichen Stammes zu erlangen, heimlich einigen ihrer eigenen Sklaven die Köpfe abschlagen lassen, um dieselben als Trophäen heimzubringen, was man selbst King Bell nachsagt. Ein derartiger Fall, welcher die Abscheulichkeit dieser Verhältnisse charakterisiert, ereignete sich bei dem Tode des uralt gewordenen King William von Bimbia. Dieser alte Despot, welcher beinahe ein Alter von hundert Jahren erreicht haben soll, war bereits seit einer Reihe von Jahren so schwach, daß man seinen Tod beständig erwarten konnte; man war daher auf die Notwendigkeit, ein Opfer bei seinem Tode zu haben, gefaßt und hatte zu diesem Behufe einen Sklaven von einem benachbarten Stamme gekauft. Als der Häuptling gestorben war, beauftragte man den Sklaven, angeblich für den Häuptling ein Grab zu graben. Als er es gegraben hatte, warf man ihn in dasselbe und schüttete so viel Erde auf ihn, daß der Unglückliche lebendig begraben wurde.

Begreiflich ist es daher, daß die Sklaven es durchgängig sehr fürchten, verkauft zu werden, und mehrfach sah ich solche Unglückliche mit Händen und Füßen sich wehren, so daß sie in Ketten gefesselt in das Kanoe geschleppt werden mußten. Die Sklaven wohnen hier überall in besonderen Dörfern und werden, soweit ich es beobachten konnte, im übrigen nicht hart behandelt. Sie werden von den freien Negern „Nigger" genannt, welcher Ausdruck, auf einen freien Neger angewendet, als das beleidigendste Schimpfwort gilt.

Flegel, Reichenow und Buchholz.

4. Der Kongostaat und die Nachbargebiete.

1. Der Kongofluß. — 2. Die Bevölkerung. — 3. Aberglaube und Feticismus.

1.

Die Hauptader dieses Gebietes bildet der Kongo (Zaire). Längst kannte man die Mündung dieses Riesenstroms, der eine solche Masse trübgelben Wassers ins Meer führt, daß man ihn noch weit draußen wahrnimmt; aber erst Stanley ist es gelungen, das Rätsel seines Laufes zu lösen.

Dieser wasserreichste und breiteste Strom des Erdteils entströmt dem Bangweolosee im S. Zentralafrikas. Den in diesen einmündenden Tschambesi hat Livingstone mit Recht für den eigentlichen Quellfluß erklärt. Aus jenem See tritt der Strom unter dem Namen Luapula, den er, nachdem er den Moero-See durchflossen, mit dem Namen Luwa oder Lualaba vertauscht. Der weitere Flußlauf bis Njangwe (4° S. Br.) ist noch nicht bekannt. Auf dieser Strecke erhält er wohl zeitweise den Abfluß des Tanganjika-Sees, den Lukuga. Njangwe ist ein äußerst lebhafter Marktplatz der Manjuema, deren Zahl durch Sklavenfang auf die Hälfte reduziert ist. Der Strom hat hier eine Breite von 1250—1350 m und 6—8 m Tiefe; in der Zeit der Überschwemmung ist er gar 4800 m weit, 10—12 m tief und hat schon doppelt so viel Wasser als der höchste Nil bei Kairo. Hier erreichte Stanley den Fluß und stellte durch seinen kühnen Zug längs desselben mit 210 Mann trotz der Stromschnellen, der Feindseligkeit menschenfressender Anwohner und einer Hungersnot fest, daß der längst bekannte Lualaba und der Kongo ein Strom sei. Unter dem Äquator machten mächtige Stromschnellen, die Stanleyfälle, der Expedition viel Not, bis auf eigens angelegten Pfaden die Boote um die Fälle herumgebracht wurden. Nördlich vom Äquator wendet sich der Fluß, der bisher fast nach N. floß, nach W. Ob der Aruwimi, der 1800 m breit 1° n. vom Äquator in den Kongo mündet, der Uelle ist, den man im W. des obern Nils fand und den andere für den Oberlauf des Schari (Tsadsee) halten, ist eine noch ungelöste Frage. An der Mündung jenes Flusses hatte Stanley eine Seeschlacht gegen eine Kriegsflotte von 80rudrigen Kanoes zu bestehen und erbeutete kolossale, dort fast wertlose Elfenbeinvorräte. Weiter abwärts erweitert sich der ruhig strömende Fluß zu einer Breite von 3—16 km und ist mit Inselscharen erfüllt, zwischen denen Stanley seinen Weg suchte, um Angriffen auszuweichen. Nachdem der Kongo etwa 5° westlich geströmt, wendet er sich wieder nach S., von links mächtige Nebenflüsse aufnehmend. Wohl 1800 km hat er eine der schönsten Wasserstraßen der Welt dargeboten; da, unterhalb der seeartigen Erweiterung des Stanley Pool, durchbricht er den breiten westlichen Gebirgswall in 32 Stromschnellen, den Livingstone-Fällen, die für eine Strecke von 250 km die Schiffbarkeit des Kongo unbedingt unmöglich machen. Stanley hat hier fast seine ganze Habe und mehr Leute verloren als in sämtlichen Gefechten. Die letzten 150 km sind dann wieder schiffbar. Namentlich vom S. her bekommt der Kongo gewaltige Nebenflüsse; die bedeutendesten sind Quango und Kasai.

Stanley hat das Kongobecken als eine fruchtbare, gut bewohnte, von Elephantenherden belebte Ebene kennen gelernt, die dem Handel die besten Aussichten biete. Eine überaus rege Thätigkeit hat sich darum der Aufgabe zugewendet, das Kongogebiet dem europäischen Handel zu erschließen. Stanley hat an dem Nordufer des Flusses an der Herstellung einer Verkehrsstraße zwischen dem schiffbaren Unterlauf und Stanley-Pool gearbeitet. Auch deutsche Forscher haben hier in be-

deutsamer Weise mitgewirkt, so Pogge, Schütt, Buchner, Wißmann. Ebenso ist die Mission schon den Kongo hinaufgezogen. Savorgnan de Brazza erforschte 1875—82 zunächst den Lauf des Ogowe, der nördlich vom Kongo mündet. Auch dieser Fluß stürzt in Katarakten durch die Randgebirge. Ferner gelang es Brazza, von Nghimi („Franceville") und einem Nebenfluß des Ogowe aus schiffbare Zuflüsse des Kongo und diesen selbst zu erreichen und am Stanleypool eine französische Station Ntamo (Brazzaville) zu gründen.

Welch mächtiger Strom der Kongo ist, mögen noch einige vergleichende Zahlen beleuchten: An Länge steht er dem Mississippi-Missouri (880 M.), dem Nil (830 M.) und Amazonas (770 M.) nach; man giebt ihm eine Länge von 565 M., 4200 km. Das Stromgebiet berechnet man beim Amazonas auf 130000 Q.-M., beim Mississippi auf 60000 Q.-M., beim Nil auf ca. 56000 Q.-M., beim Kongo auf ca. 55000 Q.-M. Was dagegen den Wasserreichtum betrifft, so wird der Kongo nur vom Amazonas übertroffen: Man schätzt nämlich die Menge des strömenden Wassers beim Nil in der Gegend von Kairo auf 3230 cm in der Sekunde beim niedersten, 20000 cm beim höchsten Stand (nahe dem Austritt aus dem Mwutan 30000—35000 cm), durchschnittlich 8500, beim Mississippi 24000 cm, beim Amazonas mindestens 100000 cm, während der untere Kongo zur Trockenzeit mindestens 70—80000, zur Zeit des Maximums 120000 cm Wasser mit sich führt. Noch 22 km westlich von der Mündung fand man das Wasser vollkommen süß und lehmbraun, und noch 64 km seewärts ist das Wasser brackisch und sticht vom Meerwasser durch die schmutzige Farbe ab. Ja, die Strömung des Riesenflusses soll sogar 480 km weit im Ozean bemerklich sein.

2.

Die Menschen dieser Gegend, gehören alle einem Stamme an, dem der Bantuneger; sie scheiden sich aber in eine Reihe von Völkerschaften mit verschiedenen Dialekten und unzähligen kleinen Staaten. Der Häuptling herrscht oft nicht weiter als bis zum letzten Hause seines Dorfes; dennoch hält sich jeder von ihnen für den mächtigsten Fürsten. Je weiter man von der Küste in das Innere vordringt, umsomehr verschwinden die Spuren der Einwirkung europäischer Kultur, umsomehr treten aber auch die Eigentümlichkeiten der einzelnen Völkerschaften hervor. Im Innern hat jedes Volk seine besondeee Tracht, besondere Abzeichen, auch besondere Verunstaltung des Körpers. Durchgängig sind die Männer mehr bekleidet, als die Weiber.

Seitdem Stanley durch die Gegend gezogen ist, findet man auch da schon vereinzelt Stücke europäischer Kleidung; so sieht man zuweilen einen Neger mit einem alten Cylinderhut, oder in einem abgesetzten bunten Uniformrock einherstolzieren. Die liebenswürdigste dieser Völkerschaften sind die Basunti, nördlich vom Kongo, die viele Dörfer haben und starken Ackerbau, auch Fischfang treiben. Bei ihnen haben namentlich die jungen Mädchen eine eigentümliche Mode angenommen. Sie kneten

aus Kohle, Ruß und Erdnußöl eine ölige, klebrige Masse zusammen, mit welcher sie ihr Haar zu einzelnen kleinen Knäueln zusammenballen. Wenn die Mädchen schwitzen, läuft das Fett vom Kopf herunter, löst die Aschenkruste, mit welcher der Körper fast immer überdeckt ist, auf, und versieht so den ganzen Körper mit vielen lotrechten parallelen Strichen. Die jungen Männer lieben es, den ganzen Körper mit einer oder mehreren farbigen Massen einzusalben. So sieht man zuweilen Basuntis, deren rechte Körperhälfte schwarz ist, während die übrige im schönsten Hochrot prangt. Sie lieben ferner, den ganzen Körper mit roten und blauen Perlen zu schmücken.

Die Balwenden haben weniger gutes Land, sind auch magerer und häßlicher als die Basunti. Die Bateken, die sich weiter nach Osten anschließen, schneiden sich eine Menge Narben in die Wangen und flechten ihr Haar in einen Zopf, welcher steif gemacht und nach vorne gebogen wird und so wie ein Horn vorausragt.

Auch bei diesen Völkern zeigen sich schon gewisse dürftige Anfänge einer Kunst. An solchen Stellen, wo der Boden ganz kahl ist, macht man Ritzen in den letzteren, die einfach die Gestalt von Kreisen haben oder bestimmte Dinge, z. B. Räder, Wagen, Schiffe, die sie bei Stanleys Durchzug kennen gelernt haben, darstellen. In diese Ritze legt man Steine, die man oft weit herbeiholen muß, weil die Felsen meist mit der mürben Masse des Laterits überdeckt sind. Die Wohnungen sind überall ziemlich gleich. Weil man nicht, wie an der Küste, Palmenblätter hat, bedeckt man sie mit Gras. Das gekrümmte Dach ist ein gewöhnlicher Aufenthaltsort der Hühner, Katzen und Ziegen. Die Dörfer sind ziemlich reinlich, halten allerdings den Vergleich mit den Dörfern an der Küste schon deshalb nicht aus, weil das Wasser fehlt. Aus demselben Grunde baden die Stämme im Innern nie, während die Küstenstämme dies sehr häufig thun. Der Hauptverkehr bei den Stämmen des Innern findet bei Gelegenheit der Wochenmärkte statt. Die Woche hat da vier Tage. An jedem Tag ist in einem bestimmten Bezirk an einem bestimmten Punkte Markt, der nach den Tagen der Woche benannt wird. Zu diesen Märkten kommen die Leute mit ihren Nahrungsmitteln, einfachen Geräten und Haustieren, besonders Ziegen und Hunden und sehr kleinen Hühnern von weitem herbeigezogen. Sie tauschen dieselben einfach aus oder benutzen blaue Bruchperlen als Zahlmittel. Gegen Fremde sind die Leute durchweg liebenswürdig. Sie kaufen von ihnen mit Vorliebe bunten Flitterkram. Für ein ganz leichtes, aber recht buntes Taschentuch bringen sie mehrere ihrer kleinen Hühner oder zehn bis zwölf entsprechend kleine Eier. Die Weiber bestellen das Feld, die Männer sorgen für Fleisch und Palmwein, hüten die Ziegen und treiben Fischfang. Am Kongo werden die Fische vielfach geräuchert, um verschickt zu werden. Daß die Leute der Gegend Kannibalen sind, ist vielfach behauptet, aber nie bewiesen worden; daß es weiter im Innern Afrikas noch Menschenfresser giebt, ist nach den Aussagen der Leute allerdings sicher.

Es existieren am unteren Kongo keine größeren Reiche, wie wir

sie in Zentral- und Ostafrika haben, die Bevölkerung zerfällt vielmehr in eine Unzahl kleiner Stämme, die keine Beziehungen zu einander haben und sich mehr oder weniger feindlich gegenüberstehen. Die einzelnen Volksstämme wohnen dann wieder in Ortschaften weit über das Land verteilt, ohne von besonders einflußreichen Herrschern regiert zu werden. Die Verfassung ist eine republikanische, der einzelne König oder Dorfhäuptling nimmt etwa die Stellung unserer Dorfschulzen ein; er hat herzlich wenig zu sagen, und ebenso hat auch der Stammeshäuptling kein allzu großes Ansehen; despotisch regierende Herrscher giebt es nicht. Als eine besonders charakteristische Eigenschaft der Völker am unteren Kongo muß es bezeichnet werden, daß sie insgesamt eine große Abneigung gegen den Krieg haben; man sucht thunlichst alle Streitigkeiten durch Verhandlungen, sog. Palaver, die oft tagelang dauern, und bei denen eine erstaunliche Redefertigkeit entwickelt wird, zu schlichten. Es zeigt dies eine nicht zu unterschätzende Stufe von Gesittung, die beispielsweise seltsam gegen das waffenstarrende Europa kontrastiert. Kommt es wirklich einmal zu Blutvergießen, so giebt es kein männermordendes Abschlachten, sondern es fallen gewöhnlich nur ein paar ganz zufällig getroffene Opfer dem Kriegsmoloch anheim, und dann wird die Sache alsbald durch neue Palaver zu Ende geführt. Bewaffnet sind jene Völker jetzt alle mit Steinschloßgewehren, die einen großen Handelsartikel ausmachen, aber auch Hinterlader haben schon vielfach Eingang gefunden.

Bei allen diesen Stämmen herrscht Polygamie, die Treue der verheirateten Frau wird im allgemeinen sehr eifersüchtig bewacht und Untreue hart bestraft; nicht ganz selten sieht man an Kreuzwegen Holzkreuze errichtet, an denen menschliche Gebeine hängen: hier haben die Ehebrecher ihre Schuld gebüßt, indem sie lebendig angebunden und dann dem Hungertode überlassen wurden. Die Hauptlast der Arbeit ruht auf den Frauen; sie haben die Felder zu bestellen und den Hausstand zu versehen, während der Mann die Produkte des Handels nach den Faktoreien trägt, in Palavern seine Redekunst hören läßt, oder die Zeit mit Rauchen und süßem Nichtsthun verbringt.

Im allgemeinen ist der Kongoneger gutmütig und leicht zu behandeln, umsomehr, je weniger er mit dem Europäer bis jetzt in Berührung gekommen ist. Man kann von Vivi nach Stanley-Pool mit einem Stock in der Hand wandern, ohne befürchten zu müssen, eine Gefährdung für sein Leben von Seiten der Landesbewohner zu erfahren. Dort freilich, wo der Neger lange bereits mit dem weißen Mann verkehrt hat, wie an der Küste, wo er alle die niedrigen Leidenschaften desselben zu beobachten Gelegenheit gehabt hat, da ist er schwieriger zu behandeln. Ein jeder, der den Neger und seine Natur in den verschiedensten Lebenslagen vorurteilsfrei studiert hat, wird zugeben müssen, daß der afrikanische Schwarze selbst, wenn er Kravatte und geputzte Stiefeln trägt und Missionsschulen besucht hat, im Durchschnitt nicht auf gleiche Stufe mit dem Weißen zu stellen ist. Jenes Takt-, Pflicht- und Ehrgefühl, welches wir im allgemeinen bei dem

Weißen finden, wird man nie oder nur äußerst selten bei einem Neger erwarten können. Der von der Kultur noch nicht beleckte und verdorbene Neger ist wie ein kleines Kind; giebt man allen seinen Launen und Wünschen nach, so wird er frech und aufdringlich, will alles und jedes haben, was er sieht, und wird ein unausstehlicher Patron. Weiß man ihm aber von vornherein seine Stellung deutlich zu machen, so ist er sehr leicht zu lenken. Darin liegt das Geheimnis der großen Erfolge Stanleys, daß er, wie sobald kein anderer, den Neger bei seinen Schwächen, seiner Eitelkeit zu fassen mußte, seinen Charakter und seine Gesinnungen eingehend studiert und durchschaut hatte, so daß er schließlich auch den Widerwilligsten sozusagen um den Finger wickelte.

Der größte Feind alles Fortschrittes in Afrika wird stets die heftige Abneigung des Negers gegen die Arbeit sein, obwohl er, wenn er will, erstaunliches leisten und dann, nach harten Anstrengungen des Tages über noch bis spät in die Nacht hinein singen und tanzen kann. Allein er arbeitet in den meisten Fällen nur gezwungen. Das wenige, was er zu seinem Lebensunterhalte bedarf, wächst von selbst, oder unter geringer Nachhilfe; ihn drücken keine Sorgen um Steuern, Wohnung, Kleidung und Heizung, und deshalb arbeitet er auch nur gerade soviel, als er absolut muß, um sein Leben zu fristen und die Mittel zum Ankaufe einiger ihm werter Genüsse, wie Tabak und Branntwein, zu verdienen.

Er wird nie der freiwillige und zugleich ausdauernde und zuverlässige Arbeiter des Weißen werden; er wird zwar hier und da bereit sein, mit Hand anzulegen und gegen Bezahlung eine Arbeit übernehmen, sobald er aber genug verdient zu haben glaubt, um sich einige Zeit dem vergnüglichen Nichtsthun hinzugeben, wird er regelmäßig vom Arbeitsplatz verschwinden, und es wird auf ihn eine Zeitlang nicht zu rechnen sein.

Man denke nur an den verwahrlosten Zustand der westindischen Inseln, vor allem Domingo und Jamaica, die seit Aufhebung der Sklaverei und Zwangsarbeit so unendlich zurückgegangen sind.

Da, wo der Schwarze in Westafrika arbeitet, verlangt und erhält er notgedrungen regelmäßig mehr Lohn als bei uns der gewöhnliche Tagelöhner und Arbeiter. Zimmerleute aus Akkra an der Goldküste, die recht geschickt arbeiten, aber viel weniger Arbeit täglich leisten, als ein weißer Zimmermann, erhalten 4—6 L. Lohn pro Monat, außerdem noch freie Station, in der sie nicht selten sehr anspruchsvoll sind und europäische Konserven verlangen. Hinlänglich bekannt sind die Preise, die zuweilen für Trägerdienste verlangt und bezahlt werden. Am unteren Kongo werden für einen dreitägigen Marsch, wobei der Träger circa 30 kg. zu tragen hat, nach europäischem Gelde circa 10 M. in Manchesterwaren und Rum bezahlt und womöglich noch Reis als Proviant für die Reisedauer hinzugefügt. Dem gegenüber sei nur nebenbei angeführt, daß ein deutscher Landbriefbote, der viel mehr Kilometer täglich zurücklegen muß, um seiner Aufgabe gerecht zu werden, durchschnittlich 480 bis 590 M. pro Jahr erhält, in einzelnen

Gegenden sogar nur 75 Pfg. bis 1 Mk. pro Tag bei 8—10 stündigem Dienste. Schwer dürfte es sein, einen Neger zu finden, der durch seiner Hände Arbeit es zu etwas gebracht hätte. Die selbst nach europäischen Begriffen ganz wohlhabenden Neger, die man an der Westküste von Afrika zuweilen findet, und die es sich eine Ehre sein lassen, den sie besuchenden Weißen mit Champagner und allerhand europäischen Konserven zu bewirten, sind zu ihrem Reichthum, der es ihnen gestattet, aus Europa eingeführte Holzhäuser zu bewohnen und diese mit Möbel und Gerümpel aller Art höchst geschmacklos anzufüllen, nur durch den mühelosen, Gewinn bringenden und von ihnen monopolisierten Zwischenhandel zwischen Europäern und den Bewohnern des Hinterlandes gekommen.

Je ferner von seiner eigentlichen Heimat man den Neger bei der Arbeit verwenden kann, desto bessere Resultate wird man mit ihm im allgemeinen erzielen, da er unter solchen Umständen nicht jeden Augenblick die Sache liegen lassen und nach Hause gehen kann, wenn ihm die Anstrengung leid wird. Die Arbeiter aus Zanzibar, welche unter Stanleys eiserner Faust den Dampfertransport am Kongo bewerkstelligten, würden in ihrer Heimat diese Arbeit jedenfalls nicht geleistet haben. Fern von derselben mußten sie aber ausharren und konnten nicht davonlaufen, wenn sie nicht im ersten besten Dorfe von den Bewohnern aufgefangen und zu Sklaven gemacht sein wollten; so würden sie ihre Heimat nie wieder zu sehen bekommen.

Eine Institution, welche die Kongovölker mit allen mittelafrikanischen Völkern gemeinsam haben, ist derjenige der Sklaverei, und es ist wohl am Platz, bei diesem Punkt einen Augenblick zu verweilen. Ein Sklavenhandel und Sklaventransport besteht bekanntlich im Gegensatz zu Ost- und Nordafrika an der Südwestküste dieses Erdteils, soweit es die Beteiligung von Weißen an demselben betrifft, nicht mehr, die portugisischen Kolonieen etwa ausgenommen, wo eine Art Zwangsarbeit auf Zeit mit einer gewissen Berechtigung noch aufrecht erhalten wird. Das letzte Sklavenschiff hat etwa 1874 die Kongomündung verlassen, es kommt also diese Seite der Sklavenfrage der Kongoländereien nicht mehr mit in Betracht. Aber gerade diese war die gehässigste. Im allgemeinen läßt sich wohl sagen, daß erst durch die Roheit und Grausamkeit, mit welcher die Europäer die Sklaven, namentlich als der Handel mit denselben für illegitim erklärt und verpönt wurde, behandelten, die Institution den verabscheuungswürdigen und hassenswerten Charakter angenommen hat. Die Sklaverei unter Negern selbst hat einen ganz anderen, viel milderen Charakter. Der Neger betrachtet seinen Sklaven nicht wie der Europäer als eine Maschine, die man zu energischer Thätigkeit anspannen und ausnutzen muß, um Geld mit ihr zu bedienen, sondern der Sklave gilt, da er selbst die rastlose Thätigkeit des Europäers nicht kennt, viel mehr als ein Mittel zur Gewinnung eines vermehrten Ansehens, denn als ein wenig rentables Anlagemittel seines Vermögens. Die Sklaverei unter den Negern selbst hat viel mehr den Charakter der Hörigkeit, als den, welchen wir ge-

wöhnlich unter der Bezeichnung Sklaverei verstehen. Die Institution der Sklaverei ist daher auf das innigste mit dem ganzen Wesen der Neger verwachsen.

3.

Es ist sicherlich eine in der Geschichte der Kolonisation nicht häufig auftretende Erscheinung, daß ein fast vierhundertjähriges Zusammenleben von Eingeborenen mit Europäern nicht imstande gewesen ist, die barbarischen Sitten und Gebräuche der ersteren zu unterdrücken. Einen solchen Fall aber finden wir in den portugiesischen Provinzen des westlichen Afrika, die unter dem Namen Angola und Benguela einen ganz gewaltigen Flächenraum einnehmen, wo aber der Einfluß und das Ansehen der Europäer gegenwärtig nicht über die Küstenzone hinausreicht.

Noch zur Zeit der portugiesischen Eroberungen gab es in Westafrika große und mächtige Negerreiche, die unter einflußreichen Herrschern standen. Diese Staaten sind aber fast alle im Laufe der Zeit verfallen; zahllose kleine Stämme, wie schon erwähnt, sind entstanden, die unter sich in beständiger Fehde leben und nur dann einig sind, wenn es die Plünderung europäischer Reisender gilt. Dem letzteren aber werden seine Bestrebungen noch dadurch erschwert, daß fast jedes kleine Dorf seinen „König“ hat, der den Weißen natürlich so lange als möglich am Fortkommen hindert, um ihn auszuziehen; und während man, wo noch große Staaten existieren unter einem mächtigen Oberhaupt, nur dieses letztere für sich zu gewinnen braucht, um dann erfolgreich operieren zu können, treten dem Reisenden jetzt Dutzende von Häuptlingen entgegen, deren jeder sich als der einflußreichste bezeichnet und deren unglaubliche Habsucht befriedigt werden muß, soweit dies bei einem Neger überhaupt möglich ist.

Neben dieser politischen Zerfahrenheit der afrikanischen Negervölker spielen aber auch ihre abergläubischen Gebräuche eine große Rolle bei den Hindernissen, die dem europäischen Reisenden sich entgegenstellen. Bei all den religiösen Anschauungen der Neger, wenn man überhaupt dieses Wort gebrauchen darf, blickt nirgends eine moralische Tendenz heraus; Krankheit, Tod, Mißernte, überhaupt jedes unglückliche Ereignis, das sich die Leute nicht erklären können, wird einem bösen Wesen in die Schuhe geschoben, das dann versöhnt werden muß; oft aber nimmt dieser Kakodämon die Gestalt eines Menschen an, und es ist nun die Aufgabe der Mittelspersonen, der Oganga, der Priester und Zauberer, den Betreffenden ausfindig zu machen; dieser aber verfällt der grausamen Rache des Volkes. Der jahrhundertlange Verkehr mit den Weißen hat nicht genügt, den Negern diesen Glauben zu nehmen, und noch heute fallen jährlich viele Tausende als Opfer eines durch die Oganga gehaltenen und geförderten religiösen Humbugs.

Man bezeichnet gewöhnlich in den Gegenden südlich von Kongo, also da, wo portugiesischer Einfluß der vorherrschende ist, diese Anschauungen und Gebräuche der Neger mit dem Namen F e t i c i s m u s,

ein Wort, das aus dem Portugiesischen stammt. Herrschten doch zur Zeit, als jene Länder entdeckt wurden, in Europa ganz ähnliche Verhältnisse. Das während des ganzen Mittelalters bis tief herab in die neuere Zeit grassierende Hexenunwesen, die Furcht und die Verfolgung im Geruch der Zauberei stehender Weiber, was ist es anders, als — mutatio mutandis — ein europäischer Feticismus, der sowohl in Bezug auf seine fürchterlichen Erfolge, als auch hinsichtlich der Auswahl seiner Mittel nicht um ein Haar besser ist, als sein afrikanischer Verwandter.

An der Loangoküste wird, nach Bastians Berichten, der Feticero oder die Hexe als Endoxe bezeichnet und ihm gegenüber steht der priesterliche Oganga, der Meister der Zauberer, der aber oft selbst wieder ein Zauberer oder Hexenmeister ist. Der Endoxe ist eben jedermann oder niemand. Niemand (mit gewissen Ausnahmen) wird sich als solcher bekennen, und in jedermann mag man ihn argwöhnen. Der Oganga dagegen ist ein anerkannter und in gewissen Fällen von Fürsten selbst eingesetzter oder bestätigter Stand, der durch die Arbeitsteilung nach verschiedenen Funktionen eine Art Hierarchie bildet. Die Hauptaufgabe des Oganga ist, gegen die Angriffe der Endoxe zu schützen, sie unschädlich zu machen, und so wendet man sich an ihn bei jedem Unglücksfall; überall muß ein Endoxe die Schuld tragen, und dieses böse Wesen ausfindig zu machen und zu vernichten, ist das Geschäft der Oganga, denen hierbei der weiteste Spielraum gelassen ist. Es ist demnach allgemeiner Gebrauch, daß, wenn in einer Familie irgend ein Unglück passiert, ein plötzlicher Todesfall, eine Krankheit oder was immer auftritt, zunächst der Oganga des Ortes befragt wird nach der Endoxe, welche die Schuld trägt. Der Priester bezeichnet nun unter allerhand Ceremonien und Hokuspokus irgend eine Person als Endoxe; bei manchen Stämmen genügt dies schon, um den angeblich Schuldigen auf grausame Weise zu töten; gewöhnlich aber muß sich derselbe einem Gottesgericht, dem Seite 402 ausführlicher erwähnten N'cassa-Essen resp. Trinken unterziehen. Geht er aus diesem Ordal siegreich hervor, so erhält er von den Anklägern eine Entschädigung; der Oganga aber weiß sich fast immer aus der Schlinge zu ziehen, und nur in sehr auffälligen Fällen des Betruges soll es an der Loangoküste vorgekommen sein, daß man den Oganga verbrannt hat.

Da, wie gesagt, niemand sicher ist, einmal als Endoxe beschuldigt zu werden, selbst die angesehensten Personen nicht, im Gegenteil die reicheren Neger die Habsucht und den Neid der anderen erregen, so war es Sitte, daß die Fürsten bei ihrer Thronbesteigung sich öffentlich als Endoxe erklärten, um ein für allemal vor den Chikanen der Oganga gesichert zu sein. Damit übernimmt der Fürst gleichzeitig eine Art Verpflichtung, seine ärmeren Unterthanen bei etwaigen Unglücksfällen, die man seinem schädlichen Einflusse als Endoxe zuschreiben könnte, zu unterstützen; dem N'cassa-Essen wird er sich aber nicht unterwerfen, ausgenommen, er ist von einem ihm an Rang gleichstehenden Fürsten provociert worden. Dann ist es eine Art Duell, bei dem wohl derjenige

siegen wird, der die Oganga durch allerhand Bestechungen auf seine Seite gebracht hat. Nach Bastians Berichten über seine Reise an der Loangoküste ist im Jahre 1872 oder 1873 der Fürst von Chiloanga in einem solchen Zweikampfe unterlegen.

Bei den Negerstämmen an der Loangoküste und im Kongogebiet besitzt jeder einen oder mehrere Fetischidole, aus Holz oder Thon gebildete, monströse Figuren, von denen viele am Leib ein Stück Spiegelglas befestigt haben; in diesem Spiegel kann der Oganga den Missethäter erblicken, der den betreffenden Fetisch beleidigt hat. Für jede Art von Verbrechen und Unglücksfällen giebt es nun einen besonders benannten Fetisch, um welchen in jedem einzelnen Falle geschickt wird und mit Hilfe dessen der Bösewicht ausfindig gemacht wird. Die Operationen, schreibt Bastian (Deutsche Loangoexpedition 2. Bd.), die mit diesen Fetischen vorgenommen werden, kommen auf das auch in anderen Teilen der Welt wohlbekannte Nägeleinschlagen zurück, und indem man der Holzfigur einen geweihten Nagel, der bei schweren Fällen vorher glühend gemacht ist, infigiert, soll sie gewissermaßen durch den Schmerz beständig an ihre Pflicht erinnert werden, und erst nach Erfüllung dieser wird der Nagel ausgezogen und die Wunde (des Loches) geheilt. Da ein solch mächtiger Dämon natürlich mit rasender Wut erfüllt wird gegen den Urheber, um dessentwillen ihm die Pein verursacht wird, und diesen mit seiner ganzen Rache zu verfolgen strebt, bringt (wenn es sich z. B. um einen Diebstahl handelt) der Dieb zitternd das gestohlene Gut zurück, wenn er hört, daß der Bestohlene nach der Figur des Fetisches geschickt hat, um einen Nagel einschlagen zu lassen. Der Schuldige wagt nicht, den Nagel einzuschlagen, und wird so unter den Verdächtigen erkannt. Diese Ceremonien werden auch in prophylaktischer Weise vorgenommen, indem ein Kaufmann, der seine Sklaven für den Transport von Waren und den Verkauf von Fazenda (Baumwollenzeuge) auf einen Handelsweg aussendet, vorher den Fetisch holen läßt, damit demselben vor dem ganzen Hausgesinde Nägel eingeschlagen werden, unter Verwünschungen gegen den, der sich Veruntreuungen zu Schulden kommen lassen sollte. Ebenso wird Gelübden dadurch eine bindendere und zwingendere Kraft gegeben. Wenn z. B. ein Herr seinen Diener nicht von Trunksucht heilen kann, so läßt er vor seinen Augen den betreffenden Fetisch benageln, und dann wird die Furcht, von Krankheit oder Tod im Übertretungsfalle betroffen zu sein, am besten vor Verletzung des abgelegten Versprechens bewahren.

Die Verfertigung der Nägel liegt dem Schmied ob, der mit priesterlichen Funktionen bekleidet ist. Das gilt nicht bloß für die Kongobevölkerung, sondern ich habe das auch bei den Negern im Stromgebiet des Ogowe gefunden. Bei den Fan ist der Schmied gleichzeitig Priester, und einige Stämme, wie Ininga und Galloa, die mit dem Schmiedehandwerk nicht vertraut sind, hängen die eigentümlich konstruierten Blasebälge, die im ganzen äquatorialen Afrika verbreitet sind, in ihren Fetischhäusern auf als Zeichen der Verehrung.

Übrigens scheinen jetzt die Neger nicht mehr einen so hohen Wert auf die Fetischfiguren zu legen, denn sie verkaufen dieselben an die Europäer ohne weitere Gewissensbisse und verfertigen sich einfach ein neues Idol. Ja, wenn ein Neger glaubt, daß sein Fetisch ihm nicht genügend kräftig erscheint, so wirft er ihn weg und schnitzt sich einen anderen! —

Außerordentlich verbreitet an der Westküste ist die Sitte oder Unsitte des N'cassatrinkens, die im Princip auf unsere im Mittelalter beliebten Ordale oder Gottesurteile hinausläuft. Alles, was passiert, Krankheit, Tod, überhaupt jeder Unfall, wird dem schlimmen Einfluß von Zauberei und Fetisch zugeschrieben. Man konsultiert den betreffenden Oganga, und der oder die Angeklagte werden entweder gleich getötet oder als Sklaven verkauft, ihr gesamtes Eigentum aber jedenfalls verteilt. In gewissen Fällen wird ihnen aber ein Ordal mit Gifttrinken zugestanden. Diese Beschuldigungen finden selbst dann statt, wenn der Verstorbene an einer offenbaren äußeren Verletzung zu Grunde gegangen ist. Im Kamerungebiet wurde während der Anwesenheit von Professor Buchholz daselbst ein Mann von einem Krokodil aus dem Kanoe geholt; es wurde ein Palaver gehalten und ein Schuldiger ausfindig gemacht, der das Krokodil behext und den Tod des Mannes verursacht hatte; er wurde zum N'cassatrinken verurteilt und starb daran. Monteira erzählt einen analogen Fall, der sich während seiner Anwesenheit in Ambriz, einem kleinen, dicht am Meere in der Provinz Angola gelegenen Handelsplatze, ereignete. Drei Weiber gingen zum Fluß, Wasser zu schöpfen, und als sie alle drei sich zu gleicher Zeit gebückt hatten, wurde die mittlere derselben von einem Alligator gepackt und fortgeschleppt. Als die beiden Zurückgebliebenen mit der Hiobspost ins Dorf zurückkehrten, wurden beide der Zauberei angeklagt; alle Einwürfe der dort wohnenden Europäer halfen nichts. Man hielt den Umstand für verdächtig, daß gerade die mittlere von den Frauen zerrissen worden sei, und fragte sich, warum das Krokodil nicht eine der beiden anderen genommen habe. Das ließ man sich auch nicht ausreden, und die beiden Angeklagten mußten sterben.

Eine andere Art, den Schuldigen zu finden, ist die, daß die nächsten Anverwandten zu irgend einem Oganga gehen und sich eine beliebige Person als Zauberer angeben lassen. Dieser wird dann gefangen, darf aber nicht getötet werden, sondern muß seine Schuld oder Unschuld dem Ausgange eines Ordales, eben dem N'cassatrinken, überlassen. Kläger und Angeklagter nehmen beide den giftigen Trank; wer ihn bald darauf ausbrechen kann, ist unschuldig, der andere, der ihn längere Zeit bei sich behält, ist der Zauberer und wird gewöhnlich auf die grausamste Weise ermordet, falls er nicht von selbst den Wirkungen des nicht ausgebrochenen Giftes vorher erliegt.

Der ganze Vorgang dieser Ordale beruht übrigens auf dem abgeschmacktesten Schwindel, indem es in der Hand des Oganga liegt, die Wirkung der giftigen Rinde zu reguliern; diejenige Partei, welche den

Oganga am besten zahlt, wird auch immer als Sieger aus diesen Prozessen hervorgehen.

Duchaillu wohnte während seiner Reise im Aschangoland einem solchen Gottesgericht bei, das aber für die Angeklagten günstig verlief. Die Blattern waren ausgebrochen, und einige nahe Verwandte eines einflußreichen Häuptlings waren gestorben; es wurde nach der N'cassa-, oder wie man es in den nördlicheren Teilen nennt, Mbunduprobe verlangt, und drei Neffen des Häuptlings wurden der Zauberei angeklagt. Früh morgens zeitig versammelte sich das Dorf mit dem Häuptling und dem Medizinmann, und die drei Angeklagten erhielten den giftigen Saft zum Trinken. Nach einiger Zeit begannen sie an allen Gliedern zu zittern und konnten sich nur mit großer Anstrengung aufrecht erhalten; sobald einer der Angeklagten umsinkt, gilt er für schuldig, und das Volk fällt über ihn her und schlägt ihn tot. Die drei Aschangomänner hielten sich aber doch solange aufrecht, bis es ihnen gelang, das Gift wieder auszubrechen; das galt als Zeichen der Unschuld. Jetzt kam aber der Medizinmann, welcher das Gift bereitet hatte, an die Reihe; der Häuptling warf ihm vor, nicht die wahren Missethäter ermittelt zu haben, und so nahm der Oganga auch den Mbundu-Saft. Dieser aber brach mit Leichtigkeit die Substanz aus und bewies damit seine Unschuld; die Oganga sind von Jugend an den Trank gewöhnt und haben auch andere Mittel und Wege, um möglichst bald ein Erbrechen hervorzurufen.

Der Gebrauch des N'cassatrinkens ist noch heute allgemein, am häufigsten in den Kongoländern und der Laangoküste; aber auch bei den zahlreichen Negerstämmen, die im Stromgebiete des Ogowe wohnen, sowie bei den Gabunesen, den Negern in der Bai von Corisko, am Kamerungebirge u. s. w. sterben noch jährlich Tausende auf diese Weise. Ein einziger natürlicher Todesfall bewirkt oft, daß ganze Familien ausgerottet werden; die Häupter derselben sind zum N'cassanehmen verurteilt, und die gesamten Angehörigen werden als Sklaven verkauft, das Eigentum derselben aber stecken jene Priesterkönige ein, die solange ihren verderblichen Einfluß ausüben, bis auch sie einmal dasselbe Schicksal erreicht, denn niemand ist vor Anklage der Zauberei gesichert.

Schwarz, Baumgarten und Oskar Lenz.

5. Deutsch-Südwestafrika.

1. Das Land. — 2. Die Bewohner.

1.

Wenn Südwestafrika schon an und für sich manche gute Aussicht für verständig geleitete und mit geeigneten Mitteln ausgerüstete Unternehmungen bietet, so darf vor allem auch nicht außer acht gelassen werden, welcher bequeme Zugang zu dem weiten und reichen Innern gerade hier geboten ist, sodaß das Land mit vollstem Recht eine Pforte von Innerafrika genannt werden kann. Allerdings ist gerade die Küste dieses Landes das am wenigsten anlockende Terrain. Sicher haben sich

wer weiß wie viele in Deutschland, als sie die trostlosen Beschreibungen von Angra Pequena lasen, gefragt: was kann denn dort zu holen sein, wo kaum ein paar Fischerfamilien in der armseligsten Weise ihr Leben fristen können? Das Land wird jedoch desto besser, je weiter man von der Küste in das Innere fortschreitet. Und wenn man näher zusieht, weshalb die Küste so abschreckend ist, so findet man bald, daß das einzige, was den Häfen vorgeworfen werden kann, nur dies ist, daß sie kein gutes Trinkwasser bieten. Jede weitere Untersuchung und nähere Vergleichung sowohl der Häfen von Südwestafrika als der Wege, die von ihnen aus ins Innere führen, mit denen des übrigen Südafrika wird uns darüber belehren, wo eigentlich der vorteilhafteste Zugang zu dem Innern zu suchen ist.

Schon eine Vergleichung der Häfen allein längs der ganzen afrikanischen Küste von Niederguinea bis nach Sansibar beweist es uns, daß kein einziger Hafen (abgesehen natürlich von Sansibar) dem landenden Schiffe so viele Bequemlichkeiten und so große Sicherheit bietet, als die Häfen von Südwestafrika, die Walfischbai und Angra Pequena. Entweder verhindern mächtige Barren allen größeren Schiffen außer zur Zeit der Hochflut den Zugang, wie in Port Elisabeth, Durban u. a., oder dieselben sind, wie die Tafelbai, gerade den gefährlichsten Winden offen, oder der landende Schiffer hat, wie in Niederguinea, mit einer mächtigen Brandung zu kämpfen. Und dieses alles hat sich bis jetzt auch durch die kostspieligsten Hafenbauten nur zum geringsten Teile verändern lassen. Dagegen bieten Angra Pequena und die Walfischbai ohne alle künstliche Nachhülfe einen fast vollkommenen sicheren Ankerplatz, der, was bekanntlich viel sagen will, auch bei ungünstigstem Winde sehr leicht zugänglich ist. Wie sicher die Einfahrt ist, habe ich selbst erlebt. Wir waren an einem Nachmittag aus der Walfischbai hinausgesegelt; aber bald erhob sich ein Gewitter mit recht starkem Winde, so daß das Segelschiff, welches offenbar nicht genug Ballast für ein dort ungewöhnliches Wetter hatte, einige Gefahr lief und der Kapitän sich entschloß, die Bai wieder aufzusuchen. Unterdessen war es stockfinstere Nacht geworden, und an der Walfischbai giebt es weder Landmarke noch Leuchtturm; nichtsdestoweniger wurde der Eingang ganz glücklich forciert, obwohl nur das Geräusch der Brandung über den Hafeneingang orientierte. So steil fällt das Land am Eingang der Bai ab, daß auch größere Schiffe ganz dicht an dem Lande vorbeisegeln können; in Angra Pequena sind die Verhältnisse nicht ganz so günstig, wie in der Walfischbai, aber immerhin ist auch dort für Schiffe bis 4 Fd. Tiefgang fast absolute Sicherheit.

Von der südwestafrikanischen Küste, welche unaufhörlich von der gewaltigen Brandung des südatlantischen Oceans umtost wird, hebt sich das Land sehr rasch nach dem Innern bis zu einer Höhe von wenigstens 1300 m und erreicht in dem Centrum dieser Höhenlinien, dem Omatako und dem Awasgebirge, nahezu 3000 m, in einer Entfernung von etwa 30—35 deutschen Meilen von dem Ocean.

Der Ocean, dessen Wärme an der Walfischbai etwa 14° beträgt, ist ganz ungeheuer fischreich. Auch Walfische kommen in jener Gegend recht oft vor. Der Fischreichtum des Oceans lockt unzählige Scharen von Seevögeln an. Unabsehbare Massen von Möwen, Tauchern, Pelikanen, Pinguinen, Flamingos bevölkern wie die ganze Küste, so auch die Gegenden an der Walfischbai, und die weiten Lagunen und Sandbänke, bei der Ebbe nahezu trocken, sowie die sandigen Ufer, aller Vegetation entbehrend, erhalten durch die farbenreichen Vogelscharen ein lebhaftes und interessantes Aussehen.

Hinsichtlich des Mangels an gutem Trinkwasser ähnelt die Walfischbai völlig Suakin, Aden oder Iquique in Südamerika. Man muß mehrere Stunden weit von der Küste durch die hohen Sanddünen waten, bis man die ersten Brunnen trifft, welche noch dazu ein bitteres Wasser liefern, das ohne die äußerste Not von niemand als Trinkwasser gebraucht werden dürfte. Die Europäer, welche als Agenten der Handelskompagnieen an der Walfischbai wohnen, um die Schiffe zu entladen und die Packhäuser zu verwalten, sehen sich bis jetzt genötigt, ihr Trinkwasser aus der Kapstadt importieren zu lassen.

An jener ganzen Küste, von der Mündung des Oranjeflusses bis nach Mossamedes, regnet es niemals. Wenn aber die Meeresufer fast jeden Morgen von Nebel eingehüllt sind und auf der See selbst in der Nähe des Landes schwere Gewitter nicht selten vorkommen, so fallen doch auf die Uferstrecken selbst, wenn überhaupt, nur allerhöchstens einige wenige Tropfen Regen im Jahre; nur ganz allmählich findet man, wenn man weiter ins Innere fortschreitet, die jährliche Regenmenge sich vermehren. Etwa 50 km von der Küste mag es durchschnittlich einmal im Jahre, 100 km weit von der Küste 2—3 mal, 200 km 7—8 mal im Jahre regnen; je weiter, desto mehr.

Freilich, wenn es längs dieser Küste und in Damara- und Namaqualand regnet, so sind es meist Wolkenbrüche, auch in den wüsten, fast regenlosen Regionen. Aber die Herrlichkeit währt immer nur kurze Zeit. Meist erreicht das Flußwasser nicht einmal die See, sondern es wird unterwegs von dem trockenen Sande des Flußbettes dermaßen aufgesogen, daß nur noch eine zähe Schlammmasse übrig bleibt, deren Lauf allerdings dann rasch ins Stocken gerät.

Es liegt nun sehr nahe, zu fragen, warum wird denn ein solches Land, dessen klimatische Beschaffenheit jedem Verkehr so viele Schwierigkeiten in den Weg legt, überhaupt vom Handel aufgesucht, und worin liegt denn seine besondere Bedeutung?

Die Walfischbai und Angra Pequena sind nun einmal Pforten, um ins Innere zu gelangen. Überdies sind die Hilfsquellen des Landes selbst auch nicht allzu gering anzuschlagen. Sobald Regen fällt, sind die weiten Ebenen dieser Bergländer bald mit schönem Grase bedeckt; auch die dornigen Akazien und Mimosen tragen Schoten, die von dem Vieh mit Begierde gefressen werden, und die ein sehr nahrhaftes Futter bieten, desto wertvoller, weil sie gerade in den

dürren Monaten, in denen das Gras knapp wird, reifen. Und ebenso wie die Pflanzenarten in Damara- und Namaqualand imstande sind, viele Monate ohne Wasser auszuharren, ohne völlig zu verdorren, so scheint es auch dem eingeborenen Vieh anerzogen zu sein, mit möglichst wenig Wasser auszukommen. Wenn das Vieh alle zwei Tage getränkt wird, scheint es dem eingeborenen Hirten viel besser zu gedeihen, als wenn es öfter Wasser bekommt; daß die Zugochsen bis zum dritten Tage ohne Wasser bleiben können, verwundert dort niemand, und wenn sie nur am Tage in der größten Sonnenglut ein Ruheplätzchen finden können, scheut sich der eigeborene Reisende nicht, mit ihnen auch Strecken zu durchziehen, auf denen man erst am fünften oder sechsten Tage Wasser trifft. Selbst die wilde Tierwelt scheint hier weniger Wasser zu bedürfen. Wo nur wenige Tage im Jahre der Regen den Boden benetzt, wo aber fast das ganze Jahr hindurch die glühende Sonnenhitze alle Vegetation und den Boden völlig ausdörrt, sind die Ameisen ununterbrochen geschäftig, in dem glühendheißen Sande ihre Nahrung einzusammeln. Wenn viele Meilen weit in der ganzen Gegend kein anderes Trinkwasser, als das aus tiefen Brunnen durch Menschenhände geschöpfte, zu haben ist, weiden die Strauße und mehrere Antilopenarten (z. B. das Kuddu und die Steinböckchen), sowie die Hasen fort und fort das dürre Gras, so daß der Meinung der Eingeborenen beinahe zu glauben ist, welche behaupten, daß diese Tiere überhaupt kein Bedürfnis zu trinken empfinden.

Für die Viehzucht ist jedenfalls Damaraland, sowie auch Namaqualand besonders geeignet. Krankheiten kommen, wenn nicht eine ansteckende Seuche eingeschleppt ist, nur in der Regenzeit vor, und selbst den gesetzlosen Eingeborenen wird es durch die Beschaffenheit des Landes leicht möglich, sich gegen ansteckende Viehseuchen, wie etwa gegen die Lungenseuche, durch Quarantänemaßregeln zu wehren. Trotz der Dürre vermehren sich in dem tropischen Klima die Herden schnell.

Dazu bedarf das Vieh der allergeringsten Wartung. Jahraus, jahrein weidet es im freien Felde, nur daß es getränkt wird, und daß die Hirten, wenn eine Strecke abgeweidet ist, es nach einem anderen Orte hintreiben müssen. Für die Aufzucht des Jungviehes und der Lämmer läßt sich kein besseres Klima wünschen, als solch eine trockene Wärme. Vor allem als Schafweide ist Damaraland und Namaqualand ausgezeichnet.

Somit bietet auch diese Wüste, die man durchziehen muß, ehe man in das wohlbewässerte reiche Innere kommt, dem Menschen mancherlei wertvolle und begehrenswerte Produkte, schon ganz abgesehen davon, daß die Gebirge, deren nackte Felsen in dem Westabhang nach der Küste zu überall zutage liegen, auch noch manchen Schatz an Erzen und Gesteinen in ihren Eingeweiden zu bergen scheinen.

2.

Das Hinterland von Walfischbai und Angra Pequena ist, etwa den Süden abgerechnet, seit undenklichen Zeiten von nomadischen Bantu-

völkern bewohnt, als deren bekannteste Repräsentanten heutzutage in Damaraland die Herero gelten können. Sie selbst nennen sich mit dem Artikel Ova-Herero, von den übrigen Bantuvölkern werden sie Vaschimba, d. h. wohl „Brunnengräber", genannt; die Hottentotten bezeichnen sie, vielleicht mit einer Art Schimpfwort, als Daman. Damara ist davon der Dual fem., indessen ist diese Form vor allem durch die Engländer gewissermaßen die offizielle geworden. Ein an mich von einem Freunde in Europa nach „Hereroland" adressirter Brief ist lange Zeit auf den afrikanischen Postanstalten liegen geblieben und endlich als unbestellbar dem Absender zurückgegeben. Dagegen sind Briefe, welche neben meinem Namen nur die Bezeichnung „Damaraland" trugen, ohne Aufenthalt an mich gelangt.

Die Herero sind ein Volk, das, ohne eigentliches Oberhaupt in eine Menge Familien geteilt, nichts Höheres zu kennen scheint, als möglichst viel Vieh um sich zu haben. Obwohl der Viehreichtum einzelner Fürsten wie früher so noch jetzt bis an die tausende und zehntausende von Rindern und unzählbare Schafe und Ziegen geht, so kennen sie doch nur weniges, was sonst nach ihrer Überzeugung des Menschen Herz erfreuen könnte. Wie ein richtiger Deutscher für den Wald schwärmt, so schwärmen sie für ihre Ochsen, und für einen Fürsten giebt es kein größeres Vergnügen, als zuzusehen, wie seine Rinder getränkt werden. Für eine Hererogesellschaft giebt es kein interessanteres Thema, als immer wieder die Erlebnisse ihrer Ochsen, die Stammbäume ihrer Kühe durchzusprechen. Ihres Herzens Sehnen ist erfüllt, wenn nur die Herde sich vermehrt. Daher wird auch kein Stück Muttervieh, überhaupt kein Kalb, kein Lamm geschlachtet, ja auch von den Ochsen und Hammeln wird, außer bei außerordentlichen festlichen Ereignissen, Begräbnissen u. dgl. nichts angegriffen; sonst ist man zufrieden, von der Milch der Herden zu leben, von dem, was die Jagd bietet, von dem, was aus der Herde von selbst stirbt. Denn selbstverständlich läßt man nichts umkommen, und dem gemeinen Manne in Damaraland ist es schon recht, wenn die Herden der reichen Leute durch irgend eine Seuche decimiert werden. Noch heute wird der reiche heidnische Herero, wenn in der dürren Zeit die Milch knapp wird, lieber mit Weib und Kind Hunger leiden und den Leibgurt (welcher deshalb auch von ihnen der „Hungerstützer" genannt wird) alle paar Tage um ein Loch enger schnüren, als daß er einen seiner lieben Hammel oder Ochsen bloß aus dem Grunde schlachtete, um sich einmal wieder satt zu essen.

Neben diesen reichen Nomaden und deren stammverwandten Vasallen und Knechten treibt sich im Damaralande ein rätselhaftes, schwarzes Volk umher, eine Art Zigeuner, die Bergdamara, auf der tiefsten Stufe der Kultur stehend. Obwohl an Zahl verhältnismäßig nicht gering, haben sie unter sich gar keinen politischen Zusammenhalt; es ist ein Volk von Sklaven und Vagabunden, das nur den einen Gedanken hat, sich den Bauch mit irgend etwas, das nach Eßbarem aussieht, vollzustopfen, mit Gummi arabicum oder zerklopften

Baumwurzeln, das den Ameisen den gesammelten Grassamen aus ihren Löchern hervorholt und für die es keine größere Freude zu geben scheint, als wenn die Heuschreckenscharen das Land überfallen, weil dann für sie beständig Kost genug vorhanden ist. Daneben betreiben sie auch wohl allerlei schwarze Künste, kennen allerlei heilsame Kräuter und tötliche Gifte, beschwören die Schlangen und wissen auf geheimnisvolle Weise den Kranken aus den schmerzhaften Körperstellen die fremden Körper hinauszusaugen, welche durch irgend einen Bösewicht hineingezaubert waren. Daß sie, wenn es nur irgend angeht, ihre Hände auch nicht von den geheiligten Rindern der Herero zurückhalten, ist selbstverständlich, wie es natürlich ist, daß die Nomaden, um den Raub zu rächen, die Bergdamarafamilien überfallen, die Alten erschlagen und die Kinder als Sklaven mitnehmen.

Man macht sich in Europa im allgemeinen keine rechte Vorstellung von den geistigen Fähigkeiten der sogenannten „Wilden". Es ist ja noch nicht lange her, daß mit großer Begeisterung von vielen die Meinung kolportiert und angenommen wurde, diese „Wilden" ständen geistig nicht viel höher wie der Gorilla, und wir fänden sicher noch irgendwo in Central-Afrika den Menschen im tierischen Urzustande. Davon kann nun ja überhaupt keine Rede sein, und schon auf Grund der bloßen anatomischen Vergleichung eines Kaffer- und eines Gorillahirns wird ja der Unterschied völlig deutlich. Noch mehr tritt es zu Tage, daß sie zunächst genau solche Menschen sind wie wir, wenn man sich unter ihnen bewegt, in ihre Sprache und Denkweise eindringt. Da findet man denn bald eine Reihe von Thatsachen, welche mit dem Schmutz und der Unkultur, von der der europäische Reisende heutigen Tages sich abgestoßen fühlt, nicht übereinstimmen wollen, und die darauf hinweisen, daß die geistige Entwickelung dieser Völker sich schon seit langer Zeit nicht in aufsteigender, sondern in absteigender Linie bewegt, und die man nicht anders als Überreste aus einer besseren Zeit ansehen kann. Dahin gehört z. B. der kunstvolle Bau der Sprachen, deren Formenreichtum und Regelmäßigkeit in der Grammatik ins unglaubliche steigt. Dahin weist, daß die vergleichende Sprachforschung es als unzweifelhaft ergiebt, daß auch die Bantuneger ursprünglich Monotheisten waren und zum Teil noch bis auf diesen Tag eine Art von Bewußtsein davon haben, wenn sie sich auch um den ewigen Unsterblichen Gott im Himmel nicht kümmern und in der Praxis lieber ihre verstorbenen Ahnen anbeten. Darauf weisen die Überreste von gottesdienstlichen Gebräuchen, deren Sinn dem Volke selbst jetzt völlig verloren gegangen, und die doch nur dann erklärlich sind, wenn man sie mit denjenigen religiösen Ceremonieen vergleicht, von denen wir sonst aus der Urzeit der Menschheit hören. Auch die wenigen technischen Fähigkeiten und Fertigkeiten, welche sich noch bei den Eingeborenen Afrikas vorfinden, lassen sich in Wahrheit nur als Überreste alter Kultur erklären; die Leute selbst haben schon lange nichts Neues erfunden, sondern handeln nur noch nach Anleitung der Tradition. So weist alles darauf hin, daß die sogenannten „wilden" Völker zu der übrigen

Menschheit in dem Verhältnis stehen, wie Vagabunden zu ihren Stammesgenossen, zwischen denen sie umherschweifen.

Auch findet man bei näherem Zusehen beim Unterricht in der Schule immer wieder, daß die geistigen Fähigkeiten dieser „Wilden" um nichts von den geistigen Fähigkeiten des Durchschnittes in Europa zurückstehen. Allerdings giebt es auch dort Dumme und Kluge, und mit einzelnen Schülern ist auch dort nichts für die Wissenschaften zu erreichen, aber wenn man die besser Begabten und Fleißigen vornimmt, so stellt sich heraus, daß diese Herero und Hottentotten ebenso gut fremde Sprachen lernen, wie ein Europäer, daß sie für die Musik sicher nicht weniger begabt sind, als irgend ein europäisches Handelsvolk. Auch wenn man das ganze Staatswesen dieser Afrikaner ansieht, unter denen die Unterschiede der Stände genau fixiert sind, obwohl sie alle, mit Ocker und Butter beschmiert, halbnackt umherlaufen, so wäre alles unerklärlich, wenn man es mit Wesen, welche sich aus dem herdenartigen Zustande der Tiere „emporarbeiten", zu thun hätte, während alles verständlich wird, wenn wir die gegenwärtigen Zustände als Überreste aus jener Zeit ansehen, wo ihr einfaches patriarchalisches Regiment von dem der Arier nicht sehr verschieden war.

Wie kommt es nun, daß trotz alledem diese Völker auf solch entsetzlich niedriger Stufe stehen? Woher hier dieses traurige Schauspiel, daß der Menschengeist mit all seinen Fähigkeiten und Entwickelungsmöglichkeiten als wie mit Ketten und Banden gefesselt erscheint? Da sind bei näherem Zusehen nur die moralischen Schwächen und Mängel als Ursache des tiefen Verfalls zu finden. Denn auf diesen Völkern lastet der schlimmste Egoismus, der sich denken läßt, der sich bei den Reichen und Vornehmen als der schmutzigste Geiz, bei dem geringen Volke als die verstockteste Trägheit offenbart. So sind sie alle miteinander in ihr Elend verkettet, keiner hat Lust, die andern, keiner Macht, sich selbst herauszuretten.

Und dazu kommt noch eine andere merkwürdige Erscheinung. Während es bei uns, innerhalb der Christenheit, einem jeden sozusagen in Fleisch und Blut übergegangen ist, daß die Menschheit im fortwährenden Fortschritte begriffen oder doch wenigstens zu fortwährendem Fortschritt berufen ist, findet man bei diesen „wilden" Völkern immer wieder den Gedankengang: alles ist eben so, wie es ist; es ist niemals anders gewesen, als wie es jetzt ist, und wird daher auch niemals anders sein; es ist nirgends anders als wie bei uns, und was sonst von anderen Menschen und anderen Sitten erzählt wird, sind Lügen, sind Märchen.

Überhaupt imponierte dasjenige, was der Herero an den Europäern, die in sein Land kamen, sah und von ihnen hörte, ihm sehr wenig. Alle Erzählungen von den europäischen Einrichtungen in den großen Städten, der Ordnung in denselben, dem Verkehr, den Fabriken, den Eisenbahnen u. s. w. waren natürlich Märchen, mit denen der Fremde den Einheimischen täuschen wollte. Kam er doch eingestandenermaßen aus einem Lande, wo die Leute viel weniger Rinder besaßen, wie die Herero; wie konnte es in einem so armseligen Lande Besseres geben,

als in Damaraland. Die Versuche, Kornfelder und Gärten einzurichten, erschienen den Nomaden als thörichte Spielerei im Sande, Kindereien, welche ernster Männer unwürdig wären. Und sie wurden in dieser Meinung nur bestärkt, als im Anfang ein Mißerfolg dem andern folgte und die prophezeiten Ernten in den ersten Jahren ausblieben.

C. G. Büttner.

V. Ost-Afrika.

1. Der Kilima-Ndscharo.

Wie ein Wetterleuchten ging im Jahre 1848 eine wundersame Nachricht durch die europäischen Zeitungen. Der deutsche Missionar Rebmann berichtete, wie er im März 1848 im oberen Nilgebiet vorgedrungen sei bis zum Berge Kilima-Ndscharo und große, weithin glänzende Schneefelder auf demselben gesehen habe. Die Nachricht wurde jedoch in England, wohin sie zuerst kam, ins Reich der Fabel verwiesen und als ganz unmöglich bestritten.

Schneeberge im heißen Afrika! Nein, die weithin glänzende weiße Farbe konnte nur von dem weißen Quarz und von dem kristallinischen Kalk kommen. Ja, aber der Bericht erzählte so einfach und schlicht die Angaben der Eingebornen, daß jene weiße Masse sich über dem Feuer in Wasser verwandle und daß die Stücke, welche die Bewohner vom Berge herunterbringen, unterwegs bald zerfallen. Die Nachricht kam zu keiner Geltung. Jetzt lernt jedes Kind, daß der höchste Berg in Afrika, eben dieser verschollene Kilima-Ndscharo, fast 6000 m hoch und mit ewigem Schnee bedeckt ist, ebenso aufgebaut wie die Hochgebirge Europas nach den gewohnten Zonen, zuerst fruchtbar und bepflanzt mit Mais und Bananen, höher aufsteigend bewachsen mit dichtem Gebüsch, Wald, Heide, dann zum nackten Fels werdend, zuletzt bedeckt mit dem ewigen Schnee.

Nachdem der Engländer Johnston und der ungarische Graf Teleki es vergeblich versucht haben, ist es erst 1887 einem kühnen Deutschen, Dr. Hans Meyer aus Leipzig, gelungen, den obersten Kraterrand des Berges zu erreichen. Der mutige Bergsteiger berichtet darüber wie folgt:

Taweta, 8. August 1887.

Am 28. Juni von Mombassa aus hier eingetroffen mit der Absicht, über Moschi im Dschaggaland den Kilima-Ndscharo zu besteigen, änderte ich sehr bald diese meine Absicht, nachdem ich den vom Berg hierher zurückgekehrten ungarischen Grafen Teleki gesprochen hatte, und machte mich am 2. Juli nach der Dschaggalandschaft Marangu auf, um, wie Graf Teleki, vom Dorf des Marangu-Sultans Mareale aus die Besteigung des Kibo zu versuchen.

Nach zweitägigem Marsch durch die Steppe und den Buschwald unterhalb Dschagga erreichte ich mit Herrn v. Eberstein von der Ostafrikanischen Gesellschaft, welcher sich nach Weisung seiner Direktion

meiner Karawane angeschlossen hatte, Mareales Dorf und wurde vom Sultan in der zuvorkommendsten Weise aufgenommen. Einige Tage später war ich unter Leitung dreier mir von Mareale mitgegebenen Führer und mit nur 22 Mann meiner Karawane bereits auf dem Wege nach dem Kibo. In 1800 m Höhe passierten wir die letzten Bananenpflanzungen und traten bei ungefähr 2000 m in den beständig von Nebeln durchzogenen wassertriefenden Urwald ein, den wir am zweiten Tage wieder verließen, um den oberhalb des Urwaldes den Berg umspannenden Grasgürtel zu betreten. Waren wir bisher in Nordrichtung auf dem Pfad gegangen, der von Marangu am Süd- und Osthang des Kimawenzi entlang hinüber nach der Landschaft Useri führt, so verließen wir nun diesen Pfad und schlugen Nordwestrichtung ein, stets dem obern Rand des Urwaldes mehr oder minder genau folgend. Am Ende des zweiten Tages erreichten wir mit ungefähr 3000 m die Stelle, wo im Jahre 1884 der Engländer Johnston längere Zeit sich aufgehalten hatte, und wo ein Bach vollauf Wasser, die am Bach wachsenden Eriken genügend Brennholz lieferten. Dort war es, wo ich zum erstenmal Kibo und Kimawenzi in ihrer ganzen gewaltigen Schönheit klar übersehen konnte. Bis dahin war das Gebirge immer nur in kleinen Teilen aus dem Nebel und den Wolken sichtbar geworden.

Da nach dem durch die Ortsbeschaffenheit vorgeschriebenen Brauch die Eingebornen nicht höher als zu diesem Punkt den Europäer zu begleiten gezwungen sind, appellierte ich an den freien Willen meiner kleinen Mannschaft und fand zu meiner Freude acht Mann bereit, Zelt, Decken, wissenschaftliche Instrumente, Lebensmittel bis zur Schneegrenze hinaufzutragen. Über grasbedeckte Lavafelder, in welchen rauschende Schneewasserbäche sich vielfach bis zu 50 m tief eingeschnitten hatten, gingen wir am dritten Tage seit dem Verlassen von Mareales Dorf in nördlicher Richtung bergan, direkt auf die Mitte des von hier ab fast horizontal erscheinenden Sattels zu, welcher sich vom Kibo nach dem Kimawenzi hinüberzieht. Wir folgten dabei dem Verlauf eines Lavastromes und gelangten nach 6000 Schritten an eine flachere Abdachung des Sattels, wo zwischen mächtigen Blöcken grüne Matten den Oberlauf der Schneewasserbäche anzeigten. Dort sah ich die letzten Seneciones Johnstoni in einer Höhe von ungefähr 4000 m in einem Bachbett. Demselben Bach folgend, erreichten wir 2000 Schritte weiter an einigen großen Lavafelsen die ersten Schneeflecke und stellten daselbst mein Zelt auf. Am nächsten Tage weigerten sich die acht Freiwilligen, mir weiterhin zu folgen. Nur meine beiden persönlichen Diener und ein Asikari erklärten, mich begleiten zu wollen, wohin ich sie auch führen würde. So belud ich sie denn am Morgen des vierten Tages mit einem ganz kleinen Zelt nebst Wolldecken, meinem photographischen Apparat und Proviant für drei Tage und stieg in Nordrichtung weiter bergan, immer einem Lavafeld folgend und stets etwa auf die Mitte des Sattels zu. Nach 3000 Schritten sahen wir uns plötzlich am Fuße eines wild zerklüfteten Hügels, der dem Lavastrom, auf welchem

wir standen, Ursprung giebt, und gewahrten zugleich, daß wir dem Kimawenzi viel näher gekommen waren als dem Kibo. Ferner bemerkten wir, daß noch weitere fünf mehr oder weniger zerrissene Hügel zwischen Kibo und Kimawenzi sich erheben, von denen allen Lava- oder Aschenströme nach Süden abzweigen, teils tiefere Thäler zwischen sich lassend, teils zu einem Plateau eingeebnet, das besonders im mittlern Teil des Sattels sich ausstreckt und sich nördlich von den Hügeln weit fortsetzt.

Wir schlugen nun nordwestliche Richtung ein, kreuzten einige von den Hügeln ausgehende Lavarücken und erreichten endlich nach einem achtstündigen, infolge der bedeutenden Höhe (ungefähr 5000 m) und des Luftmangels sehr anstrengenden Marsch den kleinen, dem Kibo zunächststehenden Aschenkegel, an dessen Guß ich das letzte Lager aufschlagen ließ, die drei Neger aber wegen der drohenden Nachtkälte zum vorigen Lager zurückschickte mit der Weisung, am nächstfolgenden Tage uns wieder abzuholen. So blieben wir beide Europäer allein, verbrachten die Nacht bei — 11° C. frostgeschüttelt und schlaflos in meinem kleinen Zelt und machten uns mit Anbruch des fünften Tages zur Besteigung des Kibo-Domes auf, der nun ohne zwischenliegendes Hindernis vor uns stand.

Ich hatte mit dem Fernglas die Felswände und Schneefelder des Berges genau beobachtet und eine Richtung festgelegt, auf der mir nach meinen Alpen-Erfahrungen die Besteigung wohl möglich schien. Nur eine hellblau schimmernde Eiswand, welche dem obersten Rande des Riesenkraters aufgelagert ist und an der Südseite ziemlich weit am Berg hinabreicht, machte mich ernstlich bedenklich. Der vorgenommenen Richtung folgend, gingen wir gerade auf die Ostseite des Berges zu, überschritten einen trümmerbesäeten Lavarücken und kamen nun erst auf zusammenhängende, steil ansteigende Schneefelder, welche regelmäßig die flachen Thäler zwischen den gewaltigen, wild zerklüfteten Lavaströmen ausfüllen. Bis hierher war, soweit ich aus der Beschreibung erkennen kann, der Engländer Johnston gekommen, und etwas weiter nördlich liegt das Schneefeld, wo Graf Teleki seiner Schilderung nach ermattet umgekehrt war. Die ersten drei Stunden ging alles gut, das Wetter war klar und ermöglichte genaue Orientierung, der Schnee war hart, und in langsamem Steigen verfuhren wir sparsam mit dem Verbrauch unsrer Kräfte, die in solcher Höhe ohnehin doppelt und dreifach mehr angestrengt waren, als bei gleicher Arbeit in niedrigerer Höhe. Dann aber begannen mit zunehmender Sonnenwärme, wie alltäglich, leichte Nebel den Berg zu umziehen und trieben uns an, dem erstrebten Ziele rascher zuzuklettern als bisher. So lange der Nebel nur wehte und, zeitweise sich teilend, die obern Höhen des Berges durchblicken ließ, konnten wir uns immer wieder schnell zurechtfinden. Jedesmal, wenn wir wieder eine der Stufen erreicht hatten, wo ein Lavastrom von einem andern, spätern geschnitten wird und nun ein Schneefeld in ein neues, steileres übergeht, rasteten wir einige Minuten, ich sammelte Gesteinproben und Flechten, sah nach Barometer und Thermometer und

konnte sehr bald erkennen, daß die Nadeln meiner beiden Aneroide die Skalagrenze von 5000 m längst überschritten hatten und den Kreislauf von neuem begannen. Leider wurden mit steigender Sonne die Nebel dichter und dichter und hüllten den obern Bergteil vollständig ein. Dazu kam, daß die Sonne auch im Nebel verschwand und die Temperatur schnell von + 8° auf — 3° fiel, ein ungestümes Graupelwetter, unter dessen Wirkung unsre Fußspuren bald zu verschwinden drohten. So heikel unsre Lage auch war, darin waren wir einig, daß unter allen Umständen der oberste Rand des Kibokraters erstiegen werden müsse, bevor irgend eine andre Vornahme besprochen werden dürfe. Und so stiegen wir in der bisherigen Richtung auf dem Schneefeld weiter. Es dauerte indes keine halbe Stunde, als ich bemerkte, daß Herr v. Eberstein, der mir bisher stets auf dem Fuße gefolgt war, zurückblieb; und nach einer weitern Viertelstunde sah ich ihn erschöpft zusammensinken. Er erklärte, mit seinen Kräften gänzlich zu Ende zu sein und nicht weiter vordringen zu können. Meines Erachtens waren wir nicht mehr allzuweit vom Kraterrand entfernt, und mit dem festen Entschluß, unter keiner Bedingung nachzugeben, kletterte ich trotz Schneegestöber, Mattigkeit, Schwindel, Herzklopfen und Atemnot allein weiter. Noch einmal erreichte ich eine Stufe, wo ein Schneefeld in ein neues überging, aber dieses neue war auch das letzte. Etwa 50 m höher traf ich zuerst auf vereinzelte große Eisblöcke, bald darauf, als das Terrain etwas weniger steil wurde, auf ein riesenhaftes Eistrümmerfeld, und jenseit des Trümmerfeldes, etwa 20 m von mir entfernt, sah ich jene blaue Eismauer emporsteigen, die ich von unten als dem obersten Rand des Kraters aufliegend beobachtet hatte. Soweit ich durch das Graupelgestöber sehen konnte, ist die Wand hier 35—40 m hoch und erstreckt sich in fast gleicher Höhe horizontal nach rechts und links. An eine Ersteigung dieser Eiswand hätte ich auch dann nicht denken können, wenn Herr v. Eberstein bei mir gewesen wäre. Ohne mehrere sehr erfahrene, mit allem nötigen Apparat ausgerüstete Alpensteiger ist dieser Eismauer nicht beizukommen, und so tröstete ich mich mit dem Gedanken, doch den Oberrand des gewaltigen Berges erstiegen zu haben, wenn auch die aufliegende Eiskruste mir den Einblick in das Krater-Innere verwehrt hat, so daß ich nicht mit voller Gewißheit anzugeben vermag, ob das Innere vom Gletscher gänzlich ausgefüllt wird. Doch ist dies mehr als wahrscheinlich in Anbetracht des ganzen geologischen Aufbaues dieser vulkanischen Firnmulde und unter Beachtung des Umstandes, daß die blaue Eiswand an der Nordostseite des Berges über dem obern Kraterrand ebenso hervorleuchtet wie an der Ost- und Südseite. Nachdem ich Barometer- und Thermometerstand notiert, dies und jenes mit kältestarrer Hand flüchtig skizziert und sonstige Notizen gemacht hatte, kehrte ich in hastiger Eile zu der Stelle zurück, wo ich Herrn v. Eberstein verlassen hatte, aber nun war ich es, der halb ohnmächtig zusammensank. Eine Viertelstunde gönnte ich mir noch Ruhe, inzwischen hatte Herr v. Eberstein mit dem Kochthermometer den Siedepunkt des Wassers bestimmt, und nun begann ein zwei Stunden währender flucht-

artiger Abstieg, auf dem es mir trotz des immer noch anhaltenden Graupelwetters, das die Spur fast zugeschneit hatte, glücklich gelang, die Richtung einzuhalten, so daß wir endlich nach im ganzen siebenstündiger schwerer Arbeit wieder im Zelt anlangten.

2. Der Sambesi.

1. Die Viktoriafälle des Sambesi. — 2. Tierleben am Sambesi.

1.

Die Viktoriafälle des Sambesi sind eine der großartigsten Erscheinungen auf der Erdoberfläche Während wir an manchen Wasserfällen die Masse des niederstürzenden Wassers, wie an dem Niagara, bei anderen die Höhe der senkrechten Wand, über die sich das Wasser in die Tiefe stürzt, bewundern, erregt bei den Viktoriafällen nicht nur der in eine Unzahl von einzelnen Strahlen und Massen geteilte Fall des Wassers, sondern auch der Abfluß des herabgestürzten Wassers in einer engen, steilwandigen und tiefen Felsenschlucht, deren Breite sich zu der Strombreite oberhalb der Fälle etwa wie 1 : 13 verhält, unser Staunen und Entzücken.

Der von Westen nach Osten zu fließende Strom macht an den Fällen eine plötzliche Wendung nach Süden, so daß das Ufer, an dem wir stehen, zum westlichen, das gegenüberliegende zum östlichen wird. Da jedoch der Fuß unter denselben nicht in seiner vollen Breite abfließt, ist es dem Beschauer möglich, einen großen Teil des den Fällen gegenüber nicht bedeutend tiefer als diese liegenden südlichen Ufers als Standpunkt zu benutzen, um, mit dem Gesichte nach Norden gekehrt, die Viktoriafälle betrachten zu können.

Leider ist jedoch der unmittelbare Rand des Abgrundes, in den sich die Wasser stürzen, und der, wie erwähnt, den Fällen gegenüberliegt, durch die stetig auf ihn fallenden Wasserdünste so glatt, daß man nicht bis unmittelbar an dieselben herantreten kann. Wir stehen nun etwa 100 bis 200 Schritte von einer klippenreichen, schwarzbraunen, an 135 Meter hohen Felsenwand entfernt. Ihre untere Begrenzung können wir nicht sehen; über ihre obere stürzen sich die Wasser des Sambesistromes. Mehrere durch üppige, tropische Vegetation geschmückte Inseln, etwas über 100 Schritte vom westlichen Ufer entfernt, teilen den Fall gleich in seinem westlichen Viertel, und auch weiterhin nach dem Ostufer ist er durch unmittelbar über dem Abgrunde, am Rande der Felsenwand gelegene kleinere und größere, jeder Vegetation bare, braune Felseninseln etwa dreißigmal geteilt. Zu unserer Linken zwischen den bewachsenen Inseln und dem Westufer ist die Felswand niedrig, so daß das Wasser mit Wucht nach der Kante zueilt und hier in einem einzigen wohl 100 Schritte breiten Schwall bogenförmig in die Tiefe stürzt. Zwischen diesem und dem nächsten Strahl ist eine große Fläche der schwarzbraunen Felsenwand zu erblicken, welche auch überall, zwischen und hinter den dünnen oder auch breiten, lichten, weiß erscheinenden

und zur Tiefe schießenden oder senkrecht über die Felsenwand herabfallenden Strahlen zu sehen ist und so, einen dunkeln Hintergrund gewährend, diese nur noch deutlicher und schöner hervorhebt.

Die einen sind so dünn, daß sie den Grund nicht erreichen, schon im oberen oder im unteren Drittel, manche in der Hälfte des Falles zerstäuben, um als Dunst emporzusteigen. Manche, etwa drei bis fünf Meter breit, erreichen den Abgrund — doch mit zersträubenden und aufkräuselnden Rändern, dort wieder fällt ein breiter Strahl auf eine vorspringende Felsenzacke, daß er sich bricht und in Kaskadenform zur Tiefe stürzt; am gewaltigsten schien mir der vom linken Uferrande in die Tiefe stürzende Wasserstrahl. Die Mannigfaltigkeit der fallenden Wasserstrahlen und Massen ist gewiß unerreicht.

Haben wir diesen durch einige Zeit unsere volle Aufmerksamkeit gewidmet, so ist es lohnend, den Blick zu erheben, bis er gegen Norden dem blauen Himmel begegnet. Im weiten Hintergrunde das herrliche Grün der Fächer- und Saropalmen, mit denen die in der Ferne über das Flußbett zerstreuten Inseln bewachsen sind, welches angenehm von dem lichten Azur der Höhen absticht, und neben und um diese Inseln die tiefblauen Ränder des Stromes, seine Fluten, die noch so still, so langsam fließen, daß es scheint, als würden sie stille stehen, und folgen wir ihnen nach der Richtung, in welcher wir stehen, so sehen wir sie anfangs wenig, doch dann, je näher sie uns rücken, um so bewegter, bis sie einige Ketten quer über den Fluß sich hinziehender und großenteils aus dem Wasser hervorragender Felsenblöcke erreichen, gegen diese anprallend zurückweichen, um sich nun zwischen den freien Lücken und Nischen mit vervielfachter Geschwindigkeit dem Abgrunde zu nähern, die schroffe Kante zu erreichen und dann brausend in die Tiefe zu stürzen. Besonders schön erscheinen die mit den Fächer- und Saropalmen und Palmengebüsch, mit Lianen und Aloearten bewachsenen, über dem Abgrunde liegenden und von drei Seiten von den schäumenden Wogen umgebenden Inseln. Nachdem Livingstone diese Fälle — zu Ehren der Königin Viktoria — „Viktoriafälle“ genannt hat, erlaubte ich mir, das hochinteressante, die Viktoriafälle beiderseits umgebende Hügelland zu Ehren des Prinzgemahls „The Albert country“ und die Inseln zu Ehren der königlichen Prinzen und Prinzessinnen mit deren Namen zu belegen.

Wenden wir uns zu dem südlichen und zugleich westlichen Ufer, an dem wir stehen, und zu jenem Abgrunde, der wie ein Felsentrog zwischen uns und den Fällen sich befindet und das herabstürzende Wasser aufnimmt. Unser Ufer, wie das gesamte unter den Fällen, ist eine Felsenbank, die, mit Humus- und Thonerde bedeckt, einer besonders in der unmittelbaren Nähe der Fälle üppigen Vegetation Raum gewährt.

Indem wir an dem Rande des Abgrundes stehen, genießen wir den Schatten riesiger Sykomoren, Mimosen 2c. Die Bäume, welche unsere schlanksten Pappeln an Höhe überragen, haben meist wohl eine erst im letzten Sechstel oder Achtel ihrer Höhe beginnenden Krone; diese aber ist so dicht, daß man unter ihr wie unter einem ausgespannten Schirme

steht. Armdicke Lianen, schnurgerade oder in Spiralen emporsteigend, verbinden den Fuß des Baumes mit seinen Gipfeln und bieten den Affen Gelegenheit, dem verborgenen Beobachter ihre Kletterkünste vorzuführen. Außer den hohen Bäumen sind es noch dichte Saro- und Fächerpalmgebüsche und riesige Farnkräuter, welche zur Üppigkeit der Scenerie dieses Ufers so viel beitragen. Der Reisende schreitet bei einem Gange durch diese hochinteressanten Formen Floras über einen elastischen, schwellenden Teppich von kleinen Blumen und Moos, der von Feuchtigkeit durchtränkt ist; am Rande des Abgrundes aber, da, wo der nackte, braune Felsen hervorblickt, sehen wir, einzeln oder in Knäueln, kleine erbsen- bis hühnereigroße, etwas platt gedrückte, rundliche, dunkelgrüne Algen lose auf dem Felsen liegen.

Diese Üppigkeit der Vegetation ist zum guten Teile auf die ununterbrochen von den Fällen herrührenden und auf die gegenüberliegenden Ufer herabfallenden reichlichen Wasserdünste zurückzuführen. Unaufhörlich steigen längs der oberen Kante des Falles den einzelnen Fallstrahlen entsprechende Säulen von Wasserdünsten einige hundert Fuß hoch in die Lüfte, auf 50 englische Meilen weit sichtbar. Eben während unseres Betrachtens sind sie unmittelbar vor uns so dicht, daß sie die gegenüberliegende Stelle vollkommen verhüllen. Doch schon im nächsten Augenblicke hat sie ein mäßiger Windhauch von Osten her nach links zu gedrängt; nur eine dünne und durchscheinende Säule ist zurückgeblieben, welche, wie ein Schleier, mehrere der vor uns herabstürzenden Strahlen verhüllt und nun ein wahrhaft märchenhaftes Bild hinzaubert; denn auch das tiefe Blau der Flut über dem Falle und jene herrlichen Inseln mit den Palmen erscheinen uns so fern gerückt und doch wieder so nahe, wie in einen Nebelschleier gehüllt.

Von unvergleichlicher Schönheit und malerischem Reize sind diese Fälle bei Sonnen-Aufgang oder -Niedergang, wenn kreisrunde, in den Dunstfäden erscheinende Regenbogen die Wirkung erhöhen. Das Aufsteigen der Dünste ist mit einem eigentümlichen Zischen verbunden; doch ist dies nur zeitweilig zu hören, wenn der Wind das Getöse aus dem Grunde der Felsenschlucht, das den Beschauer im wahren Sinne des Wortes betäubt, etwas abschwächt. Wie ich schon erwähnt, können wir von dem Südufer — dem besten Standpunkte des Beobachters — den Boden des Abgrundes nicht sehen (wohl von der westlichen Seite, wenn wir uns bis an den Rand einer bebuschten Schlucht durcharbeiten können), und darum wirkt das furchtbare Getöse, das von der Tiefe aus die Lüfte erfüllt und meilenweit wie das ununterbrochene Rollen des Donners vernommen wird, nur um so betäubender auf die menschlichen Sinne ein. Wir hören ein Brüllen und Zischen, zeitweise deutlich das eigentümliche Anschlagen stürzender Wassermassen an den harten Felsenklippen; der Felsenboden unter uns scheint zu zittern, als käme dies Getöse aus einer Höhle unter uns. Wenn wir in die Tiefe des Abgrundes hinabsehen könnten, es würde die Sinne befriedigen und das ängstliche Gefühl, das sich unwillkürlich unser bemächtigt, bannen; so aber kommt es uns vor, als ständen wir

an einem Höllenkrater, in dem die Elemente in einem Vernichtungskampfe miteinander begriffen rasen. Wie klein, wie machtlos und unansehnlich erscheint der Mensch gegenüber einer solchen Naturerscheinung!

2.

Der Sambesi kommt tief aus dem Innern Afrikas und führt meistens durch wohlbevölkerte Landschaften, in denen Menschen der großen Kaffernfamilie wohnen, die oft von fern her zu dem belebenden Wasser gezogen kamen. Auch die Tiere richten sich wie die Menschen nach dem Wasser, ja, sie sind oft das Anzeichen, daß man in dürren Gegenden auf das Vorkommen des notwendigen Lebenselementes rechnen darf. Dies wissen die Einwohner recht gut, und sie haben sich danach eine Art Skala zurechtgemacht. Die Gegenwart des Gemsbockes, des Springbockes oder Elefanten deutet nicht auf Wasser; denn diese Tiere streifen über weite Landstrecken hin. Dagegen zeigen Rhinozeros, Büffel, Zebra und Pallah-Antilope stets dessen Vorhandensein, da sie nie weit über einen bestimmten Bezirk hinausgehen. Hört man jedoch den lieblichen Gesang der Vögel, so darf man sicher auf Wasser rechnen.

Die Jagd wird von allen Anwohnern des Sambesi auf das eifrigste betrieben, und sie bedienen sich dabei verschiedener Methoden. Am gefahrlosesten ist die Jagd mittelst Fallgruben, die auf mancherlei Art hergestellt werden. Diejenigen, welche man für Nilpferde, Elefanten und Rhinozerosse herstellt, sind nicht sehr tief, da schon die Schwere des hineingestürzten Tieres dieses am Entrinnen und Hinausspringen verhindert. In der Mitte derselben wird ein starker, $1\frac{1}{3}$—$1\frac{2}{3}$ m langer und zugespitzter Pfahl eingerammt, auf welchen das Tier stürzt und sich aufspießt. Die Gruben, meist am Wechsel der Tiere, wo diese zur Tränke gehen, aufgestellt, werden sorgfältig mit Erde, Reisig und Blättern überdeckt, sodaß sie von dem umgebenden Erdreiche kaum zu unterscheiden und auch schon Menschen gefährlich geworden sind.

Das wertvollste Wild, welches in diesen Gruben gefangen werden kann, sind die Elefanten, deren Zähne um hohen Preis verhandelt werden und deren Fleisch eine ganze Dorfschaft zu sättigen vermag. Doch der Elefant, der einmal mit einer Fallgrube in Berührung kam, ist gewitzigt und geht schwerlich jemals wieder in eine solche, wenn er noch zur rechten Zeit entrann, geradeso wie eine alte Ratte, die einmal in eine Falle geriet und wieder entwischte.

Durch das beständige Jagen sind natürlich die Tiere scheu geworden, und an manchen Stellen, wo der Reisende glaubt Hunderte finden zu können, trifft er nur auf kleine Trupps. In der That haben sie auch an Zahl sehr abgenommen, wenngleich an ihre gänzliche Ausrottung noch nicht zu denken ist. Die Menge Elfenbein, welche auf die Märkte gebracht wird, beweist, daß alljährlich mindestens 30000 afrikanische Elefanten getötet werden.

Die Zähne dieser Elefanten sind die größten und zugleich härter und von gedrungnerem Korne als die asiatischen; hingegen sind sie zuweilen

rissig. Die Zähne der jüngeren Tiere haben noch viel hohlen Raum, der sich erst mit dem Alter immer mehr und mehr mit Zahnmasse ausfüllt; völlig ausgewachsene Tiere haben $1^1/_2$— 2 m lange Zähne von ca. 50 kg. Schwere; häufiger findet man jedoch solche von jüngeren, die nur eine Länge von $1—1^1/_2$ m haben und bis 30 kg schwer sind. Stücke von 2—3 m Länge und 75—85 kg gehören zu den Seltenheiten. Die asiatischen Zähne sind überhaupt nur $1—1^1/_2$ m lang und 25—30 kg schwer. Beim Einkaufe wählt man hauptsächlich solche Zähne, welche dick, nicht sehr krumm, wenig hohl und ohne Risse und Sprünge sind. In Afrika unterscheidet man Brindschi oder Zähne, welche über 7,5 kg schwer und fehlerfrei sind, zersprungene Zähne, welche wohl das Gewicht, nicht aber die Güte und deshalb nur $^3/_4$ des Wertes der ersteren haben, Sonnenzähne, Maschmusch, d. h. solche, welche von gefallenen Tieren aufgefunden und gesammelt worden und durch Sonne und Regen verdorben sind, daher nur $^2/_3$ vom Werte der ersteren haben, und kleine Zähne, Klindsche, d. h. solche unter $7^1/_2$ kg Gewicht, welche nur den halben Wert der großen haben.

Einer der gefährlichsten Dickhäuter am Sambesi ist das schwarze Rhinozeros mit zwei Hörnern, welches in Südafrika Keitloa heißt. Es ist an der Schulter gewöhnlich an 2 m hoch und trotz seines schweren und plumpen Baues sehr behend. Die Haut ist etwa halb so dick wie die des Flußpferdes, aber sehr zäh und vom dichtesten Gewebe, sodaß sie, wenn sie getrocknet und geglättet ist, wie Horn aussieht. Die Falten des ostindischen Rhinozeros fehlen bei der schwarzen afrikanischen Art, und die Haut sitzt so glatt am Körper wie die des Büffels. Diese schwarze Art mit zwei Hörnern ist äußerst bösartig und gehört zu den wenigen Tieren, die gewöhnlich zuerst zum Angriffe schreiten. Das Rhinozeros betrachtet alle Geschöpfe als Feinde, und obgleich es weder scharf sieht noch hört, hat es doch einen so feinen Geruchsinn, daß es bei günstigem Winde einen Fremden auf 300 bis 400 m entdeckt.

In der Regel stürzt das Rhinozeros auf den Gegenstand, den es riecht, aber nicht sieht, los. Ist das Tier im hohen Grase oder dichten Gebüsch verborgen und riecht es einen Mann, der über dem Winde ungesehen vorbeizieht, so wird es auf diesen Gegenstand, den es gewittert hat, mit drei lauten Pfiffen, wie der aus dem Ventile herausströmende Dampf sie hervorbringt, wütend losgehen. Man sieht diese Tiere gewöhnlich paarweise oder Männchen, Weibchen und Kalb zusammen; die Mutter ist sehr zärtlich, dabei aber wachsam und wild. Das Rhinozeros pflegt nach Sonnenuntergang zu trinken. In dieser Zeit kommt es aus seinem Tagesverstecke, das gewöhnlich abseits vom Flusse liegt, zu diesem. Es nähert sich dem Wasser auf regelmäßigen Pfaden, die es selbst gemacht hat, wählt aber nicht immer denselben Weg. Hat es getrunken, so zieht es sich gewöhnlich zu einer bestimmten Stelle unter einem Baume zurück. An solchen Stellen bilden sich große Düngerhaufen. Der Jäger benutzt diese Eigentümlichkeit des

Rhinozeros und stellt ihm auf dem Wege zu seinem Ruheplatze Fallen; doch muß er dabei mit der größten Vorsicht verfahren, weil das Tier außerordentlich schlau ist und einen sehr feinen Geruch hat. Man gräbt mitten auf seinem Wege und in der Nähe des Baumes, den es täglich besucht hat, eine Grube, die nach Art der früher beschriebenen verdeckt ist. Das hineingestürzte Tier tötet man mit der Lanze.

Das Fleisch der Flußpferde, die im Sambesi häufig sind, wird von den Eingebornen gegessen. Neben Zebras und den verschiedenartigsten Antilopen, an denen Afrika so reich ist, findet man zahlreiche Büffel, deren Fleisch einen angenehmen Beigeschmack von Wildbret hat.

Die Hyänen sind feige Geschöpfe, die schon ein Feuer vom Lager abhält und die nur Menschen oder Tiere überfallen, wenn diese krank oder hilflos sind. Unter den hyänenartigen Tieren ist namentlich eins, das durch sein Aussehen und seine Lebensweise auffällt. Dies ist der Gemalte Hund oder die Jagdhyäne. Eine Hyäne ist er seinem Wesen und Gebahren nach, aber freilich die edelste von allen und als solche gewissermaßen ein Verbindungsglied zwischen der Hunde- und Hyänenfamilie. In Meuten von 10—16 Stück durchjagen diese scharfsinnigen, lebendigen und mutigen Tiere das Innere Afrikas. Wenn sich der Abend herabsenkt auf ihr weites Gebiet, bricht ihre Zeit an; aber sie sind keineswegs Nachttiere wie ihre Verwandten, die feigen Hyänen, vielmehr sehr oft auch bei Tage thätig. Sie lauern an den Wasserlachen und Flüssen auf das durstige Wild, welches sich naht, folgen spürend dessen Fährte, treiben es auf und jagen nunmehr hinter ihm drein, bis sie es erreichen.

Den Jagdhyänen erliegt die schnellste, ja, sogar die stärkste Antilope. Das Rind, welches sie nicht bewältigen können, verstümmeln sie wenigstens. Die Reisenden, welche sie jagen sahen, schildern es als ein prachtvolles Schauspiel, die bunten, schönen, behenden Tiere ihre Beute verfolgen zu sehen.

Sind auch Affen am Sambesi nicht so häufig als an der Westküste Afrikas, so fehlen sie doch keineswegs. Der Affe gilt in dieser Gegend als heiliges Tier, das man niemals belästigt oder gar tötet, weil die Schwarzen glauben, daß die Seelen ihrer Vorfahren jetzt diese Gestalt angenommen haben und daß sie früher oder später selbst als Affen erscheinen werden.

Außer den Raubvögeln, die, wenn ein Stück Wild fällt, herbeikommen und ihren Anteil an der Beute suchen, sind die Perlhühner am häufigsten am Sambesi. Der Schilfwald am Ufersaume wimmelt oft buchstäblich von ihnen, und es ist leicht, große Mengen von ihnen zu erlegen und ganze Gesellschaften mit Essen zu versehen.

Von andern Vögeln des Gebietes erwähnen wir die hübschen langschwänzigen Whydafinken, die jetzt auch in unsern zoologischen Gärten häufig angetroffen werden, und den Honigvogel. Daß letzterer häufig zu Bienenschwärmen führt, weiß jeder Schwarze vom Kap bis zum Senegal und von der Westküste bis nach Abessinien herüber;

doch führt er den ihm folgenden Menschen ebenso häufig auf gefallene Tiere.

E. Holub und R. Oberländer.

3. Das deutsche Ostafrika.

1. Bedeutung des deutschen Ostafrika. — 2. Einwohner. — 3. Leben in einem ostafrikanischen Dorfe.

1.

Eine zweite tropische Kolonie existiert wohl kaum nach allem, was bis heute über die holländischen Besitzungen in Ostindien, über Britisch-Indien, über Westindien und Südamerika bekannt ist, welche sich so vorzüglicher und vor allen Dingen so verschiedenartiger klimatischer Bedingungen erfreut wie das deutsche Ostafrika. Das soll ja niemals vergessen sein, daß der Aufenthalt in den Tropen überhaupt demjenigen im gemäßigten Klima an Annehmlichkeit nicht gleichkommt, daß Entbehrungen aller Art den Europäer in den Tropen treffen, aber so viel steht denn doch heute fest, daß bei einer ruhig fortschreitenden Entwickelung die künftigen Europäer Afrikas weniger unter jenen Entbehrungen werden zu leiden haben als die Bewohner anderer tropischen Gebiete. Der oft gehörte Ausspruch wenigstens, Afrika sei dort gesund, wo es unfruchtbar, ungesund, wo es fruchtbar, scheint mehr und mehr zu einem nicht begründeten Paradoxon herabzusinken. Man wird mit demselben Recht sagen können: es giebt in Ostafrika gesunde Gegenden genug, die zugleich fruchtbar sind, unfruchtbare, die ungesund sind. Das wenigstens lehrt uns jeder neue Bericht, der aus unseren Stationen einläuft, aus Stationen, wo deutsche Herren wohnen und zum Teil angestrengt arbeiten. Das allerdings, was das Leben in Afrika zu einem angreifenden macht, das Marschieren unter fortwährenden Strapazen, wird ja nun mehr und mehr bei den Bewohnern unserer Stationen in Wegfall kommen, und so werden die Berichte über die gesundheitlichen Zustände in Zukunft noch günstiger lauten als bisher.

Und welche Mannigfaltigkeit des Klimas bieten unsere Gebiete anderen tropischen Kolonien gegenüber! Von der tropischen Glut der Tiefebene bis zur Grenze des ewigen Schnees, vom feuchten Seeklima bis zu der berufenen gesunden Luft der tropischen Hochebene haben wir alle Klimate beisammen. Allein von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, springen dem vorurteilsfreien Beobachter die Vorteile eines solchen Landes sowohl in hygienischer als in kultureller Beziehung mit geradezu zwingender Gewalt ins Auge; denn diese klimatischen Verhältnisse bergen den größten Teil der Bedingungen für das Wachstum fast aller tropischen Gewächse in sich, sie gewähren andererseits den Bewohnern Ostafrikas die Möglichkeit, unter einer Fülle von Klimaten das ihm Zusagende sich auszuwählen.

Der Rest der Bedingungen für das Gedeihen von Pflanzungsanlagen ist jedenfalls zu suchen in den Bodenverhältnissen, in der Möglichkeit der Herstellung von Bewässerungsanlagen, und auch hier

liegen die Verhältnisse in Ostafrika überaus günstig. Gewiß kann auch das Laienauge ein Land auf seine Fruchtbarkeit, auf die Kraft seines Bodens hin beurteilen nach dem Wachstum, welches sich auf seiner Oberfläche entfaltet, und so stimmen denn die Berichte unserer Beamten sehr genau überein mit allem, was die Reisenden vieler Länder in jenen Gegenden beobachtet haben und wonach die deutschen Besitzungen Uhehe, Usaramo, der größte Teil Usagaras, Nguru, Usambara, das Kilima-Ndjarogebiet und das ganze Land bis hinauf zum Tana die fruchtbarsten, gesegnetsten Gelände in Ostafrika darstellen.

Äußerst vorteilhaft vollzieht sich der geographische Aufbau des Landes. Die afrikanische Küste ist ja überall auf dem ganzen Kontinent eine wenig gegliederte, arm an Häfen; hier aber, die deutschen Gebiete entlang, erreicht sie jedenfalls eine relativ große Mannigfaltigkeit. Auf der verhältnismäßig kurzen Strecke von Korunna bis zum Tana haben wir etwa 6 bis 7 brauchbare, wenn auch kleine Häfen und mehrere geschützte Rheden. Von der Küste landeinwärts erhebt sich das Land ziemlich regelmäßig in Terrassenform: die erste sich zum Gebirge von durchschnittlich 5—6000 Fuß erhebende, welche sich etwa bis zu zehn Tagereisen ins Innere erstreckt, ist auf eine bedeutende Entfernung von der Küste noch den Wirkungen des Seeklimas ausgesetzt; es folgt die Steppe, jene weite, wenig fruchtbare Ebene, deren Ausläufer im Süden die Mahala in Usagara ist, und welche sich im Norden bis an den Tana erstreckt; sodann jene Hochgebirgszüge, die in ihren beiden höchsten Erhebungen, dem Kenia und Kilima-Ndjaro, die gigantische Höhe von etwa 20000 Fuß erreichen und mit ewigem Schnee bedeckt sind.

Hinter diesen Gebirgen endlich lagert sich die 5—6000 Fuß hohe fruchtbare Ebene, welche ihren Abschluß in der Kette der mächtigen centralafrikanischen Seen findet. Und alle diese Gebiete werden noch von einem gegliederten Flußnetz durchzogen. Wenn auch die Mehrzahl dieser Flüsse und Flüßchen vorläufig nur auf verhältnismäßig kurzen Strecken schiffbar ist, so ist doch ihre Bedeutung für das Land darum eine kaum minder große zu nennen, denn in ihnen sind, deutlich erkennbar, die Bedingungen für die Möglichkeit einer in Zukunft durchzuführenden Be- und Entwässerung weiter Gebiete gegeben. Schon jetzt, obschon die vom Neger geübte Kultur eine solche kaum zu nennen ist, ist ein gewisses Kanalsystem über weite Landstrecken verzweigt (so in Taweta, Dschagga, Usambara, Nguru u. a. m.), und wird der natürlichen Üppigkeit des Landes ein mächtiger Helfer, der alle Produkte zu einer seltenen Schönheit und Größe gedeihen läßt. Mais, Reis, Tabak werden schon heute an den Karawanenstraßen in großen Mengen gebaut, und auf den europäischen Stationen werden Versuche mit fast allen tropischen Gewächsen gemacht. Jene große Masse der Produkte würde bei den mangelhaften Verkehrsverhältnissen heute allerdings noch nicht exportfähig sein, sie wird es aber in dem Moment, wo der erste eiserne Schienenstrang dem Herzen Afrikas zustrebt. Denn man muß nicht vergessen, daß die Empore des afrikanischen Ostens, Zanzibar,

der größte Markt- und Handelsplatz, dessen wirtschaftlicher Umschlag einen Wert von 43 Mill. M. repräsentiert, seine Bedürfnisse zum großen Teil heute aus Indien bezieht (z. B. den Reis), daß also mit der Erschließung der deutschen Gebiete durch eine Bahn für derartige Produkte sofort ein Absatzgebiet gegeben ist.

Und auch in anderer Beziehung sind ja für den Handel und den Plantagenbau die Bedingungen überaus günstiger Natur. Eine Sprache (Suaheli) umschließt das ganze weite Gebiet; mit ihr kann man sich überall in den deutschen Besitzungen verständigen; der Hindu, der Araber, der Neger an der Küste bis weit in das Innere hinein, bedient sich ihrer, und am Kilima-Ndjaro bis hinauf in das Somalland ist sie die allgemeine Verkehrssprache.

Der Charakter des Volkes, welches unsere Länder bewohnt, ist, ausgenommen die nördlichen Gebiete, ein durchaus friedlicher, ja furchtsamer. Seit langen Jahren durch Sklavenjagden decimiert, ist diese Rasse heute verkommen und in eine apathische Gleichgiltigkeit und Trägheit versunken, und erleichtert aufatmend erkennt sie in dem Weißen, der jetzt in ihr Land kommt, willig und freudig den Befreier vom arabischen Joch und ihren natürlichen Beschützer. Überall in Ostafrika ist das deutsche Volk als mächtigstes Kriegsvolk bekannt, und überall in seinen Gebieten — das wissen wir alle aus eigenster Erfahrung — werden die Sendlinge Deutschlands freudig aufgenommen, die Mär von dem großen Kriege von 1870 hat ihren Weg bis tief in den schwarzen Erdteil gefunden.

Dort aber, wo die Lage des schwarzen Volkes eine günstigere ist, wo die Beschaffenheit des Landes ihm ihren natürlichen Schutz gewährt und die Sklavenjagden das Gebiet noch nicht verödet haben, oder nicht mehr veröden, da verfolgt dieses Volk auch heute noch seinen eigentlichen Beruf, nämlich den des friedlichen Ackerbaues.

Diesem die große Masse der Bevölkerung aufs Neue zuzuführen, das ist eine weitere Aufgabe aller künftigen Kulturarbeit in Ostafrika, und in der Erfüllung dieser Aufgabe wird sich die Basis dafür bieten, auch diese dunkle Rasse dereinst den Zielen einer wahren Civilisation und Gesittung entgegenzuführen.

Das sind in großen Zügen die Bedingungen, welche sich im deutschen Ostafrika einer zukünftigen wirtschaftlichen Entwickelung bieten. Für den, der im nationalen Interesse nichts in die Schanze zu schlagen wagt, bedeuten sie selbstverständlich nichts. Für denjenigen aber, der an die Ausbeutung dieser neuen jungfräulichen Gebiete mit Mut und Entschlossenheit herantritt, der gewillt ist, mit Ausdauer und Energie Mithelfer zu sein an dem großen Werk, welches der Ausführung harrt, bedeuten sie alles, um so mehr, wenn er in Betracht zieht, daß diese Eigenschaften von jeher die Erzeuger des Erfolges gewesen sind. Schlaffe Naturen allerdings, die Strapazen und Entbehrungen nur von dem gesicherten deutschen Ofen aus ins Auge zu schauen vermögen, an Ort und Stelle aber erlahmen und unterliegen, mögen ruhig daheim

bleiben und weiter disputieren über den Wert oder Unwert tropischer Kolonien.

2.

Die Einwohner von Deutsch-Ostafrika gehören zu den weitverbreiteten Nationen der Suaheli und der Somal.

Das Gebiet der Suaheli-Sprache erstreckt sich ungefähr südlich von Angoxe in der portugiesischen Kolonie Mozambique bis nördlich in die Gegend von Tula. Dort fängt ungefähr das Somal-Sprachgebiet an und erstreckt sich bis nach Abessinien. Die zwei Hauptsprachen im Gebiete des Sultans von Zanzibar sind also, außer der arabischen, die Suaheli- und die Somal-Sprache, beides grundverschiedene Sprachen. Während jedoch die Somal-Sprache nur in dem eigenen Gebiet gesprochen wird, erstreckt sich die Suaheli-Sprache einerseits ganz bis auf die von Said Bargasch abhängige Soul-Küste und andererseits bis nach Madagaskar, ja tief ins Innere Afrikas hinein. Sie ist also die Hauptverkehrssprache und unumgänglich notwendig für jeden, der an der Ostküste Afrikas als Kaufmann oder Forschungsreisender etwas ausrichten will.

Da die große Anzahl der schon gegebenen Schilderungen eine ausführliche Besprechung der Neger und ihrer Verhältnisse hier unnötig macht, so sei nur ganz kurz an diesem Orte erwähnt, daß der Suaheli-Neger im großen und ganzen unkriegerisch, ja geradezu feig ist. Dabei ist er aber doch mit einem gewissen Grade von Pfiffigkeit ausgerüstet. Indessen will der Neger im allgemeinen ganz eigenartig behandelt sein. Man muß ihm imponieren und Vertrauen einflößen zu gleicher Zeit. „Vor allem aber“, schreibt Peters in seinem Berichte, „kommt es auch hier darauf an, der Individualität als solcher gerecht zu werden. Es würde ungeheuer thöricht gewesen sein, den jovialen Mbuela (Sultan in Useguha), den etwas täppischen Sultan Mafungu Biniani, den egoistisch schlauen Magungo und den sie alle überragenden Muinin-Sagara auf eine Stufe zu stellen. Wo auf der einen Seite eine gewisse burschikose Art des Auftretens am Platze war, da wirkte auf der andern eine Art von ernster Freundlichkeit, und auf der dritten mußte man zu herrischer und brüsker Hochfahrenheit greifen.“

Nicht selten tritt bei dem Neger ein ganz gesunder Menschenverstand zu Tage, und hat es jemand einmal verstanden, sein Vertrauen zu gewinnen, so ist er von großer Anhänglichkeit. Das Gefühl für Freundschaft ist in sehr hervorragender Weise bei ihm entwickelt. Im allgemeinen ist der freie Neger sehr faul, daher in seinen Ansiedelungen der Ackerbau noch auf ziemlich tiefer Stufe steht. Über die Kopfzahl der Bevölkerung des deutschen Ostafrika liegen bis jetzt noch keine genauen Angaben vor, nur so viel hat sich bis jetzt erkennen lassen, daß die Dichtigkeit derselben eine geringe ist. Es ist eine sofort in die Augen fallende Erscheinung, daß die Resultate der Agrikultur, verglichen mit den reichen Erwerbsquellen und Bodenerzeugnissen, welche das einem Treibhause gleichende Land zu liefern im stande wäre, sehr

minimale sind. Der Grund für die thatsächlich geringe Produktion liegt in verschiedenen leicht erklärlichen Umständen. Vornehmlich hat der Reichtum der Tropen und der mühelose Erwerb der nötigsten Lebensbedürfnisse dem Bewohner dieses gesegneten Erdstriches nie den Zwang eines energischen Wirkens und Schaffens auferlegt und darum den Landbau zu keiner gedeihlichen Entwickelung kommen lassen.

Der Neger zieht nur wenig Produkte in der Nähe seiner Hütte, treibt nur wenig Viehzucht und bleibt im allgemeinen arm und geistig zurück.

Die Ursachen der schwachen Bevölkerungsziffer sind in erster Linie die vielen Stammesfehden und blutigen Kriege, welche die Völkerschaften seit Jahrhunderten untereinander geführt und wodurch sie sich gegenseitig allmählich fast aufgerieben haben. In zweiter Instanz hat die Sklavenausfuhr der früheren Zeiten die Bevölkerung der Negerländer mehr als decimirt, wovon sich die verschiedenen Stämme noch lange nicht erholen werden. Sollen doch durchschnittlich circa 200 000 Negersklaven alljährlich ihrer Heimat entrissen und von der Westküste Afrikas hinweg nach Amerika verschifft worden sein. Zieht man dabei in Betracht, daß diese Ausfuhr ziemlich 400 Jahre gewährt hat, so ist klar, daß dieselbe der größte Massenmord, das systematischste Ausrottungsmittel war, denen gegenüber die größten Blutbäder der alten Nationen nichts sind. Aber eine noch viel größere Ausrottung verursachte der Sklavenhandel des Nordostens. Seit circa 5000 Jahren wird das östliche und mittlere Afrika von den furchtbarsten Menschenjagden heimgesucht, die als Gewerbe und Geschäft auch heute noch von wohlbewaffneten Banden unternommen werden, welche ihre Beute das Nilthal hinabschaffen und das „schwarze Elfenbein" auf dem ägyptischen Markte losschlagen.

Der Ackerbau liegt in seiner Eigenschaft als schwere Arbeit dem weiblichen Geschlechte ob. Da Tierarbeit und Pflug unbekannt sind, so werden in den mit einer Hacke leicht aufgeritzten Boden die Körner mit der Hand eingelegt; die Erde wird wieder darauf geworfen und leicht zugetreten. Das Übrige überläßt man der Sonne. Daß der Neger in verschiedenen Zweigen des Handwerks, z. B. im Weben, Flechten, selbst Schmieden und im Töpfergewerbe ziemlich beträchtliche Fertigkeit besitzt, ist eine allgemein anerkannte Thatsache, und die großen Kriegsflotten der mächtigen ostafrikanischen Seeen legen auch Zeugnis ab für Kenntnisse im Bau der Wasserfahrzeuge. Leider hat noch kein Negerstamm ein Transportmittel zu Lande erfunden, sondern das ausschließliche Transportmittel ist Menschenkraft, und zwar durch Beförderung auf dem Kopfe. Der Mangel an Kommunikationswegen und geeigneten Verkehrsmitteln ist vor allem ein bedeutendes Hindernis für das Emporkommen des Ackerbaues und seine ausgedehntere Pflege. Wenn einmal Schutz und Sicherheit in jenen Ländergebieten sich dauernd niedergelassen haben werden, wird auch die Kopfzahl der Bevölkerung sich rasch heben.

Zur Einführung von Waren eignen sich fast alle Erzeugnisse europäischer Kunst und Industrie, als da sind: gewobene und gewirkte Zeuge, Flanelle, wollene und baumwollene Wäsche, Decken und Moskitogewebe, Bandeisen und Werkzeuge, Eisen- und Stahlwaren, wie z. B. die verschiedensten Messer, Angelhaken, Näh- und Stecknadeln, Scheren, Arm- und Fußspangen, Flaschen, Gläser, Spiegel, Teller, Schüsseln, Töpfe, Krüge, Salz, Provisionen, Kleider, Schuhwerk, Hüte, Schirme, Uhren, Schmucksachen, Leder- und Galanteriesachen, Toilettengegenstände, Petroleum, Zündhölzer (schwedische), Haaröle und Pomaden, — vor allem aber Rum, Schießwaffen, Munition, Korallen und Glasperlen, kurz alles was Europa produziert, und sei es der obligate Frack und Cylinder, in denen häufig Neger-Gentlemen paradieren. Der Handel ist entweder Tauschhandel oder Handel in bar Geld, in diesem Falle mit arabischen oder englischen Silber- und Goldmünzen. Die Kauris, das früher gebräuchliche Muschelgeld, kommen mehr und mehr außer Kurs und werden ins Innere hinein gebracht, wo sie noch hoch im Werte stehen.

Der Export oder die Ausfuhr der afrikanischen Rohprodukte beschränkt sich hauptsächlich auf Palmöl und Palmkerne, Elfenbein, Affenfelle, Kopal, Ebenholz, Camwood oder Rotholz, Kalabar-Bohnen (eine Gift enthaltende kastanienartige Nuß) und etwas Kautschuk.

Das Volk der Somal, im nördlichen Teile von Deutsch-Ostafrika wohnend, welches sich in seiner Abstammung ziemlich rein erhalten hat, gehört der hamitischen Völkerfamilie an. Seit undenklichen Zeiten bewohnen die Somal die Gebiete Ostafrikas zwischen Abessinien und dem Äquator, der Ostküste einerseits und dem Stromgebiet des oberen Nillaufes andererseits. Da das ganze Volk streng mohammedanischer Religion ist, hat es sich gegen die Nachbarvölker fast ganz abgeschlossen und nur an den Landesgrenzen etwas vermischt.

Nur vorübergehend sind in einigen Küstenplätzen Araber und Hindus als Kaufleute geduldet worden. Da es niemals Reisenden außer dem Baron Claus v. d. Decken, der leider ein so rasches und unglückliches Ende nahm, geglückt ist, mit dem unvermischten Volke in Freundschaft zu leben, so haben sich bis in die neueste Zeit die unglaublichsten Fabeln von diesem Volksstamme erhalten. Wenn ich auch nur 6 Wochen hier gelebt habe, also vielleicht kein kompetentes Urteil besitze, so kann ich doch versichern, daß alle diese Erzählungen wirkliche Fabeln sind. Die Somal sind durchweg ein sehr liebenswürdiger, ordentlicher, reinlicher Menschenschlag, der aber leider eine unbeschreibliche Habgier, die zu zügeln nicht immer ganz leicht ist, besitzt. Das Volk ist nach seiner Lebensweise in Hirten und Städter einzuteilen.

Die Hirtenbevölkerung nomadisiert im ganzen Innern mit ihren großen Herden und hat keine festen Wohnsitze, während sich die Städter in größeren und kleineren Ortschaften an der Küste niedergelassen haben. Jene ist sehr kriegerisch und unternimmt fast jährlich Raubzüge gegen die Nachbarvölker, um Menschen und Vieh zu rauben und diese

dann bei den Städtern gegen Geld, Kleider und andere Handelsgegenstände einzutauschen. Die Städter dagegen treiben Handel nach Indien und Arabien, beschäftigen sich viel mit Haifischfang und Perlenfischerei. Bei den Städtern hat sich die Sitte, alles Fremde zu plündern, dahin gemildert, daß sie zur Zeit nur noch das Strandrecht an ihrer Küste ausüben und von allen ankommenden fremden Schiffen eine gewisse Steuer erheben, welche in Reis oder Matama (indisches Korn) besteht. Diese Abgabe (oder Geschenk) erbittet sehr bescheiden, aber bestimmt einer der älteren auf das Schiff kommenden Somal. Höchst interessant ist es, die Bevölkerung zu beobachten, wenn sich ein Schiff vor dem Hafen zeigt. Zuerst streitet jung und alt, ob es weiter geht oder einläuft, sobald letzteres klar ist, von welcher Station es ist, und was es wohl bringen mag. Nachdem alles hin und her erwogen, stürzt die Jugend in das Meer, um schwimmend das Schiff zu erreichen, während die Männer mit ihren Booten an dasselbe fahren. Auf dem Schiff selbst wogt dann alles hin und her, die kleinen, durchweg schönen Gestalten der Frauen und die straffen, markigen Figuren der Männer; alles wird besehen, angefaßt und beschwatzt. Stehlen thut kein Somal. Nur die ihnen gegebenen Geschenke nehmen sie in ihren Booten mit. Einige Städter haben in der Nähe der Stadt Fruchtgärten, deren Bewirtschaftung den Sklaven obliegt.

Der Typus des Somalhauses ist die kreisrunde, circa 3 Meter im Durchmesser und etwa manneshohe Hütte aus Stangen, Zweigen und Matten. Diese Bauart ist sehr einfach und schnell auszuführen, gewährt Schutz gegen Sonne und Regen und gestattet dem Winde freien Durchzug; denn die Matten unten am Boden lassen sich leicht lüften. Bei der Hirtenbevölkerung findet sich eigentlich nur diese Bauart vor, während der Städter hohe und geräumige viereckige Häuser baut. Die Steinhäuser, die sich die Großen des Landes bauen, stehen unbenutzt, da sie wärmer sind und nicht so luftig.

Ich ziehe auch das einfache Somalhaus in hiesigem Klima jedem Steinhause vor.

Die Kleidung ist sehr einfach, geschmackvoll und besteht fast durchweg aus Amerikano, einem guten, weißen Baumwollenstoff. Der Somal liebt, sich recht phantastisch herauszuputzen, besonders zum Gebet. Geradezu reizend ist die Kleidung der Frauen. Der Kopfputz besteht aus den hübschen, langen, schwarzen Flechten, welche die Frauen in fast undurchsichtigen Netzen verstecken, während die jungen Mädchen die Haare frei tragen. Der meist sehr hübsche Hals, welchen eine Kette von Muscheln oder bunten Steinen ziert (auch Bernsteinketten und andere indische Halsbänder finden sich viel), bleibt ebenso wie Schultern und Arme frei, während der ganze übrige Körper durch eine sehr faltenreich arrangierte Kleidung bedeckt ist. Die Kleidung beider Geschlechter erinnert sehr an die altgriechische.

Die Nahrung der Somal besteht eigentlich nur aus Milch und Fleisch. Das ganze Volk ist daher sehr gesund und kräftig. Aufge-

schwemmte, dicke Gestalten sieht man gar nicht, sondern durchweg hübsche, schlanke Figuren mit vielfach edlen Gesichtern.

Wäre die Bevölkerung nicht schwarz, so könnte sie geradezu schön gefunden werden. In den Städten scheren die Männer ihr Haupthaar oder tragen es kurzlockig, während die Hirtenbevölkerung es lang trägt.

Da der Somal wenig oder gar nicht mit den Händen arbeitet, so hat er auffallend hübsche, kleine Hände. Die Sehnen und Muskeln in Armen und Beinen sind gut ausgebildet, und deshalb ist der Somal sehr zähe und ausdauernd. Ich selbst sah die mich auf meinen Streifzügen begleitenden Somal von morgens 3 Uhr bis abends 10 Uhr, außer 4 Stunden Mittagsruhe, stets auf den Beinen, immer vergnügt und lustig plaudernd und nicht müde, während meine Zanzibarneger kaum vorwärts zu bringen waren.

Der Somal, der streng nach den Vorschriften des Koran lebt, hat meist nur eine Frau, welche ihm den inneren Haushalt führt und die kleinen Kinder erzieht. Sie steht dem Manne vollständig ebenbürtig zur Seite. Wenn mehrere Frauen im Hause sind, so wechseln sie sich tage- oder wochenweise dergestalt ab, daß eine Frau dem Eheherrn Gesellschaft leistet, während die anderen das Hauswesen besorgen. Für alle Beschäftigungen außerhalb des Hauses, wie Kochen, Brotbacken, Holz und Wasser herbeischaffen, sind die Sklaven da, welche außer diesen Arbeiten ein sehr faules und gutes Leben führen. Die Tageseinteilung der Städter beginnt gewöhnlich um 5 Uhr morgens. Nach dem Aufstehen wird gebadet resp. die im Koran vorgeschriebene körperliche Waschung vorgenommen und dann gebetet. Das Frühstück, um 6 Uhr eingenommen, besteht aus Milch, Kaffee oder Thee mit Brot. Den ganzen Morgen bis 11 Uhr verbringen besonders die Männer mit Besuchmachen und empfangen. Da die wenigsten Geschäfte haben, so genieren sie sich gegenseitig nicht. Um 11 Uhr beten wiederum einige, andere lesen im Koran. Von 12—1 Uhr speist der Somal, und zwar in einem großen Haushalt Männer allein und Frauen allein; in kleinen dagegen speist das Ehepaar zusammen, die Kinder zusammen und ebenso die Sklaven. Nach dem Mahle wird eine zweistündige Siesta abgehalten. Da der Somal sehr gesellig ist, so liebt er es, Freunde bei sich in seiner Häuslichkeit zu sehen und zu bewirten, welches zweifelhafte Vergnügen mir gar oft zu teil wurde.

Nach den landesüblichen Begrüßungsscenen erhält der Gast Thee oder Kaffee, dann Kettebettes mit Syrupsauce, ein recht schmackhaftes Gericht, ferner Pfannkuchen von Mehl, Butter und Zucker und zum Schluß wieder Kaffee oder Thee. Die ganze Mahlzeit nimmt man, auf der Erde liegend oder mit untergeschlagenen Beinen sitzend, mit den Händen ohne Messer und Gabeln oder Löffel aus einer gemeinsamen Schüssel ein. In einzelnen Häusern erhält man nach jedem Gericht ein Gefäß mit Wasser zum Händewaschen, in andern nur zum Schluß.

Das Gespräch dreht sich meist um Deutschland oder um Religion. Mit welcher Liebe und Ehrfurcht diese Mohammedaner von ihrem Gotte sprechen, ist achtunggebietend. Hier findet man wirkliche und wahre Frömmigkeit. Sehr gerne sprechen sie auch von der christlichen Religion, und sie haben vor Christus eine sehr große Ehrfurcht. Sucht man das Gespräch auf andere Sachen zu bringen, so stößt man auf Aberglauben oder sehr kuriose Ansichten, welche man besser überhört, als zu widerlegen versucht, denn diese Leute zu überzeugen ist unendlich schwer. Wenn sie auch zum Schluß ja sagen, so beharren sie doch im stillen auf ihrer Ansicht und handeln danach.

Zwischen 3 und 4 Uhr nachmittags ist ein abermaliges Gebet vorgeschrieben, welches jeder einzelne für sich verrichtet. Nur wer Geschäfte hat, besorgt diese jetzt, alle übrigen Männer findet man gruppenweise vor ihren Häusern im Sande sitzend, auch die Frauen besuchen sich in den Häusern oder Hofräumen. Kurz vor Sonnenuntergang versammeln sich alle Männer nach den vorgeschriebenen Waschungen wieder in den Moscheeen und die Frauen in den Häusern zum Gebet. Nach dem Gebet wird die Abendmahlzeit eingenommen, und nach dieser gehen die Kinder schlafen, während die Erwachsenen bis gegen 9 Uhr aufbleiben. Die Erziehung der Kinder schließt sich den Vorschriften des Koran eng an.

Die Somalsprache ähnelt in ihrer Bildung sehr der arabischen, hat aber nur wenige Worte mit dieser gemeinsam, und ich halte sie auch für bedeutend schwerer zu erlernen. Zum Schreiben bedient sich der Somal der arabischen Lettern. Der Somal erkennt außer Gott nur seinen Sultan als Herrn und letzteren auch nicht unbedingt an.

Aus dem Freiheits- und Gleichheitsgefühl entspringt eine gewisse Eifersucht und Habgier, welche keine Schranken kennt und sich bis auf die engste Verwandtschaft, sogar auf Brüder erstreckt.

Wer einem Somal ein Geschenk macht, hat alle auf dem Halse, denn alle wollen dasselbe haben.

Der Somal ist sehr stolz auf sich und sein Volk und hat neben diesem Nationalstolze auch eine große Liebe für seine Stammesgenossen. Vergreift sich jemand an einem Somal, so treten sofort alle Anwesenden für denselben ein. Gegen Fremde ist besonders die im Innern wohnende Hirtenbevölkerung scheu wie Kinder, aber gutmütig und freundlich. Der weiße Mann, wenigstens jeder Deutsche, kann hier ruhig ohne Waffen umhergehen. Er lebt hier sicherer als vielleicht in der zivilisiertesten Stadt Europas. Der Sultan regiert, wenn man von einer Regierung sprechen kann, als Despot. Bei jedem wichtigen Schritte oder jeder zu verhängenden Strafe versammelt er das Volk, welches gerade in der Nähe ist. Der älteste und vornehmste Mann trägt der im Halbkreise um den Sultan sitzenden Menge mit lauter Stimme den betreffenden Fall vor. Nachdem dieser geendigt, geben einzelne alte Erfahrene oder Vornehme ihre Ansicht ab, und dann spricht der Sultan, beeinflußt oder unbeeinflußt, sein Urteil, was sofort vollstreckt wird, resp. als Gesetz gilt.

Die Sklaven der Somal führen, wie schon erwähnt, ein sehr bequemes und gutes Leben. Da der Somal das Verhältnis von Herr und Diener nicht kennt, so steht der Sklave, besonders wenn er Mohammedaner ist, seinem Herrn vollständig gleich und ist eher Freund als Diener zu nennen. Der religionslose Neger dagegen steht in einem untergeordneten Verhältnis.

3.

Der ostafrikanische Landmann führt ein weit behaglicheres Leben als der indische vielgeplagte Bauer, der Reiot, und kann in dieser Beziehung den Vergleich mit der großen Masse der Landleute mancher europäischer Länder aushalten. Das gilt freilich nur von solchen Bezirken, welche nicht allzusehr durch den Sklavenhandel zerrüttet worden sind.

Zum Nachtlager dient eine Kuhhaut, und man steht früh auf. Am Tage ist die Hütte kühl und ganz angenehm; beim Schlafengehen wird jedoch der Eingang zugemacht und dadurch die Luft drückend und unangenehm. In der Stunde vor Sonnenaufgang verspürt man Kälte, zündet ein Feuer an und greift sogleich zu dem unzertrennlichen Gefährten, der Tabakspfeife. Späterhin wird der von Binsen geflochtene Thürvorhang weggenommen, und man geht hinaus, um sich von den erwärmenden Strahlen bescheinen zu lassen. Die Dörfer sind stark bevölkert, die Häuser stehen dicht nebeneinander, und die Bewohner derselben können in aller Bequemlichkeit miteinander schwatzen. Etwa um sieben Uhr ist der Tau vom Grase verschwunden, und nun treiben die Knaben das Vieh auf die Weide hinaus, um erst gegen Sonnenuntergang mit demselben zurückzukehren. Abends um acht Uhr genießt man einen Brei, der aus Durra bereitet wird; man nennt ihn Ugali; wer sich Pompe, Bier verschaffen kann, trinkt davon von früh bis spät.

Der Mann hat nach seinem Frühimbiß die Pfeife genommen und ist zur Iwanga gegangen, der großen Halle oder Hütte, welche als Versammlungs- und Gesellschaftsort dient und wohin die Frauen nicht kommen dürfen. Dort verweilt er den größten Teil des Tags über müßig, schwatzt, lacht, schläft und schmaucht Tabak. Nicht selten vertreibt er sich die Zeit durch Spiel, denn das ist seine Leidenschaft. Sehr beliebt ist „Kopf oder Rücken", das er mit einem flachen Steine, einem runden Stücke Zinn oder mit dem Boden eines zerbrochenen Topfes spielt; einige verstehen auch das Bao, welches an der Küste häufig vorkommt: es ist eine Art von Roulette, das man mit starken Marken spielt, auf Tafeln, in welchen tassenförmige Vertiefungen angebracht sind. Unter den Wanyamwezi haben sich manche durch das Spiel so sehr zu Grunde gerichtet, daß sie sich als Sklaven verkaufen mußten, andere haben ihre Mutter gegen eine Kuh oder zwei Ziegen beim Spiel eingesetzt. An Streitigkeiten und Schlägereien ist natürlich bei solchen Belustigungen kein Mangel, sie pflegen indessen unter Bewohnern ein und desselben Dorfes unblutig abzulaufen. Zu anderweitigem Zeitvertreib schnitzelt man an einem Stück Holz, bohrt Pfeifenrohre und umflicht dieselben mit Draht, schert einem Nachbar den Kopf, zieht sich

auch wohl die Haare aus Bart, Brauen und Augenlider, oder putzt an den Waffen herum.

So kommt die Mittagszeit heran, und der Afrikaner schlendert nach Hause, um gegen ein Uhr seine Hauptmahlzeit einzunehmen, welche die Frau für ihn bereit hält. Indessen liebt er es doch sehr, mit anderen beisammen zu sein, und läßt auch wohl die Speisen nach der Iwanga bringen, wo sich dann auch seine Knaben und einige männliche Verwandte einfinden, um an der Mahlzeit teil zu nehmen. Dem Wilden und dem Barbaren ist das Essen die Hauptsache, sein ein und Alles; am Tage denkt er unablässig daran und nachts träumt er davon. Der Magen ist sein Gebieter, und mit Mißgunst blickt er auf jeden, der mehr und bessere Speisen hat als er selber. Seine Hauptnahrungsmittel sind Fisch und Fleisch, Getreide und Gemüse; daneben genießt er Milch, Butter, Honig und einige Früchte, zum Beispiel Bananen und die Früchte der Guineapalme; zur Berauschung trinkt er Pombe, das heißt Hirsebier, Palmwein und Mawa, das ist Pisangwein.

Der arme Mann genießt täglich Getreide, entweder Durra, Mais oder Badschri (Panicum); Weizenbrot haben nur die Araber; Reis wird nicht allgemein gebaut.

Nach der Mahlzeit streckt der Ostafrikaner sich aus, hält einen langen Schlaf, wie am Morgen, und dann raucht er, schwatzt und spielt. Gegen Abend ist alles draußen, um die Kühle zu genießen; die Männer sitzen vor der Iwanga, der Versammlungshalle; die Frauen und Mädchen holen Wasser, setzen sich dann auf kleine Stühle, schmauchen Tabak und unterhalten sich miteinander. Späterhin melkt man die Kühe, macht die Thür zu und geht schlafen; doch sitzen die Männer oft bis in die Nacht hinein um ein Feuer in der Iwanga. Diese Menschen sind noch nicht einmal so weit, daß sie einen Docht kennen oder Fett zum Brennen in ein Gefäß thun; statt der Lampen oder Kerzen bedienen sie sich eines Steckens von dem ölhaltigen Mtata- oder Msasabaume; er ist gelb und hart, hat dichtes Korn, biegsames Holz mit wenig Knoten und wird auch zu Speeren, Bogen und Gehstöcken benutzt. Solch ein Stecken brennt etwa eine Viertelstunde lang mit heller Flamme. Um Mitternacht liegen alle in tiefem Schlafe und schnarchen bis Tagesanbruch. Zur Glückseligkeit gehört ein Rausch bei Tage und Bewußtlosigkeit während der Nacht; man steht morgens früh auf, um schon nach einigen Stunden die Wonne des Schlafes wieder haben zu können.

Bei einem solchen Leben und Treiben würde ein Europäer bald zu Grunde gehen, aber jene Barbaren halten dasselbe aus. Sie haben keinen Branntwein und leiden deshalb nicht an Säuferwahnsinn, und ihr Gehirn strengen sie höchstens bei ihren Glücksspielen ein klein wenig an. Abspannung oder Anspannung der Nerven kommt bei ihnen nicht vor. Die Sommerzeit wird in vollständiger Trägheit verlebt, aber wenn der Winterregen kommt, muß man sich allerdings etwas um das tägliche Brot bemühen. Dann verläßt der Bauer zwischen sechs und sieben

Uhr morgens seine Hütte, manchmal ohne etwas genossen zu haben, weil jetzt Nahrungsmittel seltener werden; er speist erst, wenn er bis Mittag gearbeitet hat und dann wieder heimkommt. Nachmittags arbeitet er wieder ein wenig, und dabei müssen ihm die Weiber helfen. Abends gehen alle unter Gesang ins Dorf zurück.

Zur Zeit des Mondscheines ergeht es dem Afrikaner wie dem Schakal; er wird aufgeweckt und ungewöhnlich regsam. Die Mädchen werden unter Getrommel und Getöse aus den Hütten geholt, um den Tanz mit anzusehen, der übrigens nur höchst selten für beide Geschlechter gemeinschaftlich ist. Bei ihren Sprüngen sind sie allemal sehr ernsthaft, und auch von ihrer Musik läßt sich nicht viel Rühmliches sagen. Sie halten den Takt ganz vortrefflich, aber im Übrigen ist es mit ihrem musikalischen Sinne schlimm bestellt; sie bringen es nicht über die einfachsten und einförmigsten Tonkombinationen hinaus, und auch in dieser Beziehung, wie in allen anderen Dingen, fehlt ihnen das Talent zum Schaffen. Doch muß hervorgehoben werden, daß sie an Harmonie ihre Freude haben; der Fischer singt zum Ruderschlag, der Träger, wenn er seine Last schleppt, die Frau, wenn sie Korn zermalmt. Manchmal sitzen die Bauern am Abend stundenlang im Kreise und wiederholen mit unablässigem Eifer immer und immer wieder ein paar Noten, die sich stets gleich bleiben, und ein paar Worte, die eigentlich nichts bedeuten. Das Recitativ wird vom vollen Chore unterbrochen, der zumeist in Dur singt.

In die Einförmigkeit des täglichen Lebens und Treibens kommt einige Abwechselung durch häufige Trinkgelage und zuweilen durch eine Jagd. Die Gäste versammeln sich früh am Tage, nehmen im Kreise Platz und setzen sich je zu Dreien oder Vieren dicht neben einander, damit die Schale besser herumgehen könne. Der Mwandasi, der Mann, welcher dieselbe füllt und jedem Einzelnen reicht, bedenkt und bedient zuerst die Häuptlinge und Ältesten, welche auch größere Gefäße erhalten als die übrigen. Der Sonso, Trinkbecher, der auch auf Reisen als Feldflasche dient, wird von den Frauen aus einer Grasart, Mawu, oder wilden Palmblättern verfertigt. Die Stengel werden gespalten und zu feinen Fäden gedrillt, welche dann von unten auf zusammengerollt, aneinander gelegt und zusammengebunden werden, so daß das Ganze einem abgestumpften Kegel oder einer türkischen Kappe, dem Fes, gleicht. Häufig wird dieser Becher mit roter und schwarzer Farbe verziert; er ist etwa fünf Zoll tief, hat sechs Zoll im Durchmesser und hält ungefähr ein Quart. Er geht unablässig in der Runde umher, und niemand läßt eine Neige darin; die Zecher machen eine Pause nur, wenn sie schwatzen, lachen, eine Prise nehmen, Tabak kauen und Bhang rauchen. Auf solche Weise vertreibt man sich die Zeit wohl vier Stunden lang, und allemal so lange, bis das für ein solches Fest zubereitete Pombe zu Ende gegangen ist. Dann schwanken die Trinkbrüder mit rotunterlaufenen Augen nach Hause, um zu schlafen. Schwerlich sieht man in irgend einem europäischen Lande so viele Trunkenbolde

wie in Ostafrika; auch die Weiber, welche übrigens nicht in Gemeinschaft der Männer trinken dürfen, haben ihre Pombegelage und berauschen sich.

Jühlke, Lindner, Andersen u. Andree.

4. Sansibar.

Die Sonne sendet ihre Strahlen bereits schräg herab, die Abendkühle tritt ein, und das Treiben der Menschen in den Straßen wird lebhafter, wechselvoller. Wir verlassen das Haus, welches uns bis dahin ein überaus angenehmes, weil kühles Obdach gewährte, und treten im Geleite unserer kundigen Freunde eine Wanderung an, welche uns mit der Hauptstadt und ihrem Leben oberflächlich bekannt machen soll.

Zuerst wenden wir uns, eine enge Gasse durchschreitend, dem Zollhause zu, der Börse Sansibars, dem Mittelpunkte des gesamten Handelsverkehrs, welcher die Völkerschaften von Norden und Süden hier zusammenführt. Nachdem wir das reinliche europäische Viertel verlassen haben, gelangen wir auf einen freien Platz, welcher durch seinen Schmutz und die hier herrschenden Unordnung der uns geläufigen Vorstellungen von morgenländischen Städten vollständig entspricht.

Hier Müßiggang und Verfall, dort Geschäftigkeit und gedeihliche Entwickelung. Das Zollhaus — ein von allem bisher Gesehenen verschiedenes, lebensvolles Bild! Indier in langen, blendend weißen Hemden, Araber, Neger, Perser und Europäer sieht man in regstem Verkehre. Vor mächtigen Wagen sitzt der Banian Ludda, eine behäbige Gestalt, der Vertreter des indischen Zollpächters, und läßt sich von seinem Gehilfen die Waren vorwiegen, von welchen er Zoll erhebt. Scharen von Arbeitern vermitteln die Ab- und Zufuhr. Elefantenzähne von zwei bis acht Fuß Länge, roter Pfeffer, Gewürznelken und Simsimsat in spitzigen Mattensäcken, riesige Thontöpfe voll ausgelassener Butter, Kopal in Säcken und Kisten, Baumwollenzeuge in Ballen, Häute und Sklaven: das sind die Haupthandelsgegenstände, welche den weiten Hof beengen und in immer neuer Menge vom Strande her aus soeben angekommenen Fahrzeugen herbeigeschleppt werden.

Im Zollhaus regt sich hundertgestaltig das Leben, schwirrt es wie Bienen durcheinander, vom Morgen bis zum Abende wogt es, ohne Unterbrechung fast, von Kommenden und Gehenden, tauschen Europa Asien und Amerika ihre Schätze mit Afrika!

Laute Rufe: „sumilla, sumilla" (macht Platz, macht Platz)! Geschäftige Lastträger wollen sich einen Weg durch das Gedränge bahnen. Diese sogenannten Kuli, meist aus Hadramaut im südlichen Arabien stammend, sind rüstige, kräftig gebaute Menschen. Schweißtriefend, jedoch unter stetem Gesange, traben sie mit gleichmäßigen Schritten vorüber, immer zu je zweien oder vieren auf ihren Schultern eine lange Stange tragend, in deren Mitte mit Kokosstricken die

Warenbündel befestigt sind. Der Vorderste singt im Takte der Schritte schnell die erste Hälfte eines kurzen Verses und bricht mitten im Worte ab, welches jedoch, unmittelbar darauf einfallend, der Hintermann fortsetzt. Anfangs erscheint dies Gebaren sonderbar und spaßhaft; bald aber sehen wir ein, daß ohne Gesang und strenges Takthalten die Schwingungen der Last unregelmäßig werden und den schnellen Lauf der Träger hemmen würden.

Ohne gestoßen und getreten worden zu sein, haben wir uns glücklich durch das Gewühl gearbeitet und einen kleinen Platz hinter dem Fort erreicht. Auch hier herrscht reges Leben und Treiben; aber der Aufenthalt ist weniger gefährlich als auf der engen Straße, weil die Menge nur aus feilschenden Marktleuten besteht. Man verkauft übelriechenden, getrockneten Haifisch, die riesige Jack- oder Stinkfrucht und an Ort und Stelle fertig gekochte, einfache Gerichte, welche ebenfalls keine für uns erträglichen Düfte verbreiten, so daß wir uns, wollend oder nicht, genötigt sehen, dem unser Auge fesselnden Getriebe zu Gunsten unserer Nase baldmöglichst den Rücken zu kehren.

Wenige Schritte bringen uns auf einen nach der See zu sich öffnenden freien Platz, in dessen Mitte sich ein schlanker Mast erhebt, geziert mit der blutroten Flagge des Sultans. Zur rechten Hand liegt der neue Palast des Herrschers, vor uns der alte, welcher bereits von Seid Said, dem Vater Seid Madjids, erbaut wurde. Beide können als Muster arabischer Bauart dienen. Sie wirken hauptsächlich durch ihre Massenhaftigkeit und durch die blendende Weiße der Übertünchung, beleidigen aber bei genauer Betrachtung den Schönheitssinn durch ihre schiefen und krummen Linien und die Ungleichmäßigkeit der Bogen und gewähren, abgesehen von ihren das Dach krönenden Zinnen, dem Auge keinen anderen Ruhepunkt als die zahlreichen, viereckigen Fensteröffnungen. Nur die große Freitreppe des einen und die schöne Schnitzarbeit an der Thür des anderen Hauses sind unserer Beachtung wert. Zu beiden Seiten der stattlichen Eingänge befinden sich lange, gemauerte Sitze, auf denen sich Dienerschaft und Gefolge in gemächlicher Stellung unterhalten, ähnlich wie in manchen unserer Städte die Hausbewohner sich am Abende auf das Plauderstühlchen vor der Thüre niederlassen, um die Erlebnisse des Tages auszutauschen. Auf jenen Steinbänken, Barasa genannt, empfangen die reicheren Araber häufig ihre Besuche; die dann mit Matten und Teppichen belegten Sitzen bieten, wenn sie sich mit den bunt gekleideten Männern bedeckt haben, ein fesselndes Bild.

Die Straße verengt sich. Eine Seite derselben wird gebildet durch ein Anhängsel des alten Palastes, welches den Harem in sich schließt: ein großes, einförmiges Steingebäude mit kleinen, vergitterten Fenstern; die rechte Seite der Straße nimmt der Marstall ein. Ihn dürfen wir betreten; die Stallbeamten empfangen uns sogar sehr freundlich und zeigen uns bereitwillig, was wir zu sehen wünschen. Zu unserer nicht geringen Überraschung fällt uns hier ein fettes, von zahlreicher Ferkelschar umgebenes Mutterschwein zuerst in die Augen.

Was soll das unreine und verachtete Tier unter den reinen und geachteten Rossen? Was soll ein Geschöpf, dessen Namen der Araber nur mit Widerstreben in den Mund nimmt, in Gesellschaft seiner Lieblingstiere? Die Lösung des Rätsels ist eine sehr einfache und erbauliche: man hofft, daß die Schweine dem Geschmacke der bösen Geister, welche möglicherweise in die Pferde fahren könnten, mehr zusagen und so durch ihre Gegenwart die Pferde schützen.

Uns wieder rückwärts wendend, gelangen wir nach der Hindustraße, dem sogenannten Bazar, welcher in südnördlicher Richtung fast die ganze Stadt durchzieht und weiterhin auch einen Ausläufer nach dem Hüttenviertel Malindi sendet. Laden reiht sich an Laden oder Wohnung an Wohnung; denn das eine und das andere ist hier fast gleichbedeutend. Alles liegt offen vor den neugierigen Blicken des Besuchers. Im Vordergrunde kauert auf ebener Erde eine kleine, weizengelbe, in grellfarbene, seidene Kleider gehüllte, in Unreinlichkeit und dumpfer Luft verkümmerte Indierin und wartet der Käufer; den übrigen Platz füllen die verschiedenartigen Waren aus: Reis, Bohnen, Negerhirse, Citronen, Betelblätter, die Früchte der Arekapalme, Droguen und Farbhölzer, Baumwollenstoffe, Töpfe, Teller und was die Bevölkerung Sansibars sonst noch bedarf. Ein Laden ähnelt dem anderen. Er ist ein mit Waren vollgepfropfter Raum ohne Vorderwand, welcher ungefähr zwei Fuß über dem Erdboden erhöht liegt. Die überhangenden Palmenstrohdächer verursachen hier eine fortwährende Dämmerung; ein unbeschreiblicher Schmutz herrscht überall, und die Ochsen, Schafe und Ziegen, gleichberechtigte Mitbewohner der Straße, tragen auch nicht dazu bei, die Annehmlichkeit des Aufenthaltes zu erhöhen, zumal wenn sie, in plumper Dummheit lüstern in die Gemüseläden blickend, Vorübergehenden den Weg versperren.

Es wimmelt hier, abgesehen von den Käufern, zu jeder Tageszeit von Indiern verschiedenen Alters, namentlich aber von Kindern, welche sich, scheinbar ohne jegliche Aufsicht, nach Belieben umhertreiben. Das Erscheinen eines Msungu ist für die muntere Gesellschaft ein Ereignis. Er wird augenblicklich umlagert und schon von weitem mit: „Jambo, jambo, nipe pesa“ (guten Tag, wie ist dein Befinden, gieb mir einen Dreier!) empfangen. Einer der Keckeren verlangt sogar zwei Pesa und dies mit einer so liebenswürdigen Unverschämtheit, daß man sein Bitte unmöglich abschlagen kann. Die Kinder sind, wie die Hindufrauen, in hellfarbige Seidenzeuge gekleidet und mit dicken, silbernen Spangen an Händen und Füßen, mit breiten silbernen oder goldenen Halsringen und ähnlichen Schmuckgegenständen ausgeputzt, betteln aber trotzdem zu ihrem Vergnügen oder um sich einige Naschpfennige zu erwerben, welche die Eltern ihnen verweigern. Doch nur der jüngere Nachwuchs tummelt sich um diese Zeit frei auf der Straße; die älteren Brüder widmen sich ernsterer Beschäftigung. Von der Ferne her schallt uns ein tolles Stimmengewirr entgegen, und bei dem Näherkommen sehen wir eine der Buden erfüllt mit Knaben, welche, ohne aufeinander Rücksicht zu nehmen, ihre Sprüche herplappern. Einzelne, jedenfalls die vorge-

schrittensten, sind beschäftigt, auf mächtigen Tafeln vorgemalte Buchstaben und Zahlen nachzukritzeln und sich so die Anfangsgründe vom Schreiben und Rechnen anzueignen. Der ernste, alte Schulmeister sitzt mitten unter ihnen, lauscht, als ob er hundert Ohren hätte, nach jedem falschen Tone und übersieht scheinbar gleichzeitig alle Tafeln.

Inmitten der Lebenden ruhen die Toten. In der Nähe der Hindustraße liegt ein kleiner, mit Gräbern bedeckter, von ruinengleichen Häusern umgebener Platz, welcher bereits größtenteils wieder mit Gebüsch überwachsen ist. Solcher Friedhöfe giebt es noch mehrere in der Stadt; denn ein jeder hat hier das Recht, die Leichen seiner Angehörigen auf eigenem Grund und Boden zu begraben, und die mohammedanische Sitte ehrt das Andenken der Toten mit ungleich größerer Strenge, als wir. Bei uns zu Lande schont das Wachstum der Städte die Ruhestätten der Toten nicht; unter den Moslemin würde es als unsühnbares Verbrechen gelten, Kirchhöfe in neue Stadtteile umzuwandeln. Selbst jene halbzerfallenen Häuser rings um den Kirchhof herum werden, der mohammedanischen Sitte entsprechend, noch lange Jahre unangetastet bleiben; denn kein Araber fühlt sich bewogen ein Haus, dessen Besitzer während des Baues starb, zu vollenden. Die von lebendigem Grün umrankten morschen Grabsteine inmitten dieser Ruinen erscheinen als sprechende Sinnbilder der Vergänglichkeit. Zur Nachtzeit muß ein solcher Ort, mehr noch als unsere Kirchhöfe, einem Furchtsamen Entsetzen einzuflößen geeignet sein, zumal wenn bei geisterhaftem Vollmondscheine eine der hier so häufigen weißen, speerbewaffneten Gestalten plötzlich aus dem Schatten hervorträte.

Allgemach sind wir in das von Negern bewohnte Hüttenviertel eingetreten. Hinter jeder einzelnen Behausung befindet sich ein Hofraum; eine hohe Wand, welche aus Stangen und daran befestigten, grob geflochtenen Matten besteht, grenzt ihn ab und entzieht das Leben und Treiben der weiblichen Bewohnerschaft unberufenen Blicken; die Männer sitzen, wenn sie nicht in der Stadt oder auf der Pflanzung beschäftigt sind, unter einem vorspringenden Sonnendache in dem vorderen Raume des Hauses, die einen mit Nähen und sonstigen Arbeiten beschäftigt, die anderen schwatzend und faulenzend. Es will uns scheinen, als ob ein Dorf des inneren Afrika hierher verpflanzt worden sei. Zu dem Schmutze und der Unreinlichkeit, welche wir überall bemerken, gesellen sich noch ganz absonderliche Gerüche: der getrocknete Haifisch, die Jackfrucht und die schwitzenden Neger stinken um die Wette. Also hinaus in das Freie, der See zu, von welcher uns eine frische Brise entgegenwehte!

Nach wenigen Schritten liegen die letzten Häuser hinter uns, und vor uns dehnt sich eine sandige, hier und da in frischem Grüne prangende Ebene aus, welche weiterhin durch einen prachtvollen Kokospalmenwald begrenzt wird. Sie läuft in die bereits erwähnte Landenge aus, und da, wo sich diese am meisten verschmälert, leuchtet uns der von fremdartigen Bäumen umstandene Hindutempel entgegen. Zu unserer Rechten rauscht das Meer, den Blicken einstweilen noch durch

einen dichtbewachsenen Kirchhof verborgen, zur Linken dehnt sich die Lagune aus. Der plattgetretene Pfad, auf welchem wir wandeln, führt dem Innern der Insel zu, am Hindutempel vorüber, und teilt sich jenseit desselben in mehrere Arme, welche, wie der Hauptweg, jederzeit belebt sind.

Dieser Platz führt den klang- und bedeutungsvollen Namen Nasimoja (Palme). Nach ihm lenken die Europäer alltäglich ihre Schritte, um reine Luft zu atmen und sich im Abendsonnenscheine der lieblichen Landschaft und des regen Treibens zu erfreuen. Hier giebt es jederzeit etwas zu sehen oder zu beobachten. Dem Naturkundigen bieten die Lagune, das Gebüsch und der Palmenwald der Unterhaltung genug; in der Lagune wimmelt es von buntfarbigen Krabben, in den Büschen rascheln schillernde Eidechsen, im Walde zeigen sich wenigstens einige Vertreter der höheren Tierklassen. Doch selbst der eifrigste Forscher achtet auf das ihn anheimelnde Treiben der Tiere erst später, weil ihm anfänglich die Menschen noch teilnahmswerter erscheinen. Auf einem kleinen, feurigen Esel reitet ein Araber vorüber, seiner Schamba oder Pflanzung zu, die Beine fast auf dem Boden schleifend, so daß es aussieht, als ob das Eselein ihn kaum schleppen könne, zieht ab und zu mit kräftigem Schwunge die Fersen in die Höhe und schlägt sie dem flinken Grautiere in die Weichen, um es zu noch schnellerem Laufe anzutreiben, und ist bald dem Auge entschwunden. Ihm entgegen, von den Pflanzungen her, kommen arabische Frauen an, zur Stadt heimkehrend; auch sie reiten auf Eseln, wie die Männer ihres Volkes, und fast in derselben Weise, nur daß sie zumeist ihre Beine bis zu dem Sattel aufziehen und anstatt der schwächlich erscheinenden grauen schöne, große, weiße, aus Maskat hierher gebrachte Reitesel benutzen. Alle tragen eine reichgestickte Maske vor dem Gesicht und einen Schleier auf dem Kopfe, und alle halten sich so unbeweglich, daß sie mehr bunten, auf den Rücken der Tiere befestigten Kleiderbündeln als lebenden Wesen gleichen; doch ihre dunkelen Augen, welche zwischen Maske und Schleier hervorblitzen, sind unablässig beschäftigt, das ringsum Vorgehende zu erspähen.

In dieses alltägliche Treiben mischen sich Vornehme des Landes, auf prachtvollen Rossen in der dem Araber eigentümlichen Reitart vorübersprengend; auch dieser oder jener Msungu versucht, auf dem Rücken eines eigenen oder dem Marstalle Seid Madjids entlehnten Rosses seine Reiterkünste zu zeigen, um sich die unter diesem Himmelsstriche unumgänglich nötige Bewegung zu verschaffen: kurz, die Nasimoja ist für Sansibar ein Korso, eine Alameda, eine Boulevard, ein Prater, ein Spaziergang im ausgedehntesten Sinne des Wortes.

Bei der Heimkehr klingt uns sonderbare Musik an. Dumpfe Trommelschläge begleiten ein kreischendes Singen und Trillern: eine Ngoma wird gefeiert, eine Festlichkeit, welche ihren Namen von der nie fehlenden großen Trommel (Ngoma) entlehnt hat.

Nachdem wir uns durch das dichte Gedränge Weg gebahnt, sehen wir eine Schar von tanzenden Männern und Frauen vor uns, letztere

aufs beste geschmückt und bemalt, alle erhitzt und schweißtriefend infolge der heftigen Bewegungen und Beugungen des Körpers.

Vor einem anderen, nicht minder dichten Zuschauerkreise vergnügen sich buntgekleidete Suri-Araber mit Tanz und Waffenspiel. Inmitten des durch die Zuschauer gebildeten Platzes springen sie mit eigentümlichen Sätzen umher und lassen die dünnen Klingen ihrer Schwerter in der Luft erzittern, wählen sich einen Gegner und führen plötzlich mit scharfer Schneide einen Hieb nach dessen Beinen; aber zur rechten Zeit springt der Bedrohte hoch empor, und die gefährliche Klinge fegt den Boden. Unmittelbar darauf wird der Angegriffene zum Angreifer; das alte Spiel wiederholt sich und zwar ohne ersichtlichen Wechsel. Derartige Schauspiele sieht man hier fast tagtäglich, insbesondere zur Zeit des Nordost-Monsuns, welcher die arabischen Seeleute aus dem Norden herbeiführt. Anfänglich ziehen den Europäer die Tänze und Waffenspiele auf das höchste an; da sie sich jedoch immer und immer gleichmäßig wiederholen, geht man bald an ihnen vorüber, ohne sie zu beachten. Übrigens werden diese Spiele nur als Vergnügungen des Pöbels angesehen: der vornehme Araber hält es unter seiner Würde, auch nur einen Blick darauf zu werfen.

Die Sonne sinkt hinter den Häusern hinab; wir wenden uns heimwärts. An den verschiedenen Brunnen gestalten sich Bilder, welche uns durch das Getümmel der versammelten, schöpfenden und schwatzenden Schönen an das Vaterland erinnern, so groß der Unterschied zwischen dem jetzt Erschauten und dem von daheim her Gewohnten auch sein mag. Gerade mit Sonnenuntergang gelangen wir an dem Hause unserer Gastfreunde an, und in demselben Augenblicke erschallen vom Palaste des Sultans her Flintenschüsse und ein gellender Lärm: die Leibgarde führt mit Trommeln und Pfeifen einen Zapfenstreich auf, vielleicht um den Gläubigen zu verkünden, daß die Zeit des Abendgebetes gekommen. Unsere Gastfreunde aber prüfen zu gleicher Zeit den Stand ihrer Uhren; denn in Sansibar ist es sechs Uhr abends, wenn die Sonne zu Rüste geht, genau genug für bürgerliche Zwecke, da die Zeit des Sonnenunterganges im Laufe des Jahres kaum um fünfzehn Minuten verschieden ist. Die kurze Dämmerung gestattet uns eben noch, vom Dache des Hauses aus einige Minuten lang die großartige Vogelschau der Stadt zu genießen. Zwischen dem belebten Meere und den mit Palmen- und Gewürznelkenpflanzungen gekrönten Höhen des Innern dehnt sie sich weithin aus, eine wunderbar zackige Masse von Mauerzinnen, pfeilerbegrenzten flachen Dächern und palmstrohgedeckten Giebeln, über welche die nun ihres Schmuckes entkleideten Flaggenstöcke emporragen. Jetzt wird es auch lebendig auf den Söllern; die arabischen Frauen, welche die Sitte des Landes Tags über im Innern des Hauses zurückhielt, kommen hervor, um in der Kühle des Abends zu lustwandeln.

v. d. Decken.

VI. Süd-Afrika.

1. Kapland und der Tafelberg.

Im Kaplande kann man von der Mündung des dem Atlantischen Ocean zufließenden Oranjeflusses ab rings um die Südspitze herum zunächst einen schmalen, niedrigen Küstensaum unterscheiden, der von einem Randgebirge begrenzt ist. Mauerartig steil erheben sich die Ketten desselben aus der Küstenebene, und das zwischen ihnen liegende Längsthal ist sehr tief eingeschnitten. Enge, spaltenähnliche Querthäler, die erst in diesem Jahrhundert mit großen Anstrengungen fahrbar gemacht sind, „Kloofs" (Klüfte) genannt, durchschneiden die Ketten und gewähren einerseits die Verbindung der Kapstadt mit dem südlichen Küstensaum, welchen ein Ausläufer jener Randgebirge von der kleinen Kapebene trennt, anderseits den Zugang zur zweiten Terrasse. Dieser etwa 1000 m hohe, 90—112 km breite Landstrich führt den Namen „Karru", d. h. hart. Nordwärts folgt ein neues Randgebirge, das im Westen Roggeveld-, in der Mitte Nieuweveldberge heißt, nur einen 1800 m hohen Kamm besitzt und erst im Osten den Charakter eines geschlossenen Gebirges annimmt, wo in den Schneebergen der Kompaßberg bis zu 2600 m steigt. Von dem zuletzt genannten Gipfel geht ein Arm östlich zum Meere, ein andrer, weit höherer nordöstlich bis zum Wendekreise des Steinbocks. Nordwestlich von den soeben beschriebenen Randgebirgen dehnt sich das eigentliche Hochland von Südafrika aus, das anfangs eine Hochsteppe bildet und später allmählich in die 550000 qkm umfassende Kalahariwüste übergeht.

Als Südafrikas Felsenende steigt, weit hinaus sichtbar auf beiden Seiten von einer Bucht umgeben, der 1082 m hohe Tafelberg aus dem Meere empor. Seine scharf umgrenzte Würfelgestalt wächst vor den Augen der Seefahrer mehr und mehr empor, und bald auch tauchen noch andre Felsengebilde auf, die die Nähe eines größeren Landgebietes verkünden. Neben dem Tafelberge, der mit dem Kap der guten Hoffnung in den Ocean vorspringt, liegt der zweigipfelige Löwenberg (ca. 700 m hoch) und der vielfach zersplitterte zackige Teufelsberg (über 1000 m hoch). Schroff, wie Riesenmauern einer Himmelsburg, türmen sich die Felsmassen des Tafelberges auf und schimmern hier in der weißen Farbe des Quarzsandes, dort in der gelblichen des Thonschiefergebildes oder in der aschgrauen des Gneises, da die Schichten dieser Gesteine bandartig übereinander gelagert sind. Kahl und nackt schauen die Felswände zu der Stadt hinab, denn nur die Schluchten sind von Farn- und andern Kräutern begrünt und nur die Felsgesimse tragen karges Gebüsch. Das ganze 68 km lange Gebirge wird von Vorhügeln umzogen, die von frischen Wäldern gekrönt werden und von denen herab vielfach auch freundliche Dörfer aus grünen Obstgärten winken. In den nach der Kapstadt zu schroff aufsteigenden Wänden hat der Regen einen tiefen Spalt ausgewaschen. Die Thonschichten wurden aufgelöst und fortgeschwemmt, gewaltige Felsblöcke bedeckten

den Boden der Schlucht, die festeren Granitmassen hielten aber Stand und bilden nun seltsam phantastische Formen an den Wänden der Schlucht. Auf dem feuchten Boden derselben wachsen Binsen, Orchideen, Farn und weiße Strohblumen in großer Fülle, und Pelargonien färben ganze Strecken dunkelrot. — Den Tafelberg zu erklimmen, ist zwar höchst gefahrvoll, aber gegenwärtig schon eine häufig unternommene Partie, die durch eine geradezu bezaubernde Aussicht die großen Beschwerden des Aufstieges belohnt. Unabsehbar dehnt sich vor den Augen gegen Norden, Westen und Süden das Meer, von zahlreichen Schiffen wie von kleinen Schwänen durchzogen; landeinwärts hingegen wird der Blick durch die Mannigfaltigkeit und Seltsamkeit der Landschaftsbilder überrascht. Dieselben haben einen melancholischen Farbenton an sich, da sie in Dunkelbraun, Dunkelblau und Schwarz schattieren und ihnen das saftige Grün unsrer Laubwälder, das ernste Stahlblau unsrer Nadelwaldungen sowie der zarte, mildernde Duft unsrer Fernsichten fehlt. Von der Stadt, die aus weißen Häusern besteht und von Villen mit Cypressen, Obst- und Weidenbäumen umgeben wird, zieht sich ins Innere hinein eine schmale, hügelige Fläche mit dunklen und hellen Flecken, mit Ackerstrecken und sandigen Einöden und verliert sich im Grau der Ferne, wo sich, wie fahle Schatten, die Bergzüge erheben. Aber nirgends blitzt der helle Faden eines Stromes auf. Es ist ein eintöniges, starres, tiefernstes Bild, welches nichts hat von der Anmut unsrer lachenden Berggelände. Wie eine gewaltige Kulisse stellt sich im Nordosten der steile Gebirgsklumpen des Teufelsberges in trostloser Dürre dar, zersplittert durch Regengüsse in zahllose Zacken, Zinnen und Rinnen, nur hier und da von Dornengestrüpp verkümmerter Mimosen umgürtet. Auf den Felsenzinnen aber hocken Haufen von Lämmergeiern und andern großen Raubvögeln, welche nach dem Meere zu auf Beute ausspähen. Freundlicher gestaltet ist die Landschaft gegen Südosten, wo am Fuße bewaldeter Berge die ruhigen Gewässer der Simonsbai sich ausbreiten und nahe dem stattlichen Arsenale die ausgedehnten Weinberge Constantias heraufgrüßen. Ist reichlicher Regen gefallen, so erwachen auf der Bergplatte, vor allem aber in den Rissen des Berges, farbige Heidesträucher, Pelargonien, Lilien und Tulpen mit herrlicher Farbenpracht, aber nur zu bald werden dieselben durch Dürre und Sonnenglut wieder ertötet.

Nach Guthe, Fr. Körner und Fritsch von J. W. O. Richter.

2. Die Bewohner Südafrikas.

1. Die Hottentotten. — 2. Die Buschmänner. — 3. Die Kaffern. — 4. Die Betschuanen. — 5. Die Boers.

1.

Zu den ursprünglichen Bewohnern des Kaplandes gehören die Hottentotten, Kaffern und Buschmänner. Die Hottentotten sollen ein friedliches, harmloses Hirtenvolk gewesen sein; sie sind zum großen Teil

vertrieben, und man sieht sie am Kap nur noch als Diener; mehr im Innern des Landes haben sie sich den größeren Kolonieen angeschlossen, welche Missionare dort anlegten. Sie haben eine gelbbraune Farbe, sind groß und wohlgewachsen, aber von sehr häßlichen Gesichtszügen, haben, wie alle Wilden, verhältnismäßig kleine Hände und Füße, sind sonst aber, wenn auch der Negerrasse verwandt, doch keineswegs dieser angehörig. Die Frauen sind kleiner als die Männer und bei weitem unschöner.

Männer und Weiber reiben sich den Körper mit irgend welchem tierischen Fett und mit roter Farbe ein. In der Wahl ihrer Speisen sind sie nicht lecker und ebensowenig in der Bereitung. Mehrere Wurzeln essen sie ungekocht, das Fleisch gesotten oder gebraten, noch halb roh, Salz und andere Gewürze gebrauchen sie nicht. Sie bereiten einen berauschenden Trank aus Honig und einer Wurzel; aber allem anderen ziehen sie die von den Europäern erhaltenen geistigen Getränke vor.

Das Rauchen lieben sie leidenschaftlich, und selbst die ganz kleinen Kinder werden schon daran gewöhnt.

Das Hauptgeschäft der Männer ist, auf die Herden acht zu geben; spüren sie Raubtiere, so macht der ganze Kraal (Dorf) Jagd darauf, und die Beute wird gemeinschaftlich verteilt. Das große Wild fangen sie in Schlingen oder Gruben, oder sie suchen es aus einem Hinterhalte anzugreifen und mit vergifteten Pfeilen oder Wurfspießen zu erlegen. Bewundernswert ist die Geschicklichkeit, womit sie Spuren aufzufinden und zu verfolgen wissen; wo Europäer nichts zu erspähen im stande sind, verstehen sie an irgend einem Merkmal die Fährte zu bemerken, Mit vieler Mühe und Geduld verfertigen die Männer die Wurfspieße, Assagaie oder Hassagaie genannt, die 2 m lang sind, und ihre $^1/_2$ m langen Pfeile und Bogen. Auch schnitzen sie Schüsseln und Krüge, wozu ihr Werkzeug ein schlechtes Messer ist, das sie mit Geschicklichkeit zu gebrauchen wissen.

Was sie von ihren Herden erübrigen können, gebrauchen sie, wie die Elefantenzähne, um von den Europäern Tabak, Eisen, Korallen und Branntwein einzutauschen; die Kaffern geben dafür Porzellanschnecken, Muscheln und elfenbeinerne Ringe.

Die musikalischen Instrumente sind ziemlich einfach, das hauptsächlichste derselben ist die oder der G o r r a, ein Bogen welcher mit einer Darmseite bespannt ist. An einem Ende ist eine Federkiel befestigt, mit dem Munde saugt man aus diesem Federrohr die Luft und setzt dadurch die Saite in eine vibrierende Bewegung, welche nunmehr einen schnarrenden Ton giebt.

Nach diesem Instrument, nach einem zitherartigen, welches Xuthe heißt, und nach einer Trommel von einem ausgehöhlten halben Kürbis mit darüber gespanntem Fell führen sie Tänze auf, von denen sie große Liebhaber sind.

Vielweiberei ist zwar nicht allgemein, wird jedoch nicht selten gefunden, namentlich bei denjenigen, die reich sind, d. h. große Herden haben; dieselben verlangen mehr Aufsicht und mehr Hände, um genutzt zu werden, und da die Weiber überhaupt nichts weiter sind als die Dienerinnen des Mannes, so hat derjenige, der fünf Dienerinnen braucht, auch fünf Frauen, während der andere vielleicht nur eine oder zwei hat.

2.

Das armselige Völkchen der Buschmänner, die ältesten Bewohner Süd-Afrikas, sind jetzt die Parias unter den eingeborenen Stämmen des schwarzen Erdteils. Kaffern und Hottentotten haben sie aus ihren alten Weidegründen in die Berge und Wüsten gejagt; sie haben diese schwachen Menschen gehetzt und hingemordet wie ein vogelfreies Wild, das ihnen keine Sklavendienste verrichten konnte, und sie zum Tiere selbst erniedrigt. Und doch steckt in diesen abgemagerten Gestalten mit den aufgetriebenen Bäuchen, den eckigen, häßlichen Gesichtszügen und dem unförmlichen Kopfe ein Geist, welcher in vielen Beziehungen dieses Volk über die stammverwandten Hottentotten erhebt. In den schmalgeschlitzten Augen lauert die List, die Züge verraten Entschlossenheit und Mut, und trotz ihrer Verkommenheit haben die Buschmänner in den Zeiten des Verzweiflungskampfes für ihre Existenz eine Kunst gepflegt, welche den ansässigen Stämmen unbekannt geblieben, die Kunst der Malerei. Dem Buschmann ist überhaupt ein großes Nachahmungstalent eigen; er weiß mit seiner biegsamen Stimme die Laute der Vögel täuschend wiederzugeben; er kopiert die Bewegungen von Personen oder Tieren und versteht auch die Zeichenkunst. „Ihre Felsgrotten und Höhlen“, sagt Gustav Fritsch, der diesen Kunstprodukten der Buschmänner ein eingehendes Studium gewidmet hat, „sind bedeckt mit den geschickt ausgeführten Skizzen von Menschen und Tieren, welche richtiger aufgefaßt und korrekter gezeichnet sind, als manche altägyptische und indische Malereien. So haben sie denn die weißen Wände jener Höhlen, in denen sie ihre letzte Zuflucht und oft ihren Tod gefunden haben, mit den Bildern von Antilopen und Straußen, von Affen und Hunden, von Menschen und Haustieren verziert; sie schmückten sich ihr eigenes Grab.“

O. Peschel (Völkerkunde, S. 149) nimmt die Buschmänner lebhaft in Schutz gegen die Herabsetzung derselben durch manche Geographen. „Nur in der Kalahari-Wüste verkümmert ihr Stamm bis zu zwerghaftem Wuchs.“ Weiter nördlich bei Ngami-See fanden Livingstone und Chapman hochgewachsene und schöne Menschen unter ihnen. Ihre Haltung und ihr Auftreten zeugt von dem hohen Selbstgefühl, welches allen in ungeschmälerter Freiheit lebenden Stämmen eigen ist. Zu rühmen ist vor allem ihre strenge Keuschheit.

Der Buschmann führt seinen Namen mit Unrecht; das Land, in dem er jetzt zu wohnen gezwungen ist, die ödesten Teile des Namaqua- und Herero-Landes und die Steppen, welche die Kalahari-Wüste unterbrechen und nach Westen begrenzen, trägt nur wenige Büsche, deren

Schatten breit genug wäre, einen Menschen vor den glühenden Strahlen der tropischen Sonne zu schützen; der Buschmann verkriecht sich in die Klüfte der Berge, in das hohe Steppengras, in das dornige Gestrüpp der Heide. Ein Fell, das über der Schulter hängt, ist seine Kleidung, und eine um den Hals getragene Kette von winzigen Landschildkröten sein Schutz gegen die Angriffe wilder Tiere. Bogen und Pfeile und der Schleuderstock Kirie, mit dem er Vögel und kleinere Tiere jagt, bilden seine Bewaffnung. Der Wald und der Fluß geben ihm die Nahrung; bei Fleischüberfluß ißt er, so lange er kann, und daß ein richtiger Buschmann Unmassen von Speisen zu vertilgen imstande ist, das beweist der aufgetriebene Bauch, der auf eine entsprechende Erweiterung des Magens schließen läßt; aber auch den Hunger erträgt er mit Langmut und Geduld: er schnallt dann seinen Leibriemen enger und schläft.

3.

Bei weitem fruchtbarere Ländereien als die Hottentotten, und Buschmänner bewohnen die Kaffern und ihre Verwandten, deren Sitze sich von der Ostgrenze der Kapkolonie bis zum Sambesi erstrecken. Auch sie durchziehen mit ihren Herden weite Steppengebiete, und binnenwärts auf den wüsten Hochebenen sitzen Stämme, denen der sandgeschwängerte Wind die dunkelbraune Hautfarbe in ein staubiges Kupferrot verwandelt zu haben scheint. Die meisten Kaffervölker haben sich jedoch die wasserreichen Terrassen und Thäler des südöstlichen Afrikas zum Wohnplatz auserwählt; hier stehen die runden Hütten zu Kraalen vereinigt und die Viehpferche, deren Verunreinigung als Verbrechen bestraft wird. Der Kaffer ist Viehzüchter; die schönen Weiden seines Landes ersparen ihm die Mühseligkeiten des Nomadenlebens; er weidet sein Vieh in der Nähe seines Dorfes und raucht dazu, während seine Frauen die Gartenarbeit verrichten, Bier brauen und Hirsebrei für ihren Herrn und Gemahl zubereiten. Es ist ein stolzes, intelligentes und für afrikanische Begriffe auch schönes Volk; seine Geschichte ist eine fast ununterbrochene Reihe großer und auch ehrenvoller Kriege. Von Norden kommend, verdrängte es die Hottentotten und Buschmänner, um dann selbst von den Engländern bedrängt zu werden. Die Holländer hatten mit den Kaffern in Frieden gelebt, weil sie ihre Schwäche einsahen. Als aber die Briten in den Besitz des Kaplandes kamen, da brach der Kampf los in den Dornhecken am Fischfluß, und wenn der Friede geschlossen wurde, dann wußte jede Partei, daß der Vertrag doch nicht gehalten werden würde und daß zehn Jahre später wiederum der Kriegsruf erschallen werde. Zehn Kaffernkriege zählt die Geschichte dieses Jahrhunderts auf, ungerechnet der kleinen Überfälle und blutigen Grenzstreitigkeiten. Trotz der Überlegenheit der europäischen Waffen hat der Kaffer aber sein Selbstbewußtsein, seinen Stammesstolz zu bewahren gewußt.

Von unserer Civilisation haben sie nichts angenommen, als die Feuerwaffen, um sie gegen die Civilisation zu gebrauchen. Über die

bunten Kleider, welche die Engländer ihnen verehrten, lachten sie, trugen sie aber nie; sie sind eben keine Neger. Ihr Geist ist geweckt und begabt; doch was die Kaffern vor Jahrhunderten gewesen, sind sie heute noch, selbst dort, wo sie täglich zum Verkehr mit den Engländern gezwungen sind.*) In der Gesellschaft der Europäer wissen sich ihre Häuptlinge mit einer ungesuchten Würde zu benehmen und eine Sicherheit des Auftretens zu zeigen, die aus einem überaus regen Selbstgefühl entspringt. Ein Kaffern-Häuptling war in England gebildet worden und hatte dort lange nach europäischer Weise gelebt; als er aber in sein schönes Heimatland zurückgekehrt war, da warf er alles Europäische von sich, und das gefleckte Leopardenfell kleidete wieder den afrikanischen Fürsten.

Freilich artet oft dieses Selbstgefühl in Unverschämtheit aus, von der besonders die entfernt von größeren Ansiedelungen lebenden Farmer, die auf Kaffer-Arbeiter angewiesen sind, recht zu leiden haben. So erschien einmal ein Trupp auf dem Gute eines Boers, und der Führer verlangte unter Drohungen von dem Besitzer, daß er sofort das Haus und den Ort räumte, der Kaffer wolle von jetzt an darin wohnen. Der Farmer fügte sich endlich, als er sah, daß auf Hülfe nicht zu rechnen sei, lud seine Sachen auf den Ochsenwagen und machte sich bereit, sein Besitztum zu verlassen. Da rief ihn der Häuptling zurück und erlaubte ihm, dazubleiben; er hätte nur sehen wollen, ob der Boer auch thun würde, was er befehle, und die Kaffern halfen dem Gedemütigten nun sogar die Sachen wieder an Ort und Stelle bringen.

Der Name „Kaffer" ist bei ihnen selbst nicht heimisch, sondern stammt von den Arabern, welche damit (Kaffir = Ungläubiger) die heidnischen Bewohner der ganzen afrikanischen Ostküste südlich vom Äquator bezeichneten. Daß das südliche Dreieck dieses Kontinentes von Völkern bewohnt wird, die, mit Ausnahme der Hottentotten und Buschmänner, unter sich verwandt sind, daß vom Kongo bis zur Straße von Mosambique nicht bloß die Sprachen der Eingeborenen auf eine von den Neger-Dialekten streng zu scheidende gemeinsame Ursprache zurückweisen, sondern daß die Bewohner auch in ihrem Gesichtstypus, wie in ihrem Charakter wesentlich von den Negern abweichen, ist eine der wichtigsten Entdeckungen, welche die Anthropologie in Verbindung mit der Sprachwissenschaft gemacht hat.

4.

Die Betschuanen in Südafrika sind ein aufgewecktes, gutgelauntes Volk. Sie sind von guter Körperbildung, haben gefällige Züge, besonders glänzende Augen und Zähne; ihr Haar ist kurz und wollig, ihre Hautfarbe ein helles Kupferbraun. Ihre Tracht besteht der Hauptsache nach aus einem Mantel von Fellen, Karoß genannt, den sie in

*) In neuester Zeit hat sich dieses geändert, und die Kaffern zeigen sich so civilisationsfähig und -bedürftig, daß sie bereits eine eigene Zeitung „Isigidimi" in Port Elisabeth erscheinen lassen.

geschmackvoller Weise um die Schultern werfen. Der Kaross wird von beiden Geschlechtern getragen; daneben dient den Männern ein Lendengürtel und den Frauenzimmern ein kurzes Röckchen oder Schurz, ebenfalls von Fellen gemacht. Das Schuhwerk besteht aus Sandalen von Büffel- oder Giraffenhaut. An Armen und Beinen tragen sie kupferne, messingene oder eiserne Ringe und andern selbstgefertigten Zierat. Die Weiber beladen sich außerdem noch mit so viel und so dick gewundenen Schnüren von Glasperlen, daß ihnen ihr Putz zur wahren Last wird. Aber diese Last wird gern ertragen, denn sie ist ein Zeichen von Wohlhabenheit, und die Ärmeren, die sich weniger beladen können, suchen ihren bevorzugten Schwestern insoweit gleichzukommen, daß sie den watschelnden Gang künstlich nachahmen, welchen jene wegen der Belastung der Beine anzunehmen gezwungen sind. Die Männer tragen nur wenig Perlen um Hals und Arme, behängen sich aber mit einer Unzahl der verschiedensten Kleinigkeiten, welche größtenteils Amulette sind, deren jedes zu irgend einem Zwecke heilsam und gut sein soll. Dazu kommt schließlich die unentbehrliche Schnupftabaksbüchse; denn der Betschuane ist ein leidenschaftlicher Schnupfer, und ein Geschenk an Tabak ist ihm fast das Liebste, womit man ihn erfreuen kann. Hat einer ein Stück Tabak erlangt, so mahlt er ihn sogleich sorgfältig zwischen zwei Steinen und vermischt ihn sodann mit Holzasche, die erst die rechte Würze giebt.

Wenn das Fabrikat fertig ist, so drängen sich die Bekannten nach einer Prise herbei. Sie schütten das Pulver in die hohle Hand, und mit einem eisernen oder elfenbeinernen Löffelchen, das sie ebenfalls am Halse tragen, führen sie es bedächtig in ganz kleinen Partikelchen so lange in die Nase, bis ihnen dicke Thränen über die Backen laufen, wodurch dann das Vergnügen den höchsten Grad erreicht hat. Eine solche Schnupfgesellschaft zu stören, würde als eine der größten Ungezogenheiten betrachtet werden. Die Tabaksbüchsen bestehen entweder aus einer ausgehöhlten Palmfrucht oder aus einem ganz kleinen Kürbisse. Auch das Rauchen wird vielfach geübt, doch weniger leidenschaftlich, was die Männer betrifft, dagegen sind die Weiber darin ausgelernt.

Beide Geschlechter gehen barhaupt und vollenden ihren Aufputz dadurch, daß sie den Kopf und den ganzen Körper reichlich mit Fett oder Butter einsalben. Manche Stämme vermischen das Fett mit rotem Ocker und geben sich so ein Ansehen wie die roten Indianer, Andere benutzen als Zusatz oder als Puder die schillernden Schüppchen einer Art Glimmerschiefer und werfen sich so buchstäblich in Glanz. Die Männer gehen gern bewaffnet; sie führen einen Schild aus Büffel- oder Giraffenhaut, ein Bündel Assageien (Spieße), eine Streitaxt und einen Kerri, d. h. eine Art Keule zum Werfen. Die Form des Schildes ist bei einigen Stämmen oval, bei andern rund; die Assageien sind teils leicht gearbeitet und dienen als Wurfspieße, womit ein geschickter Krieger seinen Mann auf hundert Schritte zu treffen weiß, oder sie sind stärker in Schaft und Klinge und werden als Lanze gehandhabt. Die Streitaxt ist sauber gearbeitet und hat einen Stiel aus dem Horne des Rhinozeros.

Waffen und sonstige Werkzeuge werden von einheimischen Schmieden gearbeitet, und die Eisenerze dazu werden in den bergigen Gegenden gefunden. In der Schmiedekunst zeichnet sich besonders der Stamm der Bakatla aus, welcher großenteils die Nachbarstämme mit Eisenwaren versorgt. Die Erze werden in irdenen Tiegeln geschmolzen; ein großer Teil des Metalls geht in die Schlacke, und nur das beste und reinste wird verwendet. Man benutzt eine Art doppelten Blasebalg, der aus zwei Säcken von Tierfällen besteht, woran das lange Horn der Oryx-Antilope als Windrohr dient. Der Blasebalgführer kauert zwischen den beiden Säcken und bewegt sie wechselsweise auf und nieder. Hammer und Amboß vertreten zwei Steine. Trotz dieser Urform einer Schmiede sind ihre Speereisen, Streitäxte, Messer, Nähnadeln u. s. w. ganz nett gearbeitet. Die Männer dieses Stammes schneiden aus festem Holze große Schüsseln aus.

Die verschiedenen Stämme wohnen in größern und kleinern Dörfern beisammen; die Wohnungen sind runde, mit Schilf oder Binsen gedeckte Hütten. Fußboden und Wände sind, letztere auf der Innen- und Außenseite, mit einem Gemische von Thon und Kuhdünger bekleidet; der Eingang ist nicht höher als 1 m bei 75 cm Breite. Jede Hütte ist mit einem geflochtenen Zaune und das ganze Dorf mit einer dichten Hecke von dornigen Akazien zum Schutze gegen Löwen und andere wilde Tiere umgeben. Die Kinder bauen sich rund um die väterliche Hütte an, und je größer die Nachkommenschaft, desto stolzer ist der Vater darauf; denn Kinder werden als der größte Segen angesehen und stets mit vieler Liebe behandelt. Oft nehmen die Eltern die Namen ihrer Kinder an und nennen umgekehrt diese Ma (Mutter) oder Ra (Vater). Gegen die Mitte eines solchen Kreises von Familienhütten ist der K o t l a, ein Platz mit einer Feuerstelle, wo alles beisammensitzt, arbeitend, essend oder plaudernd. Ein Armer hält sich zu dem Kotla eines Reichen und wird von diesem wie sein Kind behandelt. Ein Kreis solcher Hüttenkreise (denn der Betschuane legt alles rund an) mit einem großen Kotla oder Versammlungsplatze in der Mitte bildet das D o r f oder die S t a d t.

Rindvieh ist das Hauptbesitztum und der Stolz der Betschuanen, und kann er hierzu noch ein „wanderndes Haus" (d. h. einen Wagen) erschwingen, ein Ding, daß ihm vor seiner Bekanntschaft mit den Weißen fremd war, so ist er ein reicher Mann. Die Rinder werden lediglich von den Männern gewartet und gemolken; ein Weib darf nie einen Fuß in die Viehhürde setzen. Außerdem beschäftigen sich die Männer, wenn sie nicht in Fehde mit irgend einem Nachbarstamme liegen, mit der Jagd und der Zurichtung der Häute wilder Tiere. Die Karosse oder Fellmäntel sind ein beliebter Tausch und Handelsartikel.

Die Weiber verwenden ihre Zeit hauptsächlich auf die Abwartung ihrer Felder und Gärten, in denen sie Mohrenhirse, Kürbisse, Wassermelonen u. dgl. ziehen. Das Einbringen der Ernte, das Mahlen der Körnerfrüchte gehört ebenfalls zu ihren Obliegenheiten, nicht minder

das Aufbauen der Hütten und das Herbeischaffen von Brennstoffen. Ihre Feldbestellung ist eine höchst einfache: mit einem Werkzeuge, das sich als eine Krauthacke mit einem oder zwei Stielen beschreiben läßt, hacken sie hier und da den Boden auf und werfen den Samen hinein. So sieht man die Weiber reihenweise in den Feldern ihre Hacken im Takte schwingen und hört die muntern Gesänge, mit denen sie sich ihre Arbeit würzen.

Die Toten werden bei den Betschuanen gewöhnlich begraben. Die hierbei vorkommenden Ceremonien sind nach der Örtlichkeit, wie nach dem Range des Verstorbenen verschieden; in der Regel verlaufen sie folgendermaßen. Wenn die letzten Momente des Kranken herannahen, so bedeckt man den Körper mit einem Felle oder Netze und hält ihn in sitzender Stellung, die Knie unter dem Kinne, bis das Leben erloschen ist. Dann wird sofort das Grab gegraben, oft gleich in der Viehhürde oder in der Hütte des Verstorbenen. Nachdem die Wände des Grabes mit einem gewissen Zwiebelgewächse abgerieben worden sind, wird die Leiche in sitzender Stellung, mit dem Gesichte nach Norden, hineingebracht und das Grab mit Erde aufgefüllt, welche zwei Männer festtreten. Sowie die Auffüllung vorschreitet, wird die Decke von der Leiche allmählich weggezogen. Einige Zweige, Wurzeln u. dgl. kommen mit in das Grab. Ist der Hügel fertig, so bücken sich die Umstehenden und streichen mit den Händen die umherliegenden Erdreste auf denselben zusammen. Dann kommt ein großes Wassergefäß mit einer Zwiebelabkochung; Männer und Weiber waschen sich die Hände und Füße und rufen dazu: Pula! Pula! (Regen). Eine alte Frau bringt dann die Waffen des Verstorbenen, Bogen, Pfeile, Streitaxt, Lanzen, auch verschiedene Gartensämereien und andere Dinge; die Anwesenden wenden sich nun zum Grabe und sagen: „Da sind alle deine Sachen!“ Schließlich werden diese Dinge wieder weggebracht, Gefäße mit Wasser werden über das Grab ausgeleert, und alles zieht sich unter den Klagetönen der Weiber zurück.

5.

Der **Bauer** (Boer) steht in seinem Äußern entschieden einzig in der Welt da, er bildet die riesigste, kräftigste Rasse, die ich je gesehen. Ich hatte verschiedentlich Gelegenheit, bei Nachtmahl oder Konfirmation viele Hunderte von Bauern zusammen zu sehen, und obgleich ich selbst beinahe 6 Fuß hoch in den Strümpfen stehe — in der Gesellschaft kam ich mir vollkommen wie ein Zwerg vor. Hünen, Riesen u. dergl. sind Ausdrücke, die mir gar nicht genügen, denn es war weniger die kolossale Größe und Breite, als die stiermäßige Kraft der Männer, die mir imponierte. Ich habe Händchen gesehen, die einen bei den Hörnern gefaßten Ochsen umwerfen können und deren Handschuhmaß mindestens Nr. 24 sein würde. Dabei sagte mir der Besitzer derselben halb verlegen, halb ärgerlich: „O, Neffe, ich kann doch die kleinsten Sachen anfassen, ohne sie zu zerbrechen.“ Ich mag hier einfügen, daß man den Familienvater „Ohm“, seine Gattin „Tant“ nennt, während die

jungen Leute mit „Neef“ und „Nicht“, „Nichtje“ angeredet werden, das beruht natürlich auf Gegenseitigkeit. Der respektvolle Titel ist „Baas“.

Was das schöne Geschlecht angeht, so übertrifft dasselbe das männliche ganz entschieden noch an Körperfülle. Wenn die Gattin ihrem Gebieter das erste Dutzend Kinder geschenkt hat — darunter bleibt es selten —, dann setzt sie sich in den Lehnstuhl des Hauses und, wenn es irgendwie möglich ist, bewegt sie sich in ihrem ganzen Leben nicht mehr. Morgens steht sie auf, ihre Toilette ist rasch beendet, da sie sich nie wäscht und in den Kleidern geschlafen hat. Sie watschelt dann in ihren Lehnstuhl, läßt sich im Winter ein Kohlenbecken unter die Füße schieben, nimmt dreimal täglich an der Mahlzeit, die aus Fleisch, Mais, Reis, Eiern und Milch besteht, rührigen Anteil, trinkt in den Zwischenpausen 15—30 Tassen Kaffee und legt sich bei Sonnenuntergang wieder ins Bett, ohne oft während ganzer Monate auch nur einen Schritt mehr, wie gerade nötig ist, zu thun; den lieben, langen Tag hockt sie im Sessel, denkt an nichts und thut nichts. Daß bei einem solchen Leben eine Verfettung des Körpers eintritt, ist leicht verständlich, und Kolosse von 300 Pfund sind gar nicht ungewöhnlich. Die Söhne und Töchter der Bauern sind unbeholfene und schmutzige Riesenkinder; ich lernte indes auch einige junge Damen kennen, die recht hübsch und dabei durchaus nicht schüchtern waren. Merkwürdig ist es, daß diese unverwüstlich aussehenden Leute nicht entsprechend gesund sind, zumal einige europäische Krankheiten, die ihnen meist wieder von den Farbigen übertragen werden, viel Unheil unter ihnen anrichten.

Der Bauer hält viel auf das, was wir Etiquette nennen würden. Kommt man, sei es zu Pferde oder im Wagen, bei einer Farm an, wo man seinen Tieren etwas Erholung, Futter oder einen Trunk Wasser gönnen will, so wird man den Boer, der ebenso wie seine Gattin nichts zu thun hat und den ganzen Tag Pfeife raucht, Kaffee trinkt und sich langweilt, meist vor der Thür seines Hauses aufgepflanzt finden. Man glaube nun nicht, daß die Leute in gemütlichen, hübschen oder gar reinlichen Bauernhäusern leben. Nein, im Gegenteil, die meisten wohnen in elenden, strohgedeckten Hütten aus Lehm (Modder), der Boden ist festgestampfte Erde, die zolldick zum Schutz gegen allzuviel Ungeziefer mit frischem Kuhdünger beschmiert ist; eine niedere Thür, die nach niederrheinischer Sitte horizontal in zwei Hälften geteilt ist, so daß man die obere unabhängig von der unteren öffnen kann, und zwei Fenster, oft ohne Scheiben, zieren die Front, während in die Rückseite nur einige dürftige Luftlöcher gebrochen sind. Beim Eintritt befinden wir uns im Wohn- und Eßzimmer; die Küche, wo der ewige Kaffeetopf über brennendem, aber nicht angenehm riechendem Schafmist brodelt — Holz giebt's ja nicht — liegt meist linker Hand, während der Rest des Hauses von dem oder den Schlafzimmern eingenommen wird.

Der alte Bauer ist im Ochsenwagen geboren und groß geworden,

er hat daher auch die alten Zigeunermanieren beibehalten. Oft schläft die ganze Familie in einem Zimmer; jeder schläft in seinen Kleidern, und auch der reichste Bur würde nie mehr als Rock und Stiefeln ablegen, wenn er in sein Federbett kriecht.

Gegen Waschen hat der Bauer eine unüberwindliche Abneigung; ist er sehr zivilisiert, so erscheint morgens eine Hottentottin und setzt eine Waschschüssel aus Blech und einen Kübel mit Wasser auf den Frühstückstisch. Der Baas des Hauses taucht die Finger in den Kübel und wäscht sich die Augen aus, darauf nimmt er einige kräftige Mundvoll Wasser und bespritzt damit, über die Schüssel gebeugt, seine Hände; dann folgt sein Sohn Nr. 1 und wäscht sich in diesem selben Wasser; die ganze Familie macht so den Prozeß durch, der Wasserkübel wird immer leerer und das Waschbecken immer voller, und zum Schluß wendet sich dann der Hausherr, wenn er gerade sehr liebenswürdig gestimmt ist, an den fremden Gast: „Zal die Doctor ook en beetje water gebruike?“ Der Doktor zieht aber vor zu danken.

Im allgemeinen wäscht der Bauer mit Weib und Kind sich überhaupt nur an hohen Festtagen. Es giebt natürlich Ausnahmen hiervon; es giebt Bauern, die sich täglich waschen und deren Töchter sehr appetitlich aussehen, und es giebt Bauern, die sich in Felle und Leder kleiden und nie waschen; jedenfalls ist die dem Fremden zuerst in die Augen (und Nase) fallende Eigentümlichkeit des afrikander Bur seine widerwärtige Unreinlichkeit.

Aber kehren wir zur Beschreibung eines ersten Besuches bei dem Bauer zurück. Wir nähern uns dem Hausherrn und bieten ihm, natürlich ohne den Hut zu berühren, die Hand mit den Worten: „Dag, Ohm!“ Ohne sich weiter zu bewegen, wird er seine Nr. 24 ausstrecken und nachlässig sagen: „Dag, Neef!“ Dann beginnt ein wahres Examen, und zwar ein Fragen, das kein Ende zu nehmen scheint, und das mit der größten Unverfrorenheit von jedem einzelnen Bewohner des Hauses stets wieder von neuem aufgenommen und fortgeführt wird, ohne Rücksicht darauf, ob man schon zwölfmal dasselbe gesagt hat.

Der Baas fängt mit der Ausfragerei an, und zwar ohne jede Spur von freundlichem Interesse, sondern ganz mit der unerschütterlichen Kälte eines neugierigen Inquisitors fragt er: „Wer bist du?“ (Wörtlich: Wer ist du?) „Wo kommst du her? Wo willst du hin? Was hast du bis jetzt angefangen? Was willst du überhaupt hier im Lande? Was willst du auf der Farm hier?“ u. s. w. Man läßt die Pferde dann, nachdem man eins ihrer Vorderbeine eng mit dem Halfter verbunden hat, so daß das Tier mit erhobenem Kopfe stets auf drei Beinen steht und nur langsam hinkend von der Stelle kann, frei ins Feld laufen, wo sie sich alsbald wälzen und zu grasen beginnen, und kehrt zum Hause zurück.

An der Hausthüre angekommen, sagt der Baas: „Komm binne!“

Im Zimmer thront die Dame des Hauses; ohne sich weiter aufzurichten, streckt auch sie die fleischiche Hand aus: „Dag, Neef!“ —

„Dag, Tant!" — Wer bist du?" „Wo kommst du her?" u. s. w. Wiederum muß man das ganze Interrogatorium durchmachen. Dann kommen die lieben Sprößlinge; jedem, auch dem kleinsten Schmierfink, der gerade wie seine Geschwister und Erzeuger die Rechte eben noch als Schnupftuch benutzte, jedem muß man die Hand geben, dabei ist von einem wirklichen Händedruck durchaus keine Rede, die Menschen strecken einem die schmutzige Extremität entgegen, als sei sie tot oder gehöre gar nicht ihnen. Jeder erwachsene Sohn beginnt nun das fürchterliche Fragen wieder, oder die ganze Gesellschaft unterhält sich über den Gast, wie etwa über ein wildes Tier, wobei die Antworten, die er gab, durchgesprochen werden. Man muß stets sagen, man sei verheiratet und habe sechs bis acht Kinder, das macht einen guten Eindruck.

Der Bauer ist ein großer Freund von Medizinnehmen, wenn es nur große Quanta sind.

Die höchste Gunst, deren man als Gastfreund teilhaftig werden kann, ist die, zu einer Tasse Kaffee eingeladen zu werden. Eine der von der Familie benutzten Tassen wird dann von einer von Schmutz starrenden Hottentottin in einem gelblich-grünen Spülwasser „gewaschen", dann reinigt die Hausfrau die Tasse wiederum mit einem Taschentuch, welches sie stets in der Hand trägt und mit dem sie zumal die fortwährend niederrieselnden Schweißtropfen abwischt, der Löffel wird erst „rein" geleckt, dann mit dem Daumen ausgedreht, die Tasse halb voll Zucker geschöpft, Milch hinzugethan und der Rest mit Zichorienabguß angefüllt. Und dieses Gebräu, in dem noch allerhand mögliche organische und anorganische Substanzen herumschwimmen, muß man mit Todesverachtung hinabwürgen, sonst würde man seine Wirte aufs tiefste beleidigen.

Eine andere Liebhaberei der Bauern neben dem ewigen Kaffeetrinken ist ihre Neigung, Süßigkeiten in ganz unglaublichen Quantitäten zu vertilgen. Besucht ein Bauer die Stadt, so kauft er sich alle Taschen voll Zuckerzeug, die er sämtlich leert, bevor er den Weg nach der Farm zur Hälfte zurückgelegt hat.

Die Bauern heiraten in sehr jugendlichem Alter. Sobald ein Jüngling 20 Jahre alt geworden ist, sieht er sich nach einer Lebensgefährtin um. Bälle oder ähnliche heiratsvermittelnde Einrichtungen giebt's nicht; der Bauer besteigt daher sein Pferd, reitet von Farm zu Farm, um sich eine Braut unter den Töchtern des Landes auszusuchen. Man sieht ihm schon von fern an, was er im Schilde führt. Er hat sich auffallend rein gewaschen, der Luxus des wollenen Hemdes wird durch einen Papierkragen, vielleicht selbst durch eine Kravatte erhöht, die Stiefel aus Rohleder werden zur Feier des Tages einmal abgebürstet, der breitkrämpige Filzhut erhält ein neues Band aus blauweißer Seide, und unter den Sattel wird eine neue hellbunte Decke gelegt. So geht's im Galopp nach der nächsten Farm; dort sattelt er ab, trinkt einige Liter Kaffee, raucht ein Dutzend Pfeifen, ißt dreimal mit

der Familie, verschlingt die Töchter mit den Augen und spricht im übrigen so wenig wie möglich.

Nach Sonnenuntergang, wenn Licht in die Stube gebracht und die Familie sich anschickt, sich in die oder das Schlafzimmer zurückzuziehen, dann faßt er sich ein Herz und fragt die Mutter, die natürlich schon lange auf diesen Wunsch wartet, ob sie erlaube, daß er mit Minche, oder wie denn die betreffende Auserwählte heißt, noch etwas aufbleiben (opzitten) dürfe. Der Wunsch wird bereitwillig erfüllt, verlegen kommt Minche in die Wohnstube zurück, sie stellt ein Licht auf den Tisch, setzt sich in eine Ecke des Zimmers und sagt nichts. Der Freier sitzt in der andern Ecke, raucht, spuckt und sagt auch nichts. Aber dennoch hat Minche verstanden, ihrem Courmacher anzudeuten, ob er ihr mehr oder weniger gefällt, indem sie danach die Größe ihres Talglichtes einrichtet: je größer die Kerze, desto länger können sie opzitten.

Am nächsten Morgen sattelt der Bauer sein Pferd und reitet nach einer andern Farm, wo sich die ganze Sache wiederholt, bis er sich endlich darüber klar wird, welche der Mädchen ihm eigentlich am besten gefallen hat. Zu dieser reitet er zurück, bleibt wieder eine Nacht opzitten und macht seinen Antrag ohne viel Redensarten, der natürlich mit Freuden angenommen wird. Am nächsten Kirchgangstag feiert man die Hochzeit. Stirbt ihm später die Gattin, so erwählt sich der Witwer oft schon nach drei Wochen wieder ein neues Weib.

Die alten Bauern haben jedem Kinde meist schon bei der Geburt einige Schafe und ein paar Stück Vieh als Eigentum reserviert, ein Besitz, der im Laufe der Jahre oft zu einem ganz ansehnlichen Vermögen heranwächst. Land besitzt jeder mehr, als er nötig hat; dem Sohne wird ein Terrain angewiesen, auf dem er sein Haus bauen und sein Vieh weiden lassen kann, und wenn ihm das nicht paßt, so spannt er seine Ochsen ein und zieht nach Norden oder Westen in herrenloses Land. Es ist merkwürdig, welche Abneigung der Bauer dagegen hat, irgend welche Nachbarn in seiner Nähe zu wissen. Er will eben unbeschränkter Großgrundbesitzer sein; soweit sein Auge reicht, wenn er es von seinem Lehmhause aus — das ohne eine Spur von Garten oder auch nur einige schattenspendende Bäume da erbaut ist, wo er auf der Wanderung zum letzten Male seine Ochsen ausspannte — über die Ebene schweifen läßt, will er nur eigenes Land sehen, eine fremde Farm in der Nähe wäre ein Nagel zu seinem Sarge, da verkauft er lieber sein Gut und zieht in die Ferne. Das Reisen kostet ihm beinahe gar nichts, denn er läßt sein Vieh auf fremdem Boden weiden.

Daß bei solchem Leben die Geistesfähigkeiten des Bauern sich nicht allzu hoch entwickeln, kann niemand wundernehmen. Dennoch aber liebt er es, und das ist ihm hoch anzurechnen, daß er seinen Kindern eine wenn auch noch so primitive Schulbildung zu teil werden läßt. Schulen giebt es auf dem Lande nicht, dafür findet man aber beinahe auf jeder Farm einen Hauslehrer. Das sind zwar keine großen Weisen und Schriftgelehrten, mehr wie lesen und schreiben kann der größte Teil derselben nicht, und der Bauer gestattet dem Schulmeister unter der

Bedingung, seine Kinder mit diesen Künsten vertraut zu machen, gerne jahrelang, oft bis zu des Lehrers Tode, umsonst auf der Farm zu leben. Diese Kulturträger rekrutieren sich aus desertierten Soldaten, weggelaufenen Matrosen und — selbstverständlich zum größten Teil aus mehr oder minder heruntergekommenen Deutschen. Einer derselben, ein Prachtexemplar, erkundigte sich zuerst, zu welchem Armeekorps die 8. Kürassiere doch im Jahre 1846 gehört hätten, und sagte dann: „Ja, sehen Sie, lieber Freund, ich habe auch einmal bessere Tage gekannt, ich war nicht immer das, was ich jetzt bin, ich kann sogar mit Stolz auf meine Vergangenheit blicken, denn im Jahre 1848 war ich preußischer Feldwebel!"

Die grobe Ungeschliffenheit, durch welche sich die Bauern auszeichnen, mag ein von ihren Vorfahren überkommenes Erbteil sein; den Schmutz haben sie sich auf ihren langen Wanderungen angewöhnt. Ich schüttele lieber zehn Kaffern die Hand, wie einem Bauer, und küsse lieber zehn Kaffernmädchen, oder vielmehr ich küsse lieber ein Kaffernmädchen zehnmal, wie einmal eine Bauerntochter. Von dem Geruch in den Bauernhäusern und dem Schmutz und Ungeziefer zumal in den Schlafzimmern — immer natürlich mit Ausnahmen — kann man sich keinen Begriff machen.

Der hervorragendste Charakterzug des Bauern aber ist seine Frömmigkeit. In jedem Hause findet man Bibeln, und jeden Tag werden im versammelten Familienkreise einige Kapitel, vorzugsweise aus dem Alten Testament, vorgelesen. Der Bauer hält sein Volk für das auserwählte der Schrift, das Gelobte Land liegt oben im Norden, und in den Engländern und Kaffern hat er seine Philister und Amalekiter. Christliche Demut wurde früher so weit getrieben, daß die Töchter des Hauses dem Gaste die Füße waschen mußten. Ganz und gar nicht hiermit im Einklang steht es aber, daß der Bur heute noch, wenn er von „Menschen" redet, sich und seinesgleichen versteht, die farbigen sind nur „Schepsels", Geschöpfe. Ich glaube im übrigen nicht, daß der Bauer seine schwarzen Arbeiter schlechter behandelt, wie etwa die englischen oder deutschen Farmer die ihrigen; oben in Transvaal, wo er noch mit unabhängigen Kaffernstämmen in Berührung kommt und diesen Jahr für Jahr mehr ihrer Weiden und Wiesen abnimmt, da sind Streitereien, Diebstähle und Kriege unausbleiblich, und dieser Kampf ums Dasein wird wohl auf beiden Seiten mit derselben Erbitterung und Rücksichtslosigkeit durchgefochten werden.

Merkwürdig ist, daß sich die Bauern, die außerordentlich stolz auf ihr reines weißes Blut sind, beinahe nie mit den Farbigen vermischt haben; ich glaube, in beiden Republiken giebt es keinen Bauer, in dessen Adern auch nur ein Atom farbiges Blut flösse.

Im gewöhnlichen Leben sind sie mäßig, vielleicht mehr infolge ihrer sehr nahe an Geiz streifenden Sparsamkeit, wie aus sittlichem Gefühl; an Feiertagen habe ich sie aber häufig ganz bedenkliche Massen des allergemeinsten, weil billigsten Schnapses vertilgen sehen. In ihren Adern fließt träges Fischblut; zu einer Leidenschaft schwingen sie

sich beinahe nie empor; Verbrechen gehören denn auch zu den größten Seltenheiten. Ist der Bauer aber einmal gereizt, dann hält Haß und Wut lange bei ihm vor, wie wir das im Kriege der Transvaal-Bauern gegen England beobachten konnten. Die ewige schmachvolle Behandlung und Verfolgung seitens Englands hatte endlich ihr Blut heiß gemacht, und da haben sie nicht geruht, bis sie den letzten Soldaten, es waren allerdings nur wenige, aus dem Lande gejagt oder erschossen hatten; an Gefangenen oder Verwundeten haben sie sich dagegen nie vergriffen. Dieser Sieg ist übrigens jedem Bauer in Afrika zu Kopf gestiegen; er bildet sich ein, Transvaal habe die ganze Macht Englands „besiegt", und er glaubt, es jetzt getrost mit jeder europäischen Großmacht aufnehmen zu können. Zimmermann, Baumgarten, Oberländer und Joest.

3. Ein Sturm am Kap der guten Hoffnung.

Mit dem Passieren des südlichen Wendekreises nahm das gute Wetter von uns Abschied, und jetzt kamen acht lange Wochen, um die wir nicht zu beneiden waren. Bei einer Reise um das Kap der guten Hoffnung, namentlich im Winter, ist man stets schon von vornherein auf keine angenehme Fahrt gefaßt, und man läßt sich gern einen, zwei, auch drei Stürme gefallen. Mein Gott! ohne Stürme würde ja die Seefahrt allen Reiz verlieren; aber ein siebenwöchentlicher Sturm mit Pausen von höchstens sechs bis acht Stunden — da hört alle Gemütlichkeit auf.

Wir waren bereits in die Geheimnisse des Kaps seit vierzehn Tagen eingeweiht, als der Johannistag allem die Krone aufsetzte und uns mit einem Sturm beglückte, gegen den die Hunderte von Stürmen, welche ich in meiner seemännischen Laufbahn erlebt, nur Kinderspiel waren. Jetzt, wo ich an jene Zeit zurückdenke, hat sie viel von ihren Schrecken verloren; manche komische Momente, die damals nicht beachtet wurden, treten nun deutlicher in der Erinnerung hervor und dienen als freundliche Staffage des Bildes; aber die Nacht vom 24. auf den 25. Juni (1860) war die schrecklichste, die ich je erlebt, und der liebe Gott möge mich vor einer zweiten solchen bewahren.

Schon am Morgen des 24. Juni verkündete graues, bleifarbiges Gewölk, das mit seinen weißlichen Kuppen wie eine Mauer im Norden und Westen lagerte, das Herannahen von schlechtem Wetter. Die Kaptauben, Sturmtaucher, Albatrosse und andere Vögel sammelten sich in Scharen hinter dem Schiffe und umschwärmten es mit großem Geschrei. Die See lief in immer höheren Wellen heran und brach trotz des verhältnismäßig geringen Windes mit donnerndem Geräusch zusammen. Das Barometer, dieser treue Führer des Seemanns, fing an zu sinken, und die aufgehende Sonne zeichnete an der starren Wolkenmasse im Westen einen Regenbogen mit ungewöhnlich lebhaften Farben. „Regenbogen am Morgen bringt dem Seemann Not und Sorgen", heißt bei uns ein altberühmtes Sprichwort, und wir säumten denn auch nicht, Vorbereitungen für den kommenden Sturm zu treffen. Dieser ließ nicht lange auf sich warten. Morgens um 10 Uhr fuhren wir noch unter

allen Segeln, und nachmittags um halb 3 Uhr war bis auf zwei kleine Sturmsegel bereits alles festgemacht. Der Sturm heulte in der Takelage, und die See rollte Berge heran, als wollte sie das Riesengebirge körperlich darstellen. Bis jetzt war es eines der gewöhnlichen Unwetter, deren Heimat das Kap ist; aber das stete Fallen des Barometers deutete an, daß wir uns auf eine schlimme Nacht gefaßt zu machen hatten.

Der Himmel zeigte jene gleichförmige graue Decke, die weder Sonne noch Sterne durchläßt und in ihrer starren Ungebrochenheit schwer auf den Gemütern lastet. Es war Neumond, und die Nacht begann schon bald nach 4 Uhr mit seltener Dunkelheit. Der Sturm wuchs stündlich und wühlte eine See herauf, als wollte er den Meeresgrund bloßlegen.

Um 8 Uhr abends begann der erste Akt des nächtlichen Schauspiels. Das hintere Sturmsegel konnte, obwohl es ganz neu war, der Kraft des Windes nicht mehr widerstehen. Es zerriß mit einem Knall, als würde eine Kanone abgefeuert, peitschte mit zwei bis drei gewaltigen Schlägen in die Luft und flog dann, in Stücke zerfetzt, in die dunkle Nacht hinaus. Das Barometer hatte einen tiefen Stand und fiel noch immer schnell. Es wurde uns unheimlich zu Mute; einen solchen Sturm hatte noch keiner von uns erlebt. „Es kann doch nicht härter wehen," sagten wir uns; aber es heulte immer brausender durch die Takelage, und die Wasserberge türmten sich immer höher. Bis dahin war der Wind langsam von Nordost bis Nord gegangen; jetzt sprang er mit einemmale auf Nordwest, und es entstanden dadurch Seen in verschiedenen Richtungen, die das Schiff wie einen Federball hin- und herwarfen und es die furchtbarsten Bewegungen machen ließen. Es war kaum möglich, sich festzuhalten, und das Schiff holte oft 40°—45° nach beiden Seiten über. Ich stand mit dem wachthabenden Offizier und Unteroffizier an der Windseite auf dem Hinterdeck, als gegen 10 Uhr nachts plötzlich eine Sturzsee über das Schiff brach. Wir wurden alle drei von der gewaltigen Wassermasse, die das ganze Deck überflutete, fortgerissen und vollständig in ihr begraben. Durch welches Wunder es geschah, daß wir nicht über Bord gespült wurden, ist mir noch jetzt ein Rätsel. Ich fand mich etwa 30 Schritt weiter in Lee*) unter ein paar Treppen wieder, und als ich mich, halb betäubt und erstickt, wieder an die Windseite gearbeitet hatte, kamen auch meine Leidensgefährten zum Vorschein. Der Offizier war über Deck gehoben und von einer nach den Masten führenden Strickleiter wie in einem Netzwerk aufgefangen worden. Der Unteroffizier dagegen war durch die Wand der auf dem Deck befindlichen Kajüte in die Kammer des ersten Offiziers geschlagen, der auf die unangenehmste Weise geweckt wurde, da das seine Kammer vollständig erfüllende Wasser ihn beinahe erstickte.

Merkwürdigerweise hatte niemand von uns außer einigen leichten Quetschungen Beschädigungen erlitten. Die Sturzsee hatte indessen das Verdeck gründlich aufgeklärt, das Backbordseitenboot**) zerschlagen, das

*) Seite, wohin der Wind weht.

**) Backbord = linke, Steuerbord = rechte Seite des Schiffes.

Steuerbordboot ganz fortgenommen und die eisernen Krahne, an denen es hing, abgebrochen, die zugenagelten Luken aufgebrochen, auch bei ihrer Rundreise eine fabelhafte Razzia unter den auf Deck befindlichen Gegenständen gehalten und das meiste mit über Bord gerissen. Wenn der Augenblick nicht so furchtbar ernst gewesen wäre, hätte man über das Chaos, welches teilweise außenbords, teilweise auf dem Verdeck mit dem nur langsam abfließenden Wasser hin- und herflutete, lachen können. Die verschiedenartigsten Gegenstände sah man hier bei dem Wiederschein der in grünlichem Lichte schäumenden Wogen auf- und nebeneinander schwimmen und bald hier-, bald dorthin geschleudert, bis sie entweder zertrümmert oder über Bord gespült waren. Hier schwabberten ein paar Hühnerställe, deren Insassen ein furchtbares Geschrei erhoben, dort Eimer, Waschtonnen und Kochgeschirr; hier ein aus den Kajüten geschwemmter Stuhl, dort Waschbecken, Betten und Wäsche. Dazwischen quiekten die aus ihren Ställen verschwemmten Schweine, und man hörte ihre durchdringenden Angstrufe bald vorn im Schiff, bald hinten in der Kajüte, je nachdem sie von dem hin- und herflutenden Wasser hier- oder dorthin getragen wurden.

In der Kajüte und in unseren Kammern sah es wo möglich noch schlimmer aus. Die See war in alle gedrungen und hatte mit sich fortgeführt, was nicht niet- und nagelfest war. An Retten war natürlich nicht zu denken. Man hatte genug zu thun, um sich selbst festzuhalten. Alles, was vor der Vernichtung geborgen wurde, waren zwei Schweine, die so in unsere Nähe trieben, daß wir sie greifen und in eine leerstehende Kammer sperren konnten. Alles andere mußten wir ruhig schwimmen lassen, bis sich das Wasser verlaufen hatte. Kaum war dies geschehen, als an derselben Stelle noch eine zweite Sturzsee überbrach, die zwar nicht so heftig als die erste war, jedoch noch Unheil genug anrichtete, da sie bereits Thür und Thor geöffnet fand und leichtes Spiel hatte. Wir hatten uns diesmal festgebunden und kamen daher mit dem kalten Bade davon. Dies Bad war übrigens keineswegs eine Annehmlichkeit, denn das Thermometer zeigte 2° Réaumur. Trotz unserer Regenmäntel und hohen Gummistiefel hatten wir keinen trockenen Faden am Körper, und in jedem der Stiefel befand sich mindestens ein halber Eimer Wasser. An Umziehen war unter solchen Umständen nicht zu denken, und unsere Lage schon darum gerade nicht beneidenswert. Trotzdem fühlten wir uns warm! In zehn Minuten zwei Sturzseen, das war kein Spaß und konnte wohl unheimliche Gefühle erregen. Indessen hatte es bei den beiden Sturzseen sein Bewenden, und das Schiff lag fortan prächtig bei.

Um 12 Uhr mitternachts stand endlich das Barometer still und machte Miene zum Steigen. Wir fühlten uns sehr erleichtert bei dieser Wahrnehmung, aber so leichten Kaufes sollten wir nicht davonkommen. Von 12—2 Uhr erreichte der Sturm seinen Höhepunkt: das war kein Sturm mehr, sondern ein Orkan. Mein Gott! Ich habe nie geglaubt, daß es so viel Wind in der Welt geben könnte. Die ganze See war

ein kochender, glühender Schaum, der Cyklon*) brüllte in der Takelage, daß wir jeden Augenblick erwarteten, er werde die Masten abbrechen oder das Schiff kentern, und wir standen klar, um die Masten zu kappen. Einer unserer Unteroffiziere äußerte: „Das weht nicht, das schmeißt ja heute Nacht Wind!“ Der Ausdruck war bezeichnend. Man sollte kaum glauben, daß ein Fahrzeug ein solches Unwetter aushalten könnte, und bisweilen bezweifelte ich es selbst. Doch die „Elbe“ bewährte sich prächtig; die Pumpe zeigte nicht mehr Wasser, als das Schiff gewöhnlich bei schlechtem Wetter machte, und das war eine große Beruhigung. Aber die beiden Stunden wurden uns trotzdem erschrecklich lang, wie überhaupt die ganze Nacht. Um 2 Uhr morgens stand das Barometer schon wieder auf 785 mm. Das Wetter mußte danach entschieden besser werden, und es sprach dafür auch ein anderes Wahrzeichen: die graue gleichmäßige Decke brach sich, auf fünf Minuten kam der blaue Himmel zum Vorschein. „Wenn nur so viel Blau am Himmel ist, daß man sich eine Jacke davon machen lassen kann, dann wird's auch besseres Wetter“, sagten unsere Matrosen, und sie hatten recht. Die Venus schaute so hell wie eine Sonne durch den Wolkenriß, als wollte sie uns sagen: „Verzagt nicht, hier oben wird über euch gewacht!“ und ihr freundlicher Blick verfehlte seine Wirkung auf die Gemüter nicht. „Da ist ein Stern!“ rief's aus aller Munde in freudigem Tone, und nach wenigen Minuten brach sich auch die Gewalt des Orkans. Wenn auch nur langsam, ließ seine Wut doch nach; es kamen Pausen, die allmählich bis zum Morgen immer länger wurden. Die Wolken zerrissen immer mehr, ein Stern nach dem andern trat hinter ihnen hervor. Bald funkelte im lichten Glanze das ganze Heer am wolkenfreien Himmel, und endlich schimmerte auch die langersehnte Morgenröte im Osten! Gottlob! es wurde Tag — Tag nach einer langen Nacht, der längsten, die ich je erlebte.

R. Werner.

VII. Afrikas Inseln.

1. Madagaskar.

Madagaskar wurde frühzeitig von Stämmen jener großen braunen Menschenrasse bevölkert, welche unter dem Namen der Kaffern das Südende Afrikas inne hatten. Ihnen folgten bald Malayen oder Hova aus den hinterindischen Inseln, die den östlichen Teil der Insel besetzten, während durch das Gebirge des Innern davon getrennt, der Kaffernstamm der Sakalaven den Westen derselben bewohnte.

Nachdem 1826 der langjährige Kampf zwischen den Hova und Sakalaven durch Anerkennung des Hovakönigs Radama I. von seiten aller Stämme beendigt und so ein Einheitsstaat gegründet worden war, begann für die Insel eine Zeit mühesamer, durch innere Kriege häufig gestörter Kulturentwickelung, welche zwar heute eine ziemlich glänzende Außenseite dieses christlich-konstitutionellen Staates zeigt, im Innern

*) Wirbelsturm.

jedoch noch hartnäckig die alte Barbarei bewahrt, obschon die Malagassen schon längst die Tempel der Götzen zerstört und den englischen Presbyterianismus zur Staatsreligion erklärt haben.

Trotz des Einheitsstaates unterscheiden sich die beiden Rassen der Hova im Osten und der Sakalaven im Westen noch scharf in ihren Sitten und physiologischen Eigentümlichkeiten. Die Sprache hat der besiegte Mann von dem Sieger angenommen; der Dialekt der Hova ist über die ganze Insel verbreitet, und nur die Bezeichnung einzelner Gegenstände, für welche die Malayen aus ihrer östlichen Heimat kein entsprechendes Wort mitbrachten, erinnert an die Sprache der afrikanischen Stämme an der Ostküste des Kontinentes. Es hat sich hier dasselbe große Gesetz vollzogen, welches auf die Entwickelung der europäischen Sprachen bestimmend eingewirkt hat, jenes nämlich, daß derjenigen Sprache die Herrschaft sicher ist, welche zugleich die höhere Kultur repräsentiert. Die Sakalaven stehen in geistiger Beziehung unter den Malayen. Otto Kersten, der Reisebegleiter von der Deckens, welcher die Westküste Madagaskar im Jahre 1863 besuchte, berichtet, daß bei ersteren Ackerbau, Gewerbthätigkeit und Handel weit weniger entwickelt seien, als bei den Hova. In Bezug auf die Bildung stehen die Sakalaven den Hova jedenfalls weit nach; nicht einmal ihre Häuptlinge können lesen und schreiben, während diese Künste bei den Hova allgemein verbreitet sind. Ihre Religion ist ein rohes Heidentum, die christliche Lehre hat bei ihnen nicht Eingang gefunden, wie bei den seit längerer Zeit von allerlei Missionaren besuchten Hova, der Mohammedanismus nur an einzelnen Orten und gewiß sehr oberflächlich, da er den Grundeigentümlichkeiten der hiesigen Rasse entschieden widerspricht. Aberglaube ist hier, wie überall in der Welt zu Hause. — Die Sakalaven sind hoch und schlank gebaut; ihre Gesichtsbildung ist nicht gerade schön, aber durchaus nicht negerartig. Ebenso ist das Haar viel länger und zwar kraus, doch nicht wollig, wie bei den eigentlichen Negern, und der Bart ziemlich stark. Beide Geschlechter verwenden viel Sorgfalt auf die Anordnung und Pflege ihres Haupthaares; sie salben es reichlich und flechten es zu dünnen, von Knoten unterbrochenen Strängen zusammen. Europäische Anzüge, welche bei den Hova sehr beliebt sind, sieht man bei den Sakalaven nicht. Die Männer tragen ein Tuch um die Lenden und bisweilen ein zweites togaähnliches, welches sie malerisch um die Schultern schlingen; die Frauen kleiden sich wie die Negerinnen in Sansibar.

Die Sakalaven, deren Gesamtheit etwa 180 000 Seelen zählt, sind zwar ein unzuverlässiges und mißtrauisches Volk, zeichnen sich aber vor den echten Negern durch eine gewisse Verstandesschärfe und die Lebhaftigkeit ihrer Phantasie aus; gewandt, kräftig und ausdauernd würden sie, wenn gut geschult und geführt, sehr brauchbare Soldaten abgeben. Den Hovas zu widerstehen sind sie nicht mehr im Stande, teils weil sie keine stehenden, wohlausgerüsteten Heere haben, teils weil ihre Fürsten nicht untereinander einig sind. Ihre Hauptbeschäftigung besteht in Feldbau und Viehzucht. Sobald ein Schiff in den Hafen

einfährt, kommen die langen, schmalen Boote der Eingeborenen ihnen entgegengefahren, deren Insassen mit der Schnelligkeit und Gewandtheit einer Katze an Bord klettern, um ihre Waren auszubieten: Fleisch, Fische, Krabben, Eier, Milch, Wassermelonen, Speere, Messer und eigentümliche, im Lande gewebte Stoffe. Diese Zeuge, Laï und Ramba genannt, sind außerordentlich geschmeidig und fest; die eine Art hat eine gelbe Naturfarbe, die andere zeigt hübsch eingewebte Muster.

Die Sakalaven sind entweder Fetischanbeter oder verehren ein unbestimmtes höheres Wesen ohne körperliches Abbild; die Malayen hatten ihre Göttermythen aus ihrer östlichen Heimat mitgebracht; wenn auch jetzt das Christentum zur malagassischen Staatsreligion erhoben ist, so bildet es doch für die große Masse der Bewohner nur die Decke, unter welcher sich das alte verworrene Heidentum und ein krasser Aberglaube verbirgt. Was uns die Missionare von der alten Religion der Malagassen erzählen, ist nicht geeignet, einen klaren Einblick zu gestatten; es scheint, als ob die Wesen und Kräfte, denen eine göttliche Verehrung gezollt wurde, je nach den Provinzen und Stämmen sehr verschieden gewesen seien. Hier wurde ein Riese, dort eine Urne angebetet; der eine Stamm glaubte an die Fortdauer der Seele nach dem Tode, der andere an die Seelenwanderung. Der Reisende Leguevel de Lacomb fragte einst den Prinzen Ramanata nach den religiösen Vorstellungen seiner Unterthanen und erhielt zur Antwort: „Wir glauben an zwei Prinzipien, an ein gutes und an ein böses; beide regieren die Welt und sind gleich an Macht; doch nur zu dem bösen, Angatsch, beten wir und opfern ihm bisweilen im Vollmonde einen schwarzen Stier mit einem weißen Fleck auf der Stirn, damit er uns nicht schade; das gute Prinzip, Zanaar, zu verehren ist überflüssig, da es den Willen nicht haben kann, uns Böses zuzufügen."

Den besten Maßstab zur Beurteilung der Kultur eines Volkes bildet das Verhältnis zwischen Eltern und Kinden. In dieser Beziehung stehen die Malagassen hoch über den meisten farbigen Bewohnern Afrikas. Die malagassische Mutter hängt mit einer außerordentlichen Zärtlichkeit an ihren Kindern; geht sie zur Feldarbeit oder befindet sie sich auf der Reise, so trägt sie selbst ihren vierjährigen Buben in einem Tuche auf dem Rücken, sie behandelt die Kinder noch in ihren späteren Jahren mit der größten Zärtlichkeit und entsagt ihrem natürlichen Gefühle nur dann, wenn dies mit dem religiösen Glauben in Zwiespalt gerät. Die Malagassin wird ihr jüngst geborenes Kind kaltblütig hinmorden, wenn es der Wahrsager gebietet. Obgleich die Polygamie besteht, so übt diese soziale Einrichtung auf Madagaskar bei weitem nicht jenen herabwürdigenden Einfluß auf die Stellung des Weibes aus, wie unter anderen Völkern. Die Malagassin ist nicht die Sklavin, sondern die Gefährtin ihres Mannes. An bestimmten festlichen Tagen schenken die Kinder ihrer Mutter eine Münze, welche Fofun damussina (Wohlgeruch des Rückens) heißt, zur Vergeltung der Liebe, welche ihnen in den ersten Jahren ihres Lebens zuteil geworden ist, und mit der größten Pietät wird der Verstorbenen gedacht, deren letzten Willen zu

vollziehen ein heiliges Gesetz ist. Auch die Malagassen feiern ihren Allerseelentag; dann zieht die Familie hinaus zu den Familien ihrer Teuren und glaubt mit den abgeschiedenen Seelen in unmittelbare Beziehung treten zu können.

Die Malagassen sind ein heiteres Volk, welches leidenschaftlich Musik, Poesie und Tanz liebt. Die Burschen und Mädchen singen in Feld und Wald bei der Arbeit, abends versammeln sich die Dorfbewohner in den Hütten, dann treten die besten Sänger hervor und singen die oft gehörten Lieder und Melodien, deren Takt sie mit den Händen schlagen und deren Refrain von der Gesamtheit wiederholt wird. So unvollkommen das Marouvane ist, ein Saiteninstrument, dessen aus Bambusbast gedrehte Seiten über einen armdicken Bambusstock gezogen sind, der malagassische Sklave wird in der Ferne vom tiefsten Heimweh ergriffen, wenn ihn die Töne desselben an die Berge und Wälder seiner Heimat erinnern. R. Zöllner.

2. Die westafrikanischen Inseln.

1. Die Kanarischen Inseln. — 2. Madeira. — 3. St. Helena.

1.

Die Kanarischen Inseln (so genannt von großen Hunden, die die Entdecker dort wild fanden), südwestlich von Marokko, nur 15 M. vom Festlande gelegen, waren schon dem Altertume bekannt und wegen ihres herrlichen Klimas „die glücklichen Inseln" genannt; um 1300 wurden sie von den Genuesen wieder aufgefunden, ihre Urbewohner aber, die Guantschen, mit den Berbern verwandte Westhamiten (von denen man Mumien findet), sind jetzt mit Spaniern (seit 1402) vermischt. Es sind 7 größere bewohnte, 6 kleine unbewohnte, zusammen von ca. 139 Q.-M. oder 7600 qkm mit 280000 E.; sämtlich hohe vulkanische Gebirgsinseln, rasch und steil aus dem Meere aufsteigend; Tenerifa und Canaria ungeheure Trachytkegel, die andern meist Basalt, alle mit großen Lavaströmen, viele mit ungeheuern Kratern, wovon die meisten erloschen sind. Der Pico de Teyde, 3716 m hoch, ist der Zentralpunkt der ganzen Gruppe, der sich aus dem Felde der Verwüstung, dem er entstiegen, majestätisch emporgipfelt, sein Fuß umsäumt von den lachenden Fluren des lieblichen Tenerifa; und im Kreise ringsum all die andern vulkanischen, dem Ozean entstiegenen Inseln, die gleich Monden eines Fixsterns ihn umgeben. Sie sind sämtlich durch eine Menge tiefer, von oben herab strahlenförmig bis unten eingerissener Klüfte (barrancas) durchrissen, zum Teil auch durch weite lachende Thäler gefurcht. Sie haben die reinste heiterste Luft auf der ganzen Erde, und die Seewinde mäßigen die Hitze. Besonders Orotava auf Tenerifa, im reizenden Taorothale, ist eine der reichsten, anmutigsten und gesundesten Gegenden der Welt, 12000 E. Der Pflanzenwuchs zeichnet sich aufs kenntlichste an dem Tenerifa-Pik in 5 Regionen: an der Küste bis 400 m Afrikas Pflanzenformen,

Kokos- und Dattelpalme; etwas höher Pisang, Drachenblutbaum, Zuckerrohr; dann Südeuropas Kulturgewächse bis 850 m, mit Südfrüchten, Weingärten, Öl- und Kastanienwäldern prangend, Myrten und Zypressen, üppigen Mais-, Reis- und Kornfeldern; weiter hinauf immergrüne Wälder bis 1350 m, wo die Lorbeerwälder den südlichen Pflanzenwuchs schließen; dann die Region der Kiefernwälder und Farnkräuter in der Schicht der Wolken und des Schneefalls, bis 1650 m mit nordischen Gewächsen, endlich 3300 m Pfriemenkraut, Zedernwachholder und ein Alpenpflänzchen; auf dem Schneegipfel wächst noch eine Veilchenart.

Der herrliche Boden ist nur zum Teil angebaut, liefert aber reichen Ertrag: Feigen (die wohlschmeckendsten der Erde in Ferro), Datteln, Oliven, Zuckerrohr, Kokosnüsse, Lorbeer, Kastanien, Tabak, Getreide (Ernte im April), Kartoffeln. Auch die Viehzucht ist beschränkt, hat aber schon Kamele; außerdem finden sich verwilderte Esel und Ziegen, Bienen-, Seide- und Cochenillezucht (die Kanarien und Guatemala liefern von dem jährlichen Bedarf $^2/_3$); zahllose wilde (graugrüne) Kanarienvögel und die melodischen Sänger Kapirote, aber auch Heuschrecken aus Afrika. Die 280000 E. wohnen meist zerstreut an den Küsten und in den Landschaften; ihre Arbeit gehört dem grundbesitzenden Adel, wie in Spanien. Der Handel ist meist in englischen Händen.

Die Hauptstadt St. Cruz (17000 E.) und Laguna (11000 E., liegen auf Tenerifa, der größten und reichsten Insel (37 Q.-M., 2000 qkm); las Palmas (18000 E.) befindet sich auf Canaria, der fruchtbarsten und wasserreichsten Insel (32 Q.-M., 1670 qkm). Die Wohnungen sind vieler Orten in den weichen vulkanischen Tuff ausgehöhlt.

Die westlichste, kahlste und dürrste Insel ist Ferro (Hierro), 5 Q.-M.; hier liegt der erste Meridian der Gelehrten, der nahezu die Südostspitze der Insel streift. In neuester Zeit wird jedoch gewöhnlich der Meridian von Greenwich als erster angenommen.

2.

Nördlich von den Kanarischen Inseln liegt Madeira. Wenn man sich Madeira, jenem herrlichen Eilande im Nordwesten Afrikas, nähert, so fällt sofort das vulkanische Gestein in die Augen, aus welchem es besteht und in das vielfach die Meeresflut große Klüfte hineingespült hat. Stellenweise stürzen die Basaltfelsen 630 m tief steil ins Meer hinab. Allenthalben wird jetzt eifrig Zuckerrohr gebaut, da die Weinkultur seit Beginn der fünfziger Jahre nahezu vernichtet ist. Die Berge steigen bis zu 2000 m und waren einst reich an herrlichen Wäldern; jetzt sind die letzteren stark dahingeschwunden und mit ihnen der frühere Wasserreichtum; trotzdem beleben, wo der Wald verschwand, jetzt Ginster und Farn den Boden in dichten Beständen. Die kostbaren Niederschläge der hohen Bergspitzen werden durch Leitungen, die die Berge durchbohren, den Kulturen zugeführt. In den tieferen Teilen der Insel bildet die Batate die herrschende Gartenfrucht, oberhalb der

Gärten, in der Waldregion, setzen Pinien ein, unter denen eine Oxalis den Boden in ein lachendes Rot kleidet. Den schönsten Blick auf Funchal, die Hauptstadt der Insel, gewährt der prachtvolle Park des Grafen Crawathal in Palheiro. Aus dem Parke mit herrlichen Kamelienbosketts und stolzen Araucarien schiebt sich ein Höhenrücken gegen das Thal hin, der mit Pinien bedeckt ist. Von dort schaut man herab in ein herrliches Frühlingsleben und drüber hinaus auf das unendliche Blau des Ozeans, von zahlreichen Schiffen durchzogen. Duftige Pinienwaldungen überziehen die Höhen um den gräflichen Park und stacheliger, glatter Ginster mit gelben Blüten in Menge. Runzeln und tiefere Schluchten durchziehen allenthalben die höheren Gebirgsgrade, die eine westöstliche Richtung verfolgen. Auf den Mauern der Gärten ranken unsre traulichen Brombeeren, und im freien Felde sehen wir die lichtblaue Hortensie und den duftenden Heliotrop ihre Blüten entfalten. Eine großartigere Partie führt an der Kirche S. Antonio vorüber zum Kessel von Funchal und weiter zur hell-leuchtenden Kirche N. S. da Gracias (463 m); dann durch hohes Ginstergebüsch, durch schönen Kastanienwald und öde Steinwüste empor. Plötzlich sieht man zur Seite die schauerliche Tiefe des „großen Corral" gähnen; man steht 1500 m über Meer, 1000 m über der Sohle des furchtbaren Erdfalls. Drüben ist der Abfall zur Tiefe minder schroff, so daß sich ein Saumpfad zur Kirche N. S. de Livramente niederziehen kann, die mit einigen Häuschen wie ein kleines Spielzeug dort unten erscheint. Noch eine kleine Strecke hängt der schmale Weg über diesem Schlunde; dann wendet er sich scharf um die Felsenecke, und man blickt hinab in die Serra d'Agoa. Hierauf folgt er dem scharfen Firste, der beide Thäler trennt; hier, in dem höchsten Vegetationsgürtel der Insel, begegnet uns zum erstenmal die Erika in Baumform, die maderensische Heidelbeere, besonders aber der Lorbeer in mächtigen alten Stämmen. Im Rücken haben wir jetzt die wundervolle Form des Terra de Fora (1462 m) mit Türmen und Zinnen; aus der Felswand rieseln kleine Quellen über den Weg in die geheimnisvollen schwarzen Schatten des Lorbeer. An den Wänden des Pico grande (1800 m) hinziehend, sehen wir lichte, freundliche Kulturen im Grunde des Thales, das sich immer größer vor uns aufthut, bis wir endlich den silbernen Streifen eines Flüßchens bis hinab ins Meer verfolgen können. Durch Waldesschatten führt uns nach drei Stunden dieser berauschend schöne Weg zu der Paßhöhe Encumedia (1470 m). Fürwahr, die alten verwitterten Berghäupter Madeiras mit den blinkenden Lorbeerkränzen um die Stirn werden sich der Erinnerung des Reisenden für immer einprägen!

3.

Weit südlicher liegt St. Helena. Einsam erhebt sich diese Insel mitten aus dem Ozean im Dianenpik bis zu 823 m und nimmt einen Flächenraum von 120 qkm ein. Sie bildet eine mit fast senkrechten Wänden aufsteigende, wild zerklüftete Basaltmasse, die im Innern

eine hügelige Fläche und in ihrem östlichen Teile ein Plateau darstellt, das von zahlreichen Kegelbergen im Westen begrenzt wird. Die felsigen Uferwände erheben sich über 300 m über Meer; zahlreiche Schluchten, die der Regen allmählich vertieft hat, durchkreuzen die Insel und machen sie von der See her unzugänglich. Auf der welligen Oberfläche im Innern der Insel wurden von den Ansiedlern Kräuter, Büsche und Bäume angepflanzt, welche, durch reichliche Sommer- und Winterregen genährt, die herrlichsten Früchte tragen; auch unsre Getreidearten gedeihen sehr gut. Zahlreiche Quellen sprudeln aus den Basaltmassen hervor und speisen mehrere hundert Bäche, die sich schon nach kurzem Laufe ins Meer ergießen, das in unmittelbarer Nähe der Ostküste 6500 m tief ist. In den oberen Thalgründen wachsen Eichen und Ulmen, weiter unten nordische Fichten und nubische Tamarisken neben einander, und im untersten Thalgrunde blicken goldgelbe Orangen und Zitronen aus dunklem Laube hervor, duftet chinesischer Thee neben dem westindischen Kaffeebaum, die Ananas Jamaikas neben der schottischen Johannisbeere, gedeiht der Apfelbaum neben dem Granatbaum, schimmern grellbunte Blumen der Tropen in herrlichster Fülle, singen lustige Vögel aus dichtem Felsgebüsch. Die Hauptstadt Jamestown, die 3000 Einwohner hat, wird von hohen Felsenhängen überragt; 700 Stufen führen von ihr aufwärts zu dem wohlbefestigten Leiterhügel; rings um die Insel ziehen sich zu deren Verteidigung starke Batterien. Südlich von der Stadt, in der Nähe des Forts, befindet sich ein höchst romantisches Felsenthal mit einem schönen Wasserfall, „Cricketgrund" genannt. Das Plateau im Osten der Insel birgt das Landhaus Longwood, wo Napoleon I. den Glanz seiner Tage beschließen mußte. In dieser Gegend bauen jetzt Neger Gemüse, Obst und Getreide; westlich von dem Landhause sprudelt im Schatten wilden Gesträuches eine Quelle, die Napoleon entdeckt und bei der er stundenlang verweilt hat. Hier steht auch zwischen Cypressen und Trauerweiden sein Grab; seine irdischen Überreste ruhen freilich seit 1840 in dem Invalidendom zu Paris.

Nach B. Schwarz, G. Pauli und J. K. Beer.

IV.

Bilder aus Amerika.

Allgemeine Übersicht.

1. Horizontale und vertikale Gliederung. — 2. Bevölkerung. — 3. Tier- und Pflanzenwelt. — 4. Statistische Mitteilungen.

1.

Wie die alte Welt auf der östlichen Halbkugel, so liegt die neue, Amerika, auf der westlichen Halbkugel unseres Erdballs. Und zwar bildet Amerika für sich allein eine Erdhälfte, während alle übrigen Weltteile auf der andern Erdhälfte vereinigt, in einander übergehen; Amerika ist eine Welt für sich, die nur in der Polarzone sich Asien auf $12^1/_2$ M., 92 km, nähert. — Ein Blick auf die Karte zeigt, daß, wie die alte Welt der Breite nach ausgedehnt ist von W. nach O., so Amerika sich der Länge nach von N. nach S. streckt, also das Umgekehrte der alten Welt. Vom nördlichsten Punkt des Festlandes auf Boothia Felix bis zum Kap Froward (54° südl. Br.) beträgt die Länge 1900 M., 14000 km. So haben auch die Hauptgebirge der neuen Welt diese, der alten entgegengesetzte Richtung. Während die Alpen und Karpaten, der Altai, Tienschan, Küenlun und Himalaja ꝛc. ostwärts streichen, durchzieht Amerika ein ungeheures Nord-Süd-Gebirge; und auch die großen Gebirgszüge zweiten Ranges im Osten haben vorherrschend die nordsüdliche Richtung. Es sind Meridiangebirge mit geringer Plateaubildung. — Ein Hauptzug der amerikanischen Natur ist die weitverbreitete und großartige vulkanische Thätigkeit in Ausbrüchen und Erdbeben. Im Gegensatz gegen die alte Welt bestehen nämlich die höchsten Gebirge nicht aus Granit, sondern aus Porphyr, Basalt und Trapp, jüngeren vulkanischen Felsarten, die in

Europa nur in niedrigen Gebirgen, oder am Fuße der größeren vorkommen, wogegen in Amerika der Granit nur 3000 m erreicht. — Während in Afrika die Form der Hochebene vorherrscht und Kettengebirge und Hochebenen verbindet, teilt sich Amerika fast zu gleichen Teilen in Gebirgsland und Tiefland, und zwar erscheint jenes meist in der Form von Kettengebirgen, während die Hochebenen mehr zurücktreten. Man gab früher dem Tiefland noch größere Ausdehnung in der Meinung, daß die Riesengebirge plötzlich zu den Tiefländern sich niedersenken. Doch begleiten den Fuß der Gebirge meist Hochebenen, die bald in Terrassen, bald allmählich in das Tiefland übergehen. Das Mississippibecken z. B. ist nur zum kleinsten Teil Tiefland. Aber Stufenländer, wie sie in Europa z. B. die Alpen umgeben und hier den größten Einfluß auf die Entwicklung der Bewohner ausgeübt haben, sind jene Übergangsgebiete nicht, sondern sie liegen der Kulturbewegung fern, und den Charakter der Einförmigkeit behält die Bodenform Amerikas.

In ihrer Mitte zeigt die neue Welt eine Ähnlichkeit mit der alten. Amerika wird durch ein Mittelmeer, das von Inseln umgürtet ist und dessen Teile der Golf von Mexiko und die karibische See sind, in zwei Teile zerlegt, wie in der alten Welt das mittelländische Meer den südlichen Teil Afrika, welcher unverkennbare Ähnlichkeit mit Südamerika zeigt, von dem nördlichen scheidet.

Seiner Gestalt nach besteht Amerika aus zwei Dreiecken, dem nördlichen breiten und dem südlichen zugespitzten, beide durch das schmale Zentralamerika verbunden. Auch diese einförmige Gestaltung ist ein Gegensatz zur alten Welt, da hier jeder Weltteil seine besondere Form trägt. Nordamerika hat infolge seiner Breite mehr Masse als Südamerika; in seinem Norden ist es zwar äußerst gegliedert, aber nicht, wie in Europa und Asien, zu Gunsten des Verkehrs, vielmehr durch die Eisbildung diesen erschwerend. Die größere Masse Nordamerikas ist auch im Innern in großen Strecken aufgelöst durch eine Reihe mächtiger Binnenseen, außer Kaspi und Aral den größten der Welt. Es ist dadurch dem gegenüberliegenden Europa ähnlich und ihm aufgeschlossen; Südamerika dagegen hat beinahe keine Halbinseln und Inseln, ähnlich dem gegenüberliegenden Afrika. Beide Teile sodann sind von Riesenströmen durchflossen, den größten und schiffbarsten der ganzen Welt: Nordamerika vom Missouri-Mississippi, 880 M., 6530 km, Südamerika vom Amazonenstrom, 770 M., 5170 km lang; beide mit ungeheuren Stromgebieten und je zwei Nachbarströmen, zwischen den ausgedehntesten üppigen Grassteppen, somit den reichsten Kommunikationsmitteln. Überhaupt ist Amerika der wasserreichste Weltteil; daher der wüstenärmste, nach Europa bewohnbarste, und wenngleich (außer Australien) noch am wenigsten bevölkerte, sicherlich gegenüber Asien und Afrika — der geöffnetste Weltteil. Merkwürdig scheint auch, wie entschieden er der alten Welt zugekehrt ist. Alle großen Ströme münden in den atlantischen Ozean, dessen Strömung schon nach Europa weist. Und doch hat Amerika

seine Urbevölkerung vom Westen erhalten; im äußersten N.-W., dort wo die Inselgruppe der Aleuten nach Kamtschatka hinüberreicht, ist ohne Zweifel die Brücke der ersten Einwanderung zu suchen. Aber Grönland vermittelte die erste geschichtliche Entdeckung von Osten her, von woher auch Kolumbus kam, um sein „Westindien“ zu finden. Seitdem hat denn auch Europa den größten Einfluß auf Amerika erlangt, hat ein Neu-Europa daraus gemacht.

2.

Die Urbevölkerung Amerikas ist der rote Menschenstamm, eine Rasse für sich, ohne geschichtlich nachweisbare Verbindung mit andern Völkerfamilien. Die Indianer haben straffe, schwarze Haare, untersetzte Statur, niedrige, nach hinten gedrückte Stirn, vorstehende Backenknochen und Nasen mit hohem Rücken; dies eigentlich das einzige Körpermerkmal, das nicht mit dem mongolischen Typus übereinstimmt. Die Farbe, selten kupferrot, schwankt zwischen hellem und dunklem Braun. Man findet einen Zug der Sanftmut um ihren Mund, etwas Ernstes, Gedrücktes in den Augen. Sie sind träge, Phlegmatiker, gleichgiltig gegen die Außenwelt, nicht leicht in Leidenschaft geratend, mit merkwürdiger Selbstbeherrschung ihre Gefühle verbergend und Schmerzen ertragend. Die geistige Begabung der wilden Stämme erscheint nicht groß; sie bemühen sich nicht zu untersuchen, was sie nicht verstehen. Von den Europäern haben sie nur wenig angenommen, wie Feuergewehre, Pferdezähmung; zum Ackerbau entschließen sie sich schwer. Merkwürdig ist ihre Zersplitterung in Stämme und Horden; der Indianer will allein sein; gegen das Stadtleben hat er entschiedenen Widerwillen. Ebenso zersplittert sind ihre Sprachen 1500—2000 (?); gemeinsam ist ihnen, daß sie einen ganzen Satz durch Wortbildung ausdrücken können, daher man sie polysynthetische oder einverleibende nennt, z. B. wi-ni-taw-ti-ge-gi-na-li-skaw-lung-ta-naw-ne-le-te-se-sti, d. h. „sie würden um diese Zeit zu Ende gekommen sein mit ihren Gunstbezeugungen an dich und mich“. — Auf der Westseite des tropischen Amerikas, wo die Gebirgshöhe der Kordilleren die Temperatur mäßigt, hatten sich schon Kulturstaaten gebildet, aber ihre Kultur, die das Eisen nicht kannte und den Bison nie zähmen lernte, wurde durch den Fanatismus der spanischen Eroberer vernichtet. Die Ländergier der eingewanderten Europäer, ihr Branntwein und Pulver samt ihren Krankheiten haben die Ureinwohner immer weiter zurückgedrängt und vermindert. Man fürchtete deshalb schon ein Aussterben dieses Menschenstammes. Doch drohen solche Befürchtungen nur in einzelnen Teilen Nordamerikas in Erfüllung zu gehen; die Einzeldarstellung wird zeigen, daß die Indianer, wo sie im Schutz einer gerechten Regierung und unter dem Einfluß der Mission stehen, keine Neigung zum Aussterben haben und höchstens auf friedlichem Wege in der weißen Rasse aufgehen werden. Die Zahl der Indianer wird auf 10 Millionen angegeben, wovon auf Nordamerika ohne Mexiko kaum ½ Mill. entfallen.

Einen bedeutenderen Bruchteil der farbigen Bevölkerung bilden die

seit 1500, anfangs zur Schonung der schwächeren Indianer eingeführten Neger; man schätzt ihre Zahl mit den Mulatten auf 20 Mill. Die Sklaverei geht übrigens auch in Brasilien und Kuba ihrem Ende entgegen. — Um das Völkergemisch zu vermehren, beginnt auch die Einwanderung und Einfuhr von Chinesen und Kulis (indischen Arbeitern) sich immer mehr geltend zu machen. Chinesen zählte man 1880 in den Vereinigten Staaten 106000; die Kulis, hauptsächlich in Westindien und Guayana, werden auf 200000 geschätzt. — Mehr als die Hälfte der amerikanischen Bevölkerung besteht aus den eingewanderten Europäern (57 Mill.), und zwar ist Nordamerika, von Mexiko abgesehen, vorherrschend von Germanen besetzt, unter welchen die englischen Ansiedler ihre Sprache zur herrschenden gemacht haben, während in Mittel- und Südamerika Spanier und Portugiesen überwiegen. In den germanischen Staaten ist der evangelische Glaube der verbreitetste, in den romanischen herrscht die katholische Kirche ziemlich ausschließlich. Die deutsche Einwanderung ist erst seit dem Schluß des letzten Jahrhunderts nennenswert geworden, sie erreichte in der Mitte unsres Jahrhunderts infolge sozialer Notstände eine ungewöhnliche Höhe. In den Vereinigten Staaten schätzt man die eingewanderten Deutschen auf 8—9 Mill. Es gelingt ihnen aber erst in neuerer Zeit, in einzelnen Städten und Bezirken der Ver. Staaten und Südbrasiliens sich in nationaler Eigenart festzusetzen. — Die hauptsächlichsten Mischungen dieser verschiedenen Völker sind die zwischen Weißen und Schwarzen, Mulatten; zwischen Weißen und Indianern, Mestizen (in Peru Cholos, in Brasilien Mamelucos genannt), und die zwischen Indianern und Schwarzen, Zambo (in Mexiko Chinos geheißen). Diese sind die verdorbenste Rasse. Die Zahl aller Mischlinge beträgt etwa 12½ Mill., die besonders im ehemals spanischen Amerika leben. Die Abkömmlinge der Weißen in Mittel- und Südamerika heißen Kreolen; sie sind etwas dunkler als ihre Eltern, sehr fähig, aber zu Leichtfertigkeit aller Art geneigt. — Ein ganz geringer Teil der Bevölkerung besteht aus kleinen Polarvölkerschaften, den Eskimos und den Aleuten. — Die Gesamtbevölkerung des Weltteils ergiebt demnach nahezu 100 Millionen.

3.

Betreten wir den Erdboden am nordöstlichsten Gestade von Amerika, so läßt das Klima und namentlich der Winter stets seine außerordentliche Strenge fühlen: das Eis auf den Flüssen hat 8 Fuß Dicke, und der Branntwein gefriert dort. Und doch entlockt auch schon hier das Licht und die Wärme des kurzen Sommers — der für die nördlichsten Regionen eigentlich nur ein langer Tag ist — neben dem Moose gar manche Pflanze dem Boden. So findet sich schon an den Küsten von Grönland einiger urbarer Boden, und die Berge, deren Nordseite mit dichtem Moos und schönfarbigen Flechten bedeckt ist, bringen auf den gegen Mittag liegenden Abhängen mehrere gute Kräuter, namentlich das heilsame Löffelkraut, die Coptis trifolia und Beeren hervor, und

einige wenige, freilich zwerghafte Weiden und Birken kriechen, Schutz gegen Wind und Kälte suchend, zwischen den zertrümmerten Steinmassen dahin; ja, an feuchteren und wärmeren Stellen erfüllt selbst wilder Thymian und Angelika die einsamen Gefilde mit Wohlgeruch. Mannigfaltigeres Leben regt sich schon am Churchill-Flusse, wo Johannis-, Heidel- und Erdbeeren, kleine wilde Rosen, Sauerampfer, Löwenzahn und mehrere Grasarten sich finden und Wälder von Fichten, Weiden, Zwerglärchen, Birken und Pappeln den Tieren der Wildnis, dem Renntiere, Elen, Büffel, Wölfen und Füchsen u. a., Schutz gewähren. Von nun an mehrt sich unter dem gesteigerten Einflusse des Lichtes und der Wärme sowie der Feuchtigkeit des frostlosen Bodens die Vegetation in rasch fortschreitendem Verhältnisse: den dunklen Tannen- und Fichtengürtel Kanadas umschließen, nach Süden fortschreitend, unabsehbare Waldungen (im Osten des Missisipi, während im Westen die einförmigen Prärien sich ausdehnen) von zahlreichen Eichenarten, Buchen, Ahorn, Eschen, Akazien, gefiederten Cypressen, Tulpenbäumen, in welchen noch weiter südlich die Magnolie, der Lorbeer und die Orange sich mischt, bis die Herrlichkeit der Tropenpflanzen mit ihren Palmen, die an der Missisipimündung zuerst auftreten, und Lianen die immergrüne Brücke baut hinüber zum südlichen Kontinente. Im Gebiete des Kolumbia-Flusses erreicht die Tanne 80 m und südlich davon der Mammutbaum 110 m Höhe. Für Mexiko sind die Agaven und Kaktusgewächse charakteristisch.

Betrachten wir nun das Naturleben Südamerikas, so werden wir überwältigt von der Überfülle einer üppigen, neuen Welt, für die zwei Augen und zwei Hände nicht hinreichen und durch welche das scharfe Waldmesser und die Axt oft nur nach größter Anstrengung den engen Pfad zu bahnen vermögen. Ist doch hier alles neu, alles großartig; denn selbst die Gräser und Farnkräuter werden hier zu Bäumen, während kettenartige Festons von rankenden Gewächsen die Riesenbäume der Wälder bogenförmig verbinden, oder, wie Taue die Masten, gegen Sturm und feindliche Axt zu schützen suchen, nicht nur als den Träger ihrer eigenen Blätter, Blüten und Früchte, sondern auch verschiedenartiger, zum Teil herrlich blühender Schmarotzer, deren dichtes Gewebe sich, wie ein bunter Teppich, über die Kronen der höchsten Bäume ausbreitet und wieder einer ganzen Welt von Klettertieren und Vögeln zur Wohnung dient.

Als Kolumbus seinen Fuß zum erstenmal auf das neue Festland setzte, erfüllte ihn vor allem die Pracht der Vegetation mit Bewunderung, eine Pracht, wie sie sich in keinem Teile der alten Welt ähnlich vorfindet. Später, als er sich, einem ungerechten Urteilsspruche gehorchend, freiwillig ins Gefängnis begab, zeigen ihn uns glaubwürdige Berichte, wie er bei jedem Schritte in den blühenden Gefilden Hispaniolas sinnend stehen bleibt, wie ein Kind weinend und Abschied nehmend von der schönen Natur, deren Anblick er mit den traurigen Mauern eines Kerkers vertauschen sollte. Und in der That, man muß die amerikanische Natur gesehen haben, um sich eine Vorstellung von ihrer

Üppigkeit und Pracht zu machen. Alles trägt dort den Charakter wilder Großartigkeit, die ihren Eindruck selbst auf die gewöhnlichsten, für solcherlei Empfindungen unzugänglichsten Gemüter äußert. Insbesondere ist es das große, die verschiedensten Klimate umfassende Brasilien, wo sich die eingeborenen Schöpfungen in ihrer vollen Eigentümlichkeit darstellen.

In Südamerika entwickelt die Natur den üppigsten Pflanzenwuchs in den baumartigen Gräsern und in den Palmen, diesen Königinnen der Pflanzenwelt, die zum Teil mit goldfarbenen und purpurroten, traubenartig gereiheten Früchten geschmückt sind. Was aber diesen Erdstrichen ein ganz besonderes Interesse verleiht, ist die Übereinanderschichtung der Klimate. Die außerordentliche Höhe, zu welcher sich unter den Wendekreisen nicht bloß einzelne Berge, sondern ganze Länder erheben, und die Kälte, welche Folge dieser Höhe ist, gewähren dem Tropenbewohner einen seltsamen Anblick. Außer Palmen und Pisanggebüsch umgeben ihn auch die Formen von Pflanzen, welche nur den nordischen Ländern anzugehören scheinen. — So hat die Natur dem Menschen in der heißen Zone verliehen, alle Pflanzengestalten der Erde zu sehen, ohne seine Heimat zu verlassen, wie das Himmelsgewölbe ihm keine seiner leuchtenden Welten verbirgt. Die Wachspalme steigt bis 2500 m, und europäische Getreidearten wachsen an den Ufern des Titicaca bis 3900 m.

Amerika, welches an Fülle der Pflanzenwelt keinem anderen Erdteile nachsteht, zeigt eine auffallende Armut seiner Fauna im Vergleich mit dem Reichtum des südlichen Asien und des tropischen Afrika. Es fehlen ihm die Riesenformen der Dickhäuter (Nashorn, Flußpferd, Elefant, Giraffe) der alten Welt, und was in der neuen Welt an Tiertypen der alten einigermaßen entspricht, erscheint wie eine verkleinerte, übelgelungene Nachbildung jener gewaltigen Vorbilder. So muß für den Wüstenkönig der feige Puma, für den Königstiger die minder beherzte Unze, für das Krokodil der Alligator Ersatz leisten, und an Stelle der menschenähnlichen, ungeschwänzten Affen finden sich in Amerika die Affen mit Roll- und Greifschwänzen vor.

Nordamerika zerfällt in betreff der geographischen Verteilung seiner Tiere in drei Bereiche: den arktischen, den gemäßigten und den tropischen. Der arktische Bereich geht von dem äußersten Norden bis zu den großen Seen. Es ist das Gebiet der Pelztiere. Hier beginnt die Gallerie seiner Landsäugetiere mit den gegen Kälte ganz unempfindlich scheinenden Robben und Eisbären, an welche sich das Renntier, jedoch hier nur gezähmt, der Bisamochse oder das Moschusschaf, Wölfe und Polarfüchse, Hasen, Seeottern, der amerikanische Bär (Baribal), Eichhörnchen, der Biber u. m. a. anschließen. Unter den Vögeln sind in diesem Bereiche die Wasser- und Sumpfvögel vorherrschend; erst mehr nach Süden hin, in den großen Ebenen, treten die zahlreichen Hühner und Tauben neben ihnen auf, und die Wälder bevölkern sich mit Singvögeln. — Der zweite Bereich beginnt an den großen Seen und erstreckt sich bis zum mexikanischen Meerbusen,

indem es sonach den gesündesten und schönsten Teil des nördlichen Kontinentes von Amerika in sich faßt. Unter den Säugetieren dieser Zone sind der Bison, der Elch, sowie mehrere Hirsch- und Antilopenarten, (in den Felsengebirgen) der Grislybär, das Stinktier und zahlreiche Nagetiere zu nennen. Die Vögel zeichnen sich vor denen der vorigen Region wesentlich aus, eine natürliche Folge des größern Pflanzenreichtums. Unter ihnen ist die Spottdrossel weltbekannt, als der vorzüglichste Sänger unter den unzähligen Scharen von größeren und kleineren Drosseln, Staren, Spechten, Fliegenschnäppern u. s. w., von deren Gesang und Geschrei vom Mai bis zum September die Wälder Mexikos und der Vereinigten Staaten widerhallen; der Truthahn wird in einigen Staaten der Union schon selten. Von den Reptilien gehören viele Schildkröten und schon giftige Schlangen z. B. die furchtbare Klapperschlange dieser Region an; in den Flüssen haust der Kaiman. — Ganz außer allen Verhältnissen mehrt sich die Mannigfaltigkeit und Menge der Arten fast aller Tierklassen, je mehr wir uns dem dritten, tropischen Bereiche nähern. Hier ist fast alles eigentümlich und hat eine so charakteristische Physiognomie, daß es kaum eine Zusammenstellung weder mit Asien noch Europa oder Afrika zuläßt. „Man muß sich in die ersten Zeiten nach der Entdeckung Amerikas versetzen, um das Erstaunen der damaligen Naturforscher beim Anblicke so schöner, bis dahin unbekannter, seltsamer Formen der Tierwelt zu begreifen. Die ganze Zoologie bekam seitdem eine veränderte Gestalt.“ Dieser Bereich wird unten mit der Tropenzone Südamerikas zusammengefaßt werden.

Auch die gefiederte Tierwelt Nordamerikas zeigt uns des Neuen und Eigentümlichen gar manches, wie es die besonderen Verhältnisse des Bodens und des Klimas schon im Voraus erwarten lassen: an den Küsten und auf den zahlreichen Gewässern des Binnenlandes treiben unzählbare Scharen von Wasservögeln, deren viele freilich allen nördlichen Regionen der Erde angehören, ihr geschäftiges Tagewerk und Spiel; in den großen Niederungen und Sümpfen dagegen waten Stelzvögel in Menge herum, die fast alle von denen der alten Welt und namentlich Europas wesentlich verschieden sind; die großen Waldungen endlich beleben die sanglustigen, munteren und farbenreichen Sperlingsarten mit ihren vielen und mannigfaltigen Arten und Gattungen. Dagegen ist die in Asien so zahlreiche Familie der Hühner hier, in den Savannen und Prärien sowohl, als auf den Hochebenen, nur durch wenige, jedoch sehr interessante Arten vertreten, und die verhältnismäßig geringe Zahl der weit verbreiteten Raubvögel entspricht der schon oben bemerkten kleinen Menge der größeren Raubtiere dieses Erdteiles.

Es ist ein allgemeines Gesetz, daß die Mannigfaltigkeit der Formen zunimmt, je näher man dem Äquator kommt; aber Amerika zeigt sich in dieser Hinsicht am allerreichsten unter allen tropischen Weltgegenden. So hat z. B. Brasilien eine eigentümliche Tierwelt, wohl mitbedingt durch seine besonderen örtlichen Verhältnisse, seine großen

Ströme, Urwälder und weiten Grasebenen. Die Wälder sind von zahlreichen Affen bevölkert, vorzüglich von solchen mit Greifschwänzen, was bei den indischen und afrikanischen weit weniger der Fall ist. Verglichen mit denen anderer Weltteile sind die Affen des neuen Kontinents kleiner, weniger pavian- oder orangeartig und haben weder Gesicht- noch Gesäßschwielen; aber die Arten sind sehr zahlreich: es giebt Insekten fressende, von Früchten lebende und Blut saugende. Die Fleisch fressenden oder reißenden Tiere sind im Verhältnisse zu den asiatischen und afrikanischen meist klein und furchtsam. Sehr zahlreich dagegen sind im Verhältnis zur geringen Artzahl der ganzen Gruppe die zahnlosen Tiere (Edentata): Faultiere, Ameisenfresser, Panzertiere. Die Lamas und andere wolltragende Tiere sind mehr den hohen Anden eigen. Herrlich gefärbte Vögel und bunte Insekten beleben vorzüglich die Küste, wo mit zunehmender Vegetation auch die Abwechselung in der Tierwelt viel größer ist. Die niederen, trockenen Ebenen sind viel weniger bewohnt. In den höheren Tafelländern des Innern dagegen erscheinen wieder andere Formen; die Insekten sind hier sparsam, und man kann Stunden lang reisen, ohne einem einzigen Schmetterlinge zu begegnen; denn die Vegetation hat ihre Üppigkeit verloren und damit das Vermögen, zahlreiche Insekten zu ernähren. Die niedrigen, beerentragenden Gesträuche liefern den Finken und kleinen Papageien Nahrung; die Kolibris lieben die offenen, blumenreichen Gegenden. In ornithologischer Hinsicht ist Brasilien das reichste Land. Die Raubvögel, besonders die Geier, sind sehr eigentümlich; die Eulen sind klein; am zahlreichsten sind die Singvögel; die Sumpfvögel finden sich mehr an den großen Strömen, als an den Seeküsten. Unter den Amphibien sind Schildkröten und Schlangen sehr zahlreich. Merkwürdig sind die vielen eigentümlichen Landkrabben. Die Skorpione sind, mit Ausnahme der von Surinam, nicht größer als die südeuropäischen. Unter den Käfern sind besonders diejenigen häufig, deren Larven vom Holze leben. Die vielen Blumen rufen zahlreiche Schmetterlinge hervor, die fast alle einen eigentümlichen Habitus haben. An Weichtieren ist besonders die Ostküste des tropischen Amerika arm; viel reicher daran ist Peru und Chile; die Flüsse sind im allgemeinen nicht so reich an Muscheln, als die nordamerikanischen. Vergleichen wir die Fauna Südamerikas mit der der übrigen Erdteile, so finden wir mehrere Züge, welche uns an die Australiens erinnern, weniger Ähnlichkeit mit derjenigen Asiens und noch weniger mit der Afrikas.

Ganz andere Tiere, als wir in Asien und Afrika kennen lernten, sind es, die bezeichnend im tropischen Amerika auftreten. Unter den Säugetieren sind es vorzüglich gewisse Affenarten, die Faultiere, Ameisenfresser, Beutel- und Nasentiere, die Armadille, eine eigentümliche Reihe von Stachelträgern und von Nagern, als deren bekannter Repräsentant das Meerschweinchen auftritt, der Tapir, das Lama mit den verwandten Arten und endlich der

Lamantin. Übrigens besitzt dieser Erdteil beinahe die Hälfte aller bekannten Säugetiergeschlechter, von welchen 1/4 ihm eigentümlich angehören. Von den Ordnungen fehlen ihm ursprünglich nur die Einhufer, welche jedoch, samt unserm Rinde, längst mit Glück dahin verpflanzt worden sind, so daß jetzt Tausende derselben in den Fluren des Binnenlandes von Südamerika weiden; dagegen haben die Versuche, das nützliche Kamel in die neue Welt überzusiedeln, bis jetzt zu keinem genügenden Resultate geführt.

Die Klasse der Vögel ziert Südamerika mit einem an das Unglaubliche grenzenden Reichtume von Formen, Stimmen und Farben und verleiht diesem Weltteile um so mehr ein eigentümliches Leben und Kolorit, als die Zahl der Individuen bis zum Außerordentlichen vermehrt ist. In der Einsamkeit der Urwälder treffen die mannigfaltigsten Töne das Ohr des europäischen Wanderers. Das heisere Gekrächze des Aras, das Geschwätz der Papageien und Pirolen, der Flötenton der Drosseln, das Geschwirre und Zwitschern kleiner Singvögel, die gellenden Schläge der gewöhnlich auf den höchsten Spitzen trockener Bäume sitzenden, schneeweißen Araponga, wie das Hämmern auf einem Ambose durch die Waldungen tönend, das Girren der Tauben, das Murxen der Hokkos — vereinigen sich zu einer wunderbaren Harmonie, die so eigentümlich auf ihn wirkt, daß er sich selbst bei geschlossenen Augen in einen andern Weltteil versetzt halten muß. Bisweilen aber werden in den dunklen Baumkronen jener Urwälder Stimmen hörbar, die entweder mit Zweifeln über die Art der Geschöpfe erfüllen, oder wohl gar den Einsamen zur Vermutung der Nähe eines gefahrvollen Raubtieres und zur raschen Bereitung auf Gegenwehr veranlassen.

An die Insekten möge der allbekannte, durch seine sonderbare, laternenartige Kopfbildung merkwürdige Laternenträger erinnern, dessen leuchtende Kraft jedoch in der neuern Zeit von den zuverlässigsten Reisenden in Abrede gestellt worden ist. Statt das über ihn schon hundertmal Gesagte hier zu wiederholen, oder aufs neue die alte Klage über die Qualen der Moskito, die da verschwinden, wo die Kultur festen Boden gewinnt, anstimmen zu wollen, bemerken wir lieber im allgemeinen, daß auch in der Menge der Arten, so wie in der Mannigfaltigkeit der Formen der Insekten ein wesentlicher Zug in der Physiognomie des Tierreiches der neuen Welt beruhend ist. Auf den saftiggrünen Gebüschen glänzt eine Unzahl von vielfach gestalteten Rüsselkäfern, unter welchen der bekannte Brillantkäfer sich vor den übrigen auszeichnet; mit ihm wetteifern die Prachtkäfer und die zahlreichen Geschlechter der Goldkäfer im Schmelze ihres Metallglanzes, welcher diesen schönen Tierchen in Europa einigen Wert verleiht, da man sie sogar statt der Edelsteine zum Schmucke verwendet. Andere in bescheidenerem, ihnen zum Schutze gegen ihre Feinde verliehenem, grauem oder braunem Gewande bevölkern die Baumstämme, zu deren Zerstörung sie, in Gemeinschaft mit den Ameisen und Ter-

miten*), mitwirken, oder durchwühlen die Erde und verzehren faulende Pflanzen- und Tierstoffe; auf den ruhigen Gewässern aber ziehen stahlblau glänzende Schwimmkäfer von seltener Größe mit äußerster Geschwindigkeit ihre Kreise. Überall, wohin das Auge sich wendet, findet es die kleine Insektenwelt im Glanze des tropischen Tages zu freudiger Bewegung und Thätigkeit angeregt; ja, sie trifft selbst unser Ohr mit seltsamen, nie gehörten Tönen: lautes Zirpen ertönt auf der sonnigen Flur, und im kühlen Urwalde umfängt uns ein gellendes Schnarren der großen Grillen und Cikaden, das in seiner endlosen Eintönigkeit einen zauberhaften Eindruck auf das Gemüt des Reisenden hervorbringt. Alles verkündigt eine Welt thätiger, organischer Kräfte: in jedem Strauche, in der gespaltenen Rinde des Baumes, in der von Hymenopteren bewohnten aufgelockerten Erde regt sich hörbar das Leben. Es ist wiederum eine der vielen Stimmen der Natur, vernehmbar dem frommen, empfänglichen Gemüte des Menschen. Sinkt aber die Nacht mit ihrem Schleier auf die so lebhaft thätige Schöpfung herab und wenden sich die meisten Tiere der Ruhe zu, so ersteht in den Gebüschen das Heer leuchtender Insekten, und wie durch Feenreiz sehen wir die dunkele Umgebung auf Momente von diesen lebensfrohen Tierchen erhellt. Von jeher aber sind die Schmetterlinge Südamerikas in ihrem bunten Farbenschmelze und ihrer Größe Gegenstand der Bewunderung der Naturfreunde gewesen. Wo sie in zahlreichen Haufen um die feuchten Ufer der Gewässer gaukeln, oder, wie der prachtvolle, stahlgraue Atlas, geräuschlos und langsam in den dichten und schattenreichen Wäldern umherschweben, oder wenn um die Mittagsstunde diese bunten Geschöpfe in vielen Arten und in einer nur Bienenschwärmen zu vergleichenden Menge teils mit zusammengefalteten, teils mit ausgebreiteten Flügeln auf den sehr erwärmten, aber feuchten Schlammanhäufungen ausruhen: dann erhöhen diese harmlosen Tierchen das lebhafte Kolorit der Tropennatur.

4.

Zum Schluß unserer allgemeinen Übersicht bringen wir folgende allgemein interessierende statistische Mitteilungen:

*) Dieser Zerstörung dienen auch die Grillen oder Heimchen, welche am Tage sich in den Häusern oder im Laube verborgen halten, in der Nacht aber in unzähligen Scharen hervorkommen und alles, was sie finden, zerfressen.

Name u. Regierungsform des Landes.	Name, Geburtsjahr und Regierungsantritt des Staatsoberhauptes (g. = geb., s. = reg. seit).	Flächen-Inhalt in Qu.-Km.	Bevölkerung (faktische, Civil und Militär).
a) Unabhängige Staaten.			
Vereinigte Staaten von Nordamerika, Föderativ-Republik v. 38 Staaten: Massachusetts, Maine, Conecticut, Vermont, Neu-Hampshire, Rhode Island, Neu-York, Pennsylvania, Neu-Jersey, Maryland, West-Virginia, Delaware, Virginia, Georgia, Nord-Carolina, Süd-Carolina, Florida, Kentucky, Tennessee, Alabama, Mississippi, Texas, Louisiana, Arkansas, Ohio, Illinois, Missouri, Indiana, Iowa, Michigan, Wisconsin, Minnesota, Kansas, Nebrasca, Colorado, Kalifornien, Oregon, Nevada; einem Distrikt Columbia; 8 Territ.: Dakota, Neu-Mexiko, Arizona, Utah, Washington, Idaho, Montana, Wyoming; außer d. Territ. Alaska, dem Ind.-Territ. und dem nicht organ. Gebiet.	Präs. **Harrison,** gew. 1889—1893. dazu Seen und Küstengewässer Kanadische Seen	9 068 272 144 000 238 971	c. 59 000 000 Oh. wilde Ind. u. Alaska: 50 155 783
Mexiko, Republik von 27 Staaten, mit der Insel Revillagigedo.	Präs. Gen. **Porfirio Diaz.** gew. 1884/88.	1 946 292	10 447 974
Haiti, Republik	Präs. Gen. **Salomon,** 1886—1893.	23 911	800 000
Dominikanische Republik . . .	Präs. Gen. **Heureaux,** gew. 1886.	53 343	504 000
Guatemala, Föderativrepublik.	Präs. Gen. **Barillas,** gew. 1886.	121 140	1 357 900
Honduras, Föderativrepublik.	Präs. Gen. **L. Bogran,** 1887—1891.	120 480	323 274
Salvador, Föderativrepublik.	Präs. Gen. **F. Menendez,** 1885.	18 720	634 120
Nikaragua, Föderativrepublik.	Präsident Oberst **Evaristo Carazo,** 1887—1891.	133 800	259 794
Costarica, Föderativrepublik.	Präs. Gen. **Bern Soto,** 1885—1889.	51 760	213 785
Columbia (Neugranada) Republik von 9 Departements: 1) Antioquia, 2) Bolivar, 3) Boyaca, 4) Cauca, 5) Cundinamarca, 6) Magdalena.	Präs. **R. Nunez,** gew. 1886—1892.	830 723	3 878 600 incl. c. 220 000 Ind.
Ecuador, Republik	Präs. **Caamano,** 1884—1887.	650 938	1 504 651
Peru, Republik ohne Tarapaca und Tacna.	Präs. Gen. **Caceres,** 1886.	1 049 270	2 971 824
Bolivia, Republik seit 1825 .	Präs. **Pacheco,** 1884—1888.	1 139 255	2 303 000
Chile, Republik seit 1810 (mit Antofagasta, Tarapaca, Tacna)	Präs. **José Manuel Balmaceda,** gew. 1886—1891.	753 216	2 526 969
Venezuela, Vereinigte Staaten von.	Präs. **Homogene Lopez,** gew. 1887—1891.	1 639 398	2 198 320
Brasilien, Konstitutionelles Kaiserreich.	**Pedro II.** de Alcantara, g. 1825, s. 1831.	8 337 213	12 933 375
Uruguay, Republik.	Präs. **Maximo Tayes,** 1886—1890.	186 920	596 463
Paraguay, Republik	Präs. **P Escobar,** gew. 1887.	238 290	370 000
Argentinische Republik	Präs. Dr. J Celman, 1886—1892.	2 835 969	3 026 000

b) Europäische Besitzungen. — Siehe die im Zweiten Bande (Europa) veröffent-

Haupt-Erzeugnisse, welche ausgeführt werden.	**Hauptstadt und wichtigste Orte** nebst der Einwohnerzahl in Tausenden. Außereuropäische Orte m. deutschen Konsulaten: GK. = Generalkonsulat, K. = Konsulat, VK. = Vizekonsulat, * Seehafen.	**Name** des **Landes.**
Baumwolle, Getreide, Mehl, Schinken, Schweine, Speck, Schmalz, Petroleum, Baumwollwaren, Vieh, Felle, Fische, Thran, Tabak, Hopfen, Butter, Käse, Leder, Talg, Maschinen, Eisen- und Stahl-Waren, Quecksilber, Kupfer, Holz, Harze.	**Washington** 88 mit Georgstown 160, New-York* GK. 1400 mit Brooklyn* (710), Jersey City (155), Hoboken (31), Long-Island (17), 2313, Philadelphia* K. 847 mit Cambden 1000, Chicago VK. 703, Boston* K. 400 mit Cambridge und Chelsea 460, Baltimore* K. 460, St. Louis K. 450, Cincinnati K. 255 mit Covington 300, San Francisko* K., VK. 300, Pittsburg 200, mit Alleghani 300, Buffallo 255, New-Orleans* K. 240, Cleveland 200, Newark 160, Louisville 140 mit Neu-Albany (16) u. Jeffersonsville (9) 164, Detroit 175, Milwaukee 170, Providence 120, Albany 100, Rochester 100, Richmond K. 90, Charlestown* K. 50, Galvestone* K. 22, Oswego 21.	**Vereinigte Staaten.**
Silber, Gold, Erze, Vieh, Häute, Vanille, Kaffee, Kakao, Zucker, Tabak, Hanf, Henequen, Ixtle.	**Mexiko** K. 300, Guadalachara K. 80, Puebla VK. 75, Guanajuato VK. 52, Merida K. (mit Progreso*) 40, S. Luis Potosi K. 35, Zacatecas 30, Queretaro 30, Oaxaca K. 28, Colima K. 26, Vera Cruz* K. 24.	**Mexiko.**
Kaffee, Baumwolle, Tabak, Kakao, Farb- und Werkholz.	**Port au Prince*** K. c. 40, Kap Haiti* K. 10.	**Haiti.**
Kaffee, Tabak, Kakao, Zucker, Farbhölzer, Guano.	**St. Domingo*** K. 16, Vega 10, Santiago 10, Puerto Plata* K. 4, Samana* 2.	**Dominik. Rep.**
Kaffee, Häute, Indigo, Zucker, Sarsaparilla, Tabak, Gummi.	**Guatemala** GK. u. K. 59, Coban 20, Salama 16, G. Antigua* 6.	**Guatemala.**
Silber, Gold, Früchte, Indigo, Vieh, Holz, Sarsaparilla.	**Tegucicalpa** 12, Comayagua 10, Graciasa Dios* 8, Truxillo* 4, Omoa* 2.	**Honduras.**
Kaffee, Indigo, Silber, Zucker, Peru-Balsam, Tabak, Häute.	**San Salvador** 14, S. Ana K. 30, S. Miguel 10, Sonsonate 5, La Union* 2.	**S. Salvador.**
Gummi, Kaffee, Indigo, Gold, Silber, Häute, Gelb-, Cedernholz.	**Managua** K. 15, Leon 30, Massaja 10, Granada 10, Chinandenga 8.	**Nikaragua.**
Kaffee, Rindvieh, Häute, Zucker, Kautschuk, Metalle.	**San Jose** K. 13, Carthago 10, Alajuela 10, Punta Arenas* VK.	**Costarica.**
Tabak, Kaffee, Chinarinde, Kautschuk, Nutz- u. Farbehölzer, Gold, Silber, Indigo, Perlen, Edelsteine, Bernstein, Strohhüte, Matten.	**Bogota** GK. u. K. 100, Medellin K. 30, Baranquilla* K. 20, Panama* K. 18, Socorro 16, Sonson 12, Manizales 11, Ibague 10, Cartagena* 8, Popayan K. 8, Tunja 6, San Marta* 6, Buenaventura* 4, Colon* K. 2	**Columbia.**
Kakao, Kaffee, Gummi, Chinarinde, Cascarilla, Tabak.	**Quito** K. 80, Guayaquil* K. 40, Cuenca 30, Riobamba 20, Latacunga 14.	**Ecuador.**
Salpeter, Salz, Wolle, Chinarinde, Häute, Silber, Quecksilber.	**Lima** K. 101, Callao* K. 34, Arequipa K. 29, Cuzco 18, Trujillo* 8.	**Peru.**
Wolle, Kautschuk, Silber, Chinarinde, Kupfer, Zinn.	**Sucre** 17, La Paz K. 45, Cochahamba K. 15, Potosi 11, S. Cruz 10.	**Bolivia.**
Guano, Salpeter, Silber, Kupfer, Jod, Getreide, Wolle, Mehl, Häute, Talg, Knochen, Fleisch.	**Santiago** K. 200, Valparaiso* K. 100, Talca 19, Concepcion K. 19, Chillan 16, Iquique* 16, Serena* 14, Tacna K. 13, San Felipe 12, Curico 11, Copiapo K. 10, Antofagasta* 8, Valdivia* K. 6.	**Chile.**
Kaffee, Kakao, Tabak, Gold, Kupfer, Häute, Vieh, Chinarinde, Dividivi, Bananen, Hörner, Talg, Baumw.	**Caracas** K. 74, Valencia 36, Maracaibo* K. 32, Barquisimento 29, La Guayra* K. 14, Ciudad Bolivar K. 11, Puerto Cabello* K. 10.	**Venezuela.**
Kaffee, Baumwolle, Zucker, Felle, Leder, Tabak, Paraguaythee, Gummi, Farbholz, Rum, Diamanten.	**Rio Janeiro*** K. mit Vororten 410, Bahia* K. 140, Recife (Pernambuco)* K. 130, Belem* K. 40, San Paolo* K. 40, Porto Alegre* K. 40, Maranhao* K. 36, Pelotas* 30, Ouro Preto 20.	**Brasilien.**
Fleisch, Fl.-Konserven und Extrakt, Hörner, Straußenfedern.	**Montevideo*** K. 115, Salto 5, Artigas 5, Maldonado* 2, Frey Bentos*.	**Uruguay.**
Tabak, Zigarren, Häute, Orangen, Leder, Maniok, Mais.	**Asuncion*** K. 25, Villa Rica 11, Villa Conzeption 8, S. Pedro 8.	**Paraguay.**
Wolle, Häute, frisch u konf. Fleisch, animal. Produkte.	**Buenos-Ayres*** K. 428, Cordoba VK. 50, Rosario VK. 42.	**Argentina.**

lichte Tabelle der europäischen Staaten. Schwarz und Buchholz.

I. Grönland und Britisch Amerika.

1. Grönland.

1. Land und Leute. — 2. Die Winterkälte in Grönland.

1.

Fünfzig Meilen westlich von Island liegt die Halbinsel Grönland, welche 982 durch einen auf jener Insel angesessenen Norweger, Namens Erich, entdeckt wurde. Er war gezwungen, Island zu verlassen, weil er im Zweikampf jemand getötet hatte, und da er wußte, daß ein norwegischer Schiffer früherhin an eine Küste westlich von Island verschlagen worden, so segelte er, dieser Nachricht zufolge, westlich und kam glücklich dahin. Er fand das Land mit Gras bewachsen und nannte es daher Grönland. Nach einigen Jahren kehrte er nach Island zurück, erzählte von den schönen Weiden, den fischreichen Küsten, dem Pelzwerk und Wildbret seines Landes und veranlaßte dadurch viele zur Übersiedelung. Nachdem Erichs Sohn eine Reise nach Norwegen gemacht hatte, wurde die Anzahl der Ansiedler noch größer. Man trieb Handel mit Norwegen, erbaute die Stadt Garde, führte Kirchen auf, legte Klöster an und setzte einen Bischof nebst anderen Geistlichen ein. Es waren 190 Örter an der Ostküste und 90 an der Westküste. Von allen diesen findet man jetzt nur noch Spuren. Auf welche Weise die Einwohner und mit ihnen der Anbau des damaligen Grönlands untergegangen sind, ist nicht genau zu bestimmen, wahrscheinlich ist es, daß durch das immer mehr sich aufhäufende Eis und durch die dadurch hervorgebrachte außerordentliche Kälte alles seinen Untergang gefunden hat.

Jetzt ist Grönland ein überaus ödes, rauhes und unfruchtbares Land. Hart an der Küste erheben sich hohe Felsen und unzugängliche Klippen, die mit ewigem Eise bedeckt sind. Zwischen ihnen befinden sich unzählige Buchten und Einschnitte, von wo aus man das flache Land gewahrt, welches aber auch nur dürr und traurig aussieht und worauf man kaum etwas Grünes erblickt. Pflanzen und Tiere sind hier noch weit sparsamer verteilt als auf Island. Holz giebt es auch nicht; einzelne Birken und Erlen bleiben kümmerlich und klein. Dahingegen giebt es auch vielerlei Moose, wie in Island, und eine Pflanze, wodurch die Güte des Schöpfers auch an diesem traurigen Orte dem Menschen sichtbar wird. Das ist das Löffelkraut, das allgemeinste und sicherste Mittel gegen die furchtbarste Krankheit dieser Gegenden, den Skorbut. Sie ist von der Natur hier mit verschwenderischer Hand ausgeteilt, selbst im Sande, ja auf nackten Felsen findet sie sich in erstaunlicher Menge. Im Herbste wird das Löffelkraut eingesammelt, und man erhält es den Winter hindurch mit Schnee bedeckt, um Kohlsuppen daraus zu kochen, die wenigstens in diesem dürftigen Lande vortrefflich schmecken und auch zugleich als Arzenei gegen mancherlei Zufälle dienen. Ebenfalls ißt man das Löffelkraut als Salat, frisch vom Stengel gebrochen, und es hat alsdann einen minder

unangenehmen Geschmack. Der Skorbut, gegen welchen dieses Kraut ein so vortreffliches Gegenmittel ist, gehört zu den schmerzhaftesten Krankheiten. Nässe, Kälte, der Genuß schlechter, verdorbener Nahrungsmittel und Mangel an Bewegung sind wohl die Hauptursachen derselben, daher werden die Bewohner der Polargegenden am meisten davon heimgesucht, weil sich hier diese Ursachen vereinigt finden. Diese Krankheit äußert sich zuerst in einer verdrießlichen Gemütsstimmung durch Trägheit und Mattigkeit in allen Gliedern. Dann entstehen Geschwüre am Zahnfleische, die sich bei der geringsten Berührung öffnen und heftig bluten. Die Zähne fallen nach und nach dabei aus, und die Geschwüre verbreiten sich über den Körper, so daß ganze Glieder davon ergriffen werden; dabei wird die Erschlaffung des Körpers immer größer und die Schmerzen nehmen so sehr zu, daß der Leidende sich nur den Tod wünscht, der ihn von seinen furchtbaren Qualen befreie.

Von den Haustieren ist nur noch der Hund übrig geblieben, den aber die Kälte auch umgebildet zu haben scheint; dies sonst so muntere und gelehrige Tier ist hier so dumm, daß es nicht zur Jagd gebraucht werden kann, auch bellt er nicht mehr, sondern muckst und heult nur noch. Von andern vierfüßigen Tieren findet man den Fuchs und den Eisbär.

Auch auf den sonst alles ertragenden Körper des Menschen scheint das ertötende Klima Einfluß gehabt zu haben. Der Grönländer wird selten größer als 1,60 Meter, dagegen ist er fleischig und gleichsam mit einer Fetthülle umgeben, wodurch er die Kälte des Klimas eher vertragen kann, so daß er sich oft der Luft mit bloßem Kopfe und Halse aussetzt; ja in ihren Häusern sitzen die Grönländer fast unbekleidet, ihre Ausdünstungen sind aber so stark, daß es der Europäer nicht lange bei ihnen aushalten kann. Die Natur begabte den Grönländer mit einem außerordentlich starken Verdauungsvermögen. Er genießt natürlich nur Fleischspeisen, es ist ihm aber einerlei, ob sie frisch oder verdorben, rein oder unrein sind. Er ißt den Kopf und die Schenkel des thranigen Seehundes, nachdem diese im Winter unter dem Schnee verwahrt und im Frühjahr wieder aufgetaut sind, in einem halbvermoderten Zustande. Leckerbissen sind für ihn ein halbverfaulter Walfischschwanz, frische, faule und halb ausgebrütete Eier in einen Sack von Seehundsfellen geschüttet und mit Thran vermischt. Außer Wasser trinkt er auch gern Thran, und wenn auch nicht in vollen Bechern, doch als Leckerei. — Die Kleidung des Grönländers besteht gewöhnlich in einem Pelze von den Fellen der Seevögel oder der Renntiere, die Haare gegen die Haut gekehrt; hierüber tragen sie ein großes Kleid von Seehundsfellen. Beinkleider, Schuhe und Strümpfe sind gleichfalls aus Seehundsfellen. Im Sommer wohnt der Grönländer in Zelten, aus Fellen bestehend, die zur Regenzeit mit der rauhen Seite auswendig, bei gutem Wetter aber umgekehrt liegen. Das oberste Fell ragt auf allen Seiten etwas vor und bildet so ein Vordach, unter welchem man Vorräte und dergleichen aufbewahrt.

Unten sind die Felle mit Steinen beschwert, und etwaige Öffnungen werden mit Moos verstopft. Der Eingang ist mit einem Vorhang aus den zarten Häuten der Därme versehen, der auch zugleich als Fenster dient. Im Innern befinden sich Pritschen, Bretter, die auf Klötzen ruhen. Oft wohnen zwanzig Menschen in einem solchen Zelte. Die Winterwohnungen sind viel größer, als die Sommerzelte. Man erbaut sie gern an hohen Stellen, damit das Schneewasser desto besser ablaufen kann. Die äußere Wand ist eine Mauer aus Steinen, über 1 Meter dick zusammengesetzt und mit Erde und Rasen verkittet. Auf der Mauer ruht der Länge nach ein Balken, der im Innern durch Pfosten gestützt wird. Über diesen Balken gehen Querbalken, deren Zwischenräume mit Holz und Heidekraut belegt sind. Darauf liegt Rasen, der noch mit Erde überschüttet ist. Das Ganze wird mit alten Zelt- oder Bootsfellen bedeckt. Es wohnen gewöhnlich mehrere Familien in einem Hause; jede derselben hat ihre besondere, durch ausgespannte Felle getrennte Abteilung. An der Seite des Hauses, an der sich der Eingang befindet, sind einige viereckige Fenster von sauber genähten Därmen; unter denselben befindet sich eine Bank, auf welcher die Fremden sitzen und schlafen; dieser Teil des Hauses stellt also das grönländische Gastzimmer vor. Jede Abteilung hat ihre besondere Feuerstelle. Dies ist eine auf einen Schemel gestellte Lampe; darin brennt beständig Seehundsspeck mit Moos, und diese Lampen erhellen nicht allein jede Abteilung, sondern heizen sie auch, und die über ihnen in steinernen Kesseln hängenden Speisen werden dabei gekocht. Über dem Kessel ist ein Rost von hölzernen Stäben zum Trocknen der Kleider und Stiefel angebracht. Den Eingang bildet ein kleines Vorhaus, 4 bis 5 Meter lang, aber so niedrig, daß man auf Händen und Füßen hineinkriechen muß. Dieser lange Gang hält, obgleich er ohne Thür ist, die Kälte ab; zugleich ist er die einzige Öffnung, wodurch der Lampendunst abziehen und etwas frische Luft hineinziehen kann. Man denke sich nun die Ausdünstungen der vielen Menschen, die in einer solchen Wohnung gemeinschaftlich hausen, den Dunst der kochenden, halb verfaulten thranigen Speisen, die herrschende Unreinlichkeit, und man wird sich nicht wundern, daß der Europäer den Geruch in einer solchen Wohnung unerträglich findet. Neben den Wohnhäusern befinden sich Vorratshäuser und die Fahrzeuge, welche umgekehrt auf Pfählen ruhen und unter welchen das Jagdgerät und das Fellwerk verwahrt wird. Im September bauen die Grönländer ihre Winterhäuser, oder bessern die alten aus; zu Ende des Monats ziehen sie ein, im April oder Mai wieder aus und schlagen jubelnd ihre Zelte auf.

Jagd ist die Hauptbeschäftigung des Grönländers, und da bei ihnen nur wenige Landtiere sind, so ist die See ihr Element.

Das wichtigste Tier des Grönländers ist der Seehund. Das Fleisch desselben essen sie; mit dem Fell bekleiden sie sich, überziehen damit ihre Kähne und bedecken damit ihre Wohnungen; der Speck schafft ihnen Licht in den dunkeln Wintertagen und Wärme bei der strengen Kälte; die Sehnen dienen als Zwirn; die Gedärme werden

zu Segeln zusammengenäht und zu Fenstern und Hemden gebraucht. Die harten Knochen liefern mancherlei Werkzeuge.

Der Charakter der Grönländer wird von den Reisenden auf eine vorteilhafte Weise geschildert. Sie sind gutmütig, munter und hassen grobe Ausschweifungen. Trunkenheit und Schlägerei sind bei ihnen unbekannte Laster. Als sie die Wirkungen des Branntweins an den Europäern gewahr wurden, nannten sie den Branntwein das Tollwasser, und wenn sie nun einen Menschen grobe Ausschweifungen begehen sehen, so pflegen sie zu sagen: „Sicher hat ihn das Tollwasser des Verstandes beraubt.“ Ihre Streitigkeiten schlichten sie auf eine besondere Art. Der Gegner wird nämlich zu einem Wettkampfe herausgefordert, den sie Singestreit nennen. Der Kläger tritt dann tanzend in eine zur Entscheidung zusammengerufene Versammlung und singt seine Klage ab, wobei er seinen Gegner auf jede Weise lächerlich zu machen sucht; dieser antwortet auf dieselbe Art, und derjenige gewinnt, welcher das letzte Wort behält und die meisten Lacher auf seiner Seite hat. Indessen war auch bei ihnen, wie bei mehreren wilden Völkern, die Blutrache herrschend; dieser Gebrauch ist aber nach Einführung des Christentums verschwunden. Weil die Grönländer so gutmütig sind, so setzt es sie in Erstaunen, wenn ein Europäer hart mit seinen Untergebenen umgeht. „Ihr behandelt eure Mitmenschen wie Hunde“, sagten sie oft bei solchen Gelegenheiten. Eben daher mag es auch wohl kommen, daß sie sich für besser als die Europäer halten und mit nicht geringem Stolze sagen: „Ich bin ein Grönländer!“ Wollen sie einem Fremden ihre Achtung auf eine ausgezeichnete Art bezeugen, so sagen sie: „Du bist so wie wir, du bist Grönländer.“ Diese hohe Meinung, die sie von ihrem Lande und von sich selbst haben, trägt wesentlich zu ihrem Glücke bei; denn wie sehr unglücklich müßten sie sich in ihrem rauhen Lande, bei dem Mangel so vieler Bequemlichkeiten, bei ihrer ärmlichen, oft ekelhaften Kost fühlen, wenn sie ihre ganze Lebensart nicht für so angenehm hielten, daß sie nicht Lust haben, sie mit einer andern, nach unserer Meinung viel bequemeren zu vertauschen. Man brachte einmal ein paar Grönländer nach Kopenhagen und ließ es ihnen an nichts fehlen, dennoch sehnten sie sich nach ihrem Vaterlande zurück, indem sie äußerten, in Europa sei keine recht schickliche Kälte, auch gäbe es ja keine Seehunde daselbst.

Die Grönländer sind jetzt Christen. Diese Wohlthat verdanken sie vornehmlich einem Prediger in Norwegen, Hans Egede, der zuerst im 18. Jahrhundert unter ihnen das Christentum predigte.

2.

Die Winterkälte in und um Grönland ist grausig. Die Kälte kam — so berichtet Dr. Kane — allmählich über uns. Das erste, was mir auffiel, war das Einfrieren unserer Wasserfässer, die Eiszapfeneinfassungen der Spundlöcher und die Unmöglichkeit, den Trinkbecher nur 5 Minuten lang hinzusetzen, ohne daß sein Inhalt sich in festes Eis verwandelt hätte. Dann kam die vollständige Unmöglichkeit, etwas

trinken zu können ohne vorherige Zubereitung. Lange Zeit hatten wir unser Wasser aus den schönen, frischen Lachen der Eisberge und Schollen geholt; nun mußten wir die Blöcke in steinharten, glasartigen Stücken herausmeißeln und in blechernen Gefäßen zerschmelzen, um so unser täglich Getränk zu erlangen. Das war im Wellington-Kanal.

Allmählich ward der Eisbrei, durch welchen wir hindurchfuhren, zu Eisstücken und Schneeballen. Wir saßen fest wie im Leim. Aber noch am 11. September fand ich am Gestade von Barlows Einfahrt ein blühendes Fünffingerkraut. Doch alles, was feucht und naß war, fiel nunmehr als etwas Merkwürdiges auf, als etwas, das verdiente, angestaunt zu werden. Die Verdecke wurden trocken und da, wo die Füße hinzutreten pflegten, mit traubenförmigen Klumpen von schmutzigem Eis besetzt. An der Takelage sammelte sich Reif, und wir lernten sehr vorsichtig mit aufgeschlossenem Tauwerk und Eisen umgehen. Am 4. Oktober war bereits die mittlere Temperatur unter Null. (0 ° Fahrenheit gleich $14^2/_9$ Grad Réaumur.)

Die kleine Lücke, die uns zum gewöhnlichen Eingang diente, war so ganz und gar zu einer Masse von Eiszapfen geworden, daß wir zu unserem Winterthor unsere Zuflucht nehmen mußten. Sowie die Thür aufging, flog ein Strom rauchähnlichen Dunstes heraus; jedes Ofenrohr entsendete Wolken von purpurrotem Dampfe, und der Hauch eines Menschen brachte auf das Auge eine solche Wirkung hervor, wie das Abschießen eines Pistols.

Alle unsere Eßsachen wurden lächerlich fest, jede in ihrer Art, und es bedurfte keiner geringen Erfahrung, um mit den Eigentümlichkeiten ihrer neuen Beschaffenheit vertraut zu werden. So wurden getrocknete Äpfel zu einer festen breccienartigen *) Masse von zusammengebackenen eckigen Stücken, ein Konglomerat von Chalcedonscheiben. Ebenso getrocknete Pfirsiche. Diese vom Faß los zu machen oder das Faß von ihnen, war ein Ding der Unmöglichkeit. Nach vielen Versuchen fanden wir, daß die kürzeste und beste Art die sei, das Faß samt den darin enthaltenen Pfirsichen mit einer schweren Axt zu zerhauen, die Stücke dann in die Kajüte zu nehmen und dort aufzutauen. Sauerkraut glich dem Glimmer oder vielmehr Talkschiefer. Ein Brecheisen mit scharfer Schneide löste die Blättchen nur unvollkommen los, und doch war es das beste Werkzeug, das man zum Zerstücken anwenden konnte.

Zucker stellte sich als eine gar drollige Masse dar. Recipe quantum satis (Nimm so viel als nötig) Korkschnitzel und vermische sie mit qu. s. flüssiger Guttapercha oder Kautschuk und lasse das Ganze hart werden: dies extemporierte Rezept dürfte den braunen Zucker unserer Winterkreuzfahrt geben. Man mußte ihn mit der Säge von seiner Einpackung lösen und zerstücken. Butter und Speck, die sich weniger veränderten, verlangten bloß einen schweren, kalten Meißel.

---

*) Breccie heißt eine Gebirgsart, in der ungleichförmige Brocken und Gerölle mit sandsteinartigem Grundteig zusammengebacken sind.

Schweine- und Rindfleisch zeigten sich als seltene Proben florentinischer Mosaik. Eine Masse Lampenöl aber stand, nachdem die Faßdauben losgeschlagen waren, wie eine Walze von gelbem Sandstein zum Glattrollen eines sandbestreuten Weges da.

Wir wollen aber auch, angethan mit unserer arktischen Tracht, einen Spaziergang machen. Das Thermometer steht, wir wollen annehmen 25 Grad unter Null (F.), aber nicht niedriger, und der Wind weht frisch, aber nicht heftig. Mache den Mund für die ersten paar Minuten zu und atme die Luft argwöhnisch durch Nase und Schnurrbart ein. Du wirst alsbald eine trockene, scharfe, aber wohlthuende und angenehme Atmosphäre atmen. Bart, Augenwimpern und der weiche Flaum an den Ohren überziehen sich mit einer zarten, weißen und ununterbrochenen Decke von ehrwürdigem Reif. Schnurrbart und Unterlippe dienen Reihen von Eiszapfen zum Simse. Strecke die Zunge heraus, und sie friert sofort an diese Eiskruste fest; es gehört ein rascher Ruck und einige Beihülfe der Hand dazu, sie wieder los zu machen. Je weniger du sprichst, desto besser. Das Kinn spielt einem gar zu gern den Streich, durch Vermittelung des Bartes an die obere Kinnlade anzufrieren; selbst die Augen sind mir oft so zugeklebt gewesen; ich will damit sagen, daß Augenzwinkern eine gefährliche Sache ist. Während man weiter geht, fühlt man allmählich, daß die metallenen Teile der Flinte mit einer Empfindung wie von heißem Wasser durch zwei dicke wollene Handschuhe hindurchdringen.

Aber alles fühlt man nur, wenn man dem Wind den Rücken zugekehrt hat, und wer sich gehörig an das Polarklima gewöhnt hat, bei dem folgt wohl ein reichlicher Schweiß auf ein wohlthuendes Gefühl der Wärme. Jetzt drehe dich aber einmal um, dem Winde entgegen; welch' eine verwünschte Veränderung! Wie die Atmosphären weggeweht werden, wie durchdringend die Kälte am Rücken herunterkriecht und in die Taschen herein! Hu! Ein Taschenmesser, das unangenehm warm in der Hosentasche war, ist nun auf einmal kalt wie Eis und heiß wie Feuer! Rasch zurück zum Schiff! Einmal überfiel mich ein stärker werdender Wind drei (engl.) Meilen von unserem Winterhause, und ich verzweifelte fast, die Brigg wieder zu sehen. Einem Freunde, der mich begleitete, erfroren die Backen, und ich fühlte jenes einschläfernde Erstarren, das den Erfrierenden zur Ruhe einladet.

Nur die dichteste Kleidung schützt vor dem Erfrieren. Zwei- und dreifache Wolle zu Unterkleidern, darüber die Pelzoberkleider wiederum mehrfach; ein paar baumwollene Socken unter gerippten wollenen Strümpfen, die bis zur Hälfte des Schenkels hinaufgehen; darüber wasserdichte Eskimostiefel mit einem Socken von Hundefell, mit der Haarseite inwendig — das ist die Fußbekleidung. Ein jackenartiger kurzer Rock von Seehundsfell mit Renntierpelz gefüttert, ist mit einer Kapuze versehen, die man niederschlagen kann. Bei scharfem, kaltem Winde muß eine Maske von Wolfsfell u. dgl. vor das Gesicht genommen werden.

Straus u. Grube.

2. Labrador und seine Bewohner.

1. Das Land. — 2. Die Eskimos. — 3. Die Squatters.

1.

Labrador, das „Eskimo-Land“, ist eine mächtige Halbinsel, noch einmal so groß als ganz Deutschland, denn es hat mehr als 20000 Geviertmeilen Flächeninhalt; aber dies Land ist zugleich eins der kältesten, ödesten, unwirtlichsten auf der Erde, im Innern voller Berg und Felsreihen und düsterer Wälder und bloß an seinen Küsten bekannt. Eine Gesellschaft englischer Kaufleute, die Hudsonsbai-Kompanie in London, hatte bis 1869 über dieses weite Gebiet zu verfügen und hat daselbst mehrere Niederlassungen angelegt, die sämtlich an der Küste des Nordmeeres liegen.

Nachdem diese Gesellschaft aus einer von herrnhutischen Missionaren herausgegebenen Schrift ersehen hatte, daß das Innere von Labrador vortreffliches Pelzwerk liefere, so wurde auf dringendes Anraten ihres Statthalters beschlossen, auch dort eine Niederlassung zu gründen, um — wie man es nannte — „die Lage der Eingeborenen zu verbessern“. Im Jahre 1831 ging eine Abteilung von Beamten und Dienern der Gesellschaft von Kanada aus zu Lande nach Labrador ab, und diese Leute gründeten, etwa 30 englische Meilen von der See entfernt, am östlichen Ufer des Ungava- oder Südflusses den Handelsposten Ungava, unter 59° 28′ Breite, in einer höchst traurigen Gegend, umgeben von kahlen, nur mit gelblichen Moosen oder Flechten spärlich bedeckten Felsen, deren Einförmigkeit nur durch einige Gruppen verkrüppelter Fichten unterbrochen wird.

Die Hoffnungen, welche man an diese neue Niederlassung knüpfte, wurden aber bald vereitelt, indem sich erstlich gar nicht so viel Pelztiere vorfanden, als man erwartet hatte, dann aber mit den Eingeborenen kein gewinnreicher Handel anzuknüpfen war, und endlich wegen der Unfruchtbarkeit des Landes die Versorgung mit Lebensmitteln höchst kostspielig und schwierig wurde.

Das Klima des südlichen Teils von Labrador ist nicht allzustreng, und in den kältesten Monaten des Jahres zeigt das Thermometer selten unter 20° R. Kälte. An dem Ufer der Eskimo-Bai finden sich einige zum Ackerbau geeignete Stellen, und man gewinnt dort Kartoffeln nebst Küchengewächsen im Überfluß; auch Korn, besonders Gerste und Hafer, würden sehr gut gedeihen, wenn die Bewohner das Feld mit diesen Getreidearten bestellten.

Ungava liegt mit Petersburg unter gleicher Breite; aber wenn ein Ort in Amerika 60° nördl. Breite hat, so will das mehr sagen, als für Europa, da die westliche Halbkugel verhältnismäßig um mehrere Grade kälter ist, als die östliche. Wenn z. B. das Thermometer an den nördlichen Küsten der Ostsee noch 3° R. über dem Gefrierpunkte steht, fällt es an der Hudsonsbai schon eben so viel Grad unter den Nullpunkt herab. In einem so hohen Breitengrade, wie Ungava liegt,

hat das Klima von Labrador nur große Hitze und große Kälte, von Frühling und Herbst ist keine Rede, auf die Strenge des Winters folgt unmittelbar die Hitze des Sommers und umgekehrt. Die große Hitze entsteht einerseits durch das längere Verweilen der Sonne über dem Horizont, teils durch das Zurückprallen der Sonnenstrahlen von der felsigen, gewöhnlich kahlen Oberfläche des Landes. Wenn indessen der Wind vom Meere herweht, so wird die Luft so kühl, daß sie unangenehm ist, und solche Witterungswechsel, die man im Sommer häufig erlebt, werden wahrscheinlich dadurch veranlaßt, daß das Meer zu dieser Zeit voll Eis ist.

Der Winter beginnt in Labrador im Oktober; gegen Ende des Monats ist das ganze Land mit Schnee bedeckt, Flüsse und Seen sind zugefroren. Doch bleibt der Ungavafluß wegen der Kraft der Flut des Meeres und seiner eigenen Strömung oft bis zum Januar offen. In dieser Zeit ist keine Gegend der Welt, die ich gesehen oder von welcher ich gehört oder gelesen habe, ein trostloserer Aufenthalt für gebildete Menschen, als Ungava. Das unaufhörliche Krachen des von der Flut hin und her geworfenen Eises betäubt beständig das Ohr, während das Licht des Himmels durch die in der Luft hängenden Nebel verhüllt ist und eine lange Dämmerung herrscht. Die dortigen Winterstürme sind die heftigsten, welche ich erlebt habe, und sie reißen alles mit sich fort, so daß sie oft den Indianern tödlich werden, die davon im Freien überfallen werden. Während des Winters zeigen sich am Himmel häufig strahlende Nordlichter, selbst am Tage.

Das ganze Land ist mit Felsblöcken besäet, die zum Teil aus Granit bestehen, der wahrscheinlich vom Meere aus weiter Entfernung hergetrieben ist und überall abgerundet erscheint. In den Niederungen an den Ufern der Flüsse ist der Boden gewöhnlich tief und fruchtbar genug, um große Bäume zu erzeugen. In den Thälern findet man Gruppen von Bäumen, welche aber immer zwerghafter werden, je höher hinauf sie an den unfruchtbaren Bergen stehen, bis sie zuletzt in ein niedriges Gestrüpp ausarten. Die Gehölze an der Küste bestehen nur aus Lärchentannen, und diese finden sich auch hauptsächlich im Lande vor, untermischt mit Fichten und einigen Pappeln, Birken und Weidenbäumen. In günstigen Jahren ist die ganze Gegend während des Sommers bedeckt mit den verschiedensten Beeren, als Heidelbeeren, Preißelbeeren, Stachelbeeren, roten Johannisbeeren, Erdbeeren, Himbeeren und Brombeeren. Daneben findet sich auch der Lakritzenstrauch an den Ufern des Ungavaflusses.

Die verschiedenen Tiergattungen des Landes sind bald aufgezählt, da der dürre Boden und die Strenge des Klimas nur den ausdauerndsten das Leben gestattet. Deshalb finden sich nur folgende Vierfüßler vor: schwarze, braune und graue Bären, Eisbären, blaue, schwarze, rote und weiße Füchse, Wölfe, Marder, Biber, Ottern, Hermeline, Moschusratten und Stinktiere, weiße Hasen, Kaninchen, Renntiere und in einigen Gegenden des Innern der Lemming.

Von Vögeln hat man im Winter nur Haselhühner, Schneehühner, eine kleine Art von Waldspechten, Neuntöter und winzig kleine Sperlinge gesehen; im Sommer erscheinen Schwäne, Gänse, Enten, Adler, Falken, Raben, Eulen, Rotkehlchen, Schwalben und besonders Eidergänse in großer Zahl.

In den Seen finden sich nur Weißfische, Forellen und Karpfen, und im Ungavaflusse fängt man zuweilen Lachse, die an der Küste in großer Menge sein müssen. Im Meere giebt es Walfische, Tümmler, Seehunde und den Narwal oder das See-Einhorn.

2.

Im Innern von Labrador hausen Indianer, an der Küste der von den Indianern ganz verschiedene Stamm der Eskimos. Die europäischen Bewohner der Labrador-Küste bestehen größtenteils aus englischen Matrosen, welche die Freiheit eines halbbarbarischen Lebens in Gesellschaft einer braunen Frau der strengen Schiffsdisciplin vorgezogen und in diesem unwirtbaren Lande auf Lebenszeit sich niedergelassen haben. Sie ernähren sich vom Fischfange und von der Jagd und wohnen in hölzernen, mit Schindeln gedeckten Häusern, worin gute Öfen sich befinden. Die Indianer, welche das Innere von Labrador und Ungava bewohnen, sind die Naskopis; sie zählen etwa 100 streitbare Männer. Dieser Stamm führt ein umherziehendes Leben, wie alle andern Indianerstämme; Renntierzucht und Fischfang sind die Hauptbeschäftigungen.

Die Eskimos sind in ihrer Gesichtsbildung und Gestalt, in Sprache Sitten und Gebräuchen so gänzlich verschieden von allen übrigen Ureinwohnern Amerikas, daß sie unbezweifelt einer andern Menschenrasse angehören müssen. Sie haben mit den am Meere wohnenden Lappländern viele eigentümliche Kennzeichen gemein: die schwärzliche Gesichtsfarbe, die hohen Backenknochen und hohlen Wangen, das spitze Kinn und der breite Mund, der starke Bart, das lange, schwarze Haar, die gewöhnlich kleine Statur, ebenso die Kleidung, Nahrung und Wohnung sind ganz gleich. Daß die Eskimos auch mit den Grönländern verwandt sind, ist völlig zweifellos in den Berichten der herrnhutischen Missionare nachgewiesen. —

Die Eskimos sind von jeher ein besonderes Volk gewesen, welches sich von den übrigen amerikanischen Wilden absonderte, von denen sie mehr für Tiere als Menschen gehalten wurden, so daß man sich ihnen nur näherte, wenn man sie töten wollte. Obgleich kein Volk anscheinend mehr Neigung hat, mit seinen Nachbarn in Frieden zu leben, als die Eskimos, so ist doch jeder Nachbar ihr Feind, und doch sind sie ihren Feinden an Stärke und Entschlossenheit überlegen. Der Eskimo wird nicht leicht zum Zorn gereizt, wenn es aber geschieht, so wird er wütend, schäumt wie die wilden Eber, knirscht mit den Zähnen und stürzt seinem Feinde entgegen mit der Wut eines Raubtiers.

Ich weiß nicht, ob man von den Eskimos sagen kann, daß sie eine

religiöse Idee oder Meinung haben. Die Erde war im Anfang mit Wasser bedeckt — so erzählen sie — und als dieses gefallen war, erschien der Mensch. Agluktuk ist der Name des Menschen, welcher die Landtiere und Fische erschuf; denn er fällte einen Baum, der bis über das Meer hinausging, und die davon ins Wasser fallenden Spähne wurden Fische, während die auf das Land fallenden Spähne zu Tieren wurden. Ihr Paradies liegt unter dem Meere, und während diejenigen, welche ein gutes Leben geführt haben, in ein Meer kommen, wo es Robben und Walfische in Menge giebt, wo sie frei von Sorgen und Mühen herrlich leben, rohes Fleisch und Thran in alle Ewigkeit genießen können: müssen dagegen die Gottlosen in einem stürmischen Meere sich aufhalten, wo jene Leckerbissen sich gar nicht finden, und wo selbst die gewöhnlichsten Lebensmittel nur mit großer Not herbeigeschafft werden können. Obgleich die Toten im Meere wohnen, so gehen sie doch, wenn sie Lust haben, auch dem Vergnügen der Jagd auf dem Lande nach, und man hört, wie sie einander rufen, wenn sie das Renntier verfolgen.

Bei ihren Hochzeiten finden gar keine Festlichkeiten statt; Vielweiberei ist bei den Eskimos im Gebrauch, und der Mann ist Gatte, Richter und Henker seiner Frau, ohne daß jemand ein Recht hat, drein zu reden. Glaubt indes die Frau, daß sie von dem Manne unrecht behandelt werde, so flieht sie zu den Eltern und bleibt da, bis die Sache aufgeklärt ist. Wird keine Versöhnung herbeigeführt, so ist es der Frau erlaubt, einen andern Mann zu nehmen.

Die Eskimos haben auch ihre „Medizinmänner“ oder Zauberer, deren übernatürlichen Gaben sie das unbedingteste Vertrauen schenken, und die wegen der abergläubischen Furcht des Volkes unter ihnen in hohem Ansehen sind. Diese listigen Betrüger leiten alle wichtigen Angelegenheiten, und überhaupt scheinen sie die einzigen Häuptlinge unter ihnen zu sein, denn sie mischen sich fast in alle Handlungen des Einzelnen.

Die Toten werden auf die Felsen gelegt und mit Stein oder Eis bedeckt; allein das ist nur eine schwache Schutzwehr gegen die Wölfe und andere Raubtiere, denn diese schleppen die Leichen bald fort. Neben dem Grabe werden die Sachen des Verstorbenen hingelegt, sein Lederboot, seine Bogen, Pfeile und Speere, damit der abgeschiedene Geist in dem Jenseits gleich gerüstet sei.

Wenn ein Walfisch getötet ist, so fasten sie 24 Stunden lang, nicht aus Dankbarkeit gegen die Vorsehung, sondern zu Ehren des Fisches, der es sehr übel nehmen würde, wenn jemand nicht fastete, und der alsdann diesen Sünder mit Krankheit und anderem Mißgeschick heimsuchen könnte. Wenn die Jagd im Sommer und Herbst reichliche Beute liefert, so dünkt sich der Eskimo im Besitze eines endlosen Glückes, denn er verbringt dann den langen Winter ohne einen Gedanken von Sorge und Angst, dann ißt er und schläft und steht wieder auf, um zu essen und zu schlafen. So vergeht der größte Teil

der Zeit, und wenn sie einmal recht munter sind, belustigen sie sich mit ihren wenigen Spielen, hauptsächlich dem Ballspiel, woran Männer und Frauen teilnehmen, die in zwei Parteien geteilt sich den Ball zuschlagen. Sie tanzen auch, indem zwei Reihen, Männer und Frauen, oft aber auch nur von einem Geschlecht, einander gegenüber stehen, Schultern und Kniee hin und her bewegen und sich fürchterlich angrinsen, ohne einen Fuß von der Stelle zu bewegen. Die Musik bei diesen Tänzen besteht darin, daß sie durch tiefes Atemholen Töne hervorbringen, welche dem Röcheln eines erstickenden Menschen ähnlich sind — eine solche Musik ist des Tanzes würdig. Außerdem unterhalten sie sich mit Faustkämpfen und Ringen und übertreffen als Ringer bei weitem die Indianer des Landes.

Wasserdichte Stiefeln, mit Vogelfell oder dürren Renntierhaaren gefüttert, schützen die Füße gegen Nässe und Kälte; zwei Beinkleider von Leder, von denen das untere das Haar nach innen hat, und zwei Röcke oder Überwürfe von Renntier- oder Robbenfell, von welchen der obere eine große Kapuze hat, die bei stürmischem Wetter über den Kopf gezogen wird, nebst großen Pelzhandschuhen, machen ihre Kleidung aus. Die Tracht der Frauen ist der der Männer ganz gleich, nur hängt von dem Rocke hinten ein Stück Leder bis auf die Fersen herab, welches den Frauen ein höchst komisches Ansehen giebt. Indes hat diese Schürze oder Schleppe den Nutzen, daß die Frauen sie zusammenschlagen und so bequemer auf den kalten Felsen sitzen können.

Im Winter gebrauchen die Eskimos kein Feuer, und ihre Lampen von Stein geben ihnen Wärme genug, um ihre Stiefel und Kleider zu trocknen, und das rohe Fleisch und Fett zu wärmen. Sie sind von früher Jugend an die Kälte gewöhnt; die Kinder werden in der Kapuze der Mutter auf deren Rücken umhergeschleppt, bis sie drei Jahre alt sind, und zwar immer ganz nackt; und doch sieht man zuweilen die kleinen Geschöpfe im kältesten Winter vor ihren Nestern stehend, ohne daß sie davon zu leiden hätten. Die Eskimos schlafen nie in Kleidern, selbst wenn sie in einer offenen Felsritze liegen.

Bekanntlich essen sie gewöhnlich Fleisch und Fische roh, und davon kommt der Name „Eskimo“, den die französischen Entdecker ihnen gegeben, und welcher wohl unbezweifelt aus dem Worte „Eschkimai“ entstanden ist, welches so viel bedeutet, als „Menschen, die rohes Fleisch essen“.

Die Hunde der Eskimos ähneln gezähmten Wölfen in ihrem Naturell; sie heulen, aber bellen niemals. Ihren Herren sind sie vom größten Nutzen und kosten ihnen fast gar nichts, denn im Lager müssen sie selber für sich sorgen so daß es uns unerklärlich ist, wovon sie leben; nur auf Reisen, wenn sie den Schlitten ziehen, erhalten sie abends ein Stück Fett als einzige Nahrung. Zu einer weiten Reise gebraucht man 10—15 Hunde; jeder ist für sich an einen Riemen geschirrt, der an das Halsband befestigt ist, so daß die Hunde nebeneinander herlaufen und dem Leithunde folgen, welcher dem Zurufe des

Herrn augenblicklich gehorcht, da bei dem geringsten Zaudern dessen gewaltige Peitsche ihm um die Ohren saust.

Die Schlitten sind ungefähr 1,50 Meter lang und 60 Centimeter breit, und die Schlittenbäume gewöhnlich mit Fischbein oder Zähnen vom Walroß beschlagen, auch mit angefeuchteter Erde bestrichen, die sehr glatt, und wenn sie verwischt ist, wieder erneuert wird. Der Kahn der Eskimos, von etwa 4 Meter Länge und 60 Centimeter Breite, läuft von der Mitte nach beiden Enden sehr spitz zu und besteht aus Holz, das mit Robbenfell ganz überdeckt ist, mit Ausnahme einer Öffnung in der Mitte des Fahrzeuges, in welche der Ruderer seine Beine steckt — denn diese Kähne sind nur für eine Person berechnet, obgleich es möglich ist, einen Reisenden darin mitzunehmen, wenn dieser sich der Unbequemlichkeit und selbst der Gefahr unterziehen will, sich auf dem Bauche auszustrecken, aber ohne ein Glied zu rühren, weil bei dem geringsten Schaukeln der Kahn umschlagen würde.

Die Wohnung des Eskimo ist ganz den Umständen gemäß eingerichtet, wenn auch durchaus nicht nach unserem Geschmacke. In den wenigen Sommermonaten macht er sich's wohl unter einem Zelte bequem, das mit Tierhäuten bekleidet ist, der Winter aber erheischt andere Vorkehrungen. Wollten wir einer Eskimofamilie ein nach unsern Begriffen hübsches Haus hinbauen, sie würde es gar nicht brauchen können; denn wie sollte sie ohne ein Stück Holz u. dgl. dasselbe heizen? Das Haus darf nur so groß sein, daß die Bewohner gerade hineinpassen; und so gleicht es freilich mehr der Höhle eines Bären als einer menschlichen Wohnung in unserem Sinne.

Das Winterhaus des Eskimo ist immer halb unterirdisch angelegt, d. h. den Anfang macht eine in die Erde gegrabene Grube, welche dann in der Art kuppelförmig überbaut wird, daß ein innerer Raum von etwa 2 bis 2,50 Meter Höhe entsteht. Das Material zu diesem Überbau ist ein solches, wie es die nächste Nachbarschaft liefert, und besteht oft nur aus hartgefrorenem Schnee; diesen schneidet der Eskimo quadratförmig aus, setzt die Stücke übereinander und verbindet sie durch dazwischen gegossenes Wasser, das in der nordischen Kälte einen vorzüglichen Mörtel abgiebt. Anderwärts, wie größtenteils in Grönland, bestehen die Hüttenwände zu unterst aus Stein oder Torf, die Überdachung aus Treibholz und Fischknochen, die mit Fellen, Moos, Erde und was sonst zur Hand ist, zugedeckt werden. Das Innere der Wände ist mit Fellen behangen, und rundum läuft eine ebenfalls mit Fellen belegte, bankförmige Erhöhung, die als Sitz- und Schlafstelle dient. Ein kleines, kaum handgroßes Loch ist mit einem Stück Blase oder geschabtem Tierdarm überspannt und bildet das Fenster; in der Mitte des Raumes hängt über einer irdenen, mit Thran und Seehundspeck gefüllten Lampe, die Licht und Wärme zugleich spendet, der eiserne oder steinerne Kochkessel. Die ganze Räumlichkeit ist so eng, daß oft nicht weniger als vier Familien in einem Raum von 5 Quadratmeter beisammen hocken. Übrigens entstehen durch Vereinigung mehrerer Familien zuweilen auch sehr lange Hütten.

Um die Kälte noch mehr abzuhalten, hat der Eingang, der immer nach Süden liegt, noch eine besondere Einrichtung. An die eigentliche Öffnung, die mit einem Vorhange geschlossen ist, schließt sich nämlich ein langer, gekrümmter Tunnel von nicht mehr als 1 Meter Weite, dessen äußere Öffnung bei Nacht wohl mit einer Eistafel zugesetzt wird. Wer demnach einen Eskimo in seiner Behausung besuchen will, muß sich ihm wie einem asiatischen Fürsten kriechend nähern. Lange würde übrigens ein solcher Besuch keinesfalls dauern; denn alle Reisenden, die das Wagstück unternommen haben, versichern, daß es in dem Dunst und Schmutz einer solchen Höhle nicht auszuhalten sei. Allerdings könnte der Eskimo zu seiner Entschuldigung sagen, daß er vor allen Dingen Wärme brauche, um zu bestehen, und daß Wärme und frische Luft zwei Dinge seien, die sich in dem Winter seines Landes kaum vereinbaren lassen. In der That herrscht auch in der Eskimohütte eine solche Wärme, daß die Insassen fast unbekleidet in derselben sitzen.

3.

Unser Schooner war in einer schönen Bucht Labradors vor Anker gegangen. Eines Morgens, als ich Vögel und andere Gegenstände der Naturgeschichte suchte, trafen meine Augen zufällig die vorspringende Spitze einer kleinen Insel, welche vom Festlande durch einen sehr schmalen Kanal getrennt war. Indem ich dahin mein Fernglas richtete, sah ich einen Mann auf den Knieen liegen, der mit gefalteten Händen seine Augen gen Himmel richtete — einen sog. Squatter.*) Vor ihm war ein kleines Monument aus rohen Steinen errichtet, und darauf stand ein hölzernes Kreuz. Der Mann betete. Neugierig zu erfahren, was ihn in diese Wildnis gebracht habe, bestieg ich mein Kanot, ruderte nach der Insel und erkletterte den Felsen. Als der Betende seine Andacht beendigt hatte, grüßte er mich in schlechtem Französisch, und auf meine Frage, warum er einen so einsamen Ort zu seiner Andacht gewählt habe, antworte er: „Das Meer giebt mir im Frühjahr und Sommer meine Nahrung; kommt der Winter, so wende ich mich beim Gebet gegen das Gebirge, denn es schickt mir die Karabu, deren Fleisch mich nährt und deren Pelz mich wärmt."

Ich folgte dem Mann in seine Hütte, die klein und niedrig, nur von Steinen gebaut war, die mit Erde zusammengehalten wurden; das Dach war mit langem Gras und Moos bedeckt. Ein ungeheurer holländischer Ofen nahm die Hälfte des inneren Raumes ein; eine kleine Öffnung, jetzt mit alten Lumpen behangen, bildete das Fenster. Auf einem Brette stand eine Tasse, ein Krug und ein eiserner Topf. In einem Winkel bemerkte ich drei alte, verrostete Musketen mit einigen ledernen Säcken, welche Pulver, Blei und Flintensteine enthielten. Um uns herum sprangen und kläfften acht Eskimohunde, deren Geruch samt dem Rauche und Schmutze des Gemachs mir sehr unangenehm war.

*) Squatter heißt niederhocken wie ein Indianer, und Squatters sind Ansiedler in solchen Gegenden, auf die noch kein Staat ein Besitzrecht in Kraft gesetzt.

Der Mann war sehr artig und eilte fort, mir einige Erfrischungen zu holen. Auch ich verließ die Hütte und ergötzte mich an der üppigen Schönheit der Natur, die mich umgab, und die zu dieser Sommerzeit in prächtiger Fülle sich entfaltete. Doch ward ich nicht wenig von den Muskitos und andern Insekten belästigt. Als mein Wirt zurückkehrte, war er traurig und niedergeschlagen. Er hatte ein Fäßchen Rum in ein Gebüsch verborgen, um es vor den räuberischen Händen der Fischer und Vogelsteller zu sichern, und es war ihm genommen worden.

Einem andern Ansiedler, der wie jener nach Labrador gekommen, um sein Glück mit dem Fang und Verkauf von Pelztieren zu machen, war es schon besser gelungen. Wir fanden ihn in einer Bucht, in welcher mehrere Schoner vor Anker lagen, und an deren Ufer sich mehrere hübsche Häuser hinzogen. Er hielt mehrere Zeitungen, durch welche er meine Ankunft erfahren hatte, und erwartete mich am Landungsplatze, wo er mich sogleich einlud, bei ihm meinen Aufenthalt zu wählen.

Ein trefflich bereitetes Frühstück empfing uns in seinem wohleingerichteten Hause; er zeigte mir seine wenigen, doch gut gewählten Bücher, führte uns in seinen Garten und rühmte mit vielem Selbstgefühl seine unabhängige Lage, die er auf dieser Küste sich gegründet, und wie er seine Einsamkeit so lieb gewonnen habe, daß er sie seit zwanzig Jahren, wo er zuerst in dies Land gekommen, nie zu bereuen Ursache gefunden. Sein Schwiegervater lebte 70 Meilen weiter unten an der Küste, sein Schwager noch einmal so weit; doch im Winter, wenn Frost und Schnee das Land gefesselt haben, werden Hunde vor den Schlitten gespannt, und die Entfernungen verschwinden. Man macht Besuche, giebt seine Karten ab und glaubt sich so nahe als in großen Städten, wo Bekannte oft nur durch ein paar Straßen getrennt werden und sich doch Jahre lang nicht sehen.

Wir besuchten auf unserm Schoner auch den Schwager des Mannes in Bras d'Or. Er lebte in einem aus Quebeck hergebrachten Hause, an der Meerenge Belle Isle. Bei unserer Ankunft war der Schwager mit seiner Frau spazieren gegangen; doch kam er bald zurück und führte uns in sein Haus, das noch nicht fertig war, und dessen Hauptzierde ein ungeheurer holländischer Ofen ausmachte. Unsere Wirtin, die einst in der Hauptstadt von Kanada gewesen war, wollte den Blaustrumpf machen, und als sie erfuhr, daß ich auch einigermaßen Kunstkenner sei, zeigte sie mir einige elende bemalte Kupferstiche, die an den Wänden hingen. „Es sind" — sagte sie — „treffliche italienische Gemälde, denn ich habe sie von einem Italiener gekauft, der einen ganzen Sack voll hatte. Das Stück hat mich mit dem Rahmen 1 Schilling (1 Mark) gekostet." Ich wußte nicht, was ich der guten Frau antworten sollte. Doch vergaß ich bald ihren seltsamen Kunstsinn über einen schönen Zug ihres natürlichen Gefühls. Eines ihrer Kinder hatte einen Vogel gefangen und quälte das arme Tier jämmerlich; sie sah es, stand auf, nahm den unglück-

lichen kleinen Gefangenen dem Kinde aus den Händen, küßte ihn und ließ ihn fliegen.

Man setzte uns treffliche Milch in reinen Gefäßen vor. Es war ein königliches Mahl, denn wir hatten noch keine Kühe in dem Lande gesehen. Aber die Frau machte noch andere Ansprüche auf Kunst; sie brachte das Gespräch auf Musik und fragte mich, ob ich ein Instrument spiele. Ich antwortete bescheiden, daß ich zwar spiele, doch nur wenig Fertigkeit besäße. Sie liebte die Musik ausnehmend, aber ihr Instrument, erzählte sie, wäre jetzt in Europa, um repariert zu werden. Doch würde es bald zurückkommen, und dann sollten ihre Kinder mehrere köstliche Arien darauf spielen. Denn das Instrument wäre sehr leicht zu behandeln, jedermann könne es spielen, so daß, wenn die Kinder müde wären, die Dienstboten sie ablösen könnten. Ein wenig überrascht über die wunderbare musikalische Fertigkeit dieser Familie wollte ich den Namen des Instrumentes wissen. „Meine Herren," erwiderte die Wirtin, „das Instrument ist dick und etwas lang; es steht auf vier Füßen wie ein Tisch, an dem einen Ende ist ein Griff befestigt, den man nur schnell oder langsam zu drehen braucht, um die köstliche Musik zu hören." Meine Gefährten konnten kaum das Lachen zurückhalten, doch erinnerte ein Blick von mir an die Pflichten der Höflichkeit. „Madame," sagte ich darauf, „es ist wahrscheinlich eine Drehorgel, die Sie spielen." — „Eine Drehorgel," rief sie, „ja wohl eine Drehorgel, ich hatte wirklich den Namen vergessen."

Der Mann dieser künstlerischen Dame hatte uns verlassen, um seinen Geschäften nachzugehen. Er lebte wie sein Schwager von dem Fang der Seehunde, ging im Sommer mit seiner Frau in den Bergen spazieren, jagte im Winter Schneehühner und Karabus, hatte ein Pferd, das einzige in dieser Gegend, und mehrere Kühe und war von jedermann geachtet. Das einzige Unangenehme in der Nähe seiner Wohnung war ein Haufen von 1500 abgehäuteten Seekälbern, die zu dieser Zeit — es war im August — einen unerträglichen Geruch von sich gaben.

Ausland, Kiesewetter und Grube.

II. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika.

1. Land und Volk der amerikanischen Union.

1. Das Land. — 2. Das Volk.

1.

Das Land, welches sich, kaum weniger groß als Europa, in der Mitte Nordamerikas zwischen zwei großen Oceanen lagert, an seinen östlichen Gestaden vom Atlantischen, an seiner Westseite von den Fluten des Stillen Weltmeers benetzt, ist wie kein anderes außereuropäisches Land unserem Volke verbunden. Seit dem Tage, an welchem — den 6. Oktober 1683 — die ersten deutschen Auswanderer, dreizehn schlichte Leinweberfamilien aus Krefeld, an den Ufern des Delaware ihren Fuß

auf amerikanischen Boden setzten, haben Millionen unserer Landsleute dort ihre zweite Heimat gefunden. Noch immer wandern alljährlich viele Tausende aus allen Landschaften Deutschlands jenen Küsten zu, und es giebt Gegenden in unserem Vaterlande, wo kaum eine Familie angetroffen wird, die drüben nicht irgend einen Angehörigen oder Verwandten hätte. Neben dem Englischen, der eigentlichen Sprache des Landes, erklingt dort keine so häufig, als die unsrige; sie hört man auf den geräuschvollen Straßen seiner großartigen Weltstädte wie in den stillen Räumen des schlichten Blockhauses, das sich der Ansiedler in tiefer Waldeinsamkeit erbaut hat.

Es ist ein Land von mannigfaltiger Abwechselung in seinen Naturverhältnissen, geschmückt mit einer Fülle herrlicher Landschaften und gesegnet in Nord und Süd mit reichen Erzeugnissen eines fruchtbaren Bodens. Der Ocean, welcher seine Ostküste bespült, bildet zahlreiche Busen und vortreffliche Häfen, unter ihnen die großartige Bai von New-York, die von den unabsehbaren Häuserreihen der Weltstadt und ihrer nachbarlichen Zwillingsstädte umsäumt und von zahllosen Dampf- und Segelschiffen aller Nationen belebt wird. Geht von hier, der Mündungsstätte des berg- und waldumkränzten Hudsons, des amerikanischen Rheins, unser Weg dem Westen zu, so taucht bald aus den wohlbebauten Ebenen das Mittelgebirgsland der Alleghanies auf, fast ausnahmslos bis zu seinen höchsten Bergen hinauf mit Wald bedeckt. Außer verschiedenen, auch unsere Wälder bildenden Laubhölzern treten Wermutskiefern, Ahorne, sowie Kastanien-, Walnuß- und Tulpenbäume und weiter südlich immergrüne Laubhölzer auf. Doch nicht bloß diese Mannigfaltigkeit des Baumwuchses, sondern vor allem auch die wunderbare Schönheit der Verfärbung des Laubes im Herbste geben diesen Landschaften einen besonderen Reiz. Zögernd weicht der Sommer, langsam kommt der Herbst heran, jene schönen Tage Nordamerikas, die man Indian Summer nennt, wo bei klarem, wolkenlosem Himmel und ruhiger Luft sich eine milde, gleichmäßige Wärme über die Erde ausbreitet. Nun verfärbt sich das Laub, aber langsam, mehr schrittweise, vom Spätsommer bis in die letzte Hälfte des Oktobers, wo nun alle Bäume nach einander ihre Farben gezeigt haben. Löscht eine Baumart ihre Flammen aus, so zündet die andere die ihrigen an, gleichsam als ob die eine von der andern die Glut entnähme. Erstirbt der Rotahorn mit seinem Feuerrot und Purpur, so bricht sein Genosse, der Zuckerahorn, in lichteste Goldfarben aus, und wenn dieser welkt, kommen die Eichen mit ihren dunklen, beständigen Farben, ihrem tiefen Braun, das bald mancherlei Rot, bald Violett, bald Gelb aus seiner Tiefe glühen läßt. Die Schönheit des Farbenreichtums wird erhöht durch die Zeichnung der einzelnen Blätter. Da sind Ahorne, woran jedes Blatt auf lichtgelbem Grunde eine pfirsichrote Zeichnung trägt, rote Spitzen oder rote Adern, oder Streifen oder einen Herzfleck.

Weiter dem Westen zu breitet sich zwischen dem gewaltigen Riesenstrome des Mississippi und dem Felsengebirge die von einzelnen

Hügelketten durchbrochene ungeheure Ebene der Prärieen aus. Gräser sind fast ausschließlich die Bekleidung des in den Niederungen meist üppig fruchtbaren Bodens. Das zolllange, leicht in das Blaugrüne schimmernde und äußerst fette Büffelgras hüllt weite Flächen in ein stets grünes, glattes Kleid und gewährt eine ausgezeichnete Weide. Andere Gräser erreichen dagegen eine solche Höhe, daß die Pferde oft buchstäblich in ihren Halmen verschwinden, ja daß einzelne Halme dem Reiter bis über die Schultern reichen. Dazwischen mischen sich Kaktus und ähnliche Pflanzen mit scharfen Stacheln oder Blättern. — Die endlos erscheinende, von zahllosen Büffelherden durchschweifte Prärie zieht sich bis an den Fuß der Westgebirge, den Rocky Mountains. Die mächtigen Felsenwälle und Berggipfel, an Höhe den Alpen gleichkommend, mit schmalen Streifen oder Bändern ewigen Schnees bedeckt, zeigen die steilsten, oft senkrechten Abhänge und sind von den tiefsten und engsten Thalschluchten durchschnitten. An einzelnen Stellen entsprudeln dem Boden eine große Anzahl heißer Quellen, die ihre Wasserstrahlen bis 70 und 80 m, ihre Dampfsäulen bis 300 m in die Höhe steigen lassen. — In einer Höhe von 2500 m geht die Pacificbahn durch eine Einsattelung des Gebirges. Dann braust der Zug einen Tag und eine Nacht durch eine von einzelnen Oasen unterbrochene Wüste, deren weite Flächen von weiß scheinenden Salzkrusten durchzogen sind. Bald grüßt uns das herrliche Küstenland Kalifornien. Wir sind jetzt wie am Mittelmeer, wie in Italien. Die Sommer des schönen Landes sind nicht allzu heiß und meistens trocken, seine Winter kurz, mild und reich an Regen. Nirgend ist der Blütenflor der Wiesen schöner und reicher als hier; nirgend ragen die Nadelhölzer stolzer und prächtiger zum Himmel empor. Die berühmte Wellingtonie erreicht eine Höhe von über 100 m, der Rotholzbaum von 90 m, die Zuckerkiefer und die Edeltanne von mehr als 80 m. Die vorhandenen Laubhölzer, Sträucher und Stauden sind immergrün und entsprechen den Gruppen des Mittelmeergebietes. Gewaltige Wassermassen brausen oft zwischen uralten Baumriesen und grasreichen Lichtungen mit lieblichem Gebüsch hindurch. — Da kommt endlich das Meer, mit ihm die herrliche Bai von San Franzisko; ihre schmale Einfahrt, das Goldene Thor genannt, führt gewissermaßen zu einem weit sich ausdehnenden Gebirgssee, der mit Schiffen aller Art belebt ist, welche den Handel der mit zauberischer Schnelligkeit emporgeblühten Stadt vermitteln.

Ein Land von solcher Ausdehnung, dessen Boden durchschnittlich von großer Fruchtbarkeit und dazu meistens erst kurze Zeit angebaut ist, muß die mannigfaltigsten Erzeugnisse hervorbringen. Die südlichen Gegenden der amerikanischen Union liegen in einer Breite, in welcher auf der östlichen Erdfeste das Tiefland des Ganges und die nördlichen Gebiete der Sahara sich erstrecken; ihre nördlichsten Staaten erreichen die Breitenlage des südlichen Deutschlands bis zu Karlsruhe und Regensburg hinauf. Doch läßt sich von den Ländern der alten Welt nicht ohne weiteres auf das Klima Amerikas in den entsprechenden

Breitegraden schließen. Dasselbe ist wesentlich kälter als das Europas und Afrikas. Die nördlichsten Staaten der Union haben noch wirklich skandinavische Winter, und New-York, mit Neapel etwa gleichliegend, hat zwar recht heiße Sommer, aber auch empfindlich kalte Winter. So ist es denn erklärlich, daß die nördliche Hälfte des amerikanischen Staatenbundes im wesentlichen die Erzeugnisse des mittleren Europas und erst der Süden desselben, von Virginien an, diejenigen warmer Klimate aufweist. Großartig ist die Fülle dessen, was das Land an Kultur- und Nutzpflanzen erzeugt: der Ertrag an Nutzhölzern verschiedener Art, die Ernten der Kaffee- und Zuckerrohrplantagen, wie der Reis-, Tabaks- und Baumwollefelder des Südens. Vier Fünftel aller Baumwolle der Erde wächst in den Gebieten der Union. Zu diesen Erzeugnissen gesellen sich die Ernten der unermeßlichen Getreidefelder der Binnenstaaten, die Gemüse und Weine Ohios und Kaliforniens, die Südfrüchte von den Küstengebieten des Stillen Oceans und so viele andere Gaben des Pflanzenreichs. Manche Staaten betreiben die Viehzucht in ausgedehntester Weise; andere, namentlich Pennsylvanien, enthalten in ihren großen Kohlen- und Petroleumbezirken die wertvollsten Schätze des Bodens. In den meisten Gegenden versagt die Natur der fleißigen Hand nicht einen ergiebigen Lohn ihrer Arbeit.

2.

Was fleißige und ernste Arbeit vermocht haben, das zeigt die Geschichte dieses Landes. Noch sind keine dreihundert Jahre verflossen seit jenen Tagen, an welchen die ersten Ansiedler sich in den unwirtbaren, bewaldeten Küstenländern niederließen, die von kriegerischen, wilden Indianerstämmen bewohnt wurden. Hier lockten nicht Gold und mühelose Ernten, die man nur vom Baume zu schütteln brauchte; hier mußte hart und schwer das tägliche Brot errungen werden. Die Axt in der einen Hand, um die Bäume des Urwaldes niederzuschlagen, die Büchse in der andern, um dem Indianer, der, den Tomahawk in der Hand, sich herbeischlich, zu widerstehen, — so führten die ersten Ansiedler ihr beschwerliches und gefahrvolles Leben. Mehr und mehr sanken vor den schwachen Halmen der Ceres, die eine Kinderhand zu knicken vermag, die starken Baumriesen des Urwaldes dahin. Die Rothäute sahen immer mehr „Blaßgesichter" ihr Land füllen, immer mehr über die große Salzsee kommen. Wie verhältnismäßig so jung sind die ältesten und größten Städte der Union, — jenes New-York, welches die Holländer im Jahre 1612 unter dem Namen Neu-Amsterdam gründeten, jenes Boston, das achtzehn Jahre später die um ihres Glaubens willen verfolgten Reformierten aus Nordengland anlegten, und das 1682 von William Penn und seinen Quäkern erbaute Philadelphia! Vor 150 Jahren wohnten wenig über eine Million Menschen in dem damals besiedelten Gebiete der jetzigen Union; dreißig Jahre später waren diese auf fast drei Millionen gestiegen, ein Jahrzehnt hernach auf vier Millionen. Im Jahre 1840 zählte man siebzehn, im Jahre 1850 dagegen über zweiundzwanzig Millionen Einwohner. Seit-

dem ist die Bevölkerung mit Riesenschritten gewachsen; in einem einzigen Jahre landete in New-York fast eine Million Einwanderer. In den Staaten und Gebieten der Union leben zur Zeit etwa fünfundfünfzig Millionen Menschen. Am Anfang dieses Jahrhunderts war das Mississippiland noch eine Einöde, eine unermeßliche Wildnis, in der hier und da des Pelzhandels wegen ein Fort oder eine sonstige Niederlassung lag. Jetzt reiht sich dort Stadt an Stadt, Dorf an Dorf. Der Strom führt die reichen Erzeugnisse der Fruchtfelder aufwärts und abwärts; zwanzig Millionen Menschen wohnen in den Gebieten, die damals vielleicht nicht zwanzigtausend ernährten. — Insbesondere sind auch die Städte der Union riesenhaft gewachsen, allen voran New-York. Heutigestags hat es mit den Nachbarstädten, die naturgemäß zu ihm gehören, fast zwei Millionen Einwohner; in der Mitte dieses Jahrhunderts zählte es deren etwas über eine halbe Million, im Jahre 1800 erst etwa sechzigtausend, beim Beginn des amerikanischen Freiheitskrieges, im Jahre 1775, zweiundzwanzigtausend Bewohner. Von Osten nach Westen ist der Weg der Besiedelung des Landes gegangen. „Westward the star of empire takes its way“ sagen daher die Bürger der Union. Was im Osten ansässig war, hat oft die Heimat verlassen, um im Westen des Landes sich eine neue zu suchen. Die Staaten im Osten, insbesondere die Neuenglandstaaten, sind passend mit einem Bienenkorbe verglichen worden, der stets neue Schwärme aussendet, die ein anderes Heim suchen.

Bewunderungswürdig ist die Thatkraft und Arbeitsfähigkeit des amerikanischen Volkes. Ein Schienennetz, wie es großartiger nicht gedacht werden kann, verbindet in den weiten Gebieten der Union alle irgend bedeutenden Örter miteinander und spinnt seine Adern mehrfach von Ocean zu Ocean. Neben den von zahllosen Dampfschiffen und Dampffähren belebten Strömen, den natürlichen Wasserstraßen des Landes, durchschneiden Kanäle nach allen möglichen Richtungen das Land. Über die breitesten Ströme spannen sich stolze Brücken, so jenes Riesenbauwerk, welches in schwindelnder Höhe über den East-River zwischen New-York und Brooklyn führt und so diese beiden Städte verbindet. Kein Gebirge scheint dem Amerikaner so hoch, daß es nicht mit Leichtigkeit durchbrochen werden, kein Abgrund so weitklaffend, daß er nicht sicher überbrückt, keine Meeresklippe so fest, daß sie nicht hinweggesprengt werden könnte, um den Schiffen einen gefahrlosen Weg zu eröffnen. Das Wort „Unmöglich“ scheint in seinem Wörterbuche zu fehlen. Und neben den großen Bauten und anderen Unternehmungen besteht ein Gewerbfleiß, der Staunen und Bewunderung erregt. Die großartigste Fabrikstadt ist die „Rauchstadt“ Pittsburg in Westpennsylvanien, zwischen hohen, steilen Felsenwänden im Mittelpunkte des größten Kohlendistriktes Amerikas gelegen. Hier, wo sich zwei große Ströme vereinigen, um einen noch größeren, den Ohio, zu erzeugen, ziehen sich an den Ufern dieser Flüsse in ununterbrochener Reihenfolge Gießereien, Stahl- und Eisenwerke mit ihren hohen schwarzen Schloten hin, aus welchen die Flammen Tag und

Nacht emporlodern und sich im Wasser widerspiegeln. — Was weiß der Amerikaner nicht alles zu ersinnen und ins Leben zu rufen! Maschinen auf Maschinen werden erfunden und gebaut, Maschinen für die großen Zwecke der Landwirtschaft, des Gewerbes und des Handels und kleinere Maschinen und Geräte für die Bedürfnisse und Bequemlichkeiten des täglichen Lebens. Ganze Städte und Gegenden haben, wie in unseren und den englischen Fabrikdistrikten, ihren Unterhalt durch die Fabrikthätigkeit in Baumwollen-, Wollen- und Ledersachen, in Stahl- und Kurzwaren, durch die Zubereitung eingemachter Früchte und Fleischwaren und durch die Herstellung von tausend anderen Gegenständen der Handfertigkeit und Maschinenarbeit. Unaufhaltsam, ohne Stocken, ohne Verzug, dabei so schnell, als es nur eben geht, — so pulst das ganze Leben des täglichen Verkehrs und der Arbeit. „Go ahead“ und „Time is money“ sind die Wahlsprüche des echten Yankee. Der Sonntag ist einer strengen Feier und Ruhe geweiht. An allen anderen Tagen geht es ohne Unterlaß und Wechsel, „ohne Rast, ohne Ruh!“

In dem vielfach so glänzenden Gemälde amerikanischen Lebens fehlt es auch nicht an tiefen Schattenseiten. Wo könnten solche ausbleiben, zumal in einem Lande, wo alle Verhältnisse sich neu gebildet haben und das Volk aus Angehörigen der verschiedensten Nationen zusammengeflossen ist, wobei es an Leuten von geringer Gesittung nicht fehlte. Ein Zug, der im Charakter des amerikanischen Volkes vielfach hervortritt und beklagt wird, ist das ungestüme, ruhelose Jagen nach Erwerb, das Prunken mit Reichtum und Luxus, das die edleren Seiten menschlichen Lebens zurückdrängt und zur Ausbeutung anderer zu gewinnsüchtigen Zwecken verbreitet.

Der Nationalgeist, der das gesamte Volk beseelt, ist selbstsüchtig, eroberungssüchtig, zufahrend auf jegliches, was dem Volke Bereicherung und Machtvermehrung verheißt. In keinem anderen Volke ist auch das Handelstalent so entwickelt. Schon die Kinder feilschen und handeln mit einander in einer Weise, die in Deutschland für unsittlich oder doch für unanständig gelten würde. Sobald unter den Farmern ein Knabe fähig ist, selbst etwas Geld zu verdienen, wird er dazu angespornt und muß für seinen Gewinn sich selbst Hut und Schuhe kaufen. Rasch rechnen zu können und pfiffig zu sein, wird bei einem Knaben höchlich belobt und als günstiges Vorzeichen für dessen Zukunft den Freunden und Nachbarn erzählt. Neben dem Eifer für Ruhm und Größe seines Landes richtet sich daher sein ganzer Ehrgeiz darauf, einen guten Handel zu machen. Seine Augen hat er nach allen Seiten offen und sammelt aus dem täglichen Leben wie in der Schule eine Menge von Kenntnissen, welche dem Geschäftsmanne nützlich sind. Statt klassischer Studien treibt er mit Vorliebe Mathematik und Mechanik, Physik und Chemie, und gleich wie in den Vereinigten Staaten kein Verzeichnis von Beamten ausgegeben wird, ohne daß bei jedem bemerkt ist, wie viel seine Stelle an Einkommen wert sei, so lernt der junge Amerikaner

aus der Geographie zuerst, was ein Land an Produkten und Handelswaren hervorbringt.

Daher bildet sich jenes unnachahmliche Geschick der Amerikaner, aus allen Dingen in der Welt Geld zu machen, jene unersättliche Unternehmungslust, jene feurige Kühnheit und Raschheit in Geschäften. Es blitzt einem Amerikaner weit im Westen ein Gedanke auf, wie er bei den französischen Kreolen in Neu-Orleans ein gutes Geschäft machen könne; sogleich setzt er sich hin und studiert täglich zwölf Stunden, bis er in sechs Wochen französisch spricht. Oder er sieht eine Abbildung von Japanern in langen Kleidern, und es fällt ihm ein, ob man den Leuten nicht billige Schlafröcke liefern könne; zur Stunde erkundigt er sich eifrig bei Kapitäns und Matrosen, welche in Japan gewesen, und wenn ihm nur ein Hoffnungsschimmer aufgeht, läßt er eine Ladung Schlafröcke machen, reist zu den Japanern und weiß sie auf lustige Art zu überreden, bis sie seine Ware kaufen.

Auf den Geschmack des Publikums hin spekulieren, das lernt der Amerikaner gründlich. Sein Land gleicht einem unabsehlichen Markte, wo es jedem Händler zunächst nur darauf ankommt, daß die Leute einen Augenblick vor seiner Bude stehen bleiben. Deshalb muß er irgend ein Lärmzeichen aushängen, um aufmerksam zu machen, und sollte er auch die Beine in die Luft strecken.

Als Handelsmann hat der Amerikaner auch den Vorteil, daß ihn keine Heimatsliebe, kein Freundschaftskreis auf einem Platze festhält; sein Hauswesen ist da, wo Geld zu gewinnen. Man kann den Amerikaner in Geschäften mit seiner äußern Ruhe und Selbstbeherrschung bei tiefer Leidenschaft keinem besser als dem ausgelernten Spieler vergleichen, der kalten Blickes, wenn ihm auch heimlich alle Nerven beben, die Geldhaufen auf dem Tische kommen und gehen sieht. Wie dieser, so wird der Amerikaner in Geschäften von der unersättlichen Lust des Wagspiels hingerissen. Gleichwie aber Spieler unter einander Schulden, welche das Gesetz nicht anerkennt, zur Ehrensache machen, so besitzt der Amerikaner das feinste Ehrgefühl in Geschäftssachen dicht neben grenzenlosem Leichtsinn. Er denkt nicht daran, ungeheure Lieferungen, die er mit zwei Worten mündlich bestellt hat, später wieder abzusagen, wenn er seinen baren Schaden einsieht. Im gesamten Geschäftsverkehr herrscht eher etwas Ritterliches als Kleinliches; man kennt kein ängstliches Mißtrauen, wohl aber Kreditgeben in weitester Anwendung. Durch den persönlichen Kredit sind die Geldmittel hundertfach gesteigert.

Wie aber die Spielwut tief entsittlichend wirkt, so bringt auch das amerikanische Geschäftstreiben eine so große Menge von abgefeimten Schwindlern hervor, daß andere Völker dagegen wie unschuldige Kinder erscheinen. Der englische Geschäftsmann gedeiht unter Amerikanern am wenigsten, es fehlt ihm die Raschheit des Handelns; der Schotte und Franzose findet dort eher seine Rechnung; der Deutsche eignet sich leicht die amerikanische Weise des Geschäftsbetriebes an, er ist nicht minder genial, wenn auch nicht so schnell im Erfinden, aber er bleibt solider. Unter zwölf Amerikanern werden sieben reich; aber nur zwei vererben

ihre Reichtümer auf die Kinder. Für zwölf Deutsche stellt sich das Verhältnis so, daß höchstens drei reich und fünf wohlhabend werden, aber sämtlich ihr Vermögen bis zum Tode behalten.

Aber es ist dem amerikanischen Volke immerdar ein schönes Erbteil nicht bloß von der Thatkraft und Arbeitstüchtigkeit, sondern auch von der Gottesfurcht und sittlichen Kernhaftigkeit seiner Väter geblieben. Dieser Geist beseelte die Gründer der Union, einen George Washington und Benjamin Franklin, die stets die ersten im Herzen ihrer Landsleute geblieben sind, und er lebte später in einem Abraham Lincoln, James Garfield und so vielen ausgezeichneten Männern, welche in ihrem Leben und Wirken die sittliche Kraft ihres Volkes erwiesen und ihm edle Vorbilder gaben. Auch die Söhne unseres Volkes, welche Bürger der Union geworden sind, haben vielfach dazu beigetragen, innigem Gemütsleben in der neuen Welt eine Stätte zu bereiten. Und wenn am 4. März 1885 der neuerwählte Präsident der Vereinigten Staaten bei dem Schwur, den er bei seinem Amtsantritt auf die Bibel zu leisten hatte, das prächtige Exemplar, das man ihm darreichen wollte, ablehnte und statt dessen ein unscheinbares Buch in die Hand nahm — die alte Familienbibel, welche seine Mutter ihm mitgegeben hatte — es an seine Lippen drückte und auf dieses teure schlichte Buch nun seinen Amtseid ablegte, so erkannte man wohl auch, daß der Geist noch nicht erstorben ist, in dem einst die ersten Ansiedler den Boden Neuenglands betraten und dort unter Gebet und Arbeit sich ein neues Heim schufen.

Nach Verschiedenen von Kippenberg.

2. Nordamerikanische Landschaft.

Der große Unterschied zwischen der nordamerikanischen und der europäischen Landschaft liegt in dem geringen „finish“ der ersteren und in der größern Zahl von Werken menschlicher Hand in der letzteren. Die Natur selbst macht einige Unterschiede, wiewohl weite Strecken des kontinentalen Europa für Teile Nordamerikas angesehen werden könnten, wenn nicht eben die Werke von Menschenhand sie unterschieden. Im ganzen muß man gestehen, daß Europa erhabenere und großartigere Scenen darbietet, als sich innerhalb der Grenzen diesseit der Rocky Mounts, Kaliforniens und Neu-Mexikos finden. Unter den europäischen ist es vorzüglich die englische Landschaft, die durch einen gewissen Zug von behaglicher Nettigkeit ausgezeichnet ist, und Landschaften, in denen sich dieser Zug wiederfindet, haben die Amerikaner nicht selten in der Nachbarschaft großer Städte, nur daß die Hecke, welche die Felder trennt, gewöhnlich durch rohe Steinmauern oder durch Holzzäune ersetzt ist, an deren Stelle der Naturfreund allerdings lieber Weißdorn oder wilde Rosen sehen würde. Die größere Fessellosigkeit der Natur in der gewöhnlichen nordamerikanischen Landschaft und die zahlreichen Waldparzellen in derselben machen dafür die Ausblicke in diesem Lande oft wunderbar schön, wenn sie weit genug sind, um jenen Mangel an Vollendung im einzelnen zu verhüllen, welche

nur die Wirkung langer Zeit und Arbeit sein kann. In dieser Beziehung bieten wenigstens die älteren Teile der Vereinigten Staaten Bilder, die einen größeren, freieren Zug in sich haben als die meisten in der alten Welt.

Man muß allerdings gestehen, daß ein großer Reiz fast ganz fehlt. Wir denken an die Küste. Die amerikanische Küste ist fast ausnahmslos niedrig, einförmig, zahm. Es fehlen ihr die alpinen Felswände, die kühnen Vorgebirge, die Höhen, die aus dem Binnenlande herüberschauen, und alle jene herrlichen Dinge, welche die Mittelmeerküste zu einem Weltwunder machen. Der Amerikaner spricht gern von der Größe seiner Baien und Flüsse, aber Dinge dieser Art bedürfen einer gewissen Erhebung in der Landumgebung. So wunderbar die Bai von New-York für den Handel geeignet ist, so untergeordnet ist ihr Platz neben anderen großen Häfen in landschaftlicher Beziehung. Der oft gehörte Vergleich mit Neapel ist besonders unpassend, denn es möchte schwer sein, zwei Meerbusen zu finden, die in Wirklichkeit einander weniger gleichen. Auch in der Farbe hat das Meer an den nordamerikanischen Küsten weniger Anspruch auf Schönheit als im allgemeinen die europäischen. Meistens ist das Wasser grün, das sichere Zeichen seichter Ufer, während im Mittelmeer das Blau der Tiefe bis an die Felsen des Ufers reicht. — Gerade die Küste erinnert uns daran, um wieviel die Zeit, die Kultur, die Arbeit den natürlichen Reiz einer Landschaft erhöhen können. Die See hat an der holländischen Küste dasselbe Grün, und die Ufer sind dort flacher, aber man erblickt nie diese Wiesen, Dörfer, Kirchen und alle anderen menschlichen Werke, die sogar unter dem Spiegel des Meeres liegen, ohne eine Art von Ehrfurcht vor der menschlichen Arbeit zu empfinden. Es ist kaum möglich, eine holländische Landschaft zu betrachten, ohne daß man glaubt, zu gleicher Zeit ganze Seiten der Geschichte des Volkes zu lesen. — In der alten Welt zeigt Deutschland in manchen Beziehungen am meisten Ähnlichkeit des landschaftlichen Eindrucks mit Nordamerika. Zerstreute Waldparzellen fehlen ihm weniger als dem südlich und östlich von ihm gelegenen Ländern, und sein Anblick ist weniger nackt als der Frankreichs. Vereinzelte Häuser sind ebenfalls in Deutschland häufiger als in Frankreich. Die Gewohnheit des Beisammenwohnens der ländlichen Bevölkerung in Dörfern giebt jeder, besonders aber der deutschen Landschaft, einen Anklang von Parkcharakter, aber natürlich ohne künstliche Verschönerungen, wie sie diesem eigen sind. In Nordamerika ist dieser Charakter bei der Masse zerstreuter Wälder und Waldseeen und durch die natürliche Grazie der Natur oft noch deutlicher ausgesprochen. Besonders an trüben Tagen bringt mancher Fernblick in Nordamerika ein parkartiges Bild vor Augen, weil dann wohl das Schöne in dieser Scenerie empfunden, die Mängel im einzelnen aber verdeckt werden.

Seeen und Wasserfälle sind in Nordamerika weit verbreitet und tragen sehr viel zur Belebung der einförmigen Landschaften bei. Manche Seeen sind sehr lieblich, aber keiner kann mit den schönsten

Seeen des Alpenlandes oder Oberitaliens verglichen werden. Selbst Lake George im nördlichen New-York, der in der Menge seiner bewaldeten Eilande und Klippen kaum seinesgleichen haben dürfte, würde doch erst in vierter oder fünfter Reihe kommen, wenn man die bekannten Seeen nach ihrer landschaftlichen Schönheit ordnen wollte.

Die Gebirgslandschaften Nordamerikas diesseit der Felsengebirge entbehren zwar der Großartigkeit und wilden Erhabenheit, welche dem Hochgebirge eigen zu sein pflegen, aber sie sind nicht ganz ohne eigenartige Reize. Die große Ausdehnung der Wälder, verbunden mit der Fruchtbarkeit ihres Bodens, erzeugt in einem Gemisch von Wildheit und Kultur Bilder von außergewöhnlicher Schönheit. Fast in jedem der älteren Staaten sind weite Distrikte zu finden, die diesen Charakter haben. So wie die Kultur eindringt, wird mit der Zeit eine Linie von Gebirgslandschaften sich vom Maine bis nach Georgia ziehen, und dieselbe wird ihresgleichen nirgend in der alten Welt finden. Nordamerika ist reich an Flüssen und damit auch reich an dem Reize, den dieselben der Landschaft zu verleihen imstande sind. Die nördlichen Staaten der Union sind sogar ungewöhnlich reich bewässert, und die Gleichstellung des Hudson mit dem Rhein ist in manchen Teilen nicht ganz unberechtigt, wiewohl beider Charakter sehr verschieden ist. Der Rheinfall kann nur mit amerikanischen Fällen zweiten Ranges verglichen werden, und die Hudsonmündung bei New-York steht sicherlich weit über dem Verlaufen in Sand und Schlamm, welches das Schicksal des Rheins in seinem untersten Abschnitt ist. „Wir gestehen", schließt Cooper, „Europa die größte landschaftliche Schönheit in seinen Alpen, Apenninen, Pyrenäen, in seinen Werken von Menschenhand, in allen jenen Wirkungen zu, die von Zeit und Arbeit abhängen, in dem Hauch von Reife, der über alle seine Scenerien gebreitet ist; aber für Amerika wahren wir die Frische einer vielversprechenden Jugend und einer Art gesunder natürlicher Heiterkeit."

Dieses Urteil eines der feinsten Beobachter und größten Naturschilderers ist von anderen kompetenten Amerikanern immer nur bestätigt worden. Es läßt wenig Variationen zu, und es wäre nutzlos, weitere Stimmen anzuführen, die mit anderen Worten dasselbe sagen. Doch möge noch dem Nächstberechtigten, Bayard Taylor, diesem Weltwanderer, das Wort vergönnt sein, der von den neuenglischen Bergen sagt: „Worin steht diese Scenerie hinter dem schottischen Hochland, dem Jura oder den Voralpen zurück? In nichts; sie ist eher noch schöner. Es ist wahr, daß sie des magischen Reizes der alten Gedanken-Associationen ermangelt, aber dieser Mangel, wenn es einer ist, vergißt sich bald. Der Hauptunterschied ist einer, der in allen amerikanischen Scenerien wiederkehrt. Eine jungfräuliche Natur hat einen Reiz, der nur ihr gehört, und ebenso hat auch wieder die unterworfene, civilisierte, polierte Natur, die ganz Wohnstätte des Menschen geworden ist, ihre eigene Schönheit, wogegen sie allerdings in jenem Übergangszustand, in dem sie das eine nicht mehr und das andere noch nicht ist, einen

sehr unbefriedigenden Eindruck hinterläßt." Taylor führt das Saco-Thal, den schönen Zugang zu den White-Mounts, als Beispiel an: die vielen unerfreulichen Lichtungen, die Felder, die mit häßlichen Stümpfen besetzt sind, die zahlreichen einzelnstehenden, aus ihrer natürlichen Nachbarschaft herausgelösten Bäume — es sind nur einzelne widerstrebende Elemente in dem landschaftlichen Bild, die glücklicherweise noch nicht häufig sind.

F. Ratzel.

3. Die Niagara-Fälle.

Der Niagara wird dort, wo er seine gewaltigen Fälle bildet, durch Goats-Island (Ziegeninsel), auch Irisinsel wegen des über ihr erscheinenden Regenbogens genannt, in zwei ungleiche Arme geteilt. Der rechte, östliche Arm an der amerikanischen Seite ist 1069 Fuß breit und bildet den 153 Fuß hohen Fort-Schlosser-Fall, welchen man von dem Prospekt-Park am besten bewundert, wenn man nicht vorzieht, ihn von unten oder von der Mitte des Stromes aus zu betrachten. Der westliche Arm an der kanadischen Seite ist 1897 Fuß breit und bildet den 144 Fuß hohen sogenannten Großen- oder Hufeisen-Fall. Die Ziegeninsel ist 930 Fuß breit und hat ein Areal von 75 Morgen; an ihrem untern Ende ruht sie auf einer Felsenmasse, die senkrecht bis zum Fuße des Falls hinabfällt. Der große englische Geolog und Paläontolog Charles Lyell hat über die Niagarafälle und speziell über das Zurückweichen derselben eingehende Forschungen gemacht. Nach seiner Berechnung passiert jede Minute eine Masse von 1500 Millionen Kubikfuß über die Fälle. Die ungeheure Masse stürzt über ein 84 Fuß dickes, nicht stark geneigtes Kalksteinlager herab, unterhalb dessen weiche Schiefermassen von derselben Mächtigkeit liegen, welche leicht durch das Wasser weggewaschen werden. Diesen geognostischen Verhältnissen ist es zuzuschreiben, daß das Wasser nicht in Terrassen, sondern steil die ganze Höhe herabfällt, und daß von dem unterwaschenen Kalkstein die nicht mehr unterstützten Teile herunterstürzen, wie dies namentlich 1818 und 1853 am Tafelfelsen und 1828 am Hufeisen geschehen ist, wodurch ein allmähliches Zurückweichen der Fälle bewirkt wird. Es ist deshalb nicht unwahrscheinlich, daß diese einst bei den Queenstonhöhen lagen, und daß im Laufe der Jahrhunderte die ganze Irisinsel nach und nach abgewaschen wird und die Fälle bis zum Erie-See rückwärts schreiten werden.

Der erste „weiße Mann", welcher die Fälle sah, war Peter Henepin, ein französischer Jesuitenmissionär, der um das Jahr 1678 die Indianer zum Christentum zu bekehren suchte. Seine Beschreibung ist voll des größten Entzückens, aber auch voll von Übertreibung. Er giebt die Höhe des Kataraktes auf 600—700 Fuß an und behauptet, daß vier Personen neben einander unten an der Sohle des Felsens unter dem Wasser, welches in einem Bogen überstürzt, hergehen können, ohne eine andere Gefahr oder Unannehmlichkeit als die, von dem sprühenden Wasserregen benetzt zu werden. Noch jetzt gehen die Frem-

den, allerdings durch Überwürfe von wasserdichtem Öltuche geschützt, einzeln von Führern geleitet, unter der gigantischen Traufe her; doch habe ich, zumal ohne einen erfahrenen Begleiter, diese Tour, die immerhin ein Wagestück sein soll, nicht gemacht.

Der Niagara spielt in den Sagen der Indianer eine hervorragende Rolle; jährlich wurden dort dem „großen Geiste" zwei Menschenleben zum Opfer gebracht, oder sie opferten sich freiwillig zum Wohle und zur Ehre ihres Stammes. Ist dieser Glaube, daß das Wasser alljährlich sein Opfer haben will, doch auch bei uns allenthalben verbreitet; man denke nur an die Worte in Schillers Tell: „Es rast der See und will sein Opfer haben" oder an die Sagen von der Lorelei, dem Donauweibchen und Wassernixen. Jetzt sind die Indianer, welche früher an beiden Ufern der Seeen und des Flusses saßen, längst verdrängt. Aber von Zeit zu Zeit kommen einzelne Trupps, man möchte sagen, von indianischen Wallfahrern, um die geheiligte Opferstätte zu sehen und Manitu in der Väter Weise zu verehren. 1851 kam eine große Deputation aus den Ansiedelungen der Rothäute in Minnesota, Wyoming und Idaho, um dem Niagara einen Besuch abzustatten. Ein Zeuge der interessanten Szene giebt davon folgende Schilderung: „Die Krieger waren starr vor Bewunderung. Lange Zeit verriet jede Muskel und Miene eine religiöse Ehrfurcht, und ihre Gedanken schienen mit dem „großen Geiste" zu verkehren. Auf ein Zeichen des Häuptlings zogen sie kleine, rote Pfeifen aus ihren Gürteln und warfen sie mit feierlichen Geberden in die tosenden Fluten. Das war, wie der Dolmetscher erklärte, ein Opfer, damit der „große Geist" ihnen gnädig sein und sie glücklich zu ihren Hütten zurückbringen möchte. Wir führten sie dann auf den Turm, der auf der Westseite von Goad-Island steht, und hier im Anblick der majestätischen Fälle hielt der Häuptling folgende Ansprache: „Brüder, wir leben in den Wäldern weit, weit von hier gen Sonnenuntergang. Unsern Vätern aber gehörte einst dieses Land, und dieser Fluß; sie haben uns von diesen Wasserfällen erzählt, und nun sehen wir sie selbst mit unseren Augen. Weiße Brüder, ihr seid groß und stärker als der braune Mann; aber auch ihr könnt dieses Wasser nicht stopfen und eure Hand nicht auf seinen Mund legen. Droben aber (damit deutete er auf die Wolken) wohnt der „große Geist", und das alles ist sein Werk, und dort über dem Regenbogen sehen wir sein Antlitz und das Lächeln seiner Freundlichkeit. Wir wollen unsern Kindern und Enkeln erzählen, was wir gehört haben; wir wollen uns freuen, daß wir unsern Pfad gewendet haben, diese Wunder zu schauen. Dank den weißen Männern, die uns hier beherbergt und erquickt haben; und nun kommt und laßt uns von hinnen gehen!"

Ganz anders waren jedoch die Gefühle der „roten Jacke", eines berühmten Chippeway-Häuptlings. Er staunte vor der Größe des Schauspiels, das sich ihm bot, aber er war voll Haß und Groll gegen den „weißen Mann", den Zerstörer seiner Rasse, und er knirschte in ohnmächtigem Ingrimm, daß die Rothäute weder mit Macht noch mit

List den weißen Mann aus seinen Sitzen vertreiben konnten. Wer kann es ihm verdenken?! Wie ergreifend schildert Nikolaus Lenau in seiner Ballade „Die drei Indianer" die Gefühle dieser Letzten ihres Stammes, die sich in einem Kanot, ihren Schlachtgesang singend, über den Katarakt in den sichern Tod stürzen lassen, um den Sieg des „weißen Mannes" nicht zu überleben.

Mein junger Führer mahnte zum Aufbruch. So sah ich mir nunmehr den Park an, dann den angebauten Aussichtsturm und die zum Ufer hinabführende „schiefe Ebene", auf welcher man bis zum Ferryboot fährt, um über den Fluß zu setzen oder von der Mitte aus den Fall zu betrachten.

Etwa dreihundert Schritte oberhalb des Falles führt eine elegant konstruierte Brücke vom Ufer aus nach Goats-Island; man wundert sich, wie es möglich war, die Brücke über die „Rapids", die reißend zu dem nahen Falle stürzenden Wassermassen, hinüber anzulegen; und in der That wurde diese Brücke nur mit großen Kosten und unter vieler Lebensgefahr zu Ende geführt. Wiederholt wurde die Brücke vom Eis zerstört und weggerissen. Steht man auf derselben, so genießt man das aufregende, fast ängstliche Schauspiel, wie die gewaltigen, wohl 20 Fuß tiefen Wasser ihren Lauf rasend beschleunigen, je näher sie dem Falle kommen. Die Wogen sind dabei hoch und machen ganz das klatschende und schlagende Geräusch, wie Meereswellen. Wie gebannt und gefesselt bleibt man stehen und mag sich nicht trennen. Der wilde Tumult des Elementes schreckt nicht, er zieht vielmehr magisch an, und mehr als einmal sind über das Geländer der Brücke Unglückliche gesprungen, die nach weniger als einer Minute über die Fälle verschwunden waren. Die Geschwindigkeit der Strömung steigert sich von sieben bis zu dreißig Meilen in der Stunde, und mit diesem Maximum rast die Flut durch die „Stromschnellen" der „Rapids". Die Brücke führt zuerst auf eine kleine Felseninsel, Chapin-Island genannt; nachdem man eine zweite eiserne Brücke passiert hat, befindet man sich auf Goats-Island. Schöne Wege in einem majestätischen Buchenwald führen nach allen Richtungen dieser Insel; es war eine Freude, hier zu spazieren, von dem gewaltigen Brausen der Fälle umgeben. Wir gingen zunächst, die sogenannte „Höhle der Winde" zu sehen. Auf 132 Stufen steigt man eine Wendeltreppe hinab und sieht von hier aus die Fälle unvergleichlich großartig. Während des Sommers kleiden sich die Besucher in eigens dafür erbauten Kabinetten für die Wanderung unter den Fällen hier um und gehen in phantastisch aussehenden Überwürfen unter Leitung von Führern in die vom Wasser ausgewaschenen Höhlungen, während von oben herab die Wellen im Bogen hinabstürzen und sich in Millionen weiße Perlen zerteilen. Hier unten ist auch eine Stelle, wo man den Regenbogen nahezu einen vollen Kreis bilden sieht, was einen eigentümlichen Eindruck macht, da man ihn sonst immer nur als Halbkreis am Himmel zu sehen gewohnt ist. Den Weg in die Windhöhle mutterseelenallein zu machen, getraute ich mir nicht, und so kehrte ich zurück, ohne unter dem Wasser

hergegangen zu sein. Indessen sah der Weg von der Treppe bis zur Sohle des Falles ohnehin gefährlich genug aus, da überall Überhänge von Felsmassen sich loszulösen drohten. Von hier aus führte mich mein junger Cicerone diametral über die ganze Insel bis zum entgegengesetzten Ende. Das ist der Punkt, wo der Strom sich bricht und zerteilt, um an der amerikanischen Seite den Fort-Schlosser-Fall zu bilden und zwischen der kanadischen Seite und der Insel die größeren Massen seiner Fluten zum Hufeisenfall zu wälzen. An dieser Seite von Goats-Island liegen, nur durch schmale Wasserarme getrennt, noch drei Felseninseln neben einander, welche die „drei Schwestern" heißen. Da diese kleinen Eilande am weitesten exponiert sind, so gewähren sie die freieste Aussicht und werden namentlich in der Winterszeit viel frequentiert, weil der Eisgang sich von hier aus besonders imponierend ausnimmt.

Voll gewaltiger Eindrücke kehrte ich, in meine Gedanken vertieft, nach der Stadt und meinem Quartier zurück und konnte es nicht lassen, mein Herz in einem Briefe an die Meinigen auszuschütten und zugleich die Hoffnung auszusprechen, daß ich, nun ich das Größte geschaut, was ich im Lande hätte sehen können, mich beeilen würde, möglichst bald zurückzukehren. Nach dem Mittagsbrot machte ich mich ohne Begleitung auf den Weg, die Fälle von der kanadischen Seite zu besehen. Eine breite, schöne Chaussee führt zu der berühmten Suspension-Bridge, einer Kettenbrücke, welche etwa eine oder zwei Minuten unterhalb der Fälle über den wieder vereinigten Strom gespannt ist. Der Wind wehte heftig, und das Schwanken und Schaukeln der Brücke sah geradezu ängstlich aus. Aber das Panorama von hier aus ist so umfassend und so überwältigend, dabei die Höhe, in welcher die Brücke von Ufer zu Ufer geht, so kolossal, daß ich neues Entzücken empfand und in gesteigertem Erstaunen von hier aus das „Wunder der Welt" anschaute. Wenige hundert Schritte unterhalb dieser neuen Brücke erblickte ich die alte Suspension-Bridge, über welche jetzt die Bahn fährt, nicht ohne die Befürchtung zu wecken, die Ketten möchten einmal reißen und Brücke, Zug und Menschen in die Tiefe stürzen. Die Länge der Spannung von Turm zu Turm beträgt 820 Fuß; die Türme sind 88 und 78 Fuß hoch; die Tiefe bis zum Wasserspiegel mißt 258 Fuß, und die Tragkraft der Kabel ist auf 12,400 Tonnen berechnet. Einige Schritte oberhalb der neuen Brücke sah ich noch das Seil in schlaffer Spannung über den Fluß hängen, auf welchem der amerikanische Seiltänzer Blondin hinüberging, und auf welchem er seine halsbrecherischen Kunststücke produzierte. Auf der kanadischen Seite ging ich nun stromaufwärts bis an die Hufeisenfälle. Dieselben führen, wie gesagt, eine bedeutend größere Wassermasse, konnten mir aber nicht so mächtig imponieren, weil ich nicht an sie herankonnte, und nur aus einer gewissen Entfernung mir das sich hier bietende Schauspiel ansehen mußte. Denken wir uns ein Viereck, bei welchem von drei Seiten die Wasser nach der Mitte zusammenfallen in einen gigantischen Kessel, um endlich aus den Wirbeln den Weg über die

vierte offene Seite hinaus zu finden und abzuströmen. Nachdem ich mich satt gesehen, kehrte ich um, genoß den Anblick auf die Fälle und auf die gegenüber pittoresk gelegene Stadt von der Veranda eines Kaffeehauses und kehrte dann zögernd nach Hause zurück. Edmund Spieß.

4. Der Mississippi und Missouri.

Unter den Strömen Nordamerikas nimmt der Mississippi mit seinem gewaltigen Nebenflusse Missouri unzweifelhaft die erste Stelle ein. Die Quelle des Mississippi liegt zwischen dem Westende des Oberen Sees und dem Red River, welcher in den Winipegsee fließt. In einem nach Westen geöffneten Bogen durchfließt der Strom zunächst eine Reihe von Seeen, beginnt dann seinen Südlauf und wird infolge seines geringen Gefälles schon bei St. Paul, der Hauptstadt Minnesotas, unter dem 45.° n. Br. für Dampfschiffe bis zu seiner Mündung auf eine Länge von 3165 km schiffbar. Bei St. Louis vereinigt er sich mit dem weit längeren Missouri, welcher selbst auf mehr als 3000 km für größere Schiffe benutzbar ist und mit seinen Zuflüssen den westlichen, etwa 500—600 m hohen Teil des Mississippibeckens durchfließt, der größtenteils mit „Prärien“, d. h. Grasebenen, bedeckt ist und südwärts in das wüste Plateau des Llano estacado übergeht. Die eigentliche Niederung des Beckens reicht auf dem rechten Ufer des Mississippi nur etwa 150 km weit westwärts, erstreckt sich dagegen auf dem linken Ufer bis zum Fuße der Alleghanies und im Süden der letzteren durch die Halbinsel Florida hindurch und an der fruchtbaren Ostküste des Kontinents entlang. An der Mündung bildet der Mississippi ein ungeheures Delta, welches noch fortwährend durch Ablagerung von Schlamm und Baumstämmen vergrößert wird. Die Gesamtlänge des Missouri-Mississippi beträgt 7300 km, der Flächeninhalt seines Gebietes etwa $3^1/_4$ Mill. qkm, also 22mal mehr als dasjenige der Elbe. Von den Nebenflüssen des Mississippi sind, abgesehen von dem Missouri, auf der rechten Seite der Arkansas und Red River, auf der linken der Illinois und Ohio zu nennen.

Der Mississippi ist der wahre König der amerikanischen Ströme, denn seine gewaltigen Wogen bilden einen Verkehrsweg wie keiner derselben. Etwa 1000 Dampfschiffe durchschneiden dieselben ununterbrochen; er entspringt in einer Gegend, wo fast ein halbes Jahr der Boden mit Schnee und Eis bedeckt ist, und mündet, wo in einem fast tropischen Klima beide nur den Namen nach bekannt sind. Etwa 57 Flüsse, unter denen viele den Hauptströmen Europas gleichstehen, ergießen sich in sein Bett; an seinen Ufern wachsen nordisches Moos und nordische Tannen, aber auch Baumwolle, Zuckerrohr und Südfrüchte. Der hufeisenförmige Itaskasee, welchen man als Quelle des Stromes betrachtet, wird von einer Bergkette umgeben, die dicht mit Nadelwald und ungeheuren Granitblöcken bedeckt ist. Der kleine Bach, der dem See enteilt, bildet eine Reihe von Stromschnellen; erst nachdem er mehrere andre Seeen durchflossen hat, beruhigen sich seine Gewässer und es folgt bei Fort

St. Anthony der Mittellauf, welcher bis zu dem Punkte reicht, wo links die Alleghanies, rechts die Ozarkberge dicht an seine Ufer herantreten. Der Strom wälzt sich hier schon in trüber Flut vorwärts, und seine Befahrung hat mancherlei Gefahren. Sandstein- und Kalkmassen, oft zu seltsamen Formen ausgewaschen, erheben sich über dem Wasserspiegel, mächtige Baumstämme treiben auf dem Strome, bohren sich in dem schlammigen Grunde fest und sind für unvorsichtige Schiffer gefährlich. Eigentümlich ist die Gleichförmigkeit der Uferbildung in Vorsprüngen und Buchten. Die letzteren sind meistens so völlig abgerundet, als wäre es durch einen Zirkel geschehen, und liegen auch stets an entgegengesetzten Ufern, indem der Strom quer durch sein Flußbett von einer Bucht in die andre geht, wodurch viele für die Uferränder gefährliche Strömungen entstehen. Das Fahrwasser ändert sich oft, denn der Strom reißt hier Stücke Erdreichs vom Ufer los, um sie dort wieder anzusetzen; dann sproßt im Schlamme bald eine Pappelart auf, die den Grund befestigt. Im Mittellaufe strömen in den Mississippi der Illinois und Ohio von links und der Missouri von rechts. Des letzteren Ursprung bilden die Flüsse Jefferson, Madison und Gallatin, welche von dem Ostabhange des Wind-River-Knotens herabströmen. Im engen Bette bricht sich der Missouri zwischen 400 m hohen Felswänden durch die Rocky-Mountains hindurch und bildet, bereits erstarkt, nach einander drei Wasserfälle, deren bedeutendster über 30 m hoch ist. Später muß er noch die schwarzen Hügel durchbrechen; sein Wasser ist dauernd von schneller Strömung, trübe und schlammig; es wird von rechts besonders durch den Yellowstone und die Platte verstärkt. Der Missouri ist zwar ein gewaltiger Fluß, aber sein Lauf sehr gekrümmt, seine Tiefe sehr ungleich, sein Bett voll Sandbarren und Baumstämme. Weit günstiger sind die Verhältnisse des Ohio, welcher zwar anfangs einige Stromschnellen bildet, sonst aber ein sanfter, gefälliger Strom ist, der übrigens auch wegen seiner malerischen Ufer den Namen des „amerikanischen Rhein“ erhalten hat.

Im Mittellaufe ist das Gebiet des Mississippi am weitesten gedehnt und bildet ein muldenförmiges Becken zwischen den Rocky-Mountains und den Alleghanies, das namentlich auf dem westlichen Rande aus Hochebenen besteht, die den Rocky-Mountains vorgelagert sind und sich gegen den Strom hin senken. Auch von den Alleghanies her senkt sich das Land, aber namentlich von Westen nach Osten. Die etagenförmig über einander gelagerten Bergebenen („Barren Grounds“) verbinden in ihren Baumgruppen und Grasfluren den Charakter des Waldes mit dem der Steppe und gehen bei weiterer Senkung in eine von beiden Formen über.

Die Ufer des Mississippi sind noch immer ziemlich dicht bewaldet, dabei aber niedrig und werden von der gelben Flut fortwährend unterwühlt. Keine Blumen neigen ihre Häupter dort hinein, nur düsteres Rohr und alte Sykomoren und Baumwollenholzbäume; keine plätschernde Quelle vertraut ihm ihre klare Welle, sondern nur Sümpfe mit braunem Gewässer öffnen sich zu ihm hin. Und doch liegt ein ungeheurer und

geheimnisvoller Reiz gerade in dieser wilden Waldeseinsamkeit, so daß die alte Sage: wer einmal den Mississippi gesehen hat, muß wieder zu ihm zurückkehren — recht zu behalten scheint.

Der Unterlauf des Mississippi bewegt sich in einer weiten Tiefebene, die an dem Ufer des Stromes und Gestade des Meeres fast allgemein den Charakter des Sumpfes annimmt. Auf dem rechten Ufer dehnen sich bis zur Mündung des Rio del Norte die Savannen und Prärien von Texas. 225 km vom Meere beginnt das Delta des Mississippi, eine Niederung von über 40000 qkm, die, wenn die Schneeschmelze den Strom vom April bis Juli zum Steigen bringt, überschwemmt ist. Längs des Stromes und seiner Arme ragen Dämme aus der weiten Wasserfläche. Die zahllosen Arme des Stromes münden meist in seichte Strandlagunen, die niedriger als der Mississippispiegel liegen. Fünf Mündungsarme erreichen den Ozean; sie sind von einer Tiefe bis 100 m. Dieses ganze feuchte Mündungsgebiet ist die Heimat der riesenhaftesten Pflanzenformen; undurchdringliche Schilfwaldungen bedecken in unabsehbarer Einförmigkeit die Ufergegenden, aus denen, wie Türme, die Stämme der Cypressen und Moorpalmen hervorragen. Ungeheuer ist die Masse des Schlammes, welchen der Strom dem Meere zuwälzt. Das Treibholz des Stromes hat im Delta eine meilenbreite Zone von Meertorf gebildet; viele Stämme gelangen ins Meer und werden von den Strömungen desselben nördlichen Ländern als erwünschtes Brennmaterial zugeführt.

Nach Daniel und Gerstäcker von J. W. O. Richter.

5. Die Mammuthöhle in Kentucky.

Es war ein heißer Tag. Aber aus der Höhlenpforte flutete uns ein wunderbar frischer und kühlender Luftstrom entgegen. Sonst hatte indes diese Pforte eben nicht viel Außerordentliches. Sie war nicht so malerisch und großartig, wie viele der Eingänge zu unsern illyrischen Höhlen, die oft so reich geschmückt sind, wie die Thore zu unsern gotischen Domen. In einem breiten, allmählich sich abtiefenden Rasenloche des Waldbodens wandert man hier ganz bequem zu den unterirdischen Wundern hinab Man kann überhaupt bemerken, daß unsere Cormialischen und Adelsberger Höhlen auch noch ferner unten den Charakter von gotischen Domgewölben festhalten. Sie sind zwar viel kürzer und enger, als diese amerikanischen Unterirdischen, aber sie sind mit bunten Stalaktiten und andern natürlichen Gebilden durchweg reicher geziert. Die Mammuthöhle schlägt sie aber alle aus dem Felde durch ihre kolossalen Verhältnisse.

Es ist, als wenn der ganze einfachere, aber kolossalere Charakter der amerikanischen Natur auch hier unter dem Boden sich abspiegelte. Lange, hohe, bequeme, einförmige, viereckige, kastenartige Galerien laufen hier meilenweit unter der Oberfläche hin, mit senkrechten Seitenwänden, mit plattem Boden und flacher Bedachung. Man erkennt auch hier unten die regelmäßige Schichtung der einförmig gebauten Erdrinde

Amerikas. Es ist in dieser Höhle ebenso wie beim Niagara, wo auch das Bild der Wasserstürze für den Maler so verzweifelt schwierig ist, da es in so gewaltigen Umrissen und Linien auseinander geht. Es ist aber hier in Amerika nichts Miniatur, alles ist Mammut: der Mammut-Niagara, der Mammut-Mississippi und so auch die Höhle.

Diese Höhle mit allen ihren Haupt- und Nebenästen stellt so zu sagen ein ganzes in den Boden gesenktes Flußsystem dar, dessen Haupt- und Nebenflußbetten unterirdisch ausgebildet wurden. Wenn man die Entfernungen in allen Galerien zusammenzählt, so kommen vielleicht mehr als sechzig (engl.) Meilen Wegs heraus, und wer alle Partien bereisen will, kann dazu reichlich eine Woche verwenden.

Die Reise ist fast überall ziemlich bequem, und während der ersten paar (engl.) Meilen geht es gemach etwas bergab, bis man zu der tiefsten Stelle des Ganzen gelangt, wo die Räume mit Wasser gefüllt sind. Von da bis zu dem bezeichneten Hintergrunde geht es dann wieder fünf oder sechs Meilen weit etwas bergauf, in trockenen und wasserlosen Abteilungen. Auf dem Wasser in der Tiefe ist ein kleines Fahrboot bereitet, in dem man etwa $^3/_4$ Meilen weit auf dem sogenannten „Echo-Flusse“ dahin fährt. Dieser Echo-River ist der eigentliche Mammuthöhlenfluß, gleichsam der Lebensgeist, Schöpfer und Werkmeister dieses Wunderwerks.

Vermutlich schon vor Tausenden von Jahren begann das Wasser hier seine Arbeit; es fand zuerst an verschiedenen Stellen Einlaß in den Boden und sickerte hier und da durch, bis es in dem Thale des benachbarten Green-River, eines Nebenflusses des Ohio, wieder herauskam. Auf seinem Wege dahin streifte es verschiedene, leicht zerstörbare Striche der Erdrinde und wusch sie allmählich aus. Zuweilen folgte es vielleicht auch schon kleinen, zuvor bestandenen Rissen des Kalksteins, die es erweiterte. Diese Erweiterung und Auswaschung ging im Laufe der Zeiten so lange fort, bis festere Adern oder Schichten den Wasserangriffen widerstanden und der Seiten-Erweiterung ein Ziel setzten. Hier und da bedeckte das bewegliche, überall spürende und spülende Element doch wieder etwas schwächere Partien seines Gefängnisses und schlüpfte durch sie stets sägend und wühlend auf der Seite durch. Es fiel dann wieder in andere Risse oder andere mehr lockere Striche, die sich weiter unten darboten, ab; und die ehemaligen Wassergänge blieben auf diese Weise leer und trocken, gleichsam wie die hohlen vertrockneten Hüllen einer Schlange, die sich häutete.

Die Gänge, in denen das Wasser gerade jetzt in unserer Zeitepoche sickert und fließt, sind meistenteils unbekannt und unzugänglich, was man leicht begreifen wird, da die Ritzen und Fugen, an deren Erweiterung es gerade arbeitet, immer noch eng und schmal sein müssen. Fast überall kann man nur in den Ruinen jener verlassenen Betten, in jenen abgelegten Flußhüllen weiter kommen. Nur an der Stelle ist eine Ausnahme, wo man den sogenannten Echofluß findet, und wo sich zufällig die Gewölbe breit genug geweitet haben. Man befindet sich

hier nur wenige Fuß höher als das Niveau des benachbarten Green-River, in den die Mammuthöhle sich entleert. Da diese Entleerung auch wieder durch zerstückte, enge und den Menschen unpassierbare Kanäle geschieht, so gewahrt man, daß man nicht durch die eigentliche Hauptader des ganzen Flußsystems hinabgelangt ist, wenigstens nicht durch die jetzige Hauptader. Es ist zwar möglich, daß die Öffnung, durch die wir herabkamen, früher, als der Fluß sich noch nicht so weit eingebohrt hatte, die Mündung des Ganzen darstellte. Es ist aber auch möglich und viel wahrscheinlicher, daß es nur einer der zahllosen Nebenzweige ist, durch welche das Wasser von der Oberfläche her zu den Haupthöhlen unten sich einen Weg bahnte. Daß das Wasser des Echoflusses unten jetzt ungefähr das Niveau des Green-River haben muß, wird man demnach auch begreifen. Je tiefer der Green-River sein Thal ausgrub und je tiefer auch der Ohio und der Mississippi ihre Wasserbetten einsägten, desto tiefer mußte auch das Wasser in der Mammuthöhle von einer der Klüfte seines Labyrinthes zur andern hinabfallen. Denken wir uns die Möglichkeit, daß die genannten großen Flüsse noch weiter, z. B. hundert Fuß absänken, so würde ihnen auch sogleich der Echofluß wie ein Maulwurf hundert Fuß tiefer nachzugraben trachten und in einem so viel tiefer gelegenen Keller verschwinden.

Stevens, unser Neger, zeigte sich uns nicht nur als ein sehr wohl unterrichteter Höhlenführer — er hatte sogar noch am Morgen vor unserer Einfahrt ein Kapitel der Geologie durchstudiert, um für uns besser au fait zu sein — nicht nur als ein sehr mitteilsamer und angenehmer Reisegefährte, sondern auch als ein ganz vortrefflicher Sänger. Mitten auf dem Flusse erhob er mit sehr wohllautender Stimme einen kleinen Gesang, dessen Echo die Felsengewölbe in zauberisch verwandelten Klängen wiedergaben. Es murmelte wie in verhallenden Orgeltönen längs den dunklen Wänden hin, und wir konnten nicht satt werden, diesem musikalischem Naturspiele zu lauschen, dem jener Mammuthöhlen-Acheron seinen Namen verdankt.

Am merkwürdigsten und berühmtesten ist indes der Echo-River durch das Tierleben, das in seinem licht- und farblosen Wallen der Mutter Natur hier am felsigen Busen liegt.

Es giebt jetzt wenigstens neun verschiedene Gattungen von lebendigen Höhlenbewohnern, doch sind sie nicht alle zu den Eingeborenen zu rechnen. Ganz bestimmt gehören wohl nicht die dortigen Ratten zu den Natives, sondern zu den Einwanderern, ebenso die Fledermäuse, die man bloß am Eingange des Echoflusses findet und die bunten Tagesvögel, die wohl zuweilen einmal auf der Verfolgung von Insekten in das Thor der Höhle schlüpfen, aber schnell wieder auf elastischen Flügeln zum Lichte sich emporschwingen. Vielleicht gehören zu den Eingeborenen auch nicht die kleinen Mücken, die zuweilen die Laterne des Besuchers umschwirren. Jedenfalls aber gehört dahin eine Spinne, die man selbst an den Wänden der entferntesten Gemächer kriechen sieht. Es war ein ziemlich großes Tierchen mit langen Beinen. Sie

war weiß oder farblos, und dabei von äußerst zartem Körperbau; ich möchte fast sagen eine an Schwindsucht leidende Spinne. Ob sie Netze oder Gewebe spinnt, konnten wir nicht entdecken, aber ihre feinen Exteemitäten waren fast selber wie ein Spinnengewebe. Als wir einige Exemplare in Spiritus zu setzen versuchten, schrumpften sie plötzlich zu fast unmerklichen Klümpchen zusammen.

Die größten der Urgeschöpfe dieses Labyrinths sind aber eine kleine Fisch- und eine Krebsgattung. Auch diese beiden Tierchen sind farblos und weiß wie Kellerpflanzen und haben auch wie der Proteus unserer illyrischen Höhlen das Sehorgan nicht entwickelt — zum Beweise, daß die Natur nur Organe schafft, wo sie nötig und anwendbar sind, und auch ferner zum Beweise, wie sehr Sonne und Licht nötig sind, um diese Organe zu entwickeln. Wohin sie nicht dringen, da gestaltet sich kein Auge, oder wenn es da war, so stirbt es ab. Die Vorgänger dieser Fische und Krebse lebten vielleicht früher auf der sonnigen Oberfläche der Erde; als sie sich aber in der Höhle verkrochen, da verdorrten oder verkrüppelten ihre Augen. Dagegen entwickelten sich desto mehr die Organe des Tastsinns. Die Fühlhörner an den blinden Krebsen fanden wir ebenso übermäßig lang, wie die Beine an der augenlosen Spinne. Wie es mit dem Gehörsorgan der Tiere in diesen das Ohr so wenig reizenden und belebenden Revieren steht, mag wohl sehr schwer zu erforschen sein. Die Fische, die unser Stevens für uns fing, schienen indes Energie, Fliehkraft und Beweglichkeit genug zu besitzen: sie entschlüpften dem Netz mit Pfeilgeschwindigkeit. Daß ihnen etwas Feindliches nahe, nahmen sie wohl nur durch die Haut wahr.

Wir wurden doch am Ende ein paar dieser Wasserbewohner habhaft. So lange wir sie in der Höhle hatten und auch noch die folgende Nacht blieben sie lebendig; am anderen Tage aber, als die Sonne aufging, mordeten sie die ersten Strahlen.

Die Nahrung dieser Tiere läßt sich leichter erklären. Das von oben zusickernde Wasser mag immer einige vegetabilische Stoffe mit sich führen; auch mögen von jeher Tiere von der Oberwelt in der Höhle verwest sein und das Wasser unten nahrhaft gemacht haben, so jene Ratten und Fledermäuse und jene am Eingange ein- und ausschwirrenden Insekten und Vögel. Selbst verweste Menschenkörper hat man entdeckt — Überreste der alten indianischen Bewohner der Umgegend, welche die Höhle zuzeiten zu Begräbnissen benutzten.

Auch die Steinblumen des Labyrinthes sind farblos, zuweilen phantastischen Eisblumen ähnlich, die der Winter an unsere Fenster malt, zuweilen ordentliche Steinblätter vorstellend mit langen gewundenen Ranken und tiefen Kelchen, die sich im haut relief von den Felsenwänden abheben und an einzelnen Stellen in äußerst reichen Bouquets und Gewinden daran herumhängen, ja wohl ganze Nischen bedecken und füllen.

Wir drangen am ersten Tage neun englische Meilen weit über Steinblöcke an gähnenden Abgründen vorüber und durch sehr enge

Zickzackgänge bis zu den sogenannten Rocky mountains vor, mit denen der erforschte und gangbare Teil der Höhle endigt. Man sieht nach allen Seiten große Felswände bergan steigen und blickt auf fernere Schlünde, die mit tausend wilden Zacken wie ein Haifischrachen besetzt sind. Wir fanden an den Abhängen jener „Felsengebirge“ ein käferartiges Tier, das nicht wie die übrigen Höhlentiere weiß, sondern kastanienbraun gefärbt war. Diese kleinen Käfer krochen auf allen Felsenknäufen herum und saßen auch gruppenweise beisammen.

Dann machten wir noch einen kürzeren Ausflug von vier bis fünf Meilen, um die „Dome“ und die „Sternenkammer“ zu sehen. Die sogenannten Dome sind senkrecht hinabsteigende Brunnen, mit jenen Eislöchern zu vergleichen, die zuweilen in den Gletschern sich ausbilden. Sie scheinen wie gesonderte Gefäße für sich dazustehen und hängen bloß hie und da durch kleinere in den Wänden ausgebohrte Löcher mit dem Ganzen zusammen. Wenn man einen solchen Dom herauswühlen und auf die Erdoberfläche stellen könnte, würde er aussehen, wie ein babylonischer Tonnenturm mit Spundlöchern und Fenstern. Wir kletterten zu einem dieser Fenster hinauf und blickten in die schwarze Finsternis hinein. Unser Stevens zündete Papierfackeln und Strohbündel an und leuchtete damit in ein höheres, seitwärts gelegenes Fenster, so daß wir nun die Säulen, Zacken und Pfeile nebst haarsträubenden Schlünden erschauten.

Durch meilenlange, ganz regelmäßig wie ein Stollen sich hinziehende Korridore, die mitunter gleich zwei Stockwerken übereinanderlaufen, nahten wir uns der „Sternenkammer.“ Der kluge Stevens hatte schon längst die Laternen ganz unvermerkt hinter einen Steinblock gestellt, so daß ihr Licht in die Höhe auf die Kristalle fiel, die das „Hängende“ dieses Teils der Höhle überziehen. Man blickt auf, und siehe, der schöne dunkelblaue Himmel mit all seinen Gestirnen scheint über uns zu flimmern, ein langes Thal liegt vor dem überraschten Blick, zu beiden Seiten ragen Berggipfel in die Wolken. Eine der lieblichsten Täuschungen der Natur! Das „Hängende“ ist nämlich von dunkelblauer und schwarzer Farbe, die Seitenwände dagegen sind weißlich oder hellgrau. Beide Farben setzen sich oben, wo Hängendes und Wände aneinanderstoßen, sehr scharf ab, das Dunkle scheint wie ein leerer Raum, und die hellgrünen Wände sind wie hohe Gebirgsränder. Die Sterne sind die auf dem dunklen Grunde verstreuten klaren Kristalle, die von den Strahlen des hellen Lampenschimmers getroffen, aus der Höhle hervorblitzen. J. G. Kohl.

6. Die Prärie.

1. Ein Tag in der Prärie. — 2. Der Präriebrand.

1.

Leise öffnete ich die Thür, um zum dritten Male in Texas' Prärien den Morgen zu begrüßen. Noch schlief alles fest in dem Block-

hause des Herrenhauses, das, von zwanzig Hütten der Lohnarbeiter umlagert, an dem Saume einer Baumgruppe stand. Breite Blätter der Flaschenkürbisse rankten an den Reisigwänden der Hütten in die Höhe; Schlingpflanzen mit ihren bunten Blumenglöckchen bedeckten die Dächer wie mit einem Netze; traulich schaute die Weinrebe in die offenen Fenster der Schlafgemächer, reichlich bedeckt mit Tautropfen, die wie Thränen von den Augen perlten. Wenige Schritte — und vor mir lag in unabsehbarer Weite ein unermeßlicher Ocean von Gräsern, der im leisen Hauche des Morgenwindes wogte und breite grüne Wellen in weiter Ferne mit dem Blau des Himmels mischte. Ohne die mindeste Erhöhung oder Senkung lag die weite Ebene da, mit den zartesten, feinsten Gräsern überwuchert, so frisch und rein, als wären sie eben erst aus der Hand des ewigen Werkmeisters hervorgegangen. Alles war so still und freundlich, wie am ersten Schöpfungsmorgen; der Geist der Einsamkeit seufzte durch die ganze Ebene. Als aber die Sonne aus den grünen Wogen des Grasmeeres mit unbeschreiblicher Majestät emporstieg, da blickten tausend und abertausend Augen des reinsten Taues feurig zum wolkenlosen, blauen Himmelsdome auf.

Lange hatte ich dagestanden, bis es lebendig in dem mit einer Kaktushecke umsäumten Hofe des Blockhauses wurde. Als ich zurückkehrte, war mein Pferd schon gesattelt; ein zweites wurde eben von einem Diener des Hauses, der mich auf meiner Fahrt in das Grasmeer begleiten sollte, aus dem Stalle geführt. Nachdem mein freundlicher Wirt mir noch einen Morgenimbiß verabreicht, mich mit Fleisch und gezuckertem Maisbrote versehen, stieg ich zu Pferde und nahm die Flinte nebst einem Kompaß mit mir, ohne welchen selbst die Pflanzer nicht in die Prärie gehen; denn da diese hügel- und berglos ist, so hat der Verirrte nicht das geringste Wahrzeichen. Ernst und in mich gekehrt ritt ich schweigend in das wallende, wogende Meer von Gräsern, das viele Stunden weder Baum noch Strauch zeigte, im Frühjahre aber geschmückt ist mit unzähligen Prärierosen, Tuberosen*) und Astern, so schön und üppig, wie sie kein Garten der Erde aufziehen kann. Hin und wieder standen dürre Baumstämme über den grünen Wogen wie die abgetakelten Masten eines Schiffes auf hochgehendem Meere; hin und wieder zeigte ein Damhirsch seinen braunen Rücken über dem Grase und sprang, sobald er uns gewahr wurde, wie ein Delphin, der sich über das Wasser hebt, in die beweglichen Fluten, um sich unserer Nähe zu entziehen. Es war mir, der ich erst vor wenigen Wochen von Europa über den Atlantischen Ocean gekommen, als ob ich noch immer auf offener See führe. Ein wundersamer Baum, der einsam und verlassen in der stillen Ebene stand, auf der ich noch keinen Stein entdeckt hatte, weckte mich aus meinen Träumen und zog meine Aufmerksamkeit auf sich. Er stand so lieblich, so sinnig zart mit seinen feinen, aufgerichteten Blättern und Stengeln da und schaute mich so schwermütig an, als ob er erwarte, ich würde sein einsames Los beklagen. Kaum

---

*) Tuberosen = Knollengewächse.

hatte ich mich ihm auf fünf Schritte genähert, so sah ich ihn aufzucken und zusammenschrecken; die zarten Blätter legten sich scheu und verschämt zusammen, die dünnen Zweige hingen plötzlich klagend herab. Dieser seltsame Baum war eine Mimose.*) Der Stoß, den die Pferdetritte verursacht, war der Pflanze durch ihre langen, horizontalliegenden Wurzeln mitgeteilt und hatte erschütternd auf den ganzen Baum gewirkt. Erst als ich eine Strecke weiter geritten, erhob er sich wieder, aber zitternd und bebend. — Es mochten einige Stunden im Weiterreiten vergangen sein, als ich in der Ferne eine lange Reihe von Büffeln durch die schweigende Fläche ziehen sah; bald darauf wurde ich noch andere gewahr, die in Gruppen oder paarweise das dichte Gras abweideten oder im wilden Kampfe miteinander lagen. Ihr dumpfes Gebrüll drang an mein Ohr gleich dem fernen Brausen des Meeres. Bald kam auch ein Trupp Jäger zum Vorscheine. Es war ihnen gelungen, zwei Büffel von ungeheurer Größe von der Herde zu trennen, und gegen diese beiden Untiere richteten sie ihren Angriff, wobei ihnen eine Fahne von roter Farbe behilflich war, welche die Büffel wie die Stiere nicht leiden können und auf die sie sich losstürzen. Die Jäger warfen sich platt zur Erde nieder und erwarteten die Feinde, welche einen Augenblick anhielten und, vor Wut brüllend, ihre Hörner in die Erde stießen. Einer der Jäger schwenkte lebhaft das rote Tuch. Beim Anblicke der verhaßten Farbe stürzten die beiden Tiere mit wilder Wut heran. Schrecklich war der Anblick des einen Büffels, der schon verwundet war. Bei jeder seiner Bewegungen strömte sein Blut nach rechts und links und rötete seine schwarze, wogende Mähne; blutiger Schaum drang aus seinen Nüstern, deren furchtbares Schnauben uns immer näherkam. Der andere Büffel überholte ihn, mit seinem stumpfen Auge das Tuch anstierend, das der Wind bewegte; der Verwundete stürzte schwer zu Boden und verschied. „Feuer!" rief alsbald einer der Jäger, und von drei Kugeln in den Kopf getroffen, hielt der andere Büffel an, fiel und sank im schweren Falle ebenfalls tot zusammen.

Die Sonne stand schon hoch im Mittage, als wir unsere Weidmänner verließen und rasch vorwärts ritten. Bald sahen wir fern am Horizonte einige dunkle Massen auftauchen, die wir später als Baumgruppen erkannten, und die in unsern Augen wie Inseln erschienen. Auch heißen dieselben, deren es unzählige in der Prärie giebt, wirklich charakteristisch genug „Inseln" und gleichen ihnen auch auf ein Haar. Sie sind unendlich mannigfaltig in ihren Formen, wie in der Pracht ihrer Bewaldung. Gern kehrt der Reisende bei ihnen ein, bei Tag wie bei Nacht. Dunkler Schatten und klares Wasser ist es, was sie dem Schmachtenden bieten; auch Früchte reichen sie ihm dar und sind schon manchem, der sich verirrte und dem Tode nahe war, ein rettendes Eiland geworden. Je mehr wir vorwärts ritten, desto mehr hob sich eine der Baumgruppen wie aus der Erde empor, und bald lag sie in hoher Majestät vor uns. Es war eine wunderschöne Insel,

*) Mimosen = Sinnpflanzen.

die wie alle weder Gesträuch noch Gestrüpp zum Fußteppiche hatte, sondern das herrlichste, frischeste Grün des Grases. Bäume von allerlei Gestalt und Farbe, die mannigfachsten Wohlgerüche aushauchend, stehen hier gesellig nebeneinander und erheben sich, die Äste ineinander verzweigend, zu einer Höhe in die Luft, welche den Blick lähmt. Wilde Reben und Bignonien*) schlingen sich am Fuße dieser Bäume untereinanden, schießen an den Ästen 30 m und mehr hinauf, klimmen bis zur Spitze der Zweige, schwingen sich vom Zuckerahorne nach dem Tulpenbaume, vom Tulpenbaume zur Lebenseiche, indem sie zahllose Grotten, zahllose Gewölbe, zahlose Blumenbrücken bilden und ihre Ausläufer über die ganze Insel hinsenden. Mitten aus diesen Holzungen hervor erhebt die Magnolia**) ihren unbeweglichen Kegel, beherrscht mit ihren breiten weißen Rosen den ganzen Wald, und nur der Palmbaum ist ihr Nebenbuhler. Mancherlei Tiere, welche die Hand des Schöpfers in diese Einsamkeit versetzte, beleben diese Inseln im bunten Gemische. Schwarze Eichhörnchen spielen im dicken Laube; langgeschwänzte Drosseln schweben auf den Rasen hernieder; grüne Papageien mit gelbem Kopfe erklimmen kreisend die Wipfel der Cypressen; Kolibris flimmern auf dem Jasmine, und Vögeln nachstellende Schlangen zischen, an den Baumkuppen hängend und wie Lianen**) daran sich hin- und herwiegend.

Nachdem wir einige Stunden in dem Schatten der Insel verweilt, wurden die Pferde, welche im Grase weideten, wieder aufgezäumt, und von neuem ging es in das reiche Grasmeer, das noch immer nicht die mindeste Spur einer Wohnung zeigte. Trotzdem bietet eine Reise in dasselbe einen unwiderstehlichen Reiz. Das Gefühl der Freiheit, welches in der Luft dieser Ebene weht, der Reiz des Unerwarteten, wovon der Reisende plötzlich überrascht wird, die prächtigen Inseln mit ihren hundertjährigen Bäumen, unter welchen er ruht, die Menschen, denen er dann und wann begegnet, urkräftig wie die Natur: alle diese so fremdartigen und wechselnden Zwischenfälle sind ihm ebensoviele Vergütungen. Eine derselben, die nicht alle Tage vorkommt, überraschte mich schon wenige Stunden nach dem Aufbruche. Ich sah die herrlichste Stadt mit Türmen, Kuppeln und Säulenhallen; ich sah Gärten und Hügel, überaus prachtvoll von gediegenem Silber glänzend. Alles schwebte und verwandelte sich in der Luft. Es war, als ob ich mich auf verzaubertem Grund und Boden befände. Kaum war dieser Zauber der Luftspiegelungen vorüber, so gewährte wieder eine naheliegende Insel durch den leichten, blauseidnen Dunst, in welchen sie die sinkende Sonne hüllte, einen neuen Zauber. Als ich so mit Wohlgefallen diesen feinen Dunstschleier betrachtete, nahm mein Pferd plötzlich einen raschern Schritt an. Wiehernd eilte das schmachtende

*) Bignonien = Trompetenblumen. **) Magnolia = Baum mit großen Blumen. Aus den zapfenartigen Samenbehältern hängen, wenn sie zur Zeit der Reife aufgesprungen sind, die beerenartigen Samen an langen Fäden heraus. ***) Lianen = riesige Schlinggewächse, welche sich von Baum zu Baum schlingen und die Wälder oft undurchdringlich machen.

Tier mit gestrecktem Halse der Insel zu, ein sicheres Zeichen, daß sie in ihrem dunkeln Schatten Wasser berge. Es hatte sich nicht getäuscht. Vor uns lag nämlich die Insel, welche mein Freund bewohnte, ein liebliches Bild europäischer Kultur. Mitten im Grün, unter dem Schatten schöner Obst- und Gummibäume floß eine reiche Quelle in eine weite, gemauerte Cisterne. Ein großes Rad, von vier Maultieren in Bewegung gesetzt, füllte abwechselnd eine Menge Ledereimer, die an den Umkreisen des Rades angebracht waren und in ausgehöhlte, riesenhafte Baumstämme ein reines, klares Wasser gossen. Tausende von Haustieren aus den wohlgenährten Herden löschten ihren Durst an den hölzernen Trögen, ohne den reichen Quell versiegen zu machen. Eine ungeheure Zahl von Pferden tummelte in schwindelerregenden Kreisen mit offenen Nüstern und fliegenden Mähnen freudig wiehernd umher, der gemeinsamen Tränke immer näher kommend; langsameren Schrittes kamen die Stiere brüllend heran. Alles drängte sich herzu, den Durst zu löschen. Scheu wichen die Schafe springend zur Seite, als die Stiere und Pferde um den Vorrang kämpften.

2.

Der liebliche Spätherbst hatte eine Anzahl Reisender eingeladen, in der Prärie von den Pferden zu steigen, um bei einem Mittagsmahle, aus einem köstlichen Büffelrücken bestehend, wenige Stunden behaglicher Ruhe zu pflegen. Die ganze unermeßliche Prärie lag schweigend, als ob sie rastete oder Mittagsruhe halte, während die Sonne bereits nach Westen sich neigte. Gemütlich plauderten die Jäger von der Jagd auf den Prärien und den Gefahren, die sie bestanden; sieh, da werden die Pferde auf einmal unruhig, toll und suchen mit aller Gewalt sich loszureißen von dem Lasso und zu entfliehen. „Auf, auf!" ruft unser erfahrener Jäger Gabriel, „auf, ihr Freunde! Schnell die Pferde gesattelt! Rettet euer Leben! Die Prärie steht in Flammen, und die Büffel jagen gegen uns heran!"

Da waren keine Worte zu verlieren; alle sprangen auf; es galt das Leben! Nur die schnellste Eile kann retten. In einer Minute sind die Pferde gesattelt, in der zweiten jagen die Reiter schon über die Prärie hin. Es bedarf nicht des Antreibens der Pferde; der Naturtrieb lehrt dem Tiere die drohende Gefahr, und von selbst thun sie das Äußerste, um sich durch die Flucht zu retten.

Eine Stunde lang jagen die Geängsteten mit unverminderter Schnelligkeit fort; da fühlen sie plötzlich, daß die Erde hinter ihnen zittert, und bald schlägt das entfernte Gebrüll und Geheul und todesängstliche Geschrei zahlloser Tiere aus der Ferne an das erschreckte Ohr. Immer schwerer und drückender wird die Luft, und eine Flamme, ein Flammenmeer, rascher als der Wind, steigt auf am Horizonte und kommt von Sekunde zu Sekunde näher. Flüchtiges Rotwild aller Arten schießt pfeilschnell an den Reitern vorüber; Hirsche in Gesellschaft von Löwen und Panthern springen über die Gründe; wie ein Traumbild stiegen Herden von Elentieren und Antilopen vorbei, und dann

rast wieder die gestreckte Gestalt wilder Pferde oder die plumpe Masse eines Büffels über die Prärie.

Die Pferde der Reisenden strengen jede Nerve an; mit der Schnelligkeit des Sturmwindes fliegen die Reiter, und doch dünkt es den geängstigten Gemütern, als ob sie stille ständen. Die Luft verdichtet sich noch mehr, die Hitze drückt erstickend, lauter und entsetzlicher tönt das Geheul und Geschrei der verfolgten Verfolger in die Ohren und Gemüter der Reiter.

Ein edler Hirsch fliegt den Reitern vorüber. Seine Kraft ist gebrochen, und in wenigen Minuten liegt er tot am Boden. Büffel und Pferde, alles vermengt, ein ungeheurer dunkler Körper, Meilen breit, Meilen tief, ein unermeßlicher Klumpen, wälzt sich mit der Schnelligkeit einer rollenden Kugel heran, jedes Hindernis niedertretend. Noch etwa eine halbe Stunde ist dieser walzende Fleischberg hinter den Reisenden; die Pferde sind fast erschöpft; sie sind verloren, in wenig Minuten werden sie zerstampft sein.

In diesem fürchterlichen Augenblicke ertönt fest und gebieterisch des Führers Gabriel helle Stimme. Gewohnt an die Gefahren der Wildnis, schaut ihnen der erfahrene Jäger ungebeugt und entschlossen ins Angesicht. „Herab von den Pferden! Zwei mögen sie fest halten! Die andern streifen ihre Hemden ab! Schnell!“ Unwillkürlich gehorchen alle. Gabriel zündet ein Stück Zunder auf der Pfanne seines Gewehres an, und bald lodert aus Hemden und Tüchern, verdorrtem Präriegras und Büffeldünger ein mächtiges Feuer empor, emsig geschürt und verstärkt durch neu hinzugetragene Haufen dürren Grases.

Ein Beben der Erde, als ob sie in ihren Grundfesten wanke, ein Angstgeheul, ein Gebrüll der Wut und des Schmerzes verkündete nun den Reisenden das Anrücken der schrecklichen Tiermassen. Schon konnten sie ihre Hörner, ihre Füße unterscheiden — das Feuer ist im Erlöschen, die Flammen sinken zusammen, — wer hat die Kraft, wer die Besinnung, sie zu nähren? — Sie rücken heran, die rasend gewordenen Zehntausende; wie glänzend funkeln ihre Augen! Wie steht ihnen der Schaum auf dem triefenden Rücken! Beugen sie aus? Springen sie dem Feuer seitwärts? Großer Gott, nein! Immer näher und näher kommen sie, die sicheren Todesboten. Der Augenblick, wo die Reisenden zermalmt werden müssen, ist da. Gräßlich! Gräßlich!

Ein Knall, ein gewaltiger Luftdruck, eine plötzlich aus dem Feuer aufsteigende rote Flamme, ein Gebrüll, als heulten Millionen Büffel auf einmal, — geht die Erde unter?

Auf seine Büchse gestützt, lehnt Gabriel, mit scharfem, aber ruhigem Blicke die Lage überschauend. Im Augenblicke der höchsten Gefahr hatte er die Flasche mit Branntwein geopfert; sie war zerplatzt, und zurück prallten die zottigen Bestien vor den aufschießenden Blitzen der scharfen, blauen Feuersäule, und Hunderten derselben brachte die Stockung des Zurückprallens einen zerquetschenden Tod. Ringsum sahen die Reisenden nichts als die zottigen Mähnen der plumpen Un-

geheuer; kein Spalt war in den fliehenden Massen bemerklich, außer der schmalen Linie, die sich geöffnet hatte, das Feuer zu meiden.

Freilich wohl werden ihnen die Sekunden, während ihnen die Tierhaufen rechts und links vorüberfliegen, zu martervollen Stunden, bis endlich die Kolonnen dünner und dünner sich gestalten. Die erste Gefahr ist vorüber; aber eine andere ebenso große nahet heran. Die ganze Prärie steht in Flammen, und die zischenden Fluten des Feuers rücken mit furchtbarer Schnelligkeit auf die Reisenden los. Die Pferde haben wieder einigen Atem gewonnen, darum frisch in die Sättel! Und gejagt von der Todesangst rasen Rosse und Reiter nun den Büffeln nach, in dieser gräßlichen Gefahr nur angewiesen auf die Schnelligkeit ihrer Tiere!

Das Feuer war dicht hinter ihnen, da gewahrten sie auf einmal, daß etwa eine Viertelstunde vor ihnen die unermeßliche Herde einen tiefen Schlund erreicht hatte, den die Tiere in der Todesangst zu überspringen suchten, wobei Tausende auf Tausende in den 24 m tiefen Abgrund stürzten.

Immer geschwinder fliegt das Feuer heran, immer heftiger lodern die Flammen auf, als wollten sie ihre Beute nicht fahren lassen; seine Wogen wirbeln über den Köpfen hin und ersticken die Flüchtlinge fast mit ihrer Hitze und ihrem schwarzen Rauche. Eile ist Leben; der Schlund muß die Gehetzten retten oder begraben. Sie springen hinab und erreichen, gefühl- und bewegungslos, den Boden. Zur Besinnung gekommen, fühlen sie sich unverletzt; das Zischen und Krachen des Feuers aber dauert oben über ihren Häuptern fort, und schaudernd sehen die Geretteten zu den Flammen hinauf, die oben am Rande des Abgrundes fortwüten, bald auflodernd, bald sich senkend, als wollten sie nicht ruhen und rasten, bis alles Leben auf den unermeßlichen Prärien vernichtet sei.

Die Reisenden sind gerettet. Ihr Fall brach sich an der ungeheuren Masse von Tieren, auf den Tausenden von Leichnamen, die eine Sekunde vorher den Sprung über den Abgrund aus Furcht vor dem Feuer oder gedrängt von den nachstürzenden Massen gemacht und bei demselben Hals und Beine in der Schlucht gebrochen hatten, so daß ihre Leiber wie Kissen die Reisenden aufnahmen. Die Reisenden wickeln sich aus diesem Chaos tierischer Leichname und gewinnen tiefer unten einen freien Platz, auf dem sie ausruhen. Doch das fortdauernde Zittern der Erde belehrt sie, daß der rasende Wettlauf der Tiere und des Elements noch immer nicht aufgehört hat. Sie preisen sich glücklich, gerettet zu sein, danken dem Himmel für ihre Rettung, und da sie vor unmittelbarer Gefahr sicher sind, thun sie sich gütlich mit einem Büffelkalbe, dessen Gebeine in Splitter zerschellt sind.

Als sie nach einigen Rasttagen ihre Präriereise fortsetzen, gelangen sie zu einem See, dessen Fluten den Wellen des Flammenmeeres einen Damm entgegengestellt hatten, hinter welchem die Haufen der tödlich gehetzten Tiere endlich den ersehnten Ruhepunkt gefunden. Ein paradiesischer Anblick! So weit das Auge reicht, Tausende und Tausende

von Tieren ausgestreckt, teils die ermüdeten Glieder leckend, teils, ohne aufzustehen, die Hälse vorstreckend, um das Gras in ihrer Umgebung abzuweiden. Alle sonstige Feindschaft der einzelnen Gattungen und Arten untereinander hat während der gemeinsamen Todesgefahr geruht, und die gegenwärtige gänzliche Erschöpfung aller hat den Waffenstillstand notgedrungen verlängert. Wölfe und Panther liegen nur wenige Schritte von einer kleinen Herde Antilopen; Büffel, Bären und Pferde ruhen untereinander, und keines vermag sich von der Stelle zu rühren, auf welche es die vollkommenste Erschöpfung hat niedersinken gemacht.

Dort liegt ein Jaguar, der grimmig nach einem fünf Schritte entfernten Büffelkalbe schaut; beim Anblick der Reisenden versucht er aufzustehen; aber gänzlich kraftlos krümmt er seinen Leib kreisförmig, verbirgt mit seinen schweren Tatzen den Kopf auf der Brust und stößt ein langsames, klagendes Geschrei aus. Nicht weit entfernt liegt ein herrlicher Edelhirsch, so abgemattet, daß er nicht ein paar Zentimeter weit sich bewegen kann, um das Gras zu erreichen, und seine vertrocknete Zunge zeigt deutlich, wie er durch Wassermangel leidet. Ein echter Jäger, der Gabriel! Sofort holt er aus dem zwanzig Schritte entfernten See eine Mütze voll Wasser, sprengt dem edlen Tiere einige Tropfen auf die Zunge und läßt es die Mütze leeren. Als er ihm die zweite Mütze Wasser gereicht, leckt das dankbare Tier ihm die Hände und verfolgt den Wohlthäter mit Blicken, die aufrichtiger und deutlicher sprachen, als mancher vierseitige Danksagungsbrief.

Nachdem ihre Pferde wieder Kräfte gewonnen, führt Gabriel die Reisenden weiter durch die Prärieen, dem Ziel ihrer Reise, Texas, zu.

Marregat.

7. Kaliforniens Waldungen.

Kalifornien hat, abgesehen von den Hochgebirgsflächen und dem Gebiete der Mohevawüste, meist sehr fruchtbaren Boden in einer Gesamtausdehnung von 275 000 qkm, der zu einer Zeit noch fast ganz brach lag, wo die Europäer dieses Land bereits längst erreicht hatten. Nachdem das Land 1848 von Mexiko an die Vereinigten Staaten abgetreten worden war, begann es sich schnell in jeder Beziehung zu heben, so daß es jetzt eine sehr hervorragende Stellung unter den Staaten der Union einnimmt.

Unter den vielen Schönheiten Kaliforniens nimmt der Wald, jener herrliche Schmuck der das Land durchziehenden mächtigen Sierra Nevada eine der hervorragendsten Stellen ein. Bezaubert schon der flüchtige Anblick desselben den im raschen Fluge auf der Pacificeisenbahn Vorüberreisenden, so hat dieser doch kaum eine Ahnung von den erhabenen und reizenden Naturwundern, die ihm in unerschöpflicher Fülle begegnen, wenn er in den Sommermonaten an irgend einer in den höheren Teilen des Gebirges liegenden Station den Zug verläßt, um das Innere des Landes näher kennen zu lernen. In der Sierra Nevada wird die Schönheit des Waldes durch einen ihn überwölben-

den, im Sommer nie durch Wolken getrübten Himmel erhöht, der an Reinheit, Glanz und Pracht jenem der Tropen gleichkommt, ohne den Menschen durch die ihm dort entströmende Glut zu versengen. Häufig genug wachsen in der Sierra Nevada die Bäume an Stellen, die so steil, so unzugänglich sind, daß des Menschen Fuß sie wohl niemals wird betreten können. Eine balsamische Luft, die wir mit unbeschreiblichem Wohlbehagen einatmen, durchsäuselt während des Tages in jeder Jahreszeit diese prachtvollen Wälder, durch die stets ein geheimnisvolles Flüstern und Rauschen geht. Vorzüglich im Sommer, der in Kalifornien fast immer wolkenlose Tage im Gefolge hat, sind die Abende selbst in Wäldern von 2000 m Höhe unvergleichlich schön, denn sie hauchen dann in Gemeinschaft mit einer reichen und mannigfachen Vegetation würzige Düfte in Menge aus. Die verschiedenen Arten von Nadelhölzern, die auf weite Strecken die Kämme und Abhänge der Sierra Nevada bedecken, bilden einen nicht weniger eigentümlichen Urwald als die Waldregionen des tropischen Amerika. In dieser kalifornischen Waldregion entfaltet sich jeder Baum zu seiner größten Vollkommenheit, denn da ist keine gewaltige Schlingpflanze, kein starkes Farnkraut, kein lästiger Parasit, der ihn umgarnt und ihn seiner besten Säfte beraubt. Hier lassen sich die Formen und Gestalten der Bäume in ihrer ganzen Eigenart erkennen; dieselben stehen in ihrem dunklen Grün auf einem blütenreichen, aus einer Unzahl der herrlichsten Blumen und der zartesten Gräser gewebten Teppiche; während im tropischen Urwalde unser Auge ermüdet wird durch das Gewirr von Bäumen, Sträuchern, Gramineen und Schlingpflanzen, die Luft uns dunstig, dumpf und schwül entgegenkommt, weht in diesen kalifornischen Wäldern unter den mächtigen Bäumen mit hochragenden, luftigen Wipfeln eine reine, erfrischende und belebende Luft, und sprudelt allerorten eine Quelle köstlichen, kristallhellen Wassers. Hierzu kommt das köstliche Klima und der Kontrast, welcher oftmals in die frische Waldung durch gewaltige Felsmassen und schneebedeckte Berghöhen gebracht wird.

Während wir unter den Waldriesen und auf dem blumenreichen Teppiche dahinwandeln, stehen wir plötzlich bei einer Thalkrümmung vor einem erhabenen, mehrere tausend Meter hohen schneebedeckten Gipfel.

Eine der größten Zierden, welche Kaliforniens Wälder aufweisen, sind die Riesen- oder Mammutbäume, deren Vorhandensein erst seit 1852 bekannt ist. Den Zedern am nächsten stehend und mit dem Rotholze nahe verwandt, hat der Riesenbaum (Sequoia gigantea) ungemein kleine Zapfen, die kaum so groß wie ein mittlerer Apfel sind, dagegen eine Rinde von einer Dicke von 50—70 cm. Nach den Jahresringen hat man bei einelnen Riesenbäumen ein Alter von 1300 Jahren festgestellt, ja es wird bei einzelnen ein noch weit höheres Alter anzunehmen sein. In ihrer Verbreitung sind die Riesenbäume sehr beschränkt, mehr noch als das ihnen zunächst stehende Rotholz, das sich an der Küste des Stillen Meeres entlang in meistenteils aus-

gedehnten Wäldern findet. Die Riesenbäume hat man bisher nur zwischen dem 36. und 38.° 15' nördl. Br., nämlich zwischen dem Südarme des Tule- und dem Nordarme des Stanislausflusses, und in einer Höhe von 1500 bis 2700 m gefunden, und zwar je weiter nördlich, in desto bedeutenderer Höhe. Man trifft sie nie als abgegrenzte, selbständige Gruppen an, sondern zwischen andern Nadelhölzern jeglichen Alters zerstreut, Haine bildend, die gewöhnlich auf einen kleinen Umkreis beschränkt sind. Unter den Nadelhölzern, zwischen denen die Riesenbäume vorkommen, sind besonders die Pech- oder Harztanne und die Zuckerfichte zu erwähnen; die bekanntesten Haine von Riesenbäumen sind die von Calaveras und Mariposa, von welchen der erstere am rechten Ufer des Nordarms des Stanislausflusses, 1600 m hoch, liegt. Der gewaltigste der hier vorhandenen Bäume hat eine Höhe von 108, einen Umfang von 15 m, woraus sich die Thatsache ergiebt, daß die in Australien vorkommenden Eukalyptusarten von den Riesenbäumen an Höhe noch keineswegs erreicht werden.

Wer vermöchte den Eindruck der Riesenbäume auf das menschliche Gemüt zu schildern! Er überwältigt jeden und übertrifft auch die kühnsten Vorstellungen, die eines Menschen Phantasie von diesen Pflanzenkolossen mitbringt.

Entzückend schön ist namentlich die abendliche Stimmung, die während der Sommermonate in Kaliforniens Waldungen herrscht. Selten nur bewegt sich dann ein Lüftchen; mehr als anderswo wird dort die anmutige Vorstellung in uns erweckt, als ob die Natur wie der Mensch sich allabendlich zur Ruhe begäbe, aus der sie am nächsten Morgen neugekräftigt und im frischesten Glanze erwacht. Selbst für solche, die zu romantischen Schwärmereien gar nicht geneigt sind, kostet es oft Überwindung, bei sinkender Nacht von dem sie umstrickenden Zauber der Abendlandschaft sich loszureißen, deren Reize wesentlich durch das herrliche Klima und die prächtige Vegetation bedingt sind, während freilich die magische Beleuchtung, mit der die Landschaft in manchen Teilen der Alten Welt bei Sonnenuntergang übergossen wird, fehlt.

Nach Robert v. Schlagintweit von J. W. O. Richter.

8. Die vier Rassen Nordamerikas.

1. Die vier Rassen Nordamerikas. — 2. Die Indianer im besondern.

1.

In den Vereinigten Staaten, jener schönen Besitzung von 1926 Millionen Acker meist produktiven Landes, wohnen eigentümlich verschiedene Rassen. Keine Gemeinschaft in Europa kann auf so weite Kontraste im Typus, in der Farbe Anspruch machen, als hier bemerkbar sind; denn während in Frankreich, in Deutschland, in England nur Weiße sind, da wir unser Blut und unsere Abstammung von einem gemeinschaftlichen arischen Stamme ableiten und in unseren Gewohn-

heiten, Sprachen und Religionen ein gewisses Bruderband uns verbindet, haben unsere Freunde in den Vereinigten Staaten, außer solchen geringen Verschiedenheiten, wie den Sachsen und den Celten, den Schwaben und den Gaul, auch den Sioux, den Neger und den Tartaren; Nationen und Stämme, nicht gering an Zahl, keine Gäste für den Augenblick nur, heute hier und morgen dort, sondern gedrängte Haufen von Männern und Weibern, die alle Rechte solcher Personen besitzen, welche auf dem Grund und Boden geboren oder sich auf demselben für die Lebenszeit angesiedelt haben. Weiße, rote, schwarze, gelbe Menschen, sie sind alle Bürger dieses Landes, gehorchen seinen Gesetzen.

In England rühmen wir uns gern, daß wir ein festes Amalgam in Leute von den feindlichsten Eigenschaften des Blutes gegossen haben und in vollkommene Vereinigung den bedächtigen Sachsen, den flüchtigen Celten, den prachtliebenden Normanen und den mäßigen Picten gebracht; aber unsere schwachen Unterscheidungen zwischen Rasse und Rasse verschwinden ganz, wenn man sie neben die wilden Gegensätze stellt, welche hier auf amerikanischem Boden erscheinen. In der alten Welt haben wir Klassenunterschiede, wo sich in dem neuen Lande Nationen einander gegenüberstehen. Bei uns handelt es sich um leichte Unterschiede in der Begabung, während dort radikale Verschiedenheit des Typus vorhanden ist. Einem Neger in Georgien, einem Pawnee in Dakota, einem Chinesen in Montana ist ein Weißer eben ein Weißer, nicht mehr, nicht weniger; der Gaul, der Däne, der Spanier, der Sachse sind nach seiner einfachen Anschauung Brüder einer Familie, Mitglieder einer Kirche. Unsere feineren Unterscheidungen zwischen Rasse und Rassen sind in den Augen dieses Fremdlings ganz unsichtbar.

Im Westen kann man in dem Hause irgend eines Goldgräbers mit einem Dutzend Gästen sich zu Tische setzen, welche in kontrastierenden Typen und Farben selbst in einem Bazar in Kairo, unter einem Thore Aleppos, in einer Moschee in Stambul nicht ihres Gleichen finden dürften. Auf jeder Seite von uns kann sitzen: ein polnischer Jude, ein italienischer Graf, ein Choctaw-Häuptling, ein mexikanischer Ranchero, ein Soldat der Konföderation (dort ein weißgewaschener „Reb" [Rebelle] genannt), ein mormonischer Bischof, ein Matrose von den Sandwichs-Inseln, ein Parse-Kaufmann, ein Hausierer von Boston, ein „Boß" von Missouri. Ein Neger kann unser Mahl zubereiten, ein Chinese die Flasche entkorken, während die Töchter unseres Wirtes — prächtige, zarte, gut gekleidete Mädchen — die Gerichte vorlegen und den Wein einschenken; die ganze Gesellschaft wird nach diesen Gegenden im Westen durch die Sucht nach Gold zusammengebracht und verschmilzt ineinander, mehr wie Gäste, die in einem Hotel in New-York speisen, als wie Fremde, welche entweder in einem ägyptischen Bazar handeln, in einem syrischen Khan wohnen, oder in einer türkischen Moschee beten wollen. Man kann auch unter einem Dache mit ebenso viel Religionen als Farben wohnen. Euer Wirt kann ein Universalist sein, einer von jener sanftmütigen amerikanischen Sekte, welche glauben, daß niemand auf Erden je verdammt werden wird, obschon der freigebige und unlogische

Mensch kaum seine Lippen öffnen kann, ohne einen seiner Gäste zu verwünschen. Der Mormone setzt sein Vertrauen in Josef, als einen natürlichen Seher und Offenbarer; der Chinese betet Buddha an, von dem er nichts weiter als den Namen weiß; der Jude verehrt Jehova, von dem er, sozusagen, nicht viel mehr kennt. Der Choktawhäuptling ruft den großen Vater an, den die Weißen für ihn den Großen Geist nennen, Sam — alle Neger heißen Sam — ist ein Methodist, wohl gemerkt. ein Episkopal-Methodist, da Sam und seine dunklen Brüder alles Niedrige hassen. Der italienische Graf ist ein Ungläubiger; der Mexikaner ein Katholik. Der Mann von Missouri ist ein „Herauskommer", ein Mitglied einer der neuen Kirchen in Amerika, welche vorgeben, Gott der Erde näher gebracht zu haben. Der weißgewaschene „Reb", der alle Religionen verwirft, wendet seine ganze Aufmerksamkeit den „Kocktails" zu. Daß der Parse seine Privatanschauungen über die Sonne hat, kann man getrost annehmen; der Landsmann der Königin Emma ist ein Hindu, während der Hausierer von Boston, jetzt ein Kalvinist, der die Gesellschaft zu zukünftigem Elende bei Feuer und Schwefel verdammt, früher ein Kommunist aus der Schule von Noyes war. Weiße, rote, schwarze, gelbe Menschen — alle die Haupttypen und Farben der menschlichen Rassen — haben sich zur Gesellschaft zusammengefunden hier auf diesem Grund und Boden im Westen, in diesem Kontinent der Mitte, der zwischen China und dem Archipel einerseits und Afrika und Europa andererseits liegt, wo sie sich zusammendrängen und sich das Land unter einer gemeinschaftlichen Flagge streitig machen.

Der weiße Mann, der sich aus Frost und Hitze nichts macht, so er gute Nahrung für seinen Mund, passende Kleidung für seine Glieder bekommen kann, scheint Herr in jeder Zone zu sein; er ist imstande, alle Klimate zu ertragen, jede Arbeit zu unternehmen, alle Entbehrungen zu überwinden; er wirft Netze in der Bai von Fundy aus, wäscht Gold in den Thälern des Sakramento, zieht Datteln und Limonen in Florida, fängt Biber in Oregon, hält Kuhherden in Texas, spinnt Zwirn in Massachusetts, lichtet Wälder in Kansas, schmilzt Eisen in Pennsylvanien, schwatzt „Bunkombe" (Punsch) in Kolumbien, schreibt Leitartikel in New York. Er ist der Mann mit plastischem Genie und von ausdauerndem Charakter, gleich zu Hause unter Palmen und unter Tannen, in jeder Breite der Führer, der Arbeitgeber und der König aller.

Der schwarze Mann, ein echtes Kind der Tropen, dem Wärme wie der Athem des Lebens ist, flieht vor den rauhen nordischen Feldern, in denen der Weiße seine Muskeln kräftigt und sein Blut erfrischt, und zieht die Sümpfe und Savannen des Südens vor, wo er unter Palmen und Baumwollstauden und Zuckerrohr die reichen Farben findet, welche sein Auge liebt, die sonnige Hitze, in welcher sein Blut schwillt. Die Freiheit würde ihn nicht verlocken, nordwärts in Eis und Nebel zu gehen. Selbst jetzt, wenn ihn Massachusetts und Konnektikut durch Anerbieten von gutem Lohn, leichter Arbeit, mitfühlenden Leuten zu verführen suchen, will er nicht zu ihnen gehen.

Er hält nur eben in New York aus; der Abgehärtetste seiner Rasse wird kaum in Saratoga und Niagara über die Sommermonate hinaus verbleiben. Seit der Süden für Sam freigemacht worden ist, um darin zu wohnen, hat er dem kalten, ihm freundlich gesinnten Norden den Rücken gedreht und sich eine angenehmere Heimat ausgesucht.

Im Reisfeld sitzend, am Rohrdickicht, unter den Maulbeerbäumen seines geliebten Alabama, mit seinem Baumwollentuche um den Kopf und seinen Banjo auf dem Knie, ist er fröhlich wie ein Vogel, wenn er seine endlosen und närrischen Ringelreime singt, und die Sonne ihm ins Gesicht brennt. Der Neger ist nur eine örtliche Thatsache im Lande; er hat seine eigentliche Heimat in einer Ecke — der sonnigsten Ecke der Vereinigten Staaten.

Der rote Mann, einst ein Jäger in den Alleghanies, ebenso wie auf den Prärieen und in den Felsengebirgen, ist vom Blaßgesichte, er und seine Squaw, sein Elenn, sein Büffel und seine Antilope in das Land im fernen Westen getrieben worden: in die wüsten traurigen Ländereien, welche westwärts vom Mississippi und Missouri liegen.

Ausnahmen giebt es kaum von der Regel. Eine Anzahl pittoresker Hausierer mag man in Niagara finden; Rotjacken, Cherokesen-Häuptlinge und Mohikaner, welche Bogen und Stöcke verkaufen und gewöhnlich sich den jungen Herren und Damen aufdrängen, welche sich um die Fälle herumtreiben und nach Gelegenheit suchen, zu kokettieren.

Eine Kolonie kaum besserer Art kann man am Oneidabach, Madison Kountry finden, von denen die Minderzahl Mais säet, Früchte erbaut und Psalmen singt, die Mehrzahl aber auf der Scholle verhungert, die Eiche und den Ahorn umhaut, die besten Äcker in fremde Hände bringt, sich nach ihren Brüdern sehnt, welche dem Weißen seine Gaben ins Gesicht geworfen haben und mit ihren Waffen und ihrer Kriegsfarbe weggezogen sind. Die Rotjacken an den Fällen, Bill Buchenbaum (Beechtree) am Oneidabach — von denen der erstere Perlenarbeit an die Mädchen verkauft, der zweite Hickorystöcke für die Knaben flicht — sind die letzten Repräsentanten mächtiger Nationen, Jäger und Krieger, welche einst die weiten Ländereien zwischen dem Susquehannah- und Eriesee besaßen. Die Rotjacke will kein Ansiedler werden. Bill Buchenbaum ist unfähig zur Arbeit. Die Rothaut will nicht graben, schämt sich aber nicht zu betteln. Deshalb ist er von seinem Platze fortgestoßen worden, durch den Spaten vertrieben und durch den Rauch der Kaminfeuer in Entfernung gehalten. Ein Wilder der Ebene und des Waldes macht sich seine Heimat beim Wolfe, der Klapperschlange, dem Büffel und dem Elenn. Wenn das wilde Tier flieht, folgt ihm der wilde Mann. Die Abhänge der Alleghanies, auf denen er noch vor siebenzig Jahren das Elenn jagte und die weiße Frau skalpierte, werden sein Kriegsgeschrei nicht mehr hören, seinen Kriegstanz nicht mehr sehen, dort wird man sein Skalpiermesser nicht mehr fühlen. Im Lande des Westens spielt er noch eine Figur in der Landschaft.

Vom Missouri nach Kolorado ist er Herr aller offenen Ebenen da die Forts, welche die Weißen gebaut haben, um ihre Straßen nach

San Franzisko zu schützen, wie die türkischen Blockhäuser auf den syrischen Wegen, hauptsächlich nur als Zeichen der großen Macht, welche hinter ihnen steht, dienen. Den roten Mann kommt es schwer an, den Tomahawk niederzulegen und die Hacke aufzunehmen; nur wenige Tausende von ihnen haben es gethan; einige Hunderte nur haben von den Weißen gelernt einen Genever und Bittern zu trinken, in Holzhäusern zu wohnen, den Boden aufzubrechen und die Jagd, den Kriegstanz und den Großen Geist zu vergessen.

Der gelbe Mann, gewöhnlich ein Chinese, oft ein Malaie, bisweilen ein Dayak, ist in die Staaten am stillen Ozean von Asien und den östlichen Archipelagus durch das große Angebot von Arbeit gezogen worden, da ihm jede Arbeit als Wohlthat erscheint. Er kann vom Goldgraben bis zur Zubereitung einer Omelette und dem Plätten eines Hemdes alles thun, womit er Dollars verdient.

Von diesen gelben Leuten sind jetzt sechzigtausend in Kalifornien, Utah und Montana; sie kommen und gehen, es kommen von ihnen viel mehr, als gehen. Bis jetzt sind diese harmlosen Haufen schwach und nützlich; Hop Chang hat ein Waschhaus; Chi Hie vermietet sich als Koch; Cum Thing ist ein Hausmädchen. Sie sind niemandem im Wege und arbeiten für eine Brotkruste, tragen den Mörteltrog, wenn Mike nach den Goldfeldern gelaufen ist, und scheuern den Fußboden, wenn Biddy irgend einen Schelm zum Glücklichsten seines Geschlechts gemacht hat. Zäh und geduldig sind diese gelben Menschen, obschon weit davon entfernt, kräftig zu sein, nach jeder Arbeit begierig; sie ziehen aber die Arbeiten der Frauen denen der Männer vor; sind glücklich über eine Anstellung, bei welcher sie Kleider waschen, kleine Kinder warten und die Gäste bedienen können. Sie sind sehr gute Kellner und Stubenmädchen. Loo Sing, ein munteres altes Mädchen mit dem Haarzopf, wäscht deine Hemden, stärkt und plättet dieselben sehr zierlich, du kannst es aber nicht davon abbringen, auf die Manschetten und Vorhemden zu spucken.

Ihm ist das Anspucken der Wäsche dasselbe, als sie mit Wassertropfen anfeuchten, und seine Lebensgewohnheiten verhindern es, selbst wenn du es beim Haarzopfe nehmen und seine kleine winzige Nase auf dem heißen Plätteisen reiben wolltest, einzusehen, daß das dir nicht gleich sein kann.

Heute sind die gelben Menschen 60000 schwach, in wenigen Jahren können sie 600000 stark sein. Sie werden das Stimmrecht, Beamtenstellen, Einfluß verlangen. Mit ihnen wird der Buddhismus Fuß fassen und Amerika in Kalifornien, Oregon und Nevada eine buddhistische Kirche haben. Mehr denn alles das, ein Arbeiterkrieg wird entstehen zwischen den von Rindfleisch lebenden Rassen, und denen, die bei Reis gedeihen; einer von den Kriegen, bei denen der Sieg nicht notwendiger Weise auf Seiten der Starken sein muß.

Der weiße Mann, der schwarze Mann, der rote Mann, der gelbe Mann, jeder folgt seinen eigenen Gewohnheiten, die unter einander nicht verwandt sind, bewahrt sich Eigentümlichkeiten, die untereinander

verschieden sind, hat seine Gewissensbedenken zu achten, die sich feindlich untereinander gegenüberstehen. Diese vier große Typen können am besten durch vier meiner Freunde vor die Augen gestellt werden: Longfellow, Dichter, Boston; Eli Brown, Kellner, Richmond; der „gefleckte Hund“, Wilder, Felsengebirge, und Loo Sing, Waschjunge in Nevada. Unter was für Verhältnissen werden sich dieselben zu einem gemeinschaftlichen Stamm verschmelzen?

2.

Mag man annehmen, daß die Menschen von einem, oder daß sie von verschiedenen Paaren abstammen, gewiß sind die Indianer von den Weißen und den Schwarzen körperlich und geistig so sehr verschieden, daß Natur- und Geschichtsforscher sie mit Recht als einen besondern Menschenstamm bezeichnet haben. Denn obgleich die einzelnen Scharen eigene Völkernamen tragen und sich untereinander aufs grausamste bekriegen und verfolgen, obgleich sie von genauen Kennern unterschieden werden, geht doch im ganzen und großen derselbe physische und moralische Charakterzug hindurch, und es zeigen sich keine so ausgebildete und eigentümliche Verschiedenheiten wie unter den Völkern kaukasischen Stammes.

Überall finden wir bei den Indianern die Kupferfarbe, das grobe, straffe, schwarze Haar, braune Augen und hervortretende Backenknochen. Die weißen Völker haben, um sich zu verschönern, zwar auch manche abgeschmackte und häßliche Moden angenommen; sie beziehen sich jedoch meist nur auf die Kleidung, und nur die Schnürleiber und Krinolinen stehen mit den Gebräuchen der Wilden auf einer Stufe. Die Verschönerungsmittel der letzten gehen aber fast ohne Ausnahme sogleich an den Leib. Sie drücken zu diesem Zwecke die Köpfe der Kinder spitz oder platt, malen das Gesicht grün, gelb, rot und schwarz, bezeichnen die übrigen Teile des Leibes mit eingeschnittenen und gefärbten Figuren, durchbohren Nase, Lippen und Ohren und ziehen diese durch Gewichte hinab bis auf die Schultern. Überall offenbart sich ein so völliger Mangel an echtem Schönheits- oder Kunstsinne, daß sie selbst das von der Natur trefflich Gegebene bis zur ärgsten Fratze verunstalten.

Ob die Indianer aus dem Boden entsprossene Eingeborne sind, ob sie aus Asien einwanderten, ob ein gebildeteres Volk ihnen voranging, ob dies freiwillig oder gezwungen südlicher zog: darüber läßt sich viel vermuten und nur wenig erweisen. Jedenfalls ist ihre Bildung so gering, daß sie eine einheimische sein kann; und auch in den von ihnen oder von älteren Stämmen errichteten Grabhügeln finden sich nur Knochen, Speere und Waffen, aber nichts von Eisen und Metall.

Die vielen untereinander oft scheinbar unabhängigen Sprachen der Indianer lassen sich nach neuern Untersuchungen auf drei wesentlich verschiedene Hauptsprachen zurückbringen. Alle zeigen eine sinnliche Lebendigkeit, entbehren aber der feinern Ausbildung für das Geistige. Einzelne Buchstaben fehlen der einen oder der andern, so das V, F, M.

Da die Indianer sich fast ausschließlich mit der Jagd beschäftigen

und sie allein lieben, so wird schon dadurch das Familienleben notwendig gestört und unterbrochen. Überdies ist die Vielweiberei erlaubt und in Gebrauch, und die Behandlung der einen oder der vielen Weiber zeugt in der Regel nicht von den vorausgesetzten milden und glücklichen Verhältnissen bloßer Naturkinder. Die Weiber müssen vielmehr die schwersten Arbeiten übernehmen und werden wie Sklavinnen behandelt. Sie sorgen für Zäumung und Fütterung der Pferde, Aufschlagen und Abbrechen der Zelte, Aufpacken und Abpacken der Güter, Zerlegung des geschossenen Wildes; sie müssen die Häute gerben, die Kleider verfertigen, die Küche bestellen, während die Männer (Jagd und Krieg ausgenommen) nichts thun. Die meisten Stämme kennen weder Brot, noch Salz, noch Gewürz, trinken keine Milch und haben (gewisse Dinge zum nächsten Gebrauche ausgenommen) kein Eigentum.

Die Selbstbeherrschung der Indianer erwächst meist aus Gefühllosigkeit; ein tieferes, langdauerndes Gefühl offenbart sich nur in Haß, Rachsucht und wilder Grausamkeit, und zwar nicht fremden, sie etwa beleidigenden und betrügenden Weißen gegenüber, sondern ihre Wut, auszurotten und zu vertilgen, richtet sich womöglich noch mehr gegen ihre Stammesgenossen. Menschen skalpieren und Pferde stehlen gilt ihnen für den höchsten Ruhm eines Mannes oder indianischen Helden.

Daß die Weißen hauptsächlich an der Ausartung der Indianer schuld wären, ist ein einseitiger Vorwurf. Die letzten haben doch mancherlei von jenen gelernt, und wenn nicht mehr, so liegt dies daran, daß ihre Abneigung fortdauert gegen Vorsicht, regelmäßige Thätigkeit, Ansiedelung, Ackerbau und gesellige Verbindungen. Nirgends zeigt sich so wie bei ihnen die Wahrheit des Sprichwortes: „Müßiggang ist aller Laster, alles Verderbens Anfang.“ Man mag, und mit Recht, verdammen, daß Weiße die unwissenden Indianer betrügen und ihnen trotz ernster entgegenstehender Verbote Branntwein verkaufen, welcher obendrein oft mit ungesunden Bestandteilen gemischt ist; aber die ungezügelte Leidenschaft, sich zu betrinken, fällt doch ihnen zur Last, und man würde, wenn umgekehrt durch indianische Erzeugnisse sich die Weißen zu Lastern verführen ließen, sie deshalb keineswegs freisprechen. Leider bleiben jene Gesetze wider den Branntweinhandel oft nur ein toter Buchstabe, weil es an Mitteln zu ihrer Vollziehung und zur Wegnahme des Branntweins fehlt und der Weg Rechtens gewöhnlich ohne Erfolg bleibt wegen der Entfernung der Gerichtshilfe und der Schwierigkeit, Zeugen und Beweise herbeizuschaffen. Oft vertauschen Indianer ein von der Regierung erhaltenes Hemd, das fünfzehn Mark kostet, für eine Flasche Branntwein.

Man mag die Vorliebe der Indianer für Unabhängigkeit und den Umstand rühmen, daß sie nie in Sklaven zu verwandeln sind. Ihnen erscheint aber jede geordnete Regierung schon als Sklaverei, und jene Unbezähmbarkeit ist ein nur sehr einseitiger Vorzug, während der gezähmte arbeitende Neger höher steht und sich leicht in neue Verhältnisse hineinfindet. Diese Zustände beider Menschenstämme erinnern unwillkürlich (wenn die Vergleichung erlaubt ist) an unzähmbare und gezähmte

Tiere; wenigstens tritt hier auch die natürliche Folge ein, daß die Zahl der Indianer sich mindert und ihr völliges Aussterben verkündigt wird, während die Neger sich täglich mehren und so viele weiße Menschen ihre Befreiung betreiben und sie für höhere Geselligkeit fähig halten. Ließen sich für diese Erscheinungen auch nicht viele andere Gründe aufführen, so würde das eigensinnige Festhalten der Indianer am Jägerleben die Unmöglichkeit einer zahlreichen, gedrängten Bevölkerung erklären. Oder will man (wie einige thun) Zweifel dagegen erheben, daß die Zahl der Indianer im Vergleiche mit frühern Zeiten sehr abgenommen habe, so benutzten sie doch die Berührung mit höhergebildeten Völkern keineswegs hinreichend, um selbst Fortschritte zu machen und neue Bahnen einzuschlagen. Wenn früher ungekannte Gaben, z. B. Feuergewehre auf der Jagd, nützlich wurden, so wirkten sie wiederum schädlich in den wilden Fehden, und fast nie stellten sie den heilbringenden Pflug der vertilgenden Flinte zur Seite. Auf die Dauer wird aber die Waffe des Friedens allemal mächtiger als die einseitig gebrauchte Waffe des Kriegers, und man kann den übertriebenen Klagen über das Zurückdrängen der Indianer die Frage entgegenstellen: was wohl für die Menschheit gewonnen wäre, wenn sie in Amerika obgesiegt hätten? Die Antwort ist gewiß einfacher und klarer, als wenn man sich für Römer oder Karthager, für Engländer oder Franzosen entscheiden soll und entschieden hat.

Wäre irgend ein Volk weißen Stammes mit irgend einem höhergebildeten in Berührung gekommen, wie rasch würde es sich das neue Nutzbare angeeignet, welchen Vorteil würde es aus dem wechselseitigen Verkehre gezogen haben! Den Indianern aber ward der Handel nur sehr ausnahmsweise ein Mittel des Fortschrittes und in der Regel ein Weg der Ausartung. Sie lernten neue Bedürfnisse kennen, ohne ihre Thätigkeit zu deren Befriedigung erhöhen zu wollen, und überall drängten sich körperliche Genüsse und sinnliche Leidenschaften in den Vordergrund, während der Geist auf der alten, niedrigen Bildungsstufe stehen blieb oder gar noch tiefer sank. Wilde Jäger, von Ackerbauern umringt, müssen Ackerbauer werden oder notwendig zu Grunde gehen. Während jene nach Unabhängigkeit streben, sich für unabhängig halten, sind sie die abhängigsten Menschen von der Welt und nicht einmal gegen Hunger und Kälte geschützt. Nur Arbeit macht unabhängig. Diese halten die Indianer aber für niedrig und sklavisch, und einer ihrer gewöhnlichen Flüche oder Verwünschungen lautet: „Mögest du durch Hunger gezwungen werden, den Boden zu bauen!" Oberländer u. Fr. v. Raumer.

9. Amerikanische Eisenbahnen.

New-York, Philadelphia, Pittsburg, Columbus, Cincinnati, Louisville, Rom, Memphis, Granada, Canton, New-Orleans, acht verschiedene Eisenbahnen und eine Dampferlinie, alles zusammen 1458 englische Meilen, eine Linie durch die Staaten New-York, New-Jersey, Pennsylvanien, Ohio, Indiana, Kentucky, Tennessee, Mississippi, Louisiana, durch

10 Breitegrade und 15 Längegrade — ja, „it's a great country!“ denn dies ist das dritte Wort jeden Amerikaners, und seit heute spüre ich's in allen Knochen, daß er recht hat. Es ist mir zu Mut, wie nach einer kolossalen Geographiestunde — nur ganz anders. Während Bücher und Katheder bloß eine Reihe von unzusammenhängenden Namen zu geben vermögen, gaben mir die letzten Tage ein gewaltiges Bild mit Bäumen, Menschen und Tieren, mit Eisenbahnen und Dampfschiffen, Sümpfen, Bergen, Wäldern, gaben mir einen bunt kolorierten Streifen mitten durch den großen Kontinent, der leb- und farblos vor mir lag, als ich in Boston ans Land stieg. Ich bin außer stande, dies alles in den warmen Farben des Lebens wiederzugeben, und beschränke mich auf einige Worte über die amerikanischen Eisenbahnen. Es ist eine merkwürdige Geschichte. Ich habe das Eisenbahnnetz der Vereinigten Staaten vor mir. Ein Spinnengewebe von San Franzisko im Stillen Ozean bis New-York am Atlantischen, von Quebek und Montreal in Kanada bis New-Orleans am Mexikanischen Meerbusen! Hölzerne Schwellen, roh, wie sie der Holzspalter im nächsten Walde liefert, liegen in ziemlich beliebigen Abständen die Bahn entlang; wo das Terrain sehr sumpfig ist, etwas enger. Es ist durchaus keine Übertreibung, daß das Sumpfwasser zwischen denselben emporspritzt, wenn der Zug über sie hinbraust. Wie es unter diesen Umständen mit der geraden Linie beschaffen ist, läßt sich denken. Zum Glück ist es ein Kongreßgesetz, daß kein Zug mehr als 20 englische Meilen per Stunde zurücklegen darf. Die Geschwindigkeit ist somit keineswegs eine außerordentliche, und wird in England, wo die Züge 36—55 Meilen machen, weit übertroffen. Dies und die Größe der zurückzulegenden Entfernungen verleiht dem Leben auf einer amerikanischen Eisenbahn seinen eigentümlichen Charakter. Man saust und jagt, aber man saust und jagt nicht an einander vorbei und aus einander, wie auf den kleinen Strecken in der Heimat. Man ist tagelang beisammen, man ißt, trinkt und hungert vereint, man geht zu Bette und steht auf, hat Abenteuer, kurz, es wäre wieder etwas von der alten Postkutschen-Romantik gerettet, wenn das Klima der Romantik nicht so gar zuwider wäre.

Es war nachts 10 Uhr, als ich New-York verließ. Ich hatte mein Billet bis New-Orleans in der Tasche, das mich ohne jede weitere Bemühung sicher durch die acht verschiedenen Eisenbahngebiete lotst und mir in jedem Neste jeden beliebigen, jahrelangen Aufenthalt gestattet. Schon mein Gepäck wird im Gasthof von einem Eisenbahnbediensteten abgeholt, und ich erhalte zwei Blechmarken, die meine Koffer vorstellen. Will ich den Tag darauf in Cincinnati aussteigen, so gebe ich diese Marken dem Gepäckkondukteur und finde meine Koffer in dem Hatel oder Haus, das ich ihm bezeichne, fast noch früher, als ich selbst dort bin. Ebenso gut aber kann ich sie nach New-Orleans vorausgehen lassen, und das erste, was mir eine Woche später in New-Orleans in die Augen springen wird, sind wieder meine Koffer. Man hat bei uns keinen Begriff davon, wie präzis und regelmäßig und ohne unsere

angewohnte Angst und Not um das liebe Eigentum dies alles vor sich geht. Ein kindliches Vertrauen in die Ehrlichkeit der ganzen Welt scheint jedermann zu beseelen. Gewiß ein merkwürdiger Zug in Amerika! Wie gesagt, es ist 10 Uhr. Ich bezahle 1 Dollar für ein Bett und begebe mich alsbald mit einem speziellen Billet in den sleeping car (Schlafwagen). Die Betten sind bereits gemacht. Das hintere Drittel des Wagens ist mit einem großen Vorhang abgeschlossen; dort befindet sich die Damenwelt. In dem vorderen Ende findet unter scheinbar großer Verwirrung von Beinen und Armen, Stiefeln und Röcken ein allgemeines Zubettgehen statt. Die Wagen sind nach dem bekannten amerikanischen System gebaut. An beiden Eingängen befindet sich rechts ein Waschzimmer, links ein Abtritt. In der Mitte oder an beiden Enden ist ein Ofen, der gewöhnlich rotglühend erhalten wird, was eine Eigentümlichkeit amerikanischer Ofen ist. Bei Tag sieht man dem sleeping car seine wunderbaren Eigenschaften kaum an. Aber mit Einbruch der Dämmerung entfaltet er sich. Zwischen den Bänken entsteigen Wände. Aus ungeahnten Nischen kommen Kissen, Decken und Matratzen hervor, und im Verlauf einer halben Stunde sind auf beiden Seiten, entlang dem mittleren Gang, Kabinette gebildet, jedes sieben Schuh lang und mit zwei, auf manchen Bahnen sogar drei schubladenförmig übereinander liegenden Betten versehen. Daß diese Betten ein Ideal von Komfort seien, läßt sich nicht behaupten. Man hat eine gewisse Neigung, mitten im interessantesten Traum seine Nase gegen den Rücken seines Obermannes zu schlagen oder man findet mit Erstaunen ein falsches Bein unter der eigenen Decke. Auch ist die Luft morgens für jeden Chemiker von höchstem Interesse. Doch verglichen mit einer Nachtfahrt von Wien nach München, oder von Straßburg nach Paris, wo sich der arme Leib stundenlang umsonst quält, sich den erfindungsvollen Marterwerkzeugen, Coupé genannt, anzupassen, ist die Einrichtung goldig. Man hat wenigstens in der Frühe, wenn die verschiedenen Arme und Beine wieder lebendig werden, das wohlthuende Gefühl, mittelmäßig geschlafen zu haben. Gewöhnlich geht man dann auf eine halbe Stunde in den nächsten Wagen, um dem sleeping car Zeit zu lassen, sich zusammenzufalten, und sieht, wie die Morgensonne die wilden Höhen von Pennsylvanien vergoldet, oder durch das wirre Waldgestrüppe von Kentucky hervorbricht. Station um Station erscheint und verschwindet, kleine Nestchen mit großen Namen, große Städte, von deren Existenz wir bisher nur einen dunkeln Begriff hatten.

Es wird 9 Uhr; ein Junge erscheint mit den neuesten Zeitungen. Ein anderer kramt eine ganze Bibliothek leicht verdaulicher Reiselitteratur aus und legt jedem Mitfahrenden ein Buch ohne weiteres in den Schoß, wobei er seinen Vorrat vollständig in dem ganzen Zug verteilt. Nach einer halben Stunde kommt er wieder, um seine Bücher einzusammeln. Mancher hat mittlerweile eine Geschichte angefangen und kauft also das Buch. Aber auch hier zeigt sich der oben erwähnte wunderliche Zug von Vertrauen in die Ehrlichkeit des Publikums. Nichts wäre leichter,

als diese Bücher in der Stille einzuschieben. Mindestens alle zwei Stunden erschallt auch die Aufforderung, sein Leben gegen Unfälle aller Art zu versichern. „3000 Dollars für 10 Cents per Tag! Gentlemen, versichern Sie Ihr Leben!“ Mittlerweile zeigt sich ein beweglicher Anschlag über der Wagenthüre: „Dieser Zug frühstückt in Bagdad!“ und bald darauf erscheint Bagdad. Alles stürzt in verworrener Eile hinaus, über einen im Weg stehenden Zug hinein und dem wilden Getöse entgegen, das, mittelst einer Art antiken Schildes hervorgebracht, hier die sanftere Eßglocke vertritt. Der Tisch ist gedeckt und mit einer Masse kleiner Platten besetzt, welche Omelettes, Rostbeef, Schweinefleisch, Bratwürstchen, Kartoffeln, Schinken, indianische Maiskuchen u. s. w. enthalten. Jedermann reißt an sich, was er bekommen kann, und steckt ungeniert seine Gabel in des Nachbars Braten. Niemand spricht ein Wort, aber jeder fühlt, daß es einen Kampf auf Tod und Leben gilt, daß jeder gegen jeden ist. Auch Thee und Kaffee sind zu haben, aber sie verfehlen ihre besänftigende Wirkung. Ein paar Minuten und der Schwarm stürzt wieder hinaus, à Person 1 Dollar an der Thüre zurücklassend. Mein Nachbar, der mir während des Essens die besten Brocken fast aus den Zähnen gerissen, wirft mir, in einer Backe eine halbe Bratwurst, in der andern einen halben Wecken, noch einen verschmitzt lächelnden Blick zu und nimmt dann wieder den Faden der Freundschaft und des Gespräches auf, als wäre nichts geschehen. Mit Ausnahme jedoch von diesen heißen Eßzeiten benimmt sich die sehr gemischte Gesellschaft auf den amerikanischen Eisenbahnen erstaunlich anständig. Von betrunkenem Geschrei, von lautem Fluchen und Streiten ist nie etwas zu sehen oder zu hören, obgleich alles in Einer Klasse sitzt. Eine gewisse Trennung der Stände macht sich nur insofern geltend, als sich ganz von selbst die ärmeren Leute in den vorderen Wagen zusammenfinden. Die Reichen sitzen hinten. In den alten Sklavenstaaten ist der erste Wagen hinter der Lokomotive für die Schwarzen bestimmt. Je weiter südlich man vorkommt, um so schlechter werden die Bahnen, um so zäher die Beefsteaks, um so kleiner die Züge. Die Spuren des Kriegs, wenn auch äußerlich verschwunden, sind fürchterlich tief in das Fleisch dieser Provinzen eingegraben, und die höfliche, aber bittere Leidenschaft, womit die großen Tagesfragen, vor allem die Sklavenfrage, bei jeder Gelegenheit verhandelt werden, zeigte mir, sobald ich die Grenze von Kentucky überschritten hatte, wieder einmal recht deutlich, wie schwer es ist, über scheinbar sonnenklare Dinge gerecht zu urteilen, wenn man sie nicht von Angesicht zu Angesicht gesehen hat.

Nach Max Eyth von A. W. Grube.

10. Aus dem Volksleben im Westen Nord-Amerikas.

Im tieferen Inneren und im Westen Nord-Amerikas herrscht, anstatt der freundlichen Farmerswohnung, des **Blockhaus** vor, jedenfalls auf neuen Ansiedlungen. Zuerst muß der Käufer des Bodens aus dem Walde seines neuen Besitztums sich mit seiner Axt einen Acker

lichten, um sein Brot (Mais) zu pflanzen, und begnügt sich mit einem Obdach aus ungehauenen Baumstämmen. Mit einer guten Büchse zum Schuß eines Wildprets, dem Brotsack, einer Kanne Whiskey und der Axt versehen, tritt im weiten Westen der „Hinterwäldler“, der vielleicht von einem schönen Besitztum im Osten herkommt, in seinen „neugekauften Busch“, ersieht sich den Ort zum ersten Feld und Obdach, und rüstig fällt sein Beil die Stämme zu Hütte und „Fenze“. Die übrigen Bäume ringelt er, oder zündet sie mit dem gefällten Astwerk an; nur Zuckerahorn läßt er stehen, denn davon macht jeder Farmer sich seinen Zucker selbst. In einer oder mehreren Wochen ist der Acker „geklärt“ und die Stämme zum Bauen etwas zurechtgehauen, und nun kündigt er einen „Fröhlich“ (frolick) an. Am festgesetzten Tage erscheinen in aller Frühe seine künftigen Nachbarn mit wohlgeschärften Beilen, wohl auch mit Ochsen zum Zuge, und frisch geht es an die Arbeit, die Hütte aufzurichten, wobei ihre rauhen Gesänge sie ermuntern. Der Tag ist noch nicht zu Ende, so steht das Haus. Die Gäste werden mit Speck, Kartoffeln und Whiskey, bewirtet und vor Nacht ziehen alle, ohne Dank zu erwarten, heim. Scheune und Stallung braucht man nicht. Acht Tage später ist der Acker „eingefenzt“, das Kamin raucht, und die ersten Haustiere, Hund und Schweine, beleben die neue Ansiedlung. — So hat der rastlose Ansiedler vielleicht schon 4-, 5mal von vorne angefangen, und in der Wildnis ein Kulturoase gepflanzt. Die Ansiedlung wurde ihm jedesmal zu dicht, er verkaufte seine Pflanzung wieder und zog weiter nach Westen. Am Ende flieht er die Zivilisation. Er ist ihres Zwanges und Scheines, des Wohlredens und Lästerns, des Tandes und Flitters überdrüssig geworden und wirft sich wieder in die Arme der wilden Natur. Er gewinnt Jagd und Gefahren lieb, kann's auch zuletzt dem Indianer gleich thun. Aber auch die Bewohner der Städte haben den Wandertrieb noch nicht überwunden; dieser Mangel an Seßhaftigkeit hemmte bis jetzt eine selbständige Entwicklung amerikanischer Kultur. Auf der Grenze der Zivilisation begegnen sich die größten Widersprüche; Frauen sind so selten, daß man sie fast vergöttert; aber ein Jäger kann auch drei und mehr Weiber nehmen, nach Art der Rothäute und Mormonen. Gastfreundschaft versteht sich von selbst ohne Komplimente. Die Kinder lehrt man, wenn's gut geht, beten und arbeiten, stricken und Wolle spinnen; auch haben sie ABC-Bücher, die, wie fast alles in Nordamerika, sehr praktisch abgefaßt sind; man läßt sie die Bibel lesen, schickt sie selbst zur Schule, die, in der Mitte des Bezirks, in einem Blockhause primitiv eingerichtet ist. Vom Schaukelstuhl, wie roh er immer gehauen sein mag, kann eine amerikanische Frau sich nicht trennen. In jedem Bezirk ist auch eine Krämer- und Whiskeybude, dort wird je und je ein Preisschießen gegeben (versteht sich um ein gutes Geschäft zu machen), und dieses rauhe Vergnügen ist das einzige, wozu der Hinterwäldler geht. Unter diesen Bahnbrechern der Kultur stellt sich auch ein Spekulant ein, erspät günstige Lagen an Flüssen und künftigen Eisenbahnen, zum Absatz der Erzeugnisse, zum Bau von Mühlen, ver-

bindet sich mit anderen Spekulanten; man errichtet ein paar Häuser, eine Sägemühle, giebt der „Stadt“ einen hochtrabenden Namen, rühmt sie in den Zeitschriften, die jedermann liest, als eine vortreffliche Stadt, und bald strömen Leute herzu. In einem Jahre ersteht in der Wildnis eine neue Stadt um die andere. Wohl erzeugt der ausgestockte Waldboden fatale Fieber, an denen besonders der fremde Ansiedler stark erkrankt. Dann wird der Spekulant Arzt mit irgend einem Geheimmittel; den Wechsel des Berufs nimmt er nicht schwer, er kann auch bald in einem neuen Gebiet als Missionar irgend einer älteren oder nagelneuen Kirche auftreten. Wenn der Einwanderer die meiste Handarbeit übernimmt, so thut dafür der Yankee die Kopfarbeit in Ausbeutung aller Schätze des Bodens und seiner Bewohner. Er kann es hoch treiben mit allerlei Humbug und heißt doch nur smart (pfiffig).

In allen westlichen, vom Missouri bis zum Gestade des Stillen Meeres sich ausdehnenden Territorien wie Dakota, Idaho, Montana, Oregon, Washington Territorium u. s. w. ist leider noch immer eine nicht ganz unbedeutende Anzahl von sauberen Elementen anzutreffen, deren ruchloses, Sitte und Anstand hohnsprechendes Treiben der ruhigen, gesetzliebenden Bevölkerung Furcht und Schrecken einjagt. Das verworfenste Gesindel aus dem weiten, weiten Gebiet der Vereinigten Staaten findet sich hier zusammen.

Manche dieser wilden, den Abschaum der Menschheit bildenden Charaktere, der „noted outlaws“ („Geächtete“, „Vogelfreie“), wie sie in Amerika heißen, haben durch ihre zahlreichen, mit unerhörter Kühnheit und unglaublicher Frechheit unternommenen Überfälle auf Bahnzüge und Postkutschen und deren Insassen, ferner durch ihre gelungenen Einbrüche und Diebstähle, sowie ihre häufigen Schießereien und Morde eine traurige Berühmtheit sich erworben.

Geradezu zahllos sind insbesondere die von den „James boys“, den Gebrüdern Frank und Jesse James, seit einer Reihe von Jahren in den Staaten Missouri und Kansas verübten Schandthaten. Im Sommer 1880, wo die beiden Brüder noch lebten — Jesse James wurde von einem Verwandten am 3. April 1882 in seinem eigenen Hause erschossen; Frank James hat sich im Herbst 1882 freiwillig der Staatsbehörde von Kansas ausgeliefert, die ihm leider den Kopf nicht vor die Füße legen ließ, wie er dies in jeder Hinsicht verdient hätte — verkauften die die westlichen Eisenbahnzüge begleitenden fliegenden Buchhändler eine ziemlich dicke Broschüre, die reißenden Absatz fand, da diese in einer dem amerikanischen Geschmacke geschickt angepaßten Weise eine eingehende Schilderung der von diesen Mordbuben begangenen Hauptthaten enthielt.

Unter Führung eines gewissen Billy the Kid, eines jungen Menschen von kaum 23 Jahren, hat in der zweiten Hälfte des Jahres 1880 eine Mordbrennerbande das östliche Neu-Mexiko vielfach unsicher gemacht. Billy the Kid war geradezu eine Geißel für das Territorium, überhaupt einer der furchtbarsten Banditen, die jemals daselbst ihr Unwesen getrieben haben. Ende Dezember 1880 endlich gefangen genommen, dann

in gesetzlicher Weise zum Tode verurteilt, gelang es ihm, aus dem Gefängnisse zu entspringen, nachdem er zwei Beamte erschossen hatte. In wenigen Wochen seit seiner Flucht hatte er drei Morde begangen. Die Freude war allgemein, als dieser Unmensch, der aus New-York gebürtig war, am 14. Juli 1881 in der Nähe des Fort Sumner von Pat Garrett, dem Sheriff (oberster Richter eines Bezirkes) des Lincoln Kreises, wie ein toller Hund niedergeschossen wurde. Garrett bekam als Belohnung die 500 Dollars, die von seiten des Gouverneurs des Territoriums für die Unschädlichmachung dieses schrecklichen Unmenschen ausgesetzt waren.

Wild Bell, ein anderer Bandit, hatte die Gewohnheit, am Schafte seines Revolvers für jeden von ihm Erschossenen eine Kerbe einzuschneiden; nach seinem gewaltsamen Tode fand man an seiner Waffe 26 Kerben!

Curly Bill ermordete im Jahre 1881 den Marshal White zu Tombone in Arizona, drang mit seiner Bande zu Charleston (Arizona) in eine Kirche ein, während daselbst Gottesdienst gehalten wurde, und zwang den Geistlichen vor der von seinen Spießgesellen im Zaume gehaltenen Gemeinde zum Tanzen auf dem Altar; überdies verübte er verschiedene Räubereien und Gewaltthaten.

Daß die Mehrzahl dieser Schandbuben ihr Leben nicht auf natürliche Weise enden, sondern daß sie gewaltsamen Todes sterben, oder wie in Amerika der technische Ausdruck hierfür lautet, „with their boots on“, zu deutsch „mit ihren Stiefeln an“, ist nicht zu verwundern. Unter solchen wüsten Gesellen findet „Richter Lynch“ (d. h. die Volksjustiz) Arbeit genug, dessen Jurisdiktion freilich gesetzlich nicht anerkannt ist. Im Jahre 1882 sind innerhalb des weiten Gebiets der Vereinigten Staaten — richtiger gesagt, in seinen westlichen Teilen — insgesamt 57 Personen gelyncht worden. In zwölf Fällen wurden zwei und in vier Fällen vier Personen zu gleicher Zeit gelyncht; 35 der auf diese Weise Verurteilten waren Weiße, 21 Neger und einer ein Indianer.

Teeren und Federn eines Verbrechers, eine nicht nur äußerst schimpfliche, sondern aus nachstehenden Gründen auch mit großen körperlichen Schmerzen verbundene Strafe, kommt sehr selten mehr vor, — allenfalls noch hier und da in Nevada und Colorado. Durch das mittelst eines Besens bewerkstelligte Bestreichen des bloßen Körpers mit Teer wird die Thätigkeit der Hautporen wesentlich unterdrückt und hierdurch ein Zustand der Beängstigung herbeigeführt, der, zu lange fortgesetzt, den Tod herbeiführen müßte. Auch überzieht der Teer die feinen Haare, die den Körper bedecken, so fest, daß eine Änderung der Stellung das Gefühl verursacht, als ob dieselben nach und nach ausgerissen würden. Nicht minder schmerzhaft ist die mittelst Öls, Besen und Bürsten zu bewirkende Entfernung des Teers; sie nimmt geraume Zeit in Anspruch und läßt, wenn auch mit größter Behutsamkeit ausgeführt, den Körper in einem Zustande der Blutrünstigkeit zurück, der erst nach Wochen eine völlig schmerzlose, freie Bewegung der Glieder wiederum gestattet.

Lynchhinrichtungen sind im amerikanischen Westen namentlich des-

halb so häufig, weil es überaus schwierig ist, von den zuständigen Gerichten die Vollstreckung eines Todesurteils zu erwirken. So sind im Staate Colorado in dem Zeitraum von 1868 bis 81 nur sieben Personen gesetzlich hingerichtet worden, während in derselben Zeit daselbst mindestens 50 Verbrecher gelyncht wurden, von denen jeder zweifach den Galgen verdient hatte.

Die Redakteure der in diesen entfernten Gegenden erscheinenden Zeitungen erlangen nach und nach eine wunderbare Geschicklichkeit, in zuweilen geistreicher Weise Lynchhinrichtungen durch die Blume zu unserer Kenntnis zu bringen. Wir können in einem solchen Blatte z. B. lesen: „Der in unserer Stadt als falscher Spieler, Rauf- und Trunkenbold erster Klasse, gelegentlicher Einbrecher, Räuber und Mörder wohlbekannte Herr N. N. ist seit gestern auf eine geheimnisvolle Weise verschwunden. Wir sahen ihn zuletzt unter einem Baume stehen und gewahrten in seiner unmittelbarsten Nähe einige unserer angesehensten Mitbürger — an ihrer Spitze unsern hochgeehrten Herrn Bürgermeister — die alle aus einer uns unbekannt gebliebenen Ursache kräftig an einem Seile zogen."

Ein andermal überraschte uns folgende Feinheit des Stils: „Der auch in unserer Stadt nicht besonders vorteilhaft bekannte Herr N. N. unternahm neulich von seinem Wohnorte aus eine Reise, um Pferde zu holen, die ihm nicht gehörten. Er kam aber nicht mehr nach Hause, weil er plötzlich nicht mehr imstande war, mit seinen Füßen den Erdboden zu erreichen."

Hierher reiht sich passend folgende Bekanntmachung, die sich an der Thür eines kleinen Gasthofes in einem Orte, dessen Namen mir leider entfallen ist, angeschlagen fand:

„Dieses Hotel ist auf unbestimmte Zeit wegen einer Zwistigkeit zwischen dem Eigentümer und dem Koch geschlossen; dieselbe ist zwar durch Revolver geordnet, hat jedoch den Eigentümer unter das Gras und den Koch hinter Schloß und Riegel gebracht."

Ein Seitenstück zu dieser Bekanntmachung bildet das lakonische Telegramm, das der Gouverneur des Territoriums Montana im Frühjahr 1883 dem Generalpostmeister in Washington geschickt hat und welches folgendermaßen lautet:

„Das Vigilanzkomitee (Sicherheitsausschuß) zu Green Horn in Montana hat den Postmeister durch Aufhängen beseitigt. Das Brennmaterial muß der Regierung knapp sein, da er beim Anzünden einer Scheune betroffen wurde. Das Amt ist verwaist."

In diesen entfernten amerikanischen Gebieten haben zuweilen die Behörden, und zwar nicht bloß die unteren, sondern sogar die höheren, eigentümliche Rechtsanschauungen, wie sie bei uns nicht gang und gäbe sind. So saß in Arizona eine Amerikanerin wegen Totschlags, der nach deutschen Begriffen als Mord bestraft worden wäre, im Gefängnis; infolge einer Bittschrift der Bewohner von Yuma jedoch, die vom verurteilenden Richter mit unterzeichnet war, wurde sie im Februar 1881

vom Gouverneur des Territoriums begnadigt und freigelassen, weil — „ein würdiger Mann sie zu heiraten wünsche!"

Lynchhinrichtungen östlich vom Missouri erachte ich als eine überaus traurige, jetzt glücklicherweise äußerst selten vorkommende Erscheinung, die auf das strengste geahndet werden sollte; aber westlich vom Missouri sind sie auch heute eine noch durchaus berechtigte Eigentümlichkeit, die nachweislich die besten Erfolge erzielt hat.

Wie anders, als sie gethan, hätten die Bewohner von Weeksville in Montana verfahren sollen? Sie wurden zu Anfang des Jahres 1883 während mehrerer Wochen durch eine Anzahl Banditen in Schrecken gehalten. Täglich kamen Raubanfälle vor, und es war fast lebensgefährlich geworden, sich am hellen Tage allein auf die Straße zu wagen. Die Gerichte erwiesen sich diesem Zustande gegenüber machtlos und ohnmächtig. Es blieb also den gutgesinnten Bürgern unter so bewandten Umständen keine andere Wahl, als entweder die Rechtspflege selbst in die Hand zu nehmen oder den Ort ganz zu verlassen. Sie wählten das erstere. In aller Stille wurde im Februar 1883 ein Vigilanzkomitee gebildet, das bald so zahlreich war, daß man energisch an die Ausrottung des Räuberwesens gehen konnte. Zuerst wurde einer der rohesten Gesellen gefangen genommen, mit Kugeln durchlöchert und seine Leiche in den Fluß geworfen. Einige Tage später bemächtigte man sich dreier anderer Banditen, von denen der eine unter dem Namen „Ohio Dan", der andere unter dem von „Bloody Enright" bekannt war. Die beiden wurden ohne weiteres gehängt, während der dritte zu Pulver und Blei begnadigt ward. Ungefähr zur selben Zeit wurden in Y, einem zwei Meilen von Weeksville entfernten Lager, drei dem Namen nach unbekannte Banditen eingefangen und gleichzeitig an ein und demselben Baume aufgeknüpft. Nicht lange dauerte es, bis die Luft von Weeksville und seiner Umgebung den Halunken nicht mehr zuträglich erschien, und die ihrem gerechten Schicksale Entgangenen einen anderen Schauplatz für ihre Thätigkeit aufsuchten.

Die gesetzlichen Hinrichtungen finden in Nordamerika, wenn auch nicht ausschließlich, so doch vorzugsweise an einem Freitage statt. Da es in keinem nordamerikanischen Staate oder Territorium einen gesetzlich angestellten Henker oder Scharfrichter giebt, wie bereits seit einer längeren Reihe von Jahren in den meisten Staaten Europas, so hat ein in Nordamerika zum Tode Verurteilter die Ehre und das zweifelhafte Glück, von einem Gentleman gehängt zu werden, der freilich meistens alles andere besser versteht, als dies traurige Geschäft. Die Folge davon ist, daß sich in Amerika hier und da die schauderhaftesten Scenen bei Hinrichtungen ereignen. B. Schwarz u. R. v. Schlagintweit.

11. Washington.

Das völlig Eigenartige der Stadt Washington, wodurch sie sich von allen übrigen namhaften Städten der Union wesentlich unter-

scheidet, springt gleich beim ersten Überblick in die Augen und besteht darin, daß sie ihren städtischen Charakter nur durch die monumentalen Regierungsbauten erhält, welche den einzigen Grund ihres Daseins bilden. Die Bodengestaltung zeigt verschiedene mäßige Erhebungen, und auf der höchsten derselben ragt das imposante Kapitol hervor, weithinschimmernd, aus herrlichen Parkanlagen aufsteigend. Etwa eine Viertelstunde nordwestlich davon entfernt, erhebt sich auf einer geringeren Erhöhung das Weiße Haus, die Residenz des Präsidenten. Es liegt ebenfalls in parkartiger Umgebung, in der Mitte eines großen Platzes, dessen vier Ecken die Paläste der Ministerien des Auswärtigen, des Krieges, der Marine und des Schatzes bilden. Als überraschend stattliche Paläste sind noch zu erwähnen das ganz aus weißem Marmor gebaute Generalpostamt, dem der Tempel des Theseus als Vorbild gedient hat, und das kolossale Patentamt, nach dem Muster des Parthenon aufgeführt.

In Amerika sind Nachahmungen des antiken Stils bei öffentlichen Gebäuden an der Tagesordnung, und Washington zeichnet sich darin vor allen anderen Städten in so hervorragender Weise aus, daß es eben dadurch sein eigentümliches Gepräge erhalten hat. Ständen diese prächtigen Staatsbauten zerstreut in Weltstädten, wie New York oder Philadelphia, oder auch in Chikago oder Saint-Louis, so würden sie dort neben den Monumentalbauten des Handels und der Industrie wohl bewundernde Blicke auf sich ziehen, aber den Charakter der Stadt nicht ändern, der wesentlich durch die Nährquellen der Bevölkerung bestimmt wird und Ausdruck gewinnt. Washington hingegen würde ohne sein Kapitol und was damit zusammenhängt, bald wieder in das Nichts versinken, aus dem es kurz vor dem Beginn dieses Jahrhunderts erstanden ist durch sein Kapitol.

Warum man gerade diesen ungesunden Fleck Landes, an den sumpfigen Ufern des Potomac, zum Sitz der Unionsregierung erkoren hat, würde unbegreiflich erscheinen, wenn man nicht wüßte, daß zur Zeit, als General Washington die Anlage der nach ihm genannten Stadt plante, die durch zwei Arme des Potomac gebildete Landzunge wirklich der ungefähre Mittelpunkt der Unionsstaaten war, deren Zahl sich damals nur auf 13 belief, während sie heute 38 beträgt und dem Unionsgebiete eine Ausdehnung gewonnen hat, deren Mittelpunkt 400 deutsche Meilen weiter im Westen zu suchen ist.

Mit einem so wunderbar raschen Wachstum der Vereinigten Staaten konnte die Bundeshauptstadt nicht Schritt halten, zumal keine einzige der Voraussetzungen sich erfüllen sollte, welche ihr Gründer an sie geknüpft hatte. Zunächst hielt er sie für einen strategisch wichtigen Punkt, gesichert durch ihre Lage, und im August 1814 wurde sie von einigen tausend Engländern, die teils zu Lande, teils zu Schiffe auf dem Potomac langsam gegen sie vorrückten, ohne erheblichen Widerstand zu finden, unter General Roß leicht genommen und schnell verwüstet, wobei das Kapitol, das Weiße Haus und alle Ministerien in Flammen aufgingen. Dann hielt er den Potomac für eine vortreffliche Wasser-

straße, geeignet, die Stadt zu kommerziellem Aufschwung zu bringen. Auch daraus ist nichts geworden; denn der Fluß hat der Stadt nichts gebracht als fiebererzeugende Ausdünstungen. Endlich hat Washington längst aufgehört, Mittelpunkt des Staatenbundes zu sein, und damit auch seine ehemalige politische Bedeutung verloren.

So erklärt sich's, daß die Stadt, seit Beginn dieses Jahrhunderts Sitz der Bundesregierung und des Kongresses, über alle Erwartung in ihrer Entwickelung zurückgeblieben ist und, verglichen mit dem Plane, nach welchem sie ausgebaut werden sollte, noch überall einen unfertigen Eindruck macht und gleichsam nur als ein zerrissenes Anhängsel des sie schimmernd überragenden Kapitols erscheint. Nur die Hälfte des ursprünglichen Planes ist zur Ausführung gekommen, und die andere Hälfte liegt im Rücken des die Stadt in zwei Teile scheidenden Kapitols, dessen prächtige Fassade ins Leere hinausschaut. Die allen amerikanischen Städten eigene schachbrettartige Regelmäßigkeit der Straßen mit ihren Blocks oder Häuserquadraten wird in Washington unterbrochen durch breite Avenuen, welche vom Kapitol strahlenförmig nach allen Seiten auslaufen. Dazu kommen eine Menge zum Teil noch wüst liegender Plätze und ein großer, wohlgepflegter Park. Straßen mit mehr oder minder geschlossenen Häuserreihen gehören zu den Ausnahmen.

Natürlich fehlt es in der Hauptstadt, wo außer den Herren von der Regierung auch alle Gesandschaften ihren ständigen Sitz haben, viele Senatoren in ihren eigenen Häusern wohnen und noch mehr Kongreßmitglieder eine geraume Zeit des Jahres hindurch ihren Aufenthalt nehmen müssen, an eleganten Quartieren und Luxusbauten nicht; allein der weitaus größere Teil der Stadt macht einen nichts weniger als großstädtischen Eindruck. Um so imposanter heben sich die einzelnen Prachtbauten von den weitum zerstreuten Häusergruppen, Strauchanlagen und Rasenplätzen ab, zwischen welchen es auch an wüsten Flecken nicht fehlt, und diese überall ins Auge springenden Gegenstände sind es, welche der Stadt ihr eigenartiges Gepräge geben. Sie ist groß genug, um Hunderttausende von Einwohnern zu umfassen, und sie zählt deren kaum 90 000, worunter 30 000 Neger.

Wir bemerkten bald, daß wir bei den großen Entfernungen mit unserer Fußwanderung, die uns zunächst durch den schönen Park führte, nicht weit kommen würden, und nahmen einen Wagen zu Hilfe, um eine weitere Umschau zu gewinnen.

Das Schatzamt (the Treasury) oder, wie wir sagen würden, der Reichsfinanzpalast, ist ein ungeheures, in altgriechischem Stile nach dem Muster des Tempels der Minerva ausgeführtes Gebäude mit endlosen Reihen jonischer Säulen. Man bedarf eines Führers, um sich darin zurechtzufinden. Um einen kleinen Begriff von der Größe dieses Palastes zu geben, bemerke ich nur, was mir am lebhaftesten in der Erinnerung geblieben, daß in den oberen Räumen 900 Menschen beiderlei Geschlechts von früh bis spät mit der Anfertigung von Banknoten (greenbacks nach ihrer grünen Rückseite genannt) beschäftigt sind, deren hier täglich ich weiß nicht mehr wie viele Millionen aus der Presse kommen,

um bald darauf durch alle Länder zu wandern. Eine Schilderung der Manipulation in der Herstellung dieser Greenbacks, wobei alles mit der Regelmäßigkeit einer Maschine ineinandergreift, würde mich hier zu weit führen. Obgleich es in den Räumen so heiß war, wie in römisch-irischen Badestuben, verweilte ich doch lange darin, um mir alle Einzelheiten in der Thätigkeit des mit fabelhafter Geschwindigkeit einander in die Hände arbeitenden Menschengewimmels genau anzusehen, die Armut bei der Fabrikation des Reichtums.

Diese oberen Räume mit den daranstoßenden Speise- und Erfrischungshallen bilden eine kleine Stadt für sich, wo für alle Bedürfnisse gesorgt ist; denn von den Arbeitern darf niemand hinaus, solange die Arbeitszeit währt.

Nachdem wir noch das Patentmuseum besichtigt hatten, wo die Originalmodelle aller Erfindungen der Amerikaner aufgestellt sind, deren Zahl einige 50 000 betragen soll, fuhren wir nach dem Kapitol, wo wir so lange blieben, als es das Himmelslicht des wunderbar hellen Wintertages gestatten wollte Bei dieser Beleuchtung schienen mir alle in antikem Stil erbauten Paläste ganz an ihrer Stelle zu sein, wenn sie hier auch ganz anderen Zwecken dienen müssen, als bei ihren Vorbildern im alten Hellas der Fall war.

Besonders das hochgelegene Kapitol gewinnt bei näherer Betrachtung von innen wie von außen. Was auch feine Kenner der Baukunst an Einzelheiten zu tadeln finden mögen: das Ganze macht einen überaus großartigen Eindruck als ein harmonisch gegliederter Prachtbau, der in allen Teilen zeigt, was er sein will, nämlich der monumentale Ausdruck eines jugendrüstig aufstrebenden Volksstaates, der dadurch groß geworden, daß er schnell alles Beste sich angeeignet, was ältere Kulturstaaten der Nachwelt hinterlassen haben.

Der von einer Kuppel gekrönte Mittelbau, das Hauptgebäude des Kapitols, ist aus behauenen Sandsteinen aufgeführt und ältern Ursprungs, als die beiden aus schimmernd weißem Marmor angefügten Flügel, in deren Hallen der Senat und die Volksvertreter tagen. Die Kuppel, die das von Crawford geformte Erzbild der Freiheit trägt, ragt etwa 100 Meter über dem Boden empor, und dem entsprechend sind die Größenverhältnisse des Ganzen, die ich mich scheue, in Zahlen wiederzugeben, ohne meine Quelle zu nennen, da ich selbst keine Messungen vorgenommen habe und mich deshalb an den mir persönlich als zuverlässig bekannten Ernst von Hesse-Wartegg halte, der die Länge des Ganzen angiebt als 235, und die Breite der Flügel, an ihren Ost- und Westfronten, als 110 Meter betragend. Im schönsten Verhältnis zu dieser Größe stehen die drei gewaltigen Freitreppen, welche über breite Stufen zu den mächtigen Pforten des Mittelbaues und der beiden Flügel emporführen. Die Front des Mittelbaues schmückt ein Porticus von ein paar Dutzend korinthischen Säulen, und weiterer Schmuck von Säulen und Pilastern zieht sich um das ganze Gebäude hin, dessen Inneres freilich nicht ganz im Einklang steht mit der stilvollen Hülle, weil es, besonders in dem Senatsflügel, von einem Luxus

starrt, in welchem sich mehr blendender Prunk als guter Geschmack offenbart. Der Baumeister hat redlich das Seinige gethan, das Innere des Palastes dem äußern entsprechend zu gestalten durch marmorne Treppenhäuser, wie man sie schwerlich sonst schöner findet, sowie durch wohlproportionierte Hallen und Gemächer, zum Teil mit Marmorwänden von ganz besonderer Pracht. Aber farbenbunte Malerei, geschmacklose Vergolderei und überladener Zierat aller Art drängen sich störend vor. Für die Senatoren hat der Dekorateur des Guten entschieden zu viel gethan. Weit einfacher ist die Einrichtung des Flügels, wo die Volksvertreter tagen, obwohl es auch hier an Bequemlichkeiten nicht fehlt. Alles in allem genommen, wird wohl in keinem anderen Parlamentsgebäude der Welt den Vätern und Vertretern des Volkes mehr Spielraum und Komfort geboten, als im Kapitol zu Washington, und nirgends wird auf die Berichterstatter so viel Rücksicht genommen, wie hier, um ihnen ihre schwierige Aufgabe zu erleichtern. Sie haben die besten Plätze auf der Gallerie und gleich dahinter einen so behaglich, wie zweckmäßig eingerichteten Saal zu ihrer Verfügung, um in Ruhe ihre Notizen ausarbeiten oder sich von ihren Anstrengungen erholen zu können.

Das Kapitol ist auch der Sitz des obersten Gerichtshofes, der einzigen hohen Körperschaft in der Union, deren Mitglieder auf Lebensdauer ernannt werden. Die Volksvertreter werden nur auf zwei Jahre, die Senatoren auf sechs Jahre gewählt.

Die große Rotunde im Mittelgebäude des Kapitols ist mit sieben Wandbildern ausgeschmückt, welche denkwürdige Monumente aus der Geschichte des Landes veranschaulichen, wie die Ankunft Columbus in Amerika, die Entdeckung des Mississippi, die Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten u. s. w. Darüber spannt sich ein riesiges allegorisches Deckengemälde aus, welches den ganzen höchsten Raum der Rotunde einnimmt. Von größerem Kunstwert, als diese Gemälde, ist die von Randolph Rogers geschaffene mächtige Bronzethür, welche den Haupteingang zur Rotunde schließt und in neun Hauptfeldern hervorragende Ereignisse der amerikanischen Geschichte darstellt. Diese Thür ist in Italien entstanden, nach dem Vorbilde der Thüren des Florentiner Battisterio (Taufkapelle) von Ghiberti, und der Künstler hat sich ein würdiges Denkmal dadurch gesetzt.

Westlich von der Rotunde, im hinteren Teile des Mittelflügels, befinden sich die großen Säle der Kongreßbibliothek, welche über 300 000 Bände zählt.

Auffallend für den Fremden, wenn auch keineswegs unangenehm, ist die vollkommene Freiheit der Bewegung, mit welcher jedermann das Kapitol betreten und durchwandern kann. Vor den Thüren stehen keine Posten, und auch im Innern macht sich keinerlei Überwachung bemerkbar. Natürlich fehlt es nicht an Angestellten, welche eine gewisse Aufsicht zu führen haben; allein man bemerkt sie nur, wenn man sie sucht, um sich Auskunft über dieses oder jenes zu erbitten, die dann immer freundlich gegeben wird. Von Trinkgeldern ist keine Rede und

ebensowenig vom Ablegen der Überzieher, Stöcke und Schirme. Auch wird man nicht aus einem Zimmer ins andere getrieben, sondern man kann wandern, rasten und sogar schlafen, wo man will. Ich sah im Vorübergehen ein paar ältere Männer, die auf ihren Sitzen sanft entschlummert waren, der eine mit vor=, der andere mit zurückgebeugtem Kopfe, und ich konnte nicht bemerken, daß dies irgendwem sonderlich auffiel. — Wer beim Eintritt durch die Pforte keine Lust hat, die hohen Treppen zu übersteigen, setzt sich in den Aufzug, welcher nach oben führt, und in demselben Aufzuge kann man auch wieder nach unten kommen. Kurz, es kann den Besuchern des gewaltigen Staatspalastes nicht bequemer gemacht werden, als es ihnen geboten wird.

Bodenstedt.

12. New=York.

1. Die Stadt. — 2. Die East River=Brücke.

1.

Es war um die Mittagszeit, als das Land, das wir wieder gänzlich aus dem Gesichte verloren hatten, von neuem erschien. Wir hatten die Landspitze von Kandy Hook erreicht. Immer näher rückten die Ufer von beiden Seiten, und neugierig drängten sich die Menschen auf dem Verdeck zusammen, mit Verwunderung, mit Hoffnung und Erwartung das neue Land betrachtend. Endlich fuhren wir durch die „Enge" zwischen den beiden großen Inseln State=Island und Long=Island hinein in die große Bai von New=York.

Wir halten uns näher an das linke Ufer, das von State=Island; Fort Richmond mit seinen Feuerschlünden ist kaum einen Steinwurf entfernt; dann, während das rechte östliche Ufer rasch in größere Ferne entweicht, gewinnen wir um so mehr Muße, das linke westliche mit seinen Buchten, Hügeln und Landhäusern ohne Zahl zu bewundern. Noch eine kurze Strecke, und wir sind in der Mündung des Hudsonflusses. Rechts dehnt sich die ungeheure Stadt New=York aus, ein Meer von Häusern; links, auf flachem Ufer, sind die kleineren Städte Hudson=City, Jersey=City und Hoboken, bei welch letzterem wir landen.

Schiffe ohne Zahl, von allen möglichen Gestalten und von jeder Größe, durcheilen in allen Richtungen sich kreuzend die Scene; die Sonne scheint mit ihrem schönsten Glanze auf das bewegte Schauspiel, und wir möchten wohl noch länger zuschauend dabei verweilen, wenn nicht der Anker rasselnd über Bord rollte, die Landungstreppe auf das Deck niederfiele und der allgemeine Tumult uns erinnerte, daß wir am Lande sind.

Der Strom, welcher Hoboken, wo die deutschen Dampfer anlegen, von New=York trennt, ist der Hudson, hier Nordfluß genannt. Er ist über 5000 Fuß oder eine englische Meile breit und tief genug für die größten Schiffe. Zur Verbindung beider Ufer dienen eine Anzahl

großer Dampffähren, welche bequem einige hundert Passagiere und ein Dutzend Wagen oder mehr in sich aufnehmen können. Die Fahrt dauert etwa sechs Minuten und kostet 3 Cents. Es ist natürlich unsere erste Sorge nach der Ankunft, die große Wunderstadt der Neuen Welt sobald als möglich zu sehen, und somit begeben wir uns bei der ersten Gelegenheit auf das Fährboot.

Ein Strom von Menschen, fast alle im Geschwindschritt, eilt zugleich mit uns dahin. Kaum sind wir da, so stößt das Boot vom Lande, und wir durchschneiden das prächtige Gewässer, das von zahllosen Booten belebt ist, vor uns die große Stadt, deren unabsehbare Häuserreihen nebst den vielen Kirchen aus dem Spiegel des Wassers emporsteigen. Das Boot hält, und der Menschenstrom ergießt sich ans Land und zerteilt sich nach allen Richtungen. Man muß den günstigen Augenblick ersehen, die erste Straße zu kreuzen, da mehrere Reihen von Wagen aller Art, große und kleine Lastwagen, Straßeneisenbahnwagen und andere, fast ohne Unterbrechung, mit tollem Gerassel dahineilen. Drüben gehen wir die nächste Straße, welche in einem rechten Winkel vom Flusse in das Innere der Stadt führt, entlang; es ist bereits viel ruhiger, und wir können uns etwas umsehen.

Die Straße ist breit; die Mitte derselben wird fast nur von Wagen benützt, die Fußgänger halten sich auf den breiten Seitenwegen, die zum Teil arkadenartig überbaut und oft beengt sind durch die Menge der Handelsgüter aller Art, die da zur Schau ausgestellt und den Vorübergehenden möglichst dicht vor die Augen gerückt sind. Nach einem Weg von fünf Minuten entrollt sich plötzlich ein neues ungeahntes Bild vor unsern Augen. Eine andere breite Straße nimmt uns auf, die sich, soweit die Blicke reichen, in gerader Linie endlos von Nord nach Süd erstreckt. Zwei Reihen hoher Häuser begrenzen sie auf beiden Seiten. Die Seitenwege sind so breit, daß sechs bis zehn Menschen, ohne sich zu drängen, nebeneinander hergehen können, und so viele mögen auch in ununterbrochen raschem Strome in entgegengesetzter Richtung aneinander vorbei eilen. In der Mitte der Straße drängen sich aber mit unaufhörlichem Getümmel die Wagen. Das ist der Broadway oder „breite Weg.“ Er liegt in einem der rührigsten Geschäftsviertel der Stadt. Die Häuser sind groß und prächtig, meist fünf bis sechs Stockwerke hoch, doch ohne den Schmuck von Säulen und Balkonen, mit Ausnahme der im glänzendsten Baustil aufgeführten Hotels, Wirtshauspaläste mit Hunderten von Sälen und Zimmern. Die Geschäftshäuser sind mit zahlreichen vergoldeten Aufschriften bedeckt; unten hinter den riesigen Scheiben von Spiegelglas prangen die mannigfaltigsten Waren von allem, was sich der Luxus erdenken und wünschen mag.

Eine zweite Straße dieser Art, obwohl in weniger großartigem Stil, ist die Bowery, oft der deutsche Broadway genannt. Die Häuser sind geringer, niedriger; der Kleinhandel, deutsche Gast- und Bierhäuser, die Theater, wovon das Stadttheater das bedeutendste, sind da besonders vertreten. Das Geschäft drängt sich hier noch mehr

als sonst dem Vorübergehenden, oft in ergötzlicher Weise, auf. Nicht bloß sind recht rechts und links auf den Seitenwegen Waren aller Art ausgestellt, was im Broadway fehlt, sondern auch von oben, von unten, von allen Seiten wird die Aufmerksamkeit erregt. Der Name der Firma oder der Hauptartikel des Geschäfts sind zu unsern Füßen in den Stein gehauen oder gekratzt oder darauf geschrieben; von oben hängen Waren aller Art auf den Seitenweg herab und ziehen unsern Blick auf sich. Ein ungeheurer blanker Stiefel von Holz am Rande des Seitenwegs zeigt den Schuster, ein turmähnlicher Hut auf dem Dache zeigt von weitem den Hutmacher oder Huthändler, eine kolossale Goldfeder, die mit ihrer Spitze nach unten weist, zeigt die Schreibwarenhandlung an.

Die meisten Thüren stehen offen. Da und dort schallt die Stimme des Auktionators auf die Straße hinaus, und eine dicht gedrängte Menge erfüllt das Lokal, das durch ein heraushängendes rotes Fähnchen sich als Versteigerungsraum kund giebt.

Tritt man in einen Laden, so kommt alsbald uns jemand entgegen; aber niemand erwartet eine Begrüßung, am allerwenigsten das Abnehmen des Hutes — das würde sogleich den fremden Einwanderer verraten und ein Lächeln erregen. Das Benehmen des Verkäufers ist dienstfertig, soviel es zum Geschäft gehört, aber niemals ängstlich oder gar unterwürfig, sondern es drückt sich darin stets das Bewußtsein der sozialen Gleichheit aus.

Die beiden genannten Straßen sind gleichsam die Pulsadern des New-Yorker Geschäftslebens; dessen Herz aber bilden die in dem südlichen, dem ältesten Teile der Stadt, wo die Insel sich nach der Bai hin zuspitzt, zusammengedrängten Straßen und Quartiere. Die Manhattan-Insel, auf der New-York liegt, ist in ihrer Ausdehnung von Süden nach Norden 6 Stunden lang, 40 Minuten breit und umfaßt ein Gebiet von 22 englischen Quadratmeilen Landes. Der Name der Insel stammt von den Indianern und soll in deren Sprache „Ort der Trunkenheit" bedeuten, da sie hier durch die Holländer mit dem Branntwein bekannt gemacht wurden. Der holländische Gouverneur Peter Minnwit, von Geburt ein Deutscher aus Wesel, kaufte im Jahre 1626 die ganze Insel den Indianern um 24 Dollars des heutigen Geldes ab und errichtete an der Südspitze der Insel das Fort Amsterdam. Dieses Fort oder Castell wurde später in eine Musikhalle verwandelt, worin öffentliche Konzerte abgehalten wurden und noch Jenny Lind die Begeisterung der Amerikaner erregte. Der dabei befindliche Garten diente damals zum öffentlichen Spaziergang. Nun sind Platz und Gebäude zur Kontrolle der Einwanderer bestimmt und der Name Castle-Garden ist weit und breit bekannt.

Die ganze Insel ist in 140 000 und einige Bauplätze eingeteilt, wovon weit über die Hälfte schon bebaut sind. Die Stadt dehnt sich immer weiter nach Norden aus, doch ist bis jetzt der nördliche Teil der Insel von den Vorstädten eingenommen, zwischen denen noch große Strecken felsigen, hügeligen und teilweise bewaldeten Landes liegen.

Wenn sich einst die Stadt über die ganze Insel ausgebreitet haben wird, was schon in hundert Jahren möglich ist, dann wird sie eine Bevölkerung von mehreren Millionen beherbergen und vielleicht größer sein als London.

Der ältere Teil der Stadt ist sehr unregelmäßig gebaut; dagegen ist die ganze Stadt nördlich der vierzehnten Straße mit vollkommener Regelmäßigkeit in längliche Vierecke geteilt und alle Straßen sind nur mit Zahlen benannt. Nur der Broadway durchschneidet in einer schiefen Linie die Stadt und wechselt streckenweise die Richtung. Unterbrochen ist die Regelmäßigkeit ferner durch die öffentlichen, mit Bäumen bepflanzten Plätze (squares) und durch den großen Zentralpark, der jetzt am nördlichen Ende der Stadt liegt, einst aber deren Mittelpunkt bilden wird. Dieser Park, der größte aller städtischen Parks in den Vereinigten Staaten, nimmt den Raum von 150 Häuservierecken ein und ist reich an schönen Wegen, Baumgruppen, Rasenplätzen, Teichen und allem, was die Gartenkunst Schönes hervorzubringen vermag. Der Hauptweg darin bildet den Corso für die New-Yorker schöne Welt; der Garten ist aber groß genug, um auch dem bescheidenen Fußgänger, der ein stilles Ruheplätzchen sucht, die erwünschten einsamen Spaziergänge zu bieten.

In Castle-Garden werden die Einwanderer, d. h. die Zwischendeck-Passagiere gelandet, nachdem die Kajüten-Passagiere zuvor in Hoboken ausgestiegen sind — ein Unterschied, der zum letztenmal an die Vorurteile der alten Heimat erinnern kann. Es ist ein kreisrundes, weitläufiges, doch niedriges Gebäude, dessen Räume größtenteils zur Aufnahme des Gepäcks dienen. In den damit verbundenen Bureaux sind Beamte von deutscher Abkunft angestellt, deren Pflicht es ist, den Einwanderern über alles, was ihnen zu wissen not thut, Auskunft zu geben, über dieselben Buch zu führen und in manchen Fällen sie auch mit Arbeit zu versorgen. Die Thätigkeit muß daselbst an manchen Tagen eine außerordentliche sein, da es nicht selten vorkommt, daß an einem einzigen Tage mehrere Tausend landen. Es hat sich schon ereignet, daß an einem Tage nicht weniger als 10 000 Einwanderer in New-York ankamen. Die „Newyork-Times“ berechnete den Wert dieser Leute nach der von ihnen im Lauf eines Jahres zu erwartenden Arbeit auf 12 Millionen Dollars.

2.

Kaum in den Hafen von New-York eingelaufen, erblickt der aus Europa Ankommende die grandiosen Pfeiler jenes in der gesamten modernen Brückentechnik unerreicht dastehenden Wunderwerkes — der East River-Seilhängebrücke — welche den gewaltigen Strom East River mit einer einzigen, 486,60 Meter weiten Spannung übersetzt und die beiden Schwesterstädte New-York und Brooklyn miteinander verbindet. In schwindelnder Höhe, groß genug, daß die höchsten Masten ungehindert passieren können, zieht die Brückenbahn über den breiten Strom mit seinem reichen Leben, seinem Gewirr von Dampf- und Segelschiffen,

Dampffähren und unzähligen Booten, ein Bild des großartigsten Existenzprozesses. Die Riesenbrücke ist das Werk J. A. Röblings, eines deutschen Ingenieurs, der schon vor dreißig Jahren (1855) die erste für den Eisenbahnbetrieb bestimmte Drahtseilbrücke über den Niagara spannte. Sie galt lange Zeit hindurch als ein Wunderwerk der Technik. Mit einer Spannung von 250 Meter übersetzte diese Brücke den Riesenstrom, eine englische Meile unterhalb der weltberühmten Fälle. Die „Suspensionsbrücke" Röblings ist auch deshalb in aller Welt berühmt geworden, weil sie kein zweites Brückenwerk zur Seite stehen hat, das einen ähnlich großartigen landschaftlichen Rahmen aufweisen könnte.

Und nun zur East River-Brücke. Sie hat, wie gesagt, eine mittlere Öffnung von 486,6 — die bis jetzt erreichte größte Spannweite einer Brücke — und zwei Seitenöffnungen von je 283,3 Meter. Sie vermittelt den Straßen-, Tramway (Pferdebahn) -und Eisenbahnverkehr. Die Brücke hat zwei äußere Fahrbahnen für Straßenfuhrwerk und Pferdebahnverkehr von je 5 Meter Breite, zwei schmalspurige Schienenwege für Lokomotivbetrieb von je 4 Meter Breite und in der Mitte einen erhöhten, $2\frac{1}{2}$ Meter breiten Fußweg. Die Gesamtbreite zwischen den äußeren Geländern beläuft sich also fast auf 26 Meter. Da die Brückenbahn in enormer Höhe liegt, — in der Mitte 41, an den Pfeilern $36\frac{1}{2}$ Meter — war die Anlage von ungemein langen Zufahrtsrampen notwendig ($476\frac{1}{2}$ und 296 Meter), die überdies im bedeutenden Neigungsverhältnis von 32 per tausend an die eigentliche Brückenbahn anschließen. Jedes der 4 riesigen Drahtseile besteht aus 19 Bündeln. Die Drähte sind aus Stahl hergestellt, gehärtet, temperiert und schließlich verzinkt und haben einen Durchmesser von 4,31 Millimeter. Die Zerreißungsfähigkeit des Einzeldrahtes durfte nicht weniger als 1,50 Tonnen betragen, was einer Inanspruchnahme von 7,40 Tonnen für den Quadratcentimeter gleichkommt. Der Durchmesser des Drahtes wurde mit Rücksicht auf den Umstand größer als bei den andern bedeutenden Hängebrücken gewählt, weil sich hierdurch die Arbeit verminderte, ein schwerer Draht dem Winde mehr Widerstand und dem Roste eine kleinere Oberfläche darbietet. Andererseits aber bildete das gewählte Maß gerade noch die Grenze, bei welcher es mit Rücksicht auf die Steifheit noch handlich erschien. Die 4 Kabel, welche aus je 6000 Drähten bestehen, haben den enormen Durchmesser von 40 Centimeter, das Gewicht pro laufenden Meter 2,8 Tonnen, das Gewicht der Fahrbahn pro laufenden Meter 10 Tonnen. Die Kabel haben ein Tragvermögen von 10000 Tonnen, doch wird dasselbe für kaum den zehnten Teil dieser Last in Anspruch genommen. Die beiden Pfeiler, welche noch ein bedeutendes Stück über der Fahrbahn emporragen, haben eine Gesamthöhe von 87 Meter, so daß sie die höchsten Kirchtürme von New-York weit überragen.

Mit ganz besonderer Sorgfalt wurde die Verankerung in den riesigen Pfeilern vorgenommen. Diese Manipulation war aber auch von ganz hervorragender Wichtigkeit; denn die Verankerung mußte außerordentlich

fest und widerstandsfähig sein, da sie eine enorme seitliche Zugkraft auszuhalten hat. Am 7 Mai 1875 wurde damit begonnen, die an den betreffenden Stellen stehenden Warenhäuser und andere Baulichkeiten niederzureißen, und drei Monate später war man in einer Tiefe, welche beim New-Yorker Pfeiler 28,80, beim Brooklyner 13,70 Meter unter dem Hochwasserspiegel erreichte. Die Mauerpfeiler für die Verankerung sind etwa 27 Meter hoch. Jeder der beiden Türme ist auf einer Grundfläche von 1590 Quadratmeter fundiert, und der Druck auf dieselben beträgt 71 Tonnen pro Quadratmeter. Die Bohrungen, welche bereits im Jahre 1867 angestellt wurden, ergaben auf der Brooklyner Seite in 24 bis 30 Meter Tiefe Gneisfelsen, mit wechselnden Schichten von Sand, grobem Kies und Thon, in welchen Findlinge eingebettet waren, überlagert. Das Material erwies sich aber schon in der Tiefe von 15 Meter so kompakt, daß man sich gleich von vornherein entschied, nicht unter diese Tiefe zu gehen. Ein weniger günstiges Resultat ergaben die Bohrungen auf der New-Yorker Seite. Hier bestand das Material aus zum Teil mächtigen Schlamm-, Sand- und Schwemmsand-Schichten, auf welche erst in einer Tiefe von 24 bis 28 Meter fester Felsboden folgte. Die Fundierung der Pfeiler geschah zunächst durch Legung eines Rostes aus einer Lage kreuzweis übereinander geschichteter Fichtenstämme. Auf diese Basis kamen sodann zwei Steinlagen von riesigen Kalksteinblöcken und hierauf die Ankerplatten, vier auf jeder Seite. Diese riesigen Platten sind kreisförmige Gußstücke; eine jede hat ein Gewicht von 23 Tonnen. Sie sind am rückwärtigen Teil des Fundaments eingesenkt, und zwar zwei in der Mitte hintereinander und eine an jeder Seite mittelst Cement in eine dritte Steinlage eingebettet. Durch die in der Mitte der Platten befindlichen Öffnungen wurden die ersten Glieder der Zugkette gebracht und durch einen 7 Zoll dicken, schmiedeeisernen Bolzen festgehalten. Jedes Kettenglied besteht aus zehn schmiedeeisernen Stäben, die ungefähr 4 Meter lang sind und einen Durchmesser von circa 20 Centimeter haben. Nachdem die ersten Kettenstäbe mit den Platten verankert waren, wurde das Kalksteinmauerwerk weiter aufgeführt, indem unmittelbar über jede Platte ein Block im Gewichte von 10 Tonnen aufgelegt ward. Mit der fortschreitenden Erhöhung des Mauerwerkes wurden hierauf successive immer mehr Kettenglieder aneinandergefügt und die Kette immer von neuem mit Granitblöcken umgeben, bis das Mauerwerk die Höhe von 28 Meter erreicht hatte. Die letzten Kettenglieder bestehen aus doppelt so vielen Stäben, als die vorhergehenden, aber damit sie keinen größeren Raum beanspruchen, sind sie nur halb so dick. Diese Stäbe sind abwechselnd unter einem spitzen Winkel auf- und abwärts geneigt, und mit je zwei Mauern ward endlich ein Strang des großen Drahtseilkabels verbunden, in der Weise, daß das in eine große Schleife geteilte Ende desselben um einen hufeisenförmigen, mit einer Rinne versehenen schmiedeeisernen Schuh gelegt ward, der hierauf mittelst zweier gewaltiger Zapfen oben und unten in das an den Köpfen angebrachte Lager geschoben und befestigt wurde. Auf diese Weise sind im ganzen 19 Seilstränge mit

den Kettengliedern jeder Ankerplatte verbunden worden. Von den über die Türme geführten Hauptkabeln gehen kurze Vertikal- und von den Türmen Diagonalkabel ab, welche die Fahrbahn tragen; die Zahl der letzteren beläuft sich auf 24 an jedem Ende der Hauptöffnung; die Länge des von diesen Tauen unmittelbar getragenen Teiles der Fahrbahn mißt 100 Meter — doppelt so viel wie bei der Niagara-Brücke.

J. J. Richter und v. Schweiger-Lerchenfeld.

13. San Franzisko.

Am Stillen Ozean und seiner blauen Unermeßlichkeit liegt die kalifornische Hauptstadt San Franzisko, eine der merkwürdigsten Kuriositäten der Welt, nicht durch das, was sie ist, obgleich sie auch in dieser Hinsicht höchst eigentümlich erscheint, sondern durch die Art, wie sie geworden ist. Noch im Jahre 1848 gewahrte man hier eigentlich nichts als zwei öde Halbinseln zwischen einer gewaltigen, binnenseeartigen Bucht und den einsamen Wogen des Stillen Ozeans. Die eine erstreckt sich von Norden, die andere von Süden her; und in der Mitte liegt die Meerenge, die beide verbindet. Die nördliche ist bis an ihre Spitze von stattlichen Bergen gebildet, welche mit wenigem Holz und natürlichen Weiden bedeckt sind. Die südliche besteht, namentlich gegen ihre Spitze zu, aus schroff und verwirrt aufgetürmten Sandhügeln, in deren Verästelung es schwer ist, eigentliche Bergketten zu verfolgen, während sie sich übrigens, noch tiefer im Süden, zu ansehnlichen Höhen und Ausläufern der eigentlichen Küstenberge des Kontinents emporheben. Am Fuß dieser Sandhügel, fast an der Spitze der Halbinsel nach der innern Bucht hin, zog sich ein schmaler Streifen flachen Sumpflandes, und dort standen die Bretterbuden des alten San Franzisko, das sich aus einer spanischen Missionsstation entwickelte. Und dann kamen die Amerikaner und die Goldperiode. Der schmale flache Streifen ist jetzt verdoppelt und verdreifacht durch Auffüllungen und Pfahlbauten und trägt die Seehandels- und Geschäftsviertel einer Stadt von 300 000 Einwohnern.

Die steilen Sandhügel sind bis zu ihren Gipfeln, dann wieder hinab in die Senkungen des Terrains gegen die Mitte der Halbinseln und wieder hinauf zu einer zentralen Hügelkette mit stattlichen Straßen und Häusern aller Art bedeckt, von der kleinen, niedlichen Bretterbude an, die der Eigentümer über Nacht auf Räder stellt und eine halbe Meile weiter schiebt, bis zu den ansehnlichsten, reichsten Palastbauten, umgeben von halbtropischen Gärten, mit Balkonen, Terrassen und Veranden, die nach allen Seiten hin die reizendsten Aussichten über Land und Meer gewähren. Selbst die scheinbar unübersteiglichsten Hindernisse haben hier die amerikanische Neigung für die gerade Linie nicht beirrt. Die Hauptstraße, die Marketstreet, führt schnurgerade vom Meeresufer nach dem Innern der Halbinsel und verliert sich in buchstäblich unabsehbarer Ferne über die Hügel, Thäler und Höhen einer zukünftigen Weltstadt. Sie bildet eine Diagonale in dem rechtwinkligen Netzwerk der übrigen

Straßen, das namentlich gegen Westen mit der starrsten Regelmäßigkeit ausgelegt ist. Aber eben in dieser Richtung besonders erhebt sich das Gewirre der Sandhügel, welche das Gerippe der Halbinsel bilden. Dies giebt der Stadt ihren eigentümlichen Charakter. Ein Blick von der Höhe, die lange, buntbelebten Straßen hinunter, die schließlich direkt im Wasser oder in einem Wald von Schiffen enden, dann der glänzende weite Spiegel der Bucht, von kleinen, weißen, emsigen Dampfern nach allen Seiten hin durchfurcht, weiter hinaus die blauen Berge der Küstenkette, überall die kühnen Umrisse des Mount diavolo, des Teufelsberges, den man in Kalifornien fast nie aus dem Gesicht verliert, und dieses Bild eingerahmt von hohen, reich ornamentierten Häusern, von Kirchen und Kuppeln, deren Dächer tief unter uns liegen und die in wunderlicher Perspektive den dachsteilen Berg hinaufklettern: das ist ungefähr der Blick die Kaliforniastraße hinab, wie er sich mit mannigfaltigen Modifikationen fast in jeder ihrer unzähligen Parallelstraßen wiederholt. Eine anderer Charakterzug der Stadt sind die Bauten selbst. Fast alles ist aus Holz, teilweise der Kosten halber, teilweise wegen der Erdbeben, die im Lande nicht selten sind. Aber es ist eine Holzkonstruktion, die hier zum erstenmale geschaffen wurde. Die Straßenfronten lassen es kaum ahnen, daß man es mit Holz zu thun habe. Die Stile fast sämtlicher Bauten sind Spielarten einer modernen Renaissance der allerreichsten Gattung, meistens allzu überladen, aber in den Details selten verfehlt, wie so oft in England, und zuweilen wirklich prachtvoll. Die Treppen, Geländer und Terrassen, welche die bergigen Straßen naturgemäß mit sich bringen, machen sich ganz besonders hübsch. Dabei ist die Ausführung so solid, das Material so gut und das Klima offenbar demselben so günstig, daß für das Auge die Täuschung vollständig wird. Auch soll das Innere dieser Holzhäuser weit angenehmer sein, als das von Stein- oder Backsteinbauten. Der Stadtplan deckt natürlich auf dem Papiere schon die ganze Halbinsel mit seinem Straßenneße. Die Wirklichkeit läßt dies vorläufig noch gut sein und erinnert an die brillante Beschreibung eines Yankee-Berichterstatters der Pacific-Eisenbahn: „Nevada-City ist eine große und glänzende Stadt, zur Zeit aber noch nicht gebaut.“ Thatsächlich erreicht auch San Franzisko bis jetzt kaum die Mitte der Landzunge und endet am Fuß der zentralen Hügelkette, von welcher die Kirchhöfe Besitz genommen haben. Eine schönere Lage läßt sich kaum denken. Arbeit und Kunst hat den Sand mit dichtem Immergrün überdeckt. Cypresse, Pinien und Palmetten, zwar noch jung, aber frisch und lebendig, wölben sich bereits über Hunderten von teilweise sehr geschmackvollen Monumenten. Hier wenigstens hat die amerikanische Geradlinigkeit aufgehört. Die Ansicht von den Gipfeln des „Lorbeerkirchhofs“ oder des „einsamen Berges“ mit seinem monumentalen Kreuze umfaßt die ganze Welt von San Franzisko. Im Westen die weite blanke Fläche des Oceans, nach Norden die schönen Berge der oberen Halbinsel und die dortigen Ausläufer der großartigen Meeresbucht, näher im Mittelgrund, zwischen den spärlich bewachsenen, wild verworfenen Hügeln, da und dort ein blauer Wasserspiegel, Teile der

Meerenge des „goldenen Thores“, nach Osten die weite Bucht in ihrer ganzen Länge umrahmt von den stolzen Bergen der Küstenkette und bei klaren Tagen in weiter Ferne die schneebedeckten Gipfel der Sierra Nevada, endlich im Süden einsame, dunkelgrüne Höhen, die kaum ahnen lassen, daß zu unseren Füßen, tief unter der Ruhestätte der Toten, das fieberhafte Leben einer großen Stadt pulsiert.

Nach Max Eyth von A. W. Grube.

III. Mexiko.

1. Die mexikanischen Städte.

So wie die Pflanzendecke die Physiognomie der Landschaft bestimmt, so sind die Städte der charakteristische Abdruck des Volkslebens und der Volkssitte. Die mexikanischen Städte zeigen auf den ersten Blick die Stammesverwandtschaft mit den südeuropäischen Romanen: gerade Straßen, große Plätze, steinerne Gebäude mit platten Dächern, viele Kirchen mit glänzenden Kuppeln, ausgedehnte festungsartige Klöster, Kalvarienberge, großartige Wasserleitungen, wie die des alten Rom, Glanz und Luxus auf der einen, Schmutz und Blöße auf der andern Seite. Die beiden Kastilien haben die Muster geliefert; dort wie hier die Baumlosigkeit, der Mangel an schönen Parks und Gärten, an freundlichen und reinlichen Außenwerken. Aber doch ist ein wesentlicher Unterschied zwischen europäischen und amerikanischen Städten: jene haben eine Geschichte, welche in die frühesten Zeiten hinaufreicht, diese sind neu und ihre Denkmäler von gestern. In den europäischen Städten sind die Thore und Mauern, die Kirchen und Brunnen, das alte Rathaus und das Schloß mit seinen Türmchen und Zinnen, jedes Gäßchen, jedes Haus ein Blatt aus der Chronik, eine Reliquie aus dem Heiligtum des Volkslebens. In Amerika soll das erst werden; die Vorzeit gehörte einem andern Volk an, dessen Denkmäler man von der Erde vertilgte, dessen Geschichte man nicht kennt, für dessen Heiligtümer man keine Teilnahme hat. In Mexiko weiß niemand aus dem Volke, wo der unglückliche Montezuma, von den Pfeilen der Seinen durchbohrt, fiel, oder wo das Standbild von Tlalok verehrt wurde; kaum wird man zu erzählen wissen, wo Alvaredo den breiten Kanal bewaffnet übersprang, oder wo Cortez sein Haus hatte. Wenn aber in der Hauptstadt eines großen Reichs so geringe Kunde aus der Vorzeit blieb, was sollen andere Städte aufbewahren, die nicht von großen Begebenheiten berührt wurden?

Nähert man sich im nördlichen Europa einer Stadt, so sieht man den schönsten Teil zuerst: die Vorstädte sind neu, prächtig, elegant, mit Bahnhöfen, Alleen, Kunstgärten geschmückt. In Mexiko sind die Vorstädte unansehnlich und schmutzig, von den ärmsten Klassen bewohnt; Schutt und Kehricht, tierische Leichname und Baumtrümmer findet man an den Eingängen der Städte angehäuft, in der Nähe elender Hütten, worin lumpige Proletarier oder halbnackte Indianer wohnen. Magere

hungrige Hunde und Scharen von Auras oder Zopilotes (Aasgeier) belagern diese unappetitlichen Denksäulen schlechter Polizei, und man beflügelt den Schritt, um Nase und Augen den widrigen Eindrücken zu entziehen. Auf den Hochebenen ist dies beinahe durchweg der Fall; in den Städten der Ostküste dagegen, z. B. in Jalapa, Orizaba und Kordova, sind diese Vorstädte ein Labyrinth von Obstgärten (Orangen, Granaten, Kaffee, Mangos), aus welchen die roten Ziegeldächer der Eigentümer gar friedlich hervorsehen.

Sobald man die eigentliche Stadt betritt, sind die Straßen gepflastert, und an den Seiten der Häuser bieten erhabene Fußwege von wohlgefügten Basaltsteinen dem Fußgänger einen bequemen Gang. Die meisten Städte haben gerade und breite Straßen, welche sie rechtwinklig durchschneiden. Die Häuser der kleineren sind fast immer einstöckig, die der größeren haben zwei, drei und mehr Stockwerke. Der Baustil ist der spanische; die vielen Kirchen und Klöster aber tragen alle den Charakter der italienischen und französischen Baukunst des 17. Jahrhunderts, den Zopf. Viele imponieren durch ihre Masse, viele haben in ihrem Innern schöne Verhältnisse und Einfachheit, und da sie alle von Stein sind, mit gewölbter Decke und hohen Kuppeln, so ist ihr Eindruck ein ernster, dem Zweck entsprechender.

Wandern wir nun vor allen Dingen dem Hauptplatz zu, denn da ist stets der Glanzpunkt aller mexikanischen Städte zu suchen. In dem stattlichen Viereck nimmt die Hauptkirche die eine Seite ein, die drei übrigen werden von großen Häusern gebildet, deren unterer Stock durchlaufend aus breiten Säulengängen besteht. In diesen Arkaden sind die schönsten Kaufläden, Magazine, Kaffeehäuser und Weinläden zu finden. Das Gebäude der Hauptkirche gegenüber ist in der Regel das Stadthaus, oder in den Hauptstädten das Regierungsgebäude. Ein schöner Brunnen oder eine Denksäule pflegt die Mitte des Platzes zu zieren; auch sind manche mit Baumreihen geschmückt, welche einen angenehmen Spaziergang gewähren. In den kleineren Städten wird der Wochenmarkt gewöhnlich auf dem Hauptplatz gehalten, der dann ein sehr belebtes Bild darbietet durch die verschiedenen Gruppen der Bevölkerung und die Mannigfaltigkeit der ausgestellten Waren.

Dem Mexikaner ist der Platz (plaza), was dem Römer sein forum war. Jedes Ereignis hört man dort zuerst, jede Festlichkeit wird auf dem Platze zu sehen sein. Dort werden Wahlen vorgenommen und Reden gehalten, dort mustert man die Bürgergarde und hält unter geschmücktem Baldachin die Fronleichnamsprozession, dort brennt man die Feuerwerke ab und illuminiert am glänzendsten. Vor oder nach dem Gottesdienste wandelt man ein wenig in den Portales (Säulengängen), nach den Portales schlendert man am Abend, um Bekannte zu treffen, Neuigkeiten zu hören oder Geschäfte abzumachen, und es gehört zum Stadtleben, täglich einmal eine Zigarre in diesen Hallen zu rauchen. Hier ist natürlich auch der Hauptsitz des Verkehrs. Wie schon bemerkt, befindet sich in der Regel auch das Rathaus hier, ferner das Stadtgericht, die Amtsstuben der Notare und manches Advokaten. Läden,

Kaffeehäuser und Schenken sind Magnete, die überall ihre Anziehung üben. Die edle Zunft der Tagediebe und Faullenzer ist zahlreich hier vertreten; die leperos oder Lazzaroni der Städte kommen am liebsten hier, weil sich da am ersten Gelegenheit findet, ohne große Anstrengung etwas zu verdienen, sei es durch Erleichterung der Taschen ihrer Mitmenschen, sei es durch Besorgung eines Auftrages, durch Lasttragen u. dgl. Wahrsager lehnen sich an die Pfeiler und erteilen Orakel, Maultiertreiber suchen Rückfracht, Trödler mit allerlei Schnurrpfeifereien tragen ihren Flitter in der Hand und preisen ihn den jungen Chinas (Mestizenmädchen) an, die mit verliebten Augen die Ohrringe und Halsbänder ansehen. Eine Klasse Menschen, die nie fehlt, sind die Taugenichtse aus dem Stamm der Kreolen, verdorbene Söhne spanischer Eltern, die zu träge oder zu hochmütig sind, im Schweiße ihres Angesichts ihr Brot zu verdienen, die etwas mit der Feder umzugehen wissen, ein Mundwerk haben wie ein Roscius, und die nun um die Weinläden und Kaffeehäuser lungern, um die Landleute, die einen Advokaten suchen, in ihr Garn zu bekommen.

In den größeren Städten, namentlich in der Hauptstadt, wahre man in den Portales seine Uhr und Börse, und auch das Taschentuch halte man fest, es könnte sonst leicht in fremde Hände geraten.

Die Hauptstraßen der Stadt gehen immer von der plaza aus, die schönsten Häuser zieren sie, die reichsten Leute bewohnen sie. Vormittags ist hier der lebhafteste Verkehr; die Angestellten eilen in ihre Geschäfte, die Kaufleute auf ihre Comptoirs, die Makler machen ihre Runde bei der Handelswelt, und die Equipage des Arztes hält vor den größten Häusern. Ganze Züge von Maultieren bringen Waren oder holen solche ab, Karawanen von Eseln schleppen Schläuche mit Pulque gefüllt, und Züge von Indianern traben nach dem Gemüsemarkt oder der Fruchthalle. Wir begegnen Mönchen von allen Farben, die teils auf den Markt, teils auf den Termin wandern, Weltgeistlichen, welche behaglich nach ihren Kirchen gehen, und bald hier bald dort grüßend sich verweilen, Studenten im langen Talar und Barett, die ihre Vorlesungen besuchen. Die Damen in schwarzer Seidentracht, die Spitzenmantille über den Kopf gezogen, sind alle auf dem Wege zur Messe, ihr Schritt ist sehr gemessen und feierlich, aber die schönen Augen unter den langen Wimpern wissen doch den stillen Gruß zu erwiedern, der ihnen vom Balkon geboten wird.

Verkäufer aller Art rufen indes mit lauter Stimme ihre Ware aus und singen die Endsilbe mit langgedehnter Betonung. Hier schreit ein Bäckerjunge sein pan fresco (frisches Brod), dort preist ein stämmiger Bursche mit einem tragbaren Herde auf dem Kopfe sein patos fritos, patos grandes (große, gebratene Kuchen), die er dem eßlustigen Käufer dampfend aus der Pfanne giebt. Indianerinnen mit Früchten oder Gemüsen rezitieren in schrillendem Tone eine ganze Litanei von Dingen, die sie tragen; Schuhe, Tücher Zeitungen, Flugschriften — kurz alles mögliche wird laut ausgerufen. Häufig sieht man Kühe mitten in der Straße stehen, das sind die Milchlieferanten, deren

Herren es sich bequem machen und vor den Thüren der Abnehmer melken. In der warmen Zeit vernimmt man in allen Straßen das nieve, nieve (Schnee) rufen; es sind die Eisverkäufer mit großen Blechgefäßen auf dem Kopfe, welche für weniges Geld den Durstigen letzen. Aqua fresca (frisches Wasser) bieten andere an, die geschickt einen Teller mit gefüllten Gläsern auf der Hand balanzieren. Gewiß ist der Konfektverkäufer in der Nähe, der wohl weiß, daß ein Törtchen zum frischen Getränk mundet.

Die Buden der Handwerker stehen offen, und man sieht von der Straße die Thätigkeit im Innern der Werkstätte. Die Kleiderkünstler arbeiten immer bei offenen Pforten, auf niederen Stühlen sitzend, und rücken häufig auf das Trottoir hinaus, wenn das Licht im Innern der Höhe fehlt. Dasselbe thun auch die Schuhmacher und Sattler, und da sie den ganzen Tag Stoff zum Kritisieren haben, so fehlt ihnen die Fertigkeit nicht, und sie gelten für lose Zungen. Die Klempner, Kupferschläger und Goldschmiede arbeiten auch bei offenen Thüren, doch da Hammer und Feile ihr Aug und Ohr beschäftigen, liegen ihnen die kritischen Studien ferner. Silberarbeiter findet man in jedem Dorfe und mehr noch in den Städten, denn die tausend kleinen Schmuckgegenstände werden noch nicht durch Fabriken geliefert, auch hat man gern alles massiv von Gold oder Silber. Es ist dieses eine Eigentümlichkeit der Mexikaner, daß sie eine Sache gar nicht wollen, wenn sie dieselbe nicht von der besten Art haben können. Das zeigt sich am deutlichsten im Handel. Schwere goldene Uhren werden stets gut verkauft, während wohlfeile silberne ganz unverkäuflich sind. Nur feine wollene Tücher haben einen Markt, die billigen groben Tücher gehen durchaus nicht. Wer nicht seidene Strümpfe bezahlen kann, trägt lieber gar keine, und der Fetzen eines seidenen Zunders ist noch besser angesehen als ein neuer von Baumwolle.

Sartorius.

2. Vera-Cruz.

An einer flachen, unfruchtbaren Küstenniederung, so knapp am Meere, daß die brandenden Wogen den Fuß seiner Befestigungsmauern umspülen, breitet sich, umgeben von einer einförmigen Sandwüste, der wichtigste Hafenort Mexikos, La villa nueva de la Vera-Cruz, oder kurzweg Vera-Cruz aus, in welchem sich fast der ganze Handel Mexikos mit der Fremde konzentriert. Die gewaltige Scenerie des Hintergrundes, die Umgebung der Hafenstadt, die Anlage der Befestigungswerke, die eigentümliche Bauart der Häuser, die mächtigen Kuppeln vieler Kirchen und Klöster, deren glatte Flächen in der Sonne glänzen wie polierter Stahl, das Wogen einer bunten Menschenmenge am Molo (Steindamm), der weit ins Meer hineinragt, die drückend heiße Luft, welche das Land herüberatmet, die zahlreichen Kähne, die ab und zu vom Ufer stoßen oder mit Massen erbeuteter Fische der sonderbarsten Formen beladen heimkehren und ihre Ladung am Molo löschen, von neugierigen Pflastertretern umringt, endlich das lärmende Treiben auf unserem

Schiffe selbst verwirrt und betäubt uns, und das Auge, das unstät von Punkt zu Punkt geeilt und die Gesamtheit des lebendigen Bildes nicht zu fassen vermochte, bleibt mit Vorliebe auf jenen stillen, himmelan strebenden Bergriesen haften, deren ferne Regionen nur vorüberziehende Wolkenheere zu beleben scheinen.

Die Stadt Vera-Cruz ist für den ersten Hafenort eines gewaltigen Landes nicht bedeutend und von verhältnismäßig geringem Umfange; sie zählt nicht ganz 10000 Einwohner, ein Umstand, der beredt genug die Verderblichkeit des Klimas kennzeichnet. Das gelbe Fieber sorgt teils direkt, teils indirekt dafür, daß die Bevölkerung nicht anwächst; denn wen nicht Verhältnisse und Lebenserwerb binden, der meidet gern diesen Platz und seine Umgebung, wo das Vomito (das oben genannte Fieber) in der Zeit seiner Periode jährlich Hunderte von Opfern fordert. Die Sucht nach Reichtum kommt hier vielen teuer zu stehen. Und doch verlockt der leichte und reiche Gewinn viele Europäer, namentlich Deutsche, die einen großen Teil des Handels mit dem Auslande besorgen, dem mörderischen Klima Trotz zu bieten. Wem es glückt, den Fingern des Vomito negro zu entgehen, der wird hier binnen wenigen Jahren reich. Aber wie viele gehen dabei zu Grunde! Im Jahre 1875 hat hier das gelbe Fieber seine verderbliche Thätigkeit besonders entfaltet; der größte Teil der jungen Deutschen, die hierher kamen, ihr Glück zu machen, wurden dahingerafft; nur wenige, die sich noch rechtzeitig nach dem höher gelegenen und gesünderen Orizaba geflüchtet, blieben von dieser Geißel der mexikanischen Küstenniederungen verschont.

Das gelbe Fieber scheint auch auf die Bevölkerung einen nachhaltigen Einfluß zu üben. Der Charakter des Veracruzaners erscheint dir beim ersten Begegnen mürrisch und unfreundlich, und unter normalen Verhältnissen siehst du selten ein Lächeln über sein Gesicht gleiten. Wenn du dich aber an diese Leute gewöhnst und sie in ihrem Treiben beobachtest, so wirst du in ihnen ein ausgelassenes, vergnügungssüchtiges Völkchen erkennen, das nur dem Momente zu leben scheint, von heute auf morgen; denn wer weiß, was das Morgen bringt! — vielleicht ein kühles, enges Plätzchen außerhalb der Stadt im schattigen Pantheon. —

Die Straßen von Vera-Cruz sind meist sehr regelmäßig und zum größten Teile gepflastert und mit höher gelegenen Trottoirs versehen, die Häuser fast durchweg einstöckig und mit flachen Dächern, die miteinander durch Stufen in Verbindung stehen, je nach ihrer ungleichen Höhe, so daß man leicht ganze Straßenviertel oben abgehen kann. An den Ecken vieler Straßen sind alte, unbrauchbare Kanonen mit den Mündungen nach unten in den Boden eingelassen, und die alten Rohre, die einstmals trotzig von Befestigungswällen herabgeschaut oder aus den Luken stolzer Schiffe Respekt gefordert, die manches hoffnungsvolle Leben niedergestreckt und bald für Freiheit, bald für Völkersklaverei gedonnert, erfüllen nun den Zweck — harmloserEcksteine.

Hervorragende und interessante Bauten zählt Vera-Cruz nur

wenige: das kolossale Zollhaus, das knapp am Molo liegt, sieben Kirchen, darunter einige von gewaltigen Dimensionen, mit mächtigen Kuppeln, vier Klöster, ein Amphitheater für Stiergefechte, ein kleines Theater, und damit wären wir mit der Aufzählung schon fertig. Dagegen besitzt Vera-Cruz eine ansehnliche Zahl von Vergnügungsorten in und außerhalb der Stadt, die genug Gelegenheit bieten, heidenmäßig viel Geld anzubringen: zahlreiche Cafés, Ballhäuser, öffentliche Anlagen 2c.

Das Leben in den Straßen von Vera-Cruz beginnt mit dem frühesten Morgen; man muß sich sputen, seinen Beschäftigungen nachzugehen, denn die höher steigende Sonne entwickelt eine solche Glut, die durch die weißen Häuser noch erhöht wird, daß bereits nach 9 Uhr vormittags der Aufenthalt in den Straßen sehr unangenehm wird und diese sich zu leeren beginnen und bis zu den Nachmittagsstunden ziemlich leer bleiben; denn wer nicht hinaus muß, bleibt gern zu Hause, namentlich da die Sonnenstrahlen sehr gefährlich sind und das Ausgehen in der Tageshitze wesentlich zur Bildung der tödlichen Krankheit beiträgt.

Zu dieser Zeit ist der Aufenthalt unter den Verandas der Häuser noch am angenehmsten, wo die ungehindert streichende Luft die Hitze einigermaßen lindert. Dafür aber, wenn die fünfte Nachmittagsstunde sich nähert und die Schatten sich zu verlängern beginnen, eilt alles hinaus, die wenigen Stunden im Freien zu genießen, und bald füllen sich die Spaziergänge mit einer zahlreichen Menschenmenge. Welch ein buntes Durcheinander von interessanten Trachten und Erscheinungen! Die europäische Kleidung ist allerdings noch vorherrschend, sie ist jedoch nicht imstande, das vorderhand noch vereinzelt auftretende prächtige Nationalkostüm des Mexikaners vollends zu verdrängen, das durch seine reichen Farben und seinen Gold- und Silberglanz aus der Masse hervorsticht: schwere, gold- und silberverbrämte Sombreros (Hüte) von riesigen Dimensionen, die kurze mexikanische Jaquetta, Hosen von ganz eigentümlichem Schnitt, nicht selten mit einer Unmasse silberner Knöpfe oder Silbermünzen bis zur Größe eines Guldenstückes verziert, um die Hüften die helle, seidene Schürze und über die Achsel den faltenreichen Zarape (Decke). Hingegen erscheint das schöne Geschlecht ganz der Landessitte gemäß — ohne Hut, in der spitzenreichen spanischen Mantilla, herrliche Erscheinungen, mitunter von schlankem Wuchse, mit blitzenden Augen und jenem matten, blassen Teint, der eine Eigentümlichkeit der Kreolen ist. Uns Nordländer mit dem kalten Blute weht die überall herrschende leichtlebige Stimmung ganz eigentümlich an; unwillkürlich werden wir mitgerissen und folgen dann ihrer Strömung gar so gern; wir leben förmlich auf und streifen jene Zurückhaltung und jenes gemessene Wesen ab, das für diese Himmelsstriche nicht taugt; ein anderer, elastischer Geist ist in uns eingezogen.

Die beliebteste Promenade ist der Hauptplatz, ein wirklich reizender Ort unweit des Meeres, wo sich der distinguierte Teil der Bevölkerung allabendlich versammelt. Er bildet einen reizenden Garten voll exotischer

Gewächse, von der schlanken Palme herab bis zu jenen halbversteckten unansehnlichen Blümchen, die zur Abendzeit die Kelche öffnen, um einen fast betäubenden Wohlgeruch auszuatmen, ein reizendes Ensemble von Baumgruppen, blühendem Strauchwerk und herrlichen Blumen.

Die wohlgepflegte Anlage durchziehen breite, gepflasterte Wege, mit Bänken eingesäumt, und hier ergeht sich die Menge bei lustigem Geplauder, bis die Nacht heraufzieht und der südliche Nachthimmel seine Millionen Sterne entzündet. Es wird Mitternacht, bevor sich die Spaziergänge leeren; denn man muß der Nacht das abringen, was der unerträglich heiße Tag versagt.

Nicht minder lebhaft geht es unter den geräumigen Verandas der den Hauptplatz begrenzenden Häuser zu. Hier sind einige der ersten Cafés etabliert, und unter den hell erleuchteten Lauben sitzt es sich bei einer duftenden Havanna gar behaglich, und während wir mit unseren Freunden traulich plaudern oder mit Interesse das Auf- und Abwogen der vergnügten Menschen betrachten, vergeht uns die Zeit unglaublich rasch bei vollem Glase, dessen Inhalt: Grossia, Limonade oder Menyul, wir behaglich vermittelst eines dicken Halmes schlürfen. Ich kann dem geehrten Leser das Rezept des letztgenannten Getränkes nicht vorenthalten, das ein Präservativmittel gegen den gefürchteten gelben Unhold sein soll: Wasser, frischer Salbei, Madeira, Sherry cordial, bittere Tropfen und Eis, das alles in einem silbernen Kelch durcheinandergeschüttet und dann ins Glas geleert, während der Salbei zurückbleiben muß, ein recht angenehmes, aromatisches Getränk, das freilich etwas nach Medizin schmeckt. Grossia hingegen ist eine Mischung von Himbeersaft, Wasser und Eisstückchen. Eis wird überhaupt in großen Mengen konsumiert und ist bei der Wärme des Wassers zur Abkühlung desselben unentbehrlich.

Bei meiner Ankunft in Vera-Cruz fragte ich einen Bekannten nach den Merkwürdigkeiten der Stadt. „Hm", sagte er mit bedeutsamem Lächeln, „das ist die Teuerung, das gelbe Fieber und unsere wackern Zopiloten."

Bevor ich mit den beiden ersteren Bekanntschaft gemacht, hatte ich die hohe Ehre, schon bei meinem ersten Gange durch die Stadt jene Geschöpfe kennen zu lernen, die mein Freund mit einem so schmeichelhaften Prädikate bezeichnete.

In den Straßen der Stadt fielen mir sofort schwarzgraue, häßliche Bestien auf, von der Größe einer mächtigen Truthenne, die sich mehr noch durch ihr arrogantes Benehmen, als durch die Vorzüge ihres zerzausten, schmutzigen Äußeren meiner Aufmerksamkeit aufdrängten. Kaum daß sich ein solcher unvorteilhaft aussehender Gesell sich dazu bequemte, uns auszuweichen.

„Unsere Sanitätspolizei", sagte mein Freund, gleichsam entschuldigend. „Bah", meinte ich, „immerhin zu wenig respektabel, um ihre Zudringlichkeit ungestraft zu lassen." Ich holte zu einem Gertenhiebe aus, um einem dieser daherhopsenden Geschöpfe über den unreinen Schnabel zu fahren, als es sich mit kecker Miene uns in den Weg

stellte. Aber schon fiel mir mein Begleiter in den Arm. „Willst du für die handgreifliche Beleidigung dieses nützlichen Vogels 5 Piaster zahlen?" raunte er mir erschrocken zu. Da ich ihn verblüfft ansah, gab er mir die nötige Erklärung.

Vera-Cruz besitzt keine Kanalisierung, und die Bevölkerung ist viel zu bequem, um sich betreffs Wegräumung von verschiedenem Unrat, Küchenabfällen 2c. sonderliche Sorge zu machen. Sie überläßt es zum Teile lieber den Zopiloten, einer Geierart, die sich hauptsächlich vom Aase nährt und die Vertilgung der auf die Straße hinausgeworfenen Abfälle mit Vergnügen besorgt, dafür aber von der Bevölkerung den vollkommensten Schutz genießt, ein Umstand, welcher das zuversichtliche Auftreten des sonst scheuen Vogels hinreichend erklärt. — Wenn zu gewissen Tagesstunden der Kehricht 2c. in Behältern vor die Haustür gestellt wird, um von eigens dazu bestimmten Wagen abgeholt zu werden, kommt es hin und wieder zu ernsten Zänkereien zwischen den in großer Zahl sich einfindenden Zopiloten, die sich um den eklen Fraß raufen, ja so keck sind, über den einsammelnden Wagen herzufallen und auf demselben die unterbrochene Mahlzeit fortzusetzen. Staunenswert ist der Geruchssinn dieser Vögel, welche tote Körper und Blut auf unglaubliche Entfernung spüren. Kähtig.

IV. Mittel-Amerika.

1. Die Antillen.

1. Beschreibung der Antillen. — 2. Eine Zuckerplantage auf Kuba. — 3. Die Negersklaven auf Kuba. — 4. Die Haitier.

1.

Ehe das von den Passatwinden geförderte Schiff zu dem westlichen Kontinent gelangt, stößt es zwischen dem 60. und 80. Längengrade auf eine lange Inselkette, die auf Vorposten gestellt zu sein scheint, um den entzückten Schiffer zur Fortsetzung seiner Fahrt einzuladen.

Auf welchem Punkte man auch ankommen möge, ist das Schauspiel unerschöpflich, so an kühnen, wie an anmutigen Wirkungen, stets überraschend, stets bewunderungswürdig. Ermüdet von der Einförmigkeit eines uferlosen Ozeans schaut das Auge zugleich die düsteren Gehölze und die vergoldete Savanne, belebte Städte und unberührte Waldungen; und über dieser kräftigen Urvegetation Felsen und Vulkane, die ihre scharfen Spitzen und drohenden Formen in einen klaren Himmel tauchen.

Das sind die Inseln Haiti, Kuba und Jamaika mit ihren unermeßlichen Vegas, ihren beschatteten Flüssen, ihren großen Häfen, ihren kühnen Kaps und ihren blauen Bergen. Eine Menge von kleinen Inseln, mannigfaltig vom Zufall geformt, liegen zerstreut in diesen Meeren, fast nicht zu zählen wie die Sterne am Himmel: Barbados, ein großer Garten, übersäet mit zahllosen Wohnungen; Martinique mit seinen abgeflachten Vorgebirgen, dem Glacis einer Festung nicht

unähnlich; Trinidad, das man für einen vom Festland losgerissenen Fetzen halten möchte, mit dem noch jetzt der reißende Strom des Orinoko sein Spiel treibt; dann, düster und wild, Dominica, die erste Entdeckung des Kolumbus auf seiner zweiten Reise, dessen phantastische Ufer, tiefe Schluchten, brausende Ströme, schroffe Abgründe, prachtvolle, übereinander gestapelte Waldungen ganz den Charakter einer Urwelt haben; Guadeloupe endlich, das sich, halb Ebene, halb Gebirge, dem Norden zu in reichen Zuckerplantagen entfaltet, dem Süden zu aber in einen Vulkan erhebt, der über diese Meere sein Rauchfaß schwenkt; er ist der Chimborasso dieses Inselmeeres.

So die Antillen. Hingesät von den Mündungen des Orinoko ab bis zum Kap der Florida-Halbinsel, scheinen sie die Blumen einer Seeguirlande zu sein, welche das Schwesterpaar der beiden Amerika freundlich mit einander verbindet.

Ein tiefes und meist ruhiges Meer bespült leise ihre Küsten und häuft dort die merkwürdigsten Muscheln auf; das heiße Klima wird durch sanfte Landwinde abgekühlt, welche den Bergthälern entströmen, und durch die feuchteren Seewinde, welche die glühende Atmosphäre dämpfen. Der Boden erzeugt die auserlesensten und mannigfaltigsten Früchte: außer der Banane, der Feigen-Banane und der Ananas, deren Schönheit ihrer Würze gleichkommt, — außer dem Breiapfel, dem Canehlapfel, dem Butterbaum, dem Acajou und Kokosbaum, welche alle hier heimisch sind, gedeihen dort, von andern Ländern gepflanzt, der Orangen- und Zitronen-, der Mango- und der Feigenbaum. Die Wälder enthaltene seltene und kostbare Holzarten zum Bauen wie zum Färben, den Kakaobaum und die Baumwollenstaude, das Mahagoni- und Campecheholz, den Wunderbaum, der das Ricinusöl liefert, und viele gummi- und ölreiche Bäume.

Der Mais ist ein treffliches Getreide; aber außer ihm findet man eine Menge anderer Nährpflanzen; zumal den Maniok, der geröstet und zerstoßen die Kassave oder das Brotmehl giebt, ferner die Kartoffeln. Merkwürdig ist der Tabak, dessen sonderbare Benützung sich über die ganze Erde verbreitet hat.

Diese tropischen Meere wimmeln von köstlichen Fischen, von welchen der Goldfisch, der Thunfisch, der Seehecht, der Tazar und die Schildkröte die gesuchtesten sind. Die weiten Einöden der Wälder sind von Tieren nur schwach bevölkert.

Zur Zeit der Entdeckung sah man dort den Pecari, eine Art wilden Schweins, den Alco oder stummen Hund, der ganz verschwunden ist, das Aguti, halb Hase, halb Schwein, den kleinen Affen Macaque, ein Tier, das große Verheerungen anrichtet und außer in Trinidad von den Kolonisten ganz ausgerottet worden ist, endlich die große, 1 m lange Eidechse Iguana, die oon den Karaiben als ein Leckerbissen verspeist wurde. Papageien von der größten Schönheit schmückten die Wälder mit ihrem glänzenden Gefieder, aber auch sie haben sehr abgenommen und werden nur noch auf Dominica und Trinidad gefunden. Die andern ausgezeichneten Vögel sind die Turteltaube, das Rebhuhn,

die Waldtaube, der Fettammer, der Spottvogel, der Pisangvogel, der Krebsfresser, der Gli-Gli, das Teufelchen und vor allen der Kolibri, dieses Kleinod der gefiederten Welt. Mit den Europäern sind auch die Haustiere der alten Welt dort heimisch geworden.

Aber diese Inseln, obwohl von der Natur reich begabt, sind auch nicht von mancherlei Plagen und Schrecknissen verschont geblieben. Orkane von einer Heftigkeit, wie wir sie in unserem Klima gar nicht kennen, zerreißen ohne Unterlaß diesen sonst so heiteren Himmel; unter den mit den schönsten Farben geschmückten Pflanzen hauchen manche bösartige Gifte aus, und wie viele böse und giftige Reptilien leben noch außer dem Alligator, der an Seen und Flüssen im Schilfe haust, auf dieser heißen Erde! Kein tropisches Land ohne giftige Schlangen. Die Insekten vermehren sich in dem heißfeuchten Klima ins Ungeheuerste und bilden eine nicht geringe Plage des Menschen, der, um nicht in träge Unthätigkeit zu versinken, mancherlei Reizmittel und mancherlei Kämpfe mit einer Natur bedarf, die ihr reiches Füllhorn so freigebig über ihn ausschüttet. Hat er doch immer noch der Freude und des Genusses im Überfluß. Die Savannen und Wälder sind bevölkert von einer Menge unschädlicher Käfer, von Fliegen mit glänzenden Schilden, unter welchen sich die wunderbare Feuerfliege oder der Fackelträger auszeichnet, der des Nachts in allen Richtungen umherfliegt und wie eine Feuergarbe flimmert, so daß Kolumbus, als er diese Insekten zuerst zu Gesicht bekam, glaubte, die Karaiben versammelten sich unter Fackelschein, um sich seiner Landung zu widersetzen.

2.

Auf der Insel Kuba führt die schönste, obwohl nicht die größte Pflanzung, ausgezeichnet durch ihre herrlichen Gebäude und kostbaren Apparate, von allen Seiten als eine Musterpflanzung betrachtet, den angemessenen Namen Flor de Cuba (Blume von Kuba). Auf der nordöstlichen Seite der Insel gelegen, gleicht sie in ihrem Äußern einem der vielen Wirtschaftsgüter, wie sie sich so zahlreich in Deutschland finden. Das zweistöckige, geschmackvolle, mit luftigen Veranden umgebene Herrenhaus bildet, in einem wohlerhaltenen Garten liegend, den Mittelpunkt, an welchen sich die Wohnungen der Aufseher, die Trockenhäuser, das Hospital, ein Haus, worin die Kinder der Neger gepflegt werden, die Zuckermühlen, die Schulen und endlich die Hütten der Neger und Chinesen in einer langen Straße reihen. Der Zuckerbau ist hier die Hauptsache, und von den zur Pflanzung gehörigen 1000 Acker Landes werden etwa 800 mit Zucker, die übrigen mit Mais, Kaffee u. dgl. bestellt. Zur Bestellung dieser Fläche werden 650 Arbeiter gehalten, von welchen 350 Sklaven und 250 Chinesen sind. Die übrigen sind freie Arbeiter, Aufseher, Böttcher, Mechaniker, Fuhrleute ꝛc. ꝛc. Der Transport des Zuckerrohrs zur Mühle geschieht auf Ochsenwagen, deren 80 gehalten werden. Man fährt immer mit vier Ochsen, und da jedes Gespann nur einen halben Tag arbeiten kann, muß man für

jeden Wagen acht Ochsen ernähren, im ganzen also die bedeutende Anzahl von 640 Ochsen.

Die Zuckermühlen sind die sehenswürdigsten Gebäude; es giebt ihrer zwei, welche nur ein Geschoß hoch unter Einem Dache liegen und viel Ähnlichkeit mit einer der großen Zuckerfabriken in Berlin haben. Jede Mühle hat drei 6 Fuß lange Cylinder, welche nur je $\frac{1}{8}$ Zoll von einander entfernt sind, und das Rohr mit solcher Gewalt zermalmen, daß es fast ganz trocken und so dürr wie ein Papierblatt wird. Eine Dampfmaschine von 50 Pferdekräften ist erforderlich, um beide Mühlen unter solchem Druck in Bewegung zu setzen.

Der in Rinnen, welche sich unter den Cylindern befinden, auslaufende Saft ergießt sich in einen steinernen Behälter, aus welchem ihn eine Pumpe in 14 große Kessel führt, die, mit Dampf erwärmt, ihn sofort konzentrieren. Durch Hähne abgelassen, läuft er über Kohlenfilter in die Vakuum-Pfanne, worin er verdampfen muß. Darauf wird er über kupfernen Röhren verdichtet, abermals durch Kohle filtriert, wobei er nun eine weiße Farbe bekommt, und schließlich gelangt er in eine zweite Vakuum-Pfanne, in welcher er durch weiteres Verdampfen zum Kristallisationspunkte gebracht wird. Jetzt bringt man ihn in ein anderes Gebäude, das Trockenhaus, und füllt ihn mit kupfernen Löffeln in große Formen, deren jede 60 Pfund Saft aufnehmen kann.

Beabsichtigt man nur die Bereitung der Muscovado — was auf dieser Plantage nur wenig geschieht — so wirft man den Zucker aus den Formen ohne weiteres in Fässer (Oxhofte). Diese sind am Boden mit Löchern versehen, aus welchen der Syrup ablaufen kann. Sie bleiben so vier Wochen hindurch stehen; alsdann ist der Zucker trocken und zum Verschiffen geeignet.

Der teurere und vorteilhaftere Kastenzucker muß noch einer Reinigung mit Thon unterworfen werden, welche am Tage nach seiner Einfüllung auf folgende Weise bewerkstelligt wird. Man schafft die Formen auf den großen langen Trockenboden, in welchem sich 800 bis 1000 viereckige Löcher befinden, die bestimmt sind, die untern spitz zulaufenden Enden der Formen aufzunehmen und aufrecht zu erhalten. Dies untere Ende ist mit einem Stöpsel versehen, welcher herausgezogen wird, sobald der Zucker zu erkalten beginnt und eine feste Masse bildet, was sehr bald geschieht. Nun legt man auf die Oberfläche eine Quantität feuchten schwarzen Thons, wie er sich auf Kuba überall findet. Das Wasser desselben verbreitet sich schnell durch die Zuckermasse, tröpfelt aus der untern Öffnung ab und nimmt auf seinem Wege die Farbe und Unreinigkeit mit fort, welche sich etwa noch in der Masse finden. Dieser Prozeß muß mehrmals wiederholt werden, und es dauert wohl 20 Tage, bis die Reinigung vollendet ist.

Dann werden die Formen umgekehrt, der Zucker wird herausgenommen, und die Neger zerteilen ihn, je nach seiner Farbe, mit einem großen dünnen Beil in weißen, gelben und braunen Zucker. Der obere Teil des Formzuckers ist natürlich der reinste, während der untere ge-

wöhnlich braun und feucht ist, und noch eine Zeit lang zum Abtrocknen bei Seite gestellt wird. Jede Farbe wird für sich in große, 400 Pfund enthaltende Kasten gepackt und in die Sonne oder an den Ofen zum letzten Austrocknen gestellt. Ist auch dies beendet, so werden die Kasten vernagelt, mit Streifen rohen Kuhleders umgeben, gewogen und gezeichnet. Jetzt sind sie zum Verschiffen fertig.

Der Ertrag einer Zuckerplantage ist ein sehr bedeutender, wenn derselbe auch von der Witterung und von Handelskonjunkturen sehr abhängig ist. In guten Jahren berechnet man die Ernte auf 10 000 Kasten Zucker und 1000 Oxhoft Muskavado, was bei den jetzigen Preisen eine Einnahme von $1^1/_2$ Millionen Mark ergeben würde. Für die beträchtlichen Arbeitskosten und die Verzinsung der Schulden, welche überall reichlich auf den Pflanzungen lasten, rechnet man die Hälfte des Ertrages ab, und so bleibt noch die andere Hälfte reiner Gewinn — ein Ergebnis, das allerdings europäische Begriffe übersteigt.

3.

Freie Neger fangen an in England viel häufiger zu sein als die Zigeuner, auch in Berlin begegnen wir täglich als neuen Landsleuten schwarzen Negern aus Kamerun, sie sind daher keine Seltenheit mehr für den Europäer. Aber ein wirklicher Sklave bleibt diesem noch immer ein Gegenstand hohen Interesses, wenn er zum erstenmale Bekanntschaft mit ihm macht. Wo sind die Striemen der Peitsche auf seinem Rücken? Wo die Marken der angezogenen Stöcke an seinen Fußgelenken? Warum fällt er nicht, wie er es in den Geschichten unserer Kindheit zu thun pflegte, vor uns auf die Kniee nieder, nennt uns „gut Massa!" und will dann sich und andere losgekauft haben? Ein flüchtiger Blick auf das Leben der jetzigen Sklavengeneration in Kuba zeigt auch hier den Fortschritt der Humanität. Eine kurze Skizze aus dem Plantagenleben mag hiefür den Beweis liefern.

Hat der Negerknabe das Licht der Welt erblickt, so wird er nicht, wie am obern Amazonas, in ein Rindengeflecht von der Form unserer früheren Lichterkörbe verpackt und an einem Nagel an die Wand gehängt, sondern er wird in einem flachen Bastkorb gebettet, der gewöhnlich zum Transport von Welschkorn u. a. dient. Nach sechs Jahren wäre es Schulzeit, aber es fehlt scheint's am Holz für die Bänke. Ungefähr mit zwölf Jahren wird der Range vor ein Joch Ochsen gestellt und in der Führerkunst unterrichtet. Diese besteht darin, daß er die beiden Stricke in den Nasen des vordersten Ochsenpaars erfaßt und den Weg geht, den ihm der Treiber auf dem Karren angiebt. Und noch ein Amt! Fällt ein Ochse und heuchelt Unfähigkeit, wieder aufstehen zu können, so giebt's ein wundervolles Mittel, welches der Negerknabe mit schmunzelndem Genuß anwendet. Er macht einen Scheitel in den Haarbusch am Schwanzende und beißt mit seinen blendend weißen Zähnen in die bloßgelegte Stelle.

Unter solchen und anderen interessanten Beschäftigungen wächst dieses lebendige Kapital heran, bis es im günstigen Falle seinem Herrn

die gehofften 3000 M. darstellt und nun in die reguläre Arbeiterklasse eintritt. Die Arbeit in der „toten Saison“ ist leicht. Sie besteht in Unkrautlesen in den jungen Zuckerrohrfeldern, Wegeverbesserungen u. a. während neun Stunden täglich oder weniger, indem man häufig in Verlegenheit kommt, woher Beschäftigung für alle aufzutreiben. Während der Ernte steigert sich die Arbeitszeit auf elf Stunden. Zwei Stunden sind stets für die Mittagsrast zu rechnen, und dreizehn Stunden mag die durchschnittliche Tageslänge von Ende November bis Mai betragen. Intelligente Leute werden an die Pflüge gestellt oder lernen etwas schreinern oder schlossern, und es ist vollkommen komisch, auf welcher Höhe die Bursche alsdann zu stehen glauben. Im stolzen Bewußtsein, dem Herrn um 2—300 Dollar mehr darzustellen als der Rest, nehmen sie das Leben ziemlich leicht und die Arbeit noch viel leichter. — Was hab' ich schon mit denselben durchgemacht! Von der Peitsche macht man auf der einen Plantage bescheidenen Gebrauch, auf der andern nicht, von den Stöcken überall; denn man kann nicht anders.

Unter solchen Verhältnissen durchmißt der Sklave seine „nutzbare,“ jedoch durch Negerbälle und sonstige Vergnügungen nicht selten unterbrochene Lebenszeit in dem regelmäßigen Lauf der Jahreszeiten, sicher, schließlich ein Plätzchen im Kreise der glücklich geschätzten Altersinvaliden der Plantage zu erhalten. Der Abend seines Lebens wird in Ruhe und Beschaulichkeit und mit Schweinezucht verbracht, bis er stirbt. Dies ist der Lebenslauf des gewöhnlichen Sklaven.

Für den Mann von Streben giebt es jedoch Mittel, sich loszukaufen. Ein harter Kopf und eine sparsame Hand sind imstande, das nötige Kapital zusammenzubringen. Wie dies zugeht, kann ich freilich nicht verstehen. Etwas Geld machen alle, jedermann mit seinem Schwein, das er als Ferkel um einen geringen Preis ersteht, auf der Plantage von dem Zuckerrohrabfall großzieht und mästet und dann wieder in der Stadt mit Nutzen verkauft. Die Gunst, die der Pflanzer hiermit der Unternehmungslust seiner Neger einräumt, hat ihr Unangenehmes, indem alle die Scharen kleiner schwarzer Ferkel vollkommene Pirschfreiheit haben und auf Weg und Steg der leidenden Menschheit unter die Beine kommen. Das Ergebnis ist aber, daß beispielsweise mich ein Pflanzer versicherte, von den 38 seinem Weibe angehörigen Negern in einer Stunde 3000 Dollar in Gold erheben zu können. — Um nun einen Freikauf einzuleiten, wählt sich der Neger einen Vertreter, ebenso der Pflanzer. Diese beiden unter Aufsicht und Vorsitz eines von der Regierung hierzu in der Kreisstadt aufgestellten „Sindiko“ bestimmen den Preis. Ein kräftiger Mensch gilt durchschnittlich derzeit 1000 Dollar, ein Handwerker 12—1300, eine Negerin 600 Dollar, stets in Goldwährung. Öfter werden auch Sklaven wegen treuer Dienste oder einer besonderen That freigelassen und freigekauft.

Nach erlangter Freiheit bleiben sie aber meistens auf demselben Fleck und arbeiten in derselben Weise wie früher, um einen Lohn von etwa 25 Dollar pro Monat, wobei sie Kost und Logis als selbstverständlich in Anspruch nehmen. Auch giebt es Fälle, wo Sklaven sich

nicht freikaufen lassen wollen. Ich selber kenne einen jungen, sehr intelligenten Neger, dem die Rettung eines Kindes die Freiheit in den Schoß warf. „O nein, danke!" sagte er. Der Freie hat nämlich die Aussicht, bei einem Anrücken der Insurgenten unter die „Voluntarios" der Regierung gepreßt zu werden, der Sklave nicht. Dies war sein Grund. Man sieht, die Ketten sind nicht allzu schwer.

Eine sonderbare, zum Gesetz erhobene alte Sitte ermöglicht es einem Sklaven sogar, seine Eigentümer zu wechseln. Wer solche Absichten hegt, zeigt es dem erwähnten „Sindiko" an, worauf ihm der Beamte drei Tage bestimmt, während deren er direkt unter Regierungsschutz steht. Innerhalb dieses Termins geht der Mensch herum und bietet sich feil. Findet er einen Käufer, so wird sein Preis wieder wie früher durch eine Kommission mit dem Sindiko an der Spitze festgestellt, und sein früherer Besitzer muß ihn ziehen lassen. Findet er keinen, so wird er eben wieder eingeheimst und von dem alten Herrn natürlich keineswegs freundlich empfangen.

Jedenfalls ist der Weiße heutzutage sehr vorsichtig mit der Mißhandlung eines Negers. Die Gesetze, welche dessen Person beschützen, sind sehr streng, und, was noch mehr ist, sie werden streng gehandhabt, nicht sowohl aus Humanität als aus Geldnot. Da nämlich durch diese Gesetze körperliche Mißhandlung eines Sklaven mit Gefängnis oder Geldbuße bedroht ist, und da die wohlhabenden Pflanzer stets lieber den Beutel ziehen als ins Gefängnis wandern, so ist der Neger mit einer Mißhandlungsklage dem Sindiko stets hoch willkommen und findet die kräftigste Unterstützung, wenn er seine Geschichte auch nur halbwegs gewiß machen kann. Der kleinste Unfall auf der Plantage muß dem Sindiko gemeldet werden, worauf eine Untersuchungskommission erscheint, die alle Schlauheit zusammenrafft, um eine Nachlässigkeit des Pflanzers herauszufinden und ihn dafür seufzen zu lassen. Unter solchen Umständen hat natürlich die Art, wie die Neger mit ihrem Herrn sprechen, entschieden aufgehört, wirklich sklavisch zu sein; nur den Hut nehmen sie noch ab. Ein Neger, dem es einfällt, eine Zigarre zu rauchen und der während des Anzündens von seinem Herrn gerufen wird, wird sie in den meisten Fällen gemächlich anzünden, umdrehen, um zu sehen, ob sie auch auf allen Seiten brennt, und erst dann sich in Bewegung setzen.

Von tödlichen Fiebern werden die Kubasklaven selten ergriffen. Sie würden es, wenn frisch von Afrika kommend; aber solche, die Afrika überhaupt gesehen haben, sind jetzt ungemein selten geworden.

4.

Was für unbenutzte Hilfsquellen auf der Insel Haiti, was für Reichtümer in diesem Lande, wo jedermann arm ist! Aber der Schwarze verabscheut die Arbeit; jeder Haïtier ist ein Faullenzer, der eher vor Durst sterben, als die drei Schritte thun würde, die ihn von einem Glase Wasser trennen. Zum großen Glück ist Dank der außerordentlichen Fruchtbarkeit des Bodens äußerste Armut hier niemals

äußerstes Elend: der Müßiggang tötet nicht. Hauptsächlich während der Mangozeit macht sich dieser allgemeine Hang zum Nichtsthun bemerklich: der Markt der Stadt ist verlassen; die Landleute sind zu Hause geblieben; wozu einige Stunden Wegs machen, um einige Sous zu verdienen? Haben sie nicht Mangos, sich zu nähren? Im dichten kühlen Schatten des Wurzelbaumes ruhend, so verbringen die Schwarzen den ganzen Tag, so den folgenden Tag, so Wochen und Monate. Es wäre wahrlich Zeit, die Redensarten aufzugeben: arbeiten wie ein Neger. Wenn einmal die Früchte nicht geraten, so wird, statt daß man sich an die Arbeit macht, die Regierung gestürzt; in dem Wirrwarr wird man sich wohl Ersatz für die Mangos holen; daher heißt es auch ganz richtig: „Ein Jahr ohne Mangos: ein Revolutions-Jahr."

Die Haïtier tragen stets ein Rasiermesser in der Tasche. Sie haben den Waffenwahnsinn, und da ihnen meistens das Geld fehlt, einen Revolver zu kaufen, so haben sie ein Toiletten-Zubehör zur Nationalwaffe umgewandelt. Sie bedienen sich derselben sehr geschickt. Das Rasiermesser wird derart in der Hand gehalten, daß der Gegner sich nicht des Heftes bemächtigen kann. Ein sehr vornehmer junger Mann von Haïti hat uns höchst gefälliger Weise die drei Arten gezeigt, das Rasiermesser zu halten, um den Gegner zu verwunden, ohne daß man Gefahr läuft, sich selbst zu schneiden. Diese Wunden, die übrigens selten tödlich sind, brennen schrecklich und hinterlassen eine nie verschwindende Narbe. Der Neger hat eben von Mut nicht dieselbe Vorstellung wie wir; er nimmt die Beschimpfung ohne Stirnrunzeln hin und schiebt die Rache bis zu dem Tage auf, wo er den Beleidiger von hinten treffen kann. Es haben nicht einmal alle diesen Halbmut; daher liefert auch das Gift das beste und sicherste Mittel, sich eines Feindes zu entledigen. Es wäre schwierig, alle die Vergiftungsgeschichten, die man uns erzählt hat, auf ihre Wahrheit zu untersuchen; wenn man aber den tausend Erzählungen glauben darf, die auf der Insel in Umlauf sind, so würden hier die Borgias bloße Stümper sein. Ein heimlich in ein aufgetrenntes Kopfkissen gestreutes Pulver, eine auf den Rand eines Glases geriebene Pflanze, ein einfacher Händedruck genügen diesen Negern, um den Tod zu geben. Auch überliefern sie einander die mannigfaltigsten Behexungskünste und treiben die seltsamsten Beschwörungen. Auf dem Lande behalten viele Schwarze, selbst unter denen, welche zum Christentum übergetreten sind, ihre alten abergläubischen Gebräuche bei; sie halten hartnäckig daran fest, ihre Amulette um den Hals zu tragen und sich zu ihren voudous zu versammeln. Diese Ceremonien werden von einer eigentümlichen Musik begleitet; Lärm, Gesten, Verdrehungen, Schweiß auf den brennenden Gesichtern, lassen unwillkürlich an den Hexen-Sabbath denken. Die katholischen und protestantischen Missionare machen lobenswerte Anstrengungen, ihren Aberglauben zu vertilgen und die Grundelemente der Sittlichkeit bei ihnen einzuführen.

Die Eitelkeit der Haïtier vermag allein erfolgreich sich mit ihrer Trägheit zu messen; sie schmeicheln sich civilisiert zu sein, drei Kanonen,

zwei Kriegsschiffe, eine Zeitung, eine Sammlung wunderlicher Phrasen zu besitzen, sie haben das alles, doch sie haben keine Schulen; sie haben weder eine Bank, noch einen Telegraphen, noch den Anfang zu einer Eisenbahn. Vielleicht wäre es sogar gefährlich, diese moderne Erfindung jenen großen Kindern in die Hände zu geben; man würde bis zum geringsten Arbeitsmann das gesamte Personal einführen müssen. Wie könnte man zum Weichensteller einen Haïtier machen, der auf seiner Weiche einschliefe! Folgende Thatsache ist eine unter hundert und vom Besitzer des Schiffes selber erzählt, dem folgendes Mißgeschick begegnete: Seine Familie schiffte sich in Kingston auf seiner Yacht ein, um in Port-au-Prince mit ihm zusammenzutreffen; es ist eine Überfahrt von ungefähr drei Tagen, aber der Steuermann war ein Schwarzer, der nach dem Beispiel seiner Landsleute, den Kompaß verschmähend, sich nur nach den Gestirnen richtete; er schlief oft an der Ruderpinne ein und ließ das Schiff ohne Zweifel manchen vollständigen Kreis beschreiben, denn man blieb 30 Tag außer Sicht von Land; am 30. Tage endlich entdeckte man es: das ist Haïti! das ist Port-au-Prince. Man kommt näher; ach nein, es ist nicht Haïti, es ist Kuba; der arme Steuermann hatte sich in der Insel geirrt.

Die Sucht nach Würde, nach Titeln, nach Ehrenzeichen jeder Art erreicht bei den Haïtiern die äußerste Grenze der Lächerlichen. Die Zahl der Kommandanten ist unberechenbar, unser Koch ist nichts mehr und nichts weniger als Stabsoffizier. Auf Haïti wird jenes Kinderwort zur Wahrheit: „Ich will mich unter die Obersten anwerben lassen!“ Jeder wird hier als General geboren; einer dieser Würdenträger gestand dies mit fadem Lächeln, das skeptisch sein sollte: „Je nun“, sagt er uns, „dies ist unser Erb-Mal“. Der wunderlichste Geschmack leitet sie bei der Wahl der Namen, mit denen sie sich herausputzen; wenn die von Soulouque den Großen seines Hofes verliehenen Adelstitel fast verschwunden sind, wenn es keinen Herzog de la Limmonade oder Grafen de Trou bonbon mehr giebt, so bleiben noch genug Pompejus, Scaevola, Montmorency, Morny. Ihr Stolz läßt sie vielleicht glauben, daß es für sie genügt, sich einen berühmten Patron zu wählen, um seine Eigenschaften zu erben; sie gehören eben alle zur Klasse jenes Toussaint-l'Ouverture, der ausrief: „Es giebt zwei große Männer auf der Welt: mich . . . und Napoleon!“

Bei den Haïtieren sind die wenigst Unwissenden vielleicht am meisten komisch; ihre Halbbildung fügt ihren Fehlern noch einen weitern hinzu, die Anmaßung. Aus ihrer Geistes-Lehrzeit, aus ihren frühreifen Studien über Griechisch und Lateinisch, über die Rede, über den Stil tragen sie nichts heim, als einen umfangreichen Ballast abgedroschener, ebenso alter als hochtönender Phrasen und den Geschmack an Gemeinplätzen in majestätischer Form.

Wir sind mit den ersten Kaufleuten von Port-au-Prince in Berührung gekommen; wir haben überall liebenswürdige und zuvorkommende Menschen gefunden, denn die von Natur etwas kindlichen

Schwarzen sind im übrigen sanft und sympathisch; sie ersannen alles, um uns Vergnügen zu machen, und boten ihre ganze Kunst auf, um vor den Europäern zu glänzen. Die Intelligentesten sind einig im Bedauern über den Niedergang der schwarzen Republik; sie beklagen die täglichen Revolutionen und werfen ihren Landsleuten bitter die Fehler vor, welche sie selber in geringerem Grade besitzen: Eitelkeit, Trägheit, Unwissenheit. Einige von ihnen haben die Erziehung in Europa erhalten, am häufigsten in Paris: diese haben bei ihrer Rückkehr ein unbestimmtes Gefühl von der Notwendigkeit des modernen Fortschritts; doch sie verlieren schnell die Erinnerung an eine höhere Civilisation; haben sie Bildung genug, um zu fühlen, welche Dinge ihnen fehlen, so haben sie nicht genug, um die Mittel zu deren Erlangung anzugeben; sie sind vielleicht die am meisten Beklagenswerten: ihre begüterten Familien haben sie mit soliden Kenntnissen auszurüsten geglaubt; die Unglücklichen begreifen nicht einmal ihre Unwissenheit. Haben nicht viele auf unsern Gymnasien solche arme kleine Schwarze gekannt, Söhne haïtischer Minister oder zukünftige Könige von Dahomey, die ersten in ihrem Lande und die letzten in ihrer Klasse!

Grube, Fromm, Eyth und Verbrugghe.

2. Tierleben in Mittel-Amerika.

In Gegenden, wo die Luft am wärmsten und feuchtesten und die Vegetation am buntesten und großartigsten auftritt, da sind die Leiden des tropischen Naturlebens gewöhnlich am drückendsten, da hauchen die verwesenden Körper im Grunde des Waldes die schädlichsten Dünste aus. Schwächende, entnervende Fieber verschonen selten einen Fremden, der lange Zeit in den tropischen Wäldern der Küste verweilte.

In der Flora der heißen Tiefgegend Central-Amerikas kommen nicht nur die stärksten Giftkräuter, sondern auch viele Pflanzen vor, die bei der geringsten Berührung schmerzliches Brennen und selbst Hautausschläge bewirken. Die Zahl der Gewächse, welche mit Stacheln und spitzigen Dornen bewehrt sind, ist zwischen den Wendekreisen unendlich größer als im Norden. Man findet sie besonders unter den Palmen, Mimosen, Bromelien, Agaven und Kakteen. Kein Jagdausflug, kein Gang durch pfadlose Waldstellen ist frei von kleinen Leiden. Doch sind alle Tücken der Vegetation nicht mit den Plagen zu vergleichen, welche den Waldbesucher hier von seiten der Tierwelt bedrohen.

Die Raubtiere, die großen Katzen, sind noch am wenigsten gefährlich. Der Jaguar, die stärkste und blutdürstigste Art der amerikanischen Katzen, ist trotz seiner Stärke und seiner Wildheit ein feiges, menschenscheues Tier. Es verbirgt sich am Tage in den dichtesten Buschgegenden, und flieht selbst die Nähe des einsamen Rancho, sobald er Menschen wittert. Es ist uns nicht ein einziger Fall aus den Mitteilungen glaubwürdiger Bewohner des Landes bekannt, daß der Jaguar jemals ungereizt einen erwachsenen Menschen angegriffen hätte. Er flieht auch den Jäger, solange es ihm möglich ist, retiriert im

äußersten Fall immer auf die höchsten Bäume und zeigt nur dann grimmigen Widerstand, wenn ihm die Hunde jede Möglichkeit zur Flucht abgeschnitten haben.

Es giebt noch jetzt ziemlich viele Jaguare, besonders in der Nähe der Llanos am Stillen Ocean. Sie erwürgen aber dort nur die schwächsten Tiere des Waldes und der Herden und greifen selbst Kühe und erwachsene Pferde nicht leicht an. Noch feiger und menschenscheuer ist der Puma oder der amerikanische Löwe, der sich noch mehr als der Jaguar im tiefsten Dickicht zu verbergen weiß. Mehr Furcht als diese wilden Katzen flößen dem Jäger die großen Stachelschweine ein, welche immer herdenweise erscheinen und in der That sehr gefährliche Tiere sind, wenn man sie reizt.

Schlangen der giftigsten Art sind zwar in Central-Amerika heimisch, finden sich jedoch ziemlich selten und verbergen sich unter Büschen oder umgestürzten Waldstämmen an den dichtesten Waldstellen. Die südamerikanische Klapperschlange, die nicht die schöne Rückenzeichnung der nordamerikanischen Art hat, kommt mehr in lichten und trocknen, steinreichen Gegenden als in den Wäldern vor. Sie ist unter allen Schlangen des Landes die am wenigsten gefürchtete. Viel giftiger und fast immer tödlich ist der Biß der verschiedenen Viperarten, die man in den östlichen Waldungen Costa Ricas findet. Darunter heißen die beiden gefährlichsten Arten nach der Benennung der Eingeborenen: Tobola und Culebra del sangre. Den schnellsten Tod aber bringt der Biß einer großen, prächtig gefärbten und zierlich gezeichneten Elaps oder Korallenschlange, die besonders an den südwestlichen Küstengegenden von Guatemala vorkommt. Sie liegt meist träge an feuchten Stellen, ist aber so giftig, daß ihr Biß kleinere Tiere fast augenblicklich, Menschen in weniger als Minuten tötet.

Noch größeren Schrecken flößt in denselben Gegenden den Eingebornen die Erscheinung einer Schlange ein, welche sie „el Cantil“ nennen.

Die traurigste Schattenseite des tropischen Waldlebens ist die Insektenplage. Keine Jahreszeit ist davon frei. Nur die Gattungen und Arten dieser Quäler wechseln nach den Monaten und nach den Ortsbeschaffenheiten. Je feuchter die Luft und die Waldstelle, desto größer ist die Zahl der Moskitos, Sancudos, der Jehenes, der Sandfliegen und ähnlicher Dipteren, die mit empfindlichem Stachel oft noch ein unleidliches Summen verbinden. Wer nicht mit einem soliden Moskitonetz versehen ist und es kunstgerecht aufzuhängen weiß, dem lassen diese kleinen Peiniger keinen Schlaf, keine schmerzlose Minute. In vielen Gegenden ist die Plage selbst am Tage unbeschreiblich. Je trockener die Jahreszeit und der Wald, desto massenhafter erscheinen die kleinen Garapaten, Baumläuse von spinnenförmigem Ansehen, die sich bei der geringsten Berührung eines Busches an die Kleider des Wanderers festsetzen und in die Haut einfressen.

Auch die Tiere haben von den Insekten schwer zu leiden. Die blutsaugenden Fledermäuse sind in den Llanos die Plage der Herden

und der Schrecken der Hacienda-Besitzer. In den Grasebenen von Guanacaste im Staat Costa Rica kommt eine große Erdspinne vor, die alljährlich Hunderte von Pferden durch ihren Biß am Fuß tötet, welcher Eiterung erregt, und infolge dessen die Pferde ihre Hufe verlieren.

Nicht so stetig ist in diesem Lande die furchtbare Erscheinung der Wanderheuschrecken. Man rechnet zweimal in jedem Jahrhundert auf ihren Besuch. Wenn sie aber einmal da sind, so setzen sie ihre Verheerungen drei bis vier Jahre hintereinander fort und verschwinden dann plötzlich aus unbekannten Ursachen, nachdem sie der Anwendung aller menschlichen Zerstörungsmittel getrotzt hatten. Diese Plage stellte sich leider während unseres Besuches in Mittel-Amerika ein. Sie hatte, wie gewöhnlich, gänzliche Mißernten in den tiefen Regionen und Hungersnot zur Folge. Die Heuschrecken kommen aus dem Süden wolkenartig geflogen. Sie verbreiteten sich zuerst über Costa Rica und Nicaragua und erschienen erst ein halbes Jahr darauf in San Salvador, Honduras und Guatemala.

Wenn die Schwärme dieser geflügelten Lokusiden sich der Erde nähern, so verbreiten sie ein eigentümlich schwirrendes Geräusch. Nur einzelne kleinere Schwärme verirrten sich in die höheren Andesregionen von 1250 bis 1570 Meter und besuchten selbst die Hochebene von Guatemala, zogen sich aber bald wieder von dort in die tieferen wärmeren Gegenden zurück. Es erneuern sich davon drei Generationen in jedem Jahr, und die junge Brut bleibt drei Monate lang kriechend und hüpfend auf Büschen und Bäumen, bis sie Flügel bekommt und ausgewachsen ist. Dann erheben sich die Heuschrecken plötzlich in großen Schwärmen, rauschen hoch in der Luft über den Urwald hin und lassen sich fast immer nur an gelichteten Stellen nieder; denn sie lieben mehr die Kulturpflanzen, als die wilde Waldvegetation, und nehmen mit letzterer gewöhnlich erst vorlieb, wenn sie eine Plantage rein abgefressen haben.

In unabsehbaren Massen von vielen tausend Millionen sahen wir diese Orthopteren in den Llanos und Wäldern des Staates Guatemala zwischen Esquintla und Istapa. Alle versuchten Mittel des Schreckens wie der Zerstörung durch Trommeln, Schellen, Gewehrschüsse oder durch Anlegung von Gräben und Anzünden großer Feuer konnten die dortigen Mais- und Zuckerpflanzungen nicht retten. Die Heuschrecken ließen sich auf ihrem Verheerungszug nicht aufhalten, und die Millionen, welche man tötete, wurden durch nachrückende Millionen zehnfach wieder ersetzt. Sie waren noch ungeflügelt, und in diesem Alter bewegen sie sich mehr gehend als hüpfend.

Die Annäherung einer Kolonne verkündigt ein Geräusch auf den Blättern der Büsche, welches ganz ähnlich einem fallenden Platzregen ist. Nur wenn sie durch das Kommen eines schweren Körpers einige Gefahr merken, erheben sie sich in starken Sprüngen, um dann wieder ruhig ihres Weges zu ziehen. Wir haben solche Wanderkolonnen beobachtet, die eine Breite von 100—125 Meter und eine Länge von einer Viertelmeile hatten. Entlaubte Bäume und Büsche bezeichneten

den Weg, den sie genommen. An einigen Stellen drängten sie sich in den dichtesten Massen zusammen und bildeten da ein scheußliches Gewimmel von vielen Hunderttausenden. Die Pferde scheuten oft, wenn sie über eine Kolonne weggehend, die ungeheuren Massen der aufspringenden Grashüpfer zwischen ihren Beinen und ihrem Leibe sahen, hörten und spürten.

V. Die Nord- und Westküste Süd-Amerikas.

1. Die Wasserfälle des Orinoko bei Maypures und Atures.

Nahe der Granitküste der Guyana erscheint die weite Mündung eines mächtigen Stromes, welcher wie ein uferloser See hervorbricht und rund umher den Ozean mit süßem Wasser überdeckt. Die grünen, aber auf den Untiefen milchweißen Wellen des Flusses kontrastieren mit der indigoblauen Farbe des Meeres, die jene Flußwellen in scharfen Umrissen begrenzt.

Die Strömung, welche der Orinoko zwischen dem südamerikanischen Kontinent und der asphaltreichen Insel Trinidad erreicht, ist so mächtig, daß Schiffe, die bei frischem Westwinde mit angespannten Segeln dagegen anstreben, sie kaum zu überwinden vermögen. Diese öde, gefürchtete Gegend wird die Trauerbucht genannt. Den Eingang bildet der Drachenschlund. Hier erheben sich einzelne Klippen turmähnlich zwischen der tobenden Flut.

Als wir den Orinoko hinauffuhren, gelangten wir zu den Mündungen seiner Nebenflüsse Sodomonie und Guapo. Hier ragt hoch über den Wolken der mächtige Gipfel eines Berges hervor, dessen Anblick eine der herrlichsten Naturszenen der Tropenwelt darbietet. Sein südlicher Abfall ist eine baumlose Grasflur. Dort erfüllten weit umher Ananasdüfte die feuchte Abendluft. Zwischen niedrigen Wiesensträuchern erheben sich die saftstrotzenden Stengel der Bromelien. Unter der blaugrünen Blätterkrone leuchtet fernhin die goldgelbe Frucht. Wo unter der Grasdecke die Bergwässer ausbrechen, da stehen einzelne Gruppen hoher Fächerpalmen. Ihr Laub wird in diesem heißen Erdstriche nie von kühlen Luftströmen bewegt.

Im Osten beginnt ein Dickicht von wilden Kakaostämmen, welche den bekannten Mandelbaum, das kraftvollste Erzeugnis der Tropenwelt, umgeben. Hier sammeln die Indianer das Material zu ihren Blasröhren: kolossale Grasstengel, die von Knoten zu Knoten über 17 Fuß lange Glieder haben.

Die noch von keinem Europäer erreichten Quellen des Orinoko liegen im Süden der Sierra Parime, die der Fluß dann in großem Bogen umströmt. Daher ist alles fabelhaft, was man von dem Ursprunge des Orinoko aus einem See angegeben hat. Vergebens sucht man in der Natur die Lagune des Dorado. Dahin versetzte man eine Felsinsel von Glimmerschiefer, dessen Glanz seit dem 16. Jahrhundert in der Fabel des Dorado eine denkwürdige, für die betrogene Menschheit oft so verderbliche Rolle gespielt.

In diesem oberen Teile des Flußgebietes hat die Natur die rätselhafte Erscheinung der sogenannten schwarzen Wässer mehrmals wiederholt. In durchsichtigen Gefäßen ist das Wasser goldgelb. Mit wunderbarer Klarheit spiegelt sich in diesen schwarzen Strömen das Bild der südlichen Gestirne.

Etwa 20—30 Meilen von der Quelle findet jene merkwürdige natürliche Verbindung mit dem Amazonas durch den Casiquiare-Rie Negro statt (Bifurkation). Weiter abwärts, unter 5° und 6° n. B. gelangen wir an die Stromschnellen von Maypures und Atures.

Die Katarakten von Maypures bestehen nicht, wie der 140 Fuß hohe Fall des Niagara, in dem einmaligen Herabstürzen einer großen Wassermasse. Sie sind auch nicht Flußengen: Pässe, durch welche sich der Strom mit beschleunigter Geschwindigkeit durchdrängt. Die Katarakten von Maypures erscheinen als eine zahllose Menge kleiner Kaskaden, die reihenweise wie Staffeln aufeinander folgen. Der Raudal (so nennen die Spanier die Art von Katarakten) wird durch einen Archipel von Inseln und Klippen gebildet, welche das 8000 Fuß weite Flußbette dermaßen verengen, daß oft kaum ein 20 Fuß breites Fahrwasser übrig bleibt. Sind die einzelnen Klippen oder Staffeln nicht über 2—3 Fuß hoch, so wagen es die Eingeborenen sich mit dem Kanot herabzulassen. Geht aber die Fahrt stromaufwärts, so schwimmen sie voran, schlingen nach vieler vergeblicher Anstrengung ein Seil um die Felsspitzen und ziehen mittelst dieses Seiles das Fahrzeug empor. Bei dieser mühevollen Arbeit wird das letztere oft gänzlich mit Wasser gefüllt oder umgestürzt.

Bisweilen, und diesen Fall allein besorgen die Eingeborenen, zerschellt das Kanot auf der Klippe. Mit blutigem Körper suchen sich dann die Lotsen dem Strudel zu entwinden und schwimmend das Ufer zu erreichen. Wo die Staffeln sehr hoch sind, wo der Felsdamm das ganze Bett durchsetzt, wird der leichte Kahn ans Land gebracht und am nahen Ufer auf untergelegten Baumzweigen, wie auf Walzen, eine Strecke fortgezogen.

Die berufensten und schwierigsten Staffeln sind Puriamarimi und Manimi. Sie haben 9 Fuß Höhe. Mit Erstaunen habe ich durch Barometermessungen gefunden, daß das ganze Gefälle des Raudals von der Mündung des Cameji bis zu der des Toparo kaum 28—30 Fuß beträgt. Ich sage: mit Erstaunen, denn man erkennt daraus, daß das fürchterliche Getöse und das wilde Aufschäumen des Flusses Folge der Verengung des Bettes durch zahllose Klippen und Inseln, Folge des Gegenstromes ist, welchen Form und Lage der Felsmassen veranlassen. Von der Wahrheit dieser Behauptung, von der geringen Höhe des ganzen Gefälles, überzeugt man sich am besten, wenn man aus dem Dorfe Maypures über den Felsen Manimi zum Flußbette hinabsteigt.

Hier ist der Punkt, wo man eines wunderbaren Anblicks genießt. Eine meilenlange, schäumende Fläche bietet sich auf einmal dem Auge dar. Eisenschwarze Felsenmassen ragen ruinen- und burgartig aus derselben hervor. Jede Insel, jeder Stein ist mit üppig anstrebenden

Waldbäumen geschmückt. Dichter Nebel schwebt ewig über dem Wasserspiegel. Durch die dampfende Schaumwolke dringen die Gipfel der hohen Palmen. Wenn sich im feuchten Dufte der Strahl der glühenden Abendsonne bricht, so beginnt ein optischer Zauber. Farbige Bögen verschwinden und kehren wieder. Ein Spiel der Lüfte, schwankt das ätherische Bild.

Umher auf den nackten Felsen haben die rieselnden Wasser in der langen Regenzeit Inseln von Dammerde zusammengehäuft. Mit kleinen silberblättrigen Mimosen und Farnkräutern geschmückt, bilden sie Blumenbeete mitten auf dem öden Gestein.

Der Raudal von Atures ist ganz dem Raudal von Maypures ähnlich; wie dieser, eine Inselwelt, zwischen welcher der Strom sich in einer Länge von 3—4000 Toisen durchdrängt: ein Palmengebüsch, mitten aus dem schäumenden Wasserspiegel hervortretend.

Als wir von den Ufern des Rio Negro zurückkehrten, wagten wir es, die letzte oder untere Hälfte des Raudals von Atures mit dem beladenen Kanot zu passieren. Wir stiegen mehrmals auf den Klippen aus, welche als Dämme Insel mit Insel verbinden. Bald stürzen die Wässer über diese Dämme weg, bald fallen sie mit dumpfem Getöse in das Innere derselben. Daher sind oft ganze Strecken des Flußbettes trocken, weil der Strom sich durch unterirdische Kanäle einen Weg bahnt. Hier nisten die goldgelben Klippenhühner, einer der schönsten Vögel der Tropenwelt, mit doppelt beweglicher Federkrone, streitbar wie der ostindische Haushahn.

Wir krochen in das Innere einer Höhle, deren feuchte Wände mit Konserven und leuchtenden Byssus bedeckt waren. Mit fürchterlichem Getöse rauschte der Fluß hoch über uns weg. Wir fanden zufällig Gelegenheit diese große Naturscene länger, als wir wünschen konnten, zu genießen. Die Indianer hatten uns mitten in der Katarakte verlassen. Das Kanot sollte eine schmale Insel umschiffen, um uns nach einem langen Umwege an der unteren Spitze derselben wieder aufzunehmen. Anderthalb Stunden lang harrten wir bei furchtbarem Gewitterregen. Die Nacht brach ein; wir suchten vergebens Schutz zwischen den klüftigen Granitmassen. Die kleinen Affen, die wir monatelang in geflochtenen Käfigen mit uns führten, lockten durch ihr klagendes Geschrei Krokodile herbei, deren Größe und bleigraue Farbe ein hohes Alter andeuteten. Ich würde dieser, im Orinoko so gewöhnlichen Erscheinung nicht erwähnen, hätten uns nicht die Indianer versichert, kein Krokodil sei je in den Katarakten gesehen worden; ja im Vertrauen auf ihre Behauptung hatten wir es mehrmals gewagt, uns in diesem Teil des Flusses zu baden. Indessen nahm die Besorgnis, daß wir durchnäßt und von dem Donner des Wassersturzes betäubt, die lange Tropennacht mitten im Raudal durchwachen müßten, mit jedem Augenblicke zu, bis die Indianer und unser Kanot erschienen. Sie hatten die Staffel, auf der sie sich herablassen wollten, bei allzuniedrigem Wasserstande unzugänglich gefunden. Die Lotsen waren genötigt gewesen in dem Labyrinth von Kanälen ein zugänglicheres Fahrwasser zu suchen.

Am südlichen Eingange des Raudals von Atures, am rechten Ufer des Flusses liegt die unter den Indianern weit berufene Höhle von Ataruipe. Die Gegend umher hat einen großen und ernsten Naturcharakter, der sie wie zu einem Nationalbegräbnisse eignet. Man erklimmt mühsam, selbst nicht ohne Gefahr in eine große Tiefe hinabzurollen, eine steile, völlig nackte Granitwand. Es würde kaum möglich sein, auf der glatten Fläche festen Fuß zu fassen, träten nicht große Feldspatkrystalle, der Verwitterung trotzend, zolllang aus dem Gesteine hervor.

Kaum ist die Kuppe erreicht, so wird man durch eine weite Aussicht über die umliegende Gegend überrascht. Aus dem schäumenden Flußbette erheben sich mit Wald geschmückte Hügel. Jenseit des Stromes, über das westliche Ufer hinweg, ruht der Blick auf der unermeßlichen Grasflur des Meta. Am Horizont erscheint, wie ein drohend aufziehendes Gewölk, das Gebirge Uniama. So die Ferne; nahe umher ist alles öde und enge. Im tief gefurchten Thale schweben einsam der Geier und der krächzende Ziegenmelker. An der nackten Felswand schleicht ihr schwindender Schatten hin.

Dieser Kessel ist von Bergen begrenzt, deren abgerundete Gipfel ungeheure Granitkugeln tragen.

Der hintere Teil des Felsthals ist mit dichtem Laubholz bedeckt. An diesem schattigen Orte öffnet sich die Höhle von Ataruipe; eigentlich nicht eine Höhle, sondern ein Gewölbe, eine weit überhängende Klippe; eine Bucht, welche die Wasser, als sie einst diese Höhle erreichten, ausgewaschen haben. Dieser Ort ist die Gruft eines vertilgten Völkerstammes. Wir zählten ungefähr 600 wohlerhaltene Skelette, in eben so vielen Körben, die von den Stielen des Palmenlaubes geflochten sind.

Die Knochen sind auf dreierlei Weise zubereitet: teils gebleicht, teils rot gefärbt, teils mumienartig zwischen wohlriechendem Harze in Pisangblätter eingeknetet.

Die meisten Skelette schienen indes nicht über hundert Jahre alt zu sein. Es geht die Sage unter den Guareca-Indianern, die tapferen Aturer hätten sich, von menschenfressenden Kariben bedrängt, auf die Klippen der Katarakten gerettet; ein trauriger Wohnsitz, in welchem der bedrängte Volksstamm und mit ihm seine Sprache unterging. In dem unzugänglichsten Teile des Raudals befinden sich ähnliche Grüfte; ja es ist wahrscheinlich, daß die letzte Familie der Aturer spät erst ausgestorben sei.

A. von Humboldt.

2. Das nächtliche Tierleben im Urwalde am Orinoko.

Durch den Rio Apure gelangten wir, vom Westen gen Osten schiffend, in das Bett des Orinoko. Es war die Zeit des niedrigen Wasserstandes. Von der Insel del Diamante an, tritt man in eine große und wilde Natur. Die Luft war von zahllosen Flamingos und anderen Wasservögeln erfüllt, die wie ein dunkles, in seinen Umrissen stets wechselndes Gewölk sich von dem blauen Himmelsgewölbe abhoben.

Das Flußbette verengte sich bis zu 250 m Breite und bildete in vollkommen gerader Richtung einen Kanal, der auf beiden Seiten von dichter Waldung umgeben ist. Der Rand des Waldes bietet einen ungewohnten Anblick dar. Vor der fast undurchdringlichen Wand riesenartiger Stämme erhebt sich auf dem sandigen Flußufer selbst mit großer Regelmäßigkeit eine niedrige Hecke. Sie ist etwas über 1 m hoch und besteht aus einem kleinen Strauche. Das Ganze gleicht einer beschnittenen Gartenhecke, die nur in großen Entfernungen von einander thorartige Öffnungen zeigt. Die großen vierfüßigen Tiere des Waldes haben unstreitig diese Öffnungen selbst gemacht, um bequem an den Strom zu gelangen. Aus ihnen sieht man, vorzüglich am frühen Morgen und bei Sonnenuntergang heraustreten, um ihre Jungen zu tränken, den amerikanischen Tiger, den Tapir und das Nabelschwein. Wenn sie, durch ein vorüberfahrendes Kanot der Indianer beunruhigt, sich in den Wald zurückziehen wollen, so suchen sie nicht die Hecke mit Ungestüm zu durchbrechen, sondern man hat die Freude, die wilden Tiere vier- bis fünfhundert Schritt langsam zwischen der Hecke und dem Fluß fortschreiten und in der nächsten Öffnung verschwinden zu sehen. Während wir vierundsiebzig Tage lang auf einer wenig unterbrochenen Flußschiffahrt von 380 geographischen Meilen auf dem Orinoko, bis seinen Quellen nahe, auf dem Cassiquiare und dem Rio Negro in ein enges Kanot eingesperrt waren, hat sich uns an vielen Punkten dasselbe Schauspiel wiederholt, — ich darf hinzusetzen, immer mit neuem Reize. Es erscheinen, um zu trinken, sich zu baden oder zu fischen, gruppenweise Geschöpfe der verschiedensten Tierklassen: mit den großen Mammalien vielfarbige Reiher, Palamedeen und die stolz einherschreitenden Hokkohühner. „Hier geht es zu wie im Paradiese," sagte mit frommer Miene unser Steuermann, ein alter Indianer, der in dem Hause eines Geistlichen erzogen war. Aber der süße Friede goldener Urzeit herrscht nicht in dem Paradiese der amerikanischen Tierwelt. Die Geschöpfe sondern, beobachten und meiden sich. Die Capybara, das 1—$1^1/_4$ m lange Wasserschwein, eine kolossale Wiederholung des gewöhnlichen brasilianischen Meerschweinchens, wird im Flusse vom Krokodil, auf dem Lande vom Tiger gefressen. Es läuft dazu so schlecht, daß wir mehrmals einzelne aus der zahlreichen Herde haben einholen und erhaschen können.

Wir brachten die Nacht wie gewöhnlich unter freiem Himmel auf einer Sandfläche am Ufer des Apure zu. Sie war von dem nahen, undurchdringlichen Walde begrenzt. Wir hatten Mühe, dürres Holz zu die Feuer anzuzünden, mit denen nach der Landessitte jedes finden, um Bivouac wegen der Angriffe des Jaguar umgeben wird. Die Nacht war von milder Feuchte und mondhell. Mehrere Krokodile näherten sich dem Ufer. Ich glaube bemerkt zu haben, daß der Anblick des Feuers sie ebenso anlockt wie unsere Krebse und manche andere Wassertiere. Die Ruder unsrer Nachen wurden sorgfältig in den Boden gesenkt, um unsere Hängematten daran zu befestigen. Es herrschte tiefe Ruhe; man hörte nur bisweilen das Schnarchen der Süßwasser-Delphine, welche

dem Flußnetze des Orinoko wie dem Ganges bis nach Benares hin eigentümlich sind und in langen Zügen auf einander folgten.

Nach elf Uhr entstand ein solcher Lärm im nahen Walde, daß man die übrige Nacht hindurch auf jeden Schlaf verzichten mußte. Wildes Tiergeschrei durchtobte die Forst. Unter den vielen Stimmen, die gleichzeitig ertönten, konnten die Indianer nur die erkennen, welche nach kurzer Pause einzeln gehört wurden. Es waren das einförmig jammernde Geheul der Alluaten (Brüllaffen), der winselnde, fein flötende Ton der Sapajous, das schnarrende Murren des gestreiften Nachtaffen, das abgesetzte Geschrei des großen Tigers, des Kuguars oder ungemähnten amerikanischen Löwen, des Pekari, des Faultiers und einer Schar von Papageien, Parraquas (Ortaliden) und anderer fasanenartigen Vögel. Wenn die Tiger dem Rande des Waldes nahe kamen, suchte unser Hund, der vorher ununterbrochen bellte, heulend Schutz unter den Hängematten. Bisweilen kam das Geschrei des Tigers von der Höhe eines Baumes herab. Es war dann stets von den klagenden Pfeifentönen der Affen begleitet, die der ungewohnten Nachstellung zu entgehen suchten.

Fragt man die Indianer, warum in gewissen Nächten ein so anhaltender Lärmen entsteht, so antworten sie lächelnd: „Die Tiere freuen sich der schönen Mondhelle, sie feiern den Vollmond". Mir schien die Scene ein zufällig entstandener, lang fortgesetzter, sich steigernd entwickelnder Tierkampf. Der Jaguar verfolgt die Nabelschweine und Tapirs, die dicht an einander gedrängt das baumartige Strauchwerk durchbrechen, welches ihre Flucht behindert. Davon erschreckt, mischen von dem Gipfel der Bäume herab die Affen ihr Geschrei in das der größeren Tiere. Sie erwecken die gesellig horstenden Vogelgeschlechter, und so kommt allmählich die ganze Tierwelt in Aufregung. Eine längere Erfahrung hat uns gelehrt, daß es keineswegs immer die „gefeierte Mondhelle" ist, welche die Ruhe der Wälder stört. Die Stimmen waren am lautesten bei heftigem Regengusse, oder wenn bei krachendem Donner der Blitz das Innere des Waldes erleuchtet. Der gutmütige, viele Monate schon fieberkranke Franziskanermönch, der uns durch die Kataraktcn von Atures und Maypures nach San Carlos des Rio Negro, bis an die brasilianische Grenze, begleitete, pflegte zu sagen, wenn bei einbrechender Nacht er ein Gewitter fürchtete: „Möge der Himmel, wie uns selbst, so auch den wilden Bestien des Waldes eine ruhige Nacht gewähren!"

Mit den Naturscenen, die ich hier schildere, und die sich oft für uns wiederholten, kontrastiert wundersam die Stille, welche unter den Tropen an einem ungewöhnlich heißen Tage in der Mittagsstunde herrscht. Ich entlehen meinem Tagebuche eine Erinnerung an die Flußenge des Baraguan. Hier bahnt sich der Orinoko einen Weg durch den westlichen Teil des Gebirges Parime. Was man an diesem merkwürdigen Paß eine Flußenge nennt, ist ein Wasserbecken von noch 890 Toisen Breite. Außer einem alten dürren Stamme der Aubletia und einer neuen Apocinee, Allicimanda salicifolia, waren an dem nackten Felsen kaum einige silberglänzende Crotonsträucher zu finden.

Ein Thermometer, im Schatten beobachtet, aber bis auf einige Decien der Granitmasse turmartiger Felsen genähert, stieg auf mehr als 40° Réaumur. Alle fernen Gegenstände hatten wellenförmig wogende Umrisse, eine Folge der Spiegelung oder optischen Kimmung. Kein Lüftchen bewegte den staubartigen Sand des Bodens. Die Sonne stand im Zenith, und die Lichtmasse, die sie auf den Strom ergoß, und die von diesem, wegen einer schwachen Wellenbewegung funkelnd, zurückstrahlt, machte bemerkbarer noch die nebelartige Röte, welche die Ferne umhüllte. Alle Felsblöcke und nackten Steingerölle waren mit einer Unzahl von großen, dickschuppigen Iguanen, Geckoeidechsen, und buntbefleckten Salamandern bedeckt. Unbeweglich, den Kopf erhebend, den Mund weit geöffnet, scheinen sie mit Wonne die heiße Luft einzuatmen. Die größeren Tiere verbergen sich dann in das Dickicht der Wälder, die Vögel unter das Laub der Bäume oder in die Klüfte der Felsen; aber lauscht man bei dieser scheinbaren Stille der Natur auf die schwächsten Töne, die uns zukommen, so vernimmt man ein dumpfes Geräusch, ein Schwirren und Sumsen der Insekten, dem Boden nahe und in den unteren Schichten des Luftkreises. Alles verkündigt eine Welt thätiger, organischer Kräfte. In jedem Strauche, in der gespaltenen Rinde des Baumes, in der von Hymnenoptern bewohnten, aufgelockerten Erde regt sich hörbar das Leben. Es ist wie eine der vielen Stimmen der Natur, vernehmbar dem frommen, empfänglichen Gemüte des Menschen.

A. v. Humboldt.

3. Reisebilder aus den Anden.

1. Das Reisen des Naturforschers in den Anden. — 2. Ein Bivouac auf den Anden. — 3. Ein Tag auf den Hochebenen von Peru.

1.

Wer in den Gegenden der Anden mit der Absicht des Naturforschers reist, wem es also wünschenswert scheinen muß, sich unabhängig auch in den abgelegensten Gegenden, in den ärmlichsten Hütten aufhalten zu können, muß auf eine Weise vorbereitet und eingerichtet sein, die der Europäer nicht kennt, der nur in einem Weltteile sich bewegt, welchen eine uralte Civilisation beglückt. In Peru und Chile giebt es, wenigstens so lange man zu Lande reist, nur ein Verfahren, um diesen Zweck zu erreichen. Man versieht sich mit einem eingeborenen Diener, der für das für jene Länder sehr geringe Monatsgehalt von 7—10 spanischen Thalern die vielfachen Ämter eines Kochs, Maultiertreibers, Bedienten, Baumeisters und Kuriers vertritt und sie recht gut versieht, da jeder Chileno durch sein Naturleben von Jugend auf sich eine Menge Erfahrungen und Fertigkeiten erwirbt, die dem Europäer der gleichen Klasse fremd bleiben. Solche Männer, mit dem Namen von Peones belegt, sind in San Jago und den übrigen größeren Orten zahlreich und immer reisefertig, da die häufigeren Reisen der Fremden sie auf das Einträgliche solcher Dienstleistungen aufmerksam gemacht haben, die außerdem noch ganz mit ihrer Neigung zum unstäten

Leben übereinstimmen. Vermeidet man es nur, einen ganz Unbekannten in seine Dienste zu nehmen, und gebraucht man die Vorsicht, einen festen Vertrag zu schließen, so wird man selten Ursache haben, über seinen Begleiter zu klagen. Nur wenn man zufällig einen Ort berührt, wo eben eins der zahlreichen Kirchenfeste gefeiert wird, mag man vielleicht etwas Nachlässigkeit und Neigung zu Ausschweifungen, unter denen man selbst leidet, bemerken. Befindet man sich aber mit seinem Peon einmal in der Wildnis, so hört aller Grund zur Unzufriedenheit auf; denn er ist fast unveränderlich gut gelaunt, durch körperliche Beschwerden nicht leicht zu verstimmen und in gefährlichen Lagen ebenso entschlossen als thätig. Wo ein europäischer Begleiter verlegen dastehen würde, zieht sich der südamerikanische geschickt aus den schwierigsten Lagen, und er weiß oft auf das sinnreichste dem schwergefühlten Mangel an Hilfsmitteln zu begegnen. Die nächste Sorge ist die Erwerbung von Maultieren. Man folgt dabei am besten dem Beispiele der Eingeborenen, welche in den meisten Fällen einen Maultiertreiber mit seinem Zuge mieten oder einer reisenden Truppe sich anschließen. Mit einem kleinen Küchenapparat einer sehr tragbaren Art muß man ebenfalls versehen sein, denn oft entspricht die Hütte eines Landmanns auch nicht den einfachsten Anforderungen. Das kleinere Gepäck und den geringen Vorrat von Büchern verteilt man in die Lederkoffer, die weit vor den europäischen den Vorzug verdienen und am kunstreichsten auf den Pampas von Buenos Ayres verfertigt werden. Zwei von ihnen machen eine Maultierladung, und in dem Zwischenraume auf dem Rücken des Tiers bringt der Botaniker die unentbehrlichen und im Innern unersetzlichen Riese von Löschpapier an. Die Lebensmittel verteilt man in kleine Pakete. Sie bestehen aus dem luftgetrockneten Fleische, den Bohnen des Landes, mehreren Blasen mit Rindstalg, einem Vorrate von Salz, welches in manchen Gegenden sehr selten ist, und einer Art von Schiffszwieback, den jeder Landmann zu verfertigen weiß Ein Schlauch mit Landwein, Zucker, Paraguaythee u. s. w. gehören schon zu den Luxusartikeln, denen man bisweilen einige Lot Indigo oder Rollentabak aus Peru zusetzt als das sicherste Mittel, sich in den abgelegeneren Gegenden die Einwohner höchlichst zu verbinden. Über das Gepäck des einen Maultieres wird ein langer Sack, der aus Leder wasserdicht verfertigt ist, gelegt. Er enthält die kleine und dünne Matratze, die zwar in den Bivouacs nicht gebraucht wird, allein nicht wenig dazu beiträgt, daß der Reisende bei seinem Verweilen im botanischen Standquartier sich häuslicher fühle. Die übrigen Ladungen sind mit leichten Häuten bedeckt zum Schutz gegen den Regen und im übelsten Wetter der Anden als Dach für den Schlafenden. Nicht zu vergessen ist bei der Ausrüstung ein kleiner Vorrat europäischen Handwerkszeuges; denn versteht auch der Chileno tausend Dinge mit seinem Messer allein zu verfertigen und oft den Mangel eiserner Befestigungen auf das beste mit angefeuchteten Streifen von Häuten zu ersetzen, so kommt man doch wohl in Lagen, wo dieses nicht ausreicht. Der Reisende und sein Diener sind auf die oft beschriebene Art des Landes gekleidet und gerüstet;

der Poncho, der breite braune Hut aus dem Haar der peruanischen Vicunna, die riesengroßen Sporen, der aufgetürmte Sattel, der nachts ein Bett herstellt, auf dem man nach kurzer Gewöhnung vortrefflich schläft, geben beiden ein nicht unmalerisches Ansehen.

Wenn endlich nach allen diesen Vorbereitungen der Morgen der Abreise naht, so versammelt sich zeitig der kleine Zug, und die Tiere werden mit einer Schnelligkeit und einem Geschick beladen, welche alle Europäer bewundern. Die Landleute, unter denen man lebte, glauben dem geschätzten Fremdling noch einen Beweis ihres Andenkens geben zu müssen, und daher nahen sie sich nicht selten mit allerlei kleinen Spenden, deren Nichtannahme sie bitter beleidigen würde. Die Wohlhabenden vermehren durch Geschenke den Mundvorrat des Reisenden, und die Frauen überreichen ein paar Blumen oder Früchte. Häufig wird man an den bekannteren Häusern zum nochmaligen Absteigen eingeladen, und oft ist man genötigt, seine Maultiere allein ihres Weges ziehen zu lassen. Endlich setzt sich der Reisende an die Spitze, begleitet von dem Zuge der Lasttiere, und der letzte ist der vielnützliche Diener, der übrigens selten in die Verlegenheit kommt, allein reiten zu müssen. Bald gesellt sich irgend ein Landmann zu ihm, der desselben Weges zieht, und das laute Lachen und geschwinde Sprechen beweisen, mit welcher Lebendigkeit dort die unentbehrliche Unterhaltung geführt wird. So zieht man nun fort über Berg und Thal, bis die Mittagshitze gebietet, die lange Tagereise in zwei Hälften zu teilen. Irgendwo wird ausgeruht; während die Tiere grasen, verschläft der Chileno ein paar Stunden, und der Reisende findet wohl genügende Arbeit, wenn er mit der Natur sich zu beschäftigen gelernt hat. Stets kann man sich auf die Ortskenntnis seines Führers verlassen; denn sollte auch ein Chileno nur einmal einen Weg gemacht haben, so wird er nach Jahren noch sich der Stellen erinnern, wo sich Weide, Wasser und Holz darbieten. Auf allen besuchteren Wegen giebt es solche Stationen, von denen die Eingebornen nur ungern abgehen; denn Erfahrung lehrt sie als die besten Teilungspunkte der Tagereisen oder als Nachtlager kennen. Sie bieten auf jeden Fall etwas Brennholz, Weide und Wasser. Man entledigt die Tiere ihrer Bürden und läßt sie frei in der Nähe des Bivouacs umherstreifen; denn es ist nicht zu befürchten, daß sie ihre Leiterin verlassen werden, die mit einer Glocke am Halse festgebunden wird. In wenigen Augenblicken rollt schon die Flamme durch das schnell gesammelte Holz, welches der Bergstrom liegen ließ, und durch die abgehauenen Zweige steifblättriger Sträucher, welche auch in den dürrsten Gegenden vorkommen und vermöge ihres Harzgehaltes auch in völlig grünem Zustande hell und wärmend brennen. An der ebensten Stelle des Bodens bereitet dann der Diener dem Reisenden das Lager und sucht mittels der Ladungen, welche fast mit militärischer Genauigkeit aufgestellt werden, ihm Schutz gegen den kalten Nordwind zu bereiten. Der Maté, das erfrischende Getränk, dessen Nützlichkeit man erst auf solchen Reisen kennen lernt, ist inzwischen bereitet; und der Diener bringt zuerst seinen Teil dem Reisenden, der vom Augenblick

der Abreise an den Namen des Patrons trägt. Das einfache Abendessen ist schnell und ohne viele Mühe bereitet. In einem Lederbeutel hat man stets ein Gemisch bei sich, welches aus geschnittenen Zwiebeln, gebräuntem Weizenmehl, rotem Pfeffer, geröstetem und dann zwischen ein paar Steinen pulverisiertem Charqui besteht. Einige Löffel davon, in Wasser gesotten, geben eine hinreichende Portion eines ebenso nahrhaften als gesunden Nahrungsmittels, welches freilich dem europäischen Feinschmecker nicht zusagen dürfte. Ein Becher des starken Landweins macht den Beschluß, und bald darauf streckt sich jeder auf seinem Lager aus, um in der Regel die Nacht ruhig zu verschlafen; denn höchst selten sind, besonders im nördlichen Chile, während des Sommers leicht vorübergehende Regen. Der früheste Morgen schon findet die ganze Gesellschaft munter; denn gleich den Bewohnern aller wärmeren Länder ist der Chileno Freund des zeitigen Aufstehens. Während das Frühstück genommen wird, sind schon die Maultiere herbeigebracht, gesattelt und beladen. Alles ist in Ordnung und reisefertig, noch ehe der Tag völlig heraufsteigt, und in raschem Trabe setzt der Zug sich in Bewegung, um die kühleren Stunden zu benutzen. Nur um dringenden Einladungen zu folgen oder um alte Freunde zu besuchen, kehrt man des Abends bisweilen auf einem Landgute ein. Der Chileno liebt es mehr im Freien zu schlafen; denn in den Monaten des hohen Sommers bietet eine Hacienda nicht mehr Bequemlichkeit als das wohleingerichtete Bivouac. So ist die Art des Reisens in Chile. Sie ist dieselbe in Peru und Columbia und nur in den Staaten des Plata durch die erstaunliche Geschwindigkeit der Bewegung verschieden, durch welche der Transport des Gepäcks erschwert wird.

2.

Wir befanden uns in einer Region, wo das alte Chaos noch zu thronen schien. Bruchstücke von rotem Porphyr, von denen die einzelnen viele tausend Kubikfuß maßen, lagen aufgetürmt über einander und bildeten eine furchtbare Masse von Zerstörung, die man hoch an den Bergen hinauf verfolgte, die keine Pflanzen ernährte und von keinem Tiere bewohnt wurde. Eine Felswand von außerordentlich glatter Oberfläche starrte fast senkrecht empor, und ihr gegenüber bemerkte man die andere Hälfte des zerrissenen Berges, der ersteren in allen Umrissen und sogar in den größeren Ungleichheiten der Fläche entsprechend. Die Höhe dieser Wände über dem Thale beträgt nahe an 2000 Fuß, und sie dehnen sich in einer ungeteilten Masse aus. Man fühlt sich fast unheimlich, wenn man an den außerordentlichen Aufwand von Kraft denkt, welcher erfordert wurde, um solche Berge in der Mitte zu spalten und die eine Hälfte einige hundert Fuß fortzuschieben; man erschrickt im Gefühl der eigenen Wehrlosigkeit, wenn die Phantasie sich das Bild von den furchtbaren Äußerungen entfesselter Naturkräfte hinmalt, die einst hier wirkten und in demselben Augenblick von neuem zu wirken vermögen. Fast war die Stunde des Sonnenuntergangs herangekommen, ehe ein Ort entdeckt wurde, der zum Bivouac geschickt

schien. Obwohl man sich da in einer ziemlich engen Schlucht befand, erhob sich doch auf der einen Seite ein kleiner, weniger schroffer Abhang, der zwar rings von Felsstücken umgeben war, aber doch einen freien Überblick über die wunderbare Scene gewährte. Er war allein mit spärlichem Grase bedeckt, und zu ihm hin ging der Zug unter beschleunigtem Schritt, da sebst das müde Maultier es ahnte, daß es der Arbeit entlassen werden würde. Der beste Platz wurde ausgewählt, von Steinen möglichst gesäubert, das Reittier entsattelt und mit einem langen Seil an dem grasigsten Orte angebunden. Nachdem die wenigen Augenblicke der übrigen Helligkeit noch zur Aufstellung des Barometers und zur Verpackung der gefundenen Pflanzen verwendet worden waren, damit ihnen die Hitze des nächsten Tages nicht schaden möchte, verlangten auch die häuslichen Sorgen einige Aufmerksamkeit. Ein Wachtfeuer ist in einem Bivouac selbst in einem tropischen Lande ein unumgängliches Erfordernis; denn auch die mildeste Nacht erzeugt in solchen Einöden einen unangenehmen Eindruck, wenn man sie im Dunkeln verbringt. Die Höhe von 7500 Fuß, auf der wir uns befanden, lieferte kein Holz mehr, selbst nicht einmal einen Strauch. Die Natur hat jedoch auch hier für den Menschen gesorgt, wo sein Aufenthalt nur ein kurzer, seine Besuche nur selten sein können. Eine Valeriana wächst hier in außerordentlicher Menge, die, zwar von unansehnlichem Äußern, doch das einzige Brennmaterial abgiebt. Zieht man an den Stengeln, so löst sich das Wurzelgewebe, welches sehr lang und holzig ist, leicht vom steinigen Boden, und man türmt von ihm einen großen Vorrat auf; denn solches Feuer ist ebenso leicht vergänglich als wärmend. So wurde dann das einfache Gericht bereitet, von dem der treue Hund seinen wohlverdienten Anteil erhielt, und nachdem alle Arbeiten beendet waren, schloß eine Scene von Luxus das beschwerliche Tagewerk. Ein Becher mit chinesischem Thee dampfte, und der immer neue Begleiter langjähriger Reisen, der herrliche Shakespeare, verlor auch in dem einsamen Engpasse der Anden nichts von seinem Zauber. Langsam hatte sich das Maultier dem Feuer genähert und sah mit halbverständigem Blick auf die Scene; denn selbst diese Tiere schließen sich in der Mitte dieser gewaltigen Schöpfung dem Menschen halbverschüchtert an. Die umgebende Stille ist tief, fast schaurig, und die am Tage wenig belebten Felsschluchten erscheinen nun doppelt erstarrt oder gleichsam erstorben, indem ihre Bewohner nur Tagetiere sind, die mit dem eintretenden Dunkel verschwinden. Kein Nachtschmetterling, den das Feuer blendete, kein sumsendes Insekt, selbst nicht der klägliche Ruf des chilenischen Caprimulgus vertreiben den Glauben, daß man das einzige lebende Wesen in der Mitte der weiten Wildnis sei. So groß ist die Leblosigkeit, welche hier für immer ihren Thron aufgeschlagen zu haben scheint, daß man fast Zweifel fühlen möchte, ob man dieser vielbewegten Menschenwelt noch als einer ihrer Bürger angehöre. Kaum vernehmbar tönt, auf dem leisen Nachtwind herbeigetragen, das Rauschen des entfernten Gebirgsstromes, und nur selten hört man ein dumpfes Rollen, welches, da es mit keiner Erderschütterung verbunden auftritt,

wohl auf keinen Fall vulkanisch, aber dem Chilenen bekannt ist und von ihm gläubig für ein Zeichen genommen wird, daß die Gebirge zürnen. Der Himmel glänzte von den unzähligen Sternen des Südens, und eine ungewöhnliche Menge von sehr hellen Sternschnuppen durchschnitt das Firmament, während die sparsameren Schneegipfel mit gleichbleibendem Schein wie Geistergestalten leuchteten. Diese Nachtfeier, die so wenig mit der Prosa des europäischen Lebens gemein hatte, wurde jedoch bald auf höchst störende Weise unterbrochen. Das Maultier hatte plötzlich sein Seil zersprengt; es stürzte, gleichsam um in des Menschen Nähe Schutz zu suchen, auf das Feuer los, und wild bellend sprang der Hund auf. Das Barometer war aufgestellt geblieben, um zeitig am Morgen von neuem beobachtet zu werden; es wurde umgestürzt, und unter dem Hufe des Tieres lagen nun Röhre, Scalen und Schrauben zertreten am Boden. Mechanisch wurde nach dem Gewehr gegriffen, indessen nur zwei oder drei Gestalten waren in undeutlichen Umrissen bemerklich, im Begriff sich eilig zu entfernen. Es waren Pumas oder Löwen, wie die Chilenen sie nennen, feige Tiere von bedeutender Größe, die in den Cordilleren sehr häufig sind, fast nie den Menschen angreifen, selbst an den Schlafenden sich kaum wagen, vor jedem Hunde fliehen, aber die verderblichsten Feinde der Haustiere sind. Bei der Unsicherheit des Ziels waren beide Schüsse einer Doppelflinte ohne Wirkung; trauernd über den unersetzlichen Verlust suchte ich das Lager auf, und die Nacht wurde ohne neue Störung verschlafen.

3.

Der Morgen war im Erwachen. Die Sonne begann die mit ewigem Schnee bedeckten Häupter des Gebirges leicht zu röten, und durch die rußige Öffnung im Dache, welche als Rauchfang in der schlechten Schäferhütte diente, drangen die spärlichen Lichter des anbrechenden Tages ins Innere. Ich verließ mein trauriges Lager, hob das Kuhfell vor der Thüröffnung auf und kroch hinaus, um nach meinem Maultier zu sehen und es zur Weiterreise zu satteln. Mit einem dankbaren Gefühle für den Schutz der vergangenen Nacht verließ ich die erbärmliche Hütte und suchte trockenen Fußes durch den Morast zu kommen, der sie umgab. Zitternd vor Frost, stand mit gesenktem Kopf und eingefallenen Weichen mein treffliches Tier in der Nähe an einen Stein gebunden. Ich sattelte es mit froststeifen Händen und legte die Quersäcke über, in denen sich auf der einen Seite mein Mundvorrat, auf der andern Seite eine kleine Sammlung ausgestopfter Vögel befand, die ich an den vorhergehenden Tagen geschossen hatte. Mein indianischer Hauswirt reichte mir die Flinte, ich bot ihm mit etwas kleiner Münze und einigen Papiercigarren mein Gastgeschenk, fragte nach dem Wege und ritt mit einem dankbaren und freundlichen „Gott schütze Euch!“ weg, während er mir halb gleichgültig, halb neugierig nachschaute und dann wieder mit seinen Hunden in die Hütte kroch.

Ein dichter, schwerer Nebel bedeckte die ganze Gegend und ver-

schmolz mit dem über Nacht reichlich gefallenen Schnee in ein einförmiges Weiß. Mein Weg führte mich bei einer alten Indianerin vorbei, die ihre Schafe zur Weide trieb; blökend zog die Herde ihr voran und ließ eine tiefe Furche im Schnee zurück; ungeduldig harrten sie, daß die siegreiche Sonne den Nebel durchbreche und die unwillkommene Decke von ihrem spärlichen Futter wegziehe. Etwas höher traf ich den verwilderten Sohn jener Schafhirtin, emsig beschäftigt, mit seinem Hunde Rebhühner zu fangen, um sie des Sonntags im nächsten Dorfe für eine Kleinigkeit zu verkaufen. Auf schlechtem Pfade ritt ich die sanfte Abdachung der Höhe hinan. Sümpfe oder Felsen, die nicht zu ersteigen waren, nötigten mich oft zu großen Umwegen. Mehrere Stunden waren verflossen, als endlich die Sonne den Nebel zerteilte, und vor ihrem brennenden Strahl war in wenigen Augenblicken der Schnee verschwunden. Mit neuer Kraft durchdrungen, suchte ich mich auf der menschenleeren Höhe zurecht zu finden Ich hatte eine Hochebene von fast 4400 Meter über dem Meere erreicht. Von beiden Seiten starrten mich die beeisten Zacken des Gebirges an, aus denen einzelne Pyramiden riesenhaft zum Himmel emporstrebten. Hinter mir lagen tiefer und tiefer die schwarzdunkeln Thäler der niedrigeren Bergregion mit kaum erkennbaren Indianerdörfern und verschmolzen in unabsehbarer Ferne mit dem Saume des Himmelsgewölbes, und vor mir streckten sich die dürren, unermeßlichen Hochebenen wellenförmig aus, hie und da von langen, niedrigen Bergrücken mit steilen Felsenwänden unterbrochen. Wie weniges Leben hatte noch die Sonne geweckt rings um mich, wo das mattgelbe, kaum fingerhohe Gras mit den grünlichen Gletschern des Gebirges verschmolz. Froh begrüßte ich wie alte Bekannte einzelne Blumen, die ich auch in den Urwäldern getroffen hatte, aber hier standen sie unter kümmerlichen Flechten und Moosen, während sie dort unter mächtigen Palmen blühten. In diesen Höhen lebt kein Schmetterling, keine Fliege, kein Insekt, und der emsige Naturforscher findet nur selten unter einem umgewälzten Steine einen dunkeln Käfer; hie und da kriecht die träge Kröte aus ihrem Loche, und eine halb verhungerte Eidechse sucht auf einem Steine die Sonnenwärme für die erstarrten Glieder. Aber je weiter ich ritt, desto mehr Leben fand ich. Paarweise weidete hier die schöne Gans der Hochebene in den Sümpfen das Gras ab, der Specht klopfte lautschreiend an die Felsen, um aus einer Ritze ein verlorenes Insekt zu locken, und hundertfach wiederholte das Echo die widerlichen Töne. Sorglos schritt ein schwarzgrüner Ibis an mir vorüber, und auf einer kleinen Pfütze tummelten sich zahlreiche Enten und hochbeinige Wasservögel.

Ich hatte viele Stunden lang schon meinen rauhen Weg ohne Aufenthalt fortgesetzt, als ich auf ein totes Maultier stieß, das vermutlich, als es seiner Last unterlag, vom Treiber hier zurückgelassen worden war und vor Hunger und Durst einen elenden Tod gefunden hatte. Als ich näher kam, störte ich drei gierige, mächtige Geier auf, die mit ihrem auf Meilen geschärften Blicke die köstliche Beute gefunden und sich eben ihrer bemächtigt hatten. Stolz schüttelten sie das Haupt,

und indem sie Feuerblicke aus den blutroten Augen schossen, erhoben sie die Riesenschwingen und schwebten, Verderben drohend, in immer kleineren Kreisen über meinem Haupte, während einer, mit wütendem Gekrächze die Beute verteidigend, in der Nähe blieb, bis ich, auf jeden Angriff gefaßt, mit in die Höhe gerichteten Flintenläufen behutsam an der unheimlichen Stelle vorbeigeritten war, ohne den Weglagerern ihre Mahlzeit im geringsten streitig zu machen. Das war das einzige feindliche Tierleben, welches ich auf diesen Höhen gefunden; sonst ruht fast alles in friedlicher Teilung des kargen Lebensgenusses, ein jedes still für sich hin, bei einander. Hier trifft man nicht jene heißen Kämpfe des Tigers mit dem mähnenlosen Löwen, keine Riesenschlange lauert am kühlen Sumpfe auf den durstenden Hirsch, kein Zitteraal schlägt das badende Roß, wie in den weiten Flächen des Ostens. Es ist, als ob die hohe Ruhe der tausend stillen Gebirgsgipfel sich in den Tieren wiederspiegle, die an ihrem nackten Fuße wohnen. So dachte ich und glaubte allein als menschliches Wesen auf diesen schauerlich öden Höhen zu atmen, als ich zu meiner Freude zwei ärmlich gekleidete Indianer, in ihre dichten Mäntel gehüllt, traf, die emsig den Mist des Wildes sammelten, um ihn in den nächsten Silberschmelzöfen als ausgezeichnetes Brennmaterial zu verkaufen, indes ein kleiner Junge ihre grasenden Lamas hütete.

Die Sonne hatte schon vor zwei Stunden ihre Mittagshöhe erreicht. Seit dem frühen Morgen war ich fortwährend, wenn auch allmählich, bergan gestiegen. Mein keuchendes Maultier hatte seinen Schritt verkürzt und von Zeit zu Zeit angehalten, und es schien mit Widerwillen eine Höhe zu besteigen, die auf meinem Wege lag. Ich stieg ab, um mein armes, fleißiges Tier zu erleichtern und meine Glieder, die seit der Frühe nicht aus dem Sattel gekommen waren, etwas in Bewegung zu setzen. Rüstig stieg ich bergan, doch begann ich auch alsobald den verderblichen Einfluß des verminderten Luftdruckes in diesen Höhen zu fühlen, und bei jedem Schritte ergriff mich ein früher nie empfundenes Unbehagen. Ich mußte stille stehen, um Luft zu schöpfen, aber ich fand sie kaum; ich versuchte zu gehen, aber eine unbeschreibliche Angst bemächtigte sich meiner; hörbar klopfte das Herz gegen die Rippen, der Atem war kurz und abgebrochen, eine Welt lag mir auf der Brust; die Lippen wurden blau, aufgedunsen und barsten; die feinen aufgeschwollenen Adern der Augenlider rissen, und tropfenweise drang das Blut heraus. In gleichem Maße verminderten sich die Sinnesthätigkeiten, ich sah und hörte und fühlte nichts mehr, ein dunkelgrauer Nebel schwamm vor meinen Augen, oft tief gerötet, bis ihnen eine blutige Thräne entquoll. Mein Kopf schwindelte, die Sinne schwanden, und zitternd mußte ich mich auf die Erde niederlegen. In halb besinnungslosen Zustand hatte ich eine Zeit lang auf der Erde gelegen, als ich mich so weit erholt hatte, um mit Mühe mein Tier besteigen zu können; denn ich mußte fort. Schwarze, gewitterschwere Wolken hatten sich am Horizonte gehäuft, zahllose Blitze leuchteten auf ihrem dunkeln Grunde, und der näher kommende Donner drohte dem Obdachlosen mit einem fürchterlichen Naturschauspiele. Aber das Hochgewitter

lagerte sich schwer um die metallreichen Berggipfel, und nur das leichte Gewölk jagte mir entgegen; bald löste es sich in ein organisches Schneegestöber auf, das der eisige Wind mir ins Gesicht peitschte und mir jeden Augenblick den Atem abzuschneiden drohte. In weniger als einer halben Stunde war die ganze Gegend fußhoch mit Schnee bedeckt, Sumpf und Hügel, Thal und Felsenabhang erschienen nur als eine Fläche, jede Spur des Weges war verschwunden, und meine Lage verschlimmerte sich jeden Augenblick. Hätte ich damals die Hochebene so genau gekannt, wie nachher, ich würde meinen Weg nach dem Fluge der Vögel gerichtet haben; aber unglücklicherweise verfolgte ich die frische Fährte eines Rudel Wildes, die sich in einem Sumpfe verlor. Zu spät bemerkte ich es, mein Maultier war plötzlich so tief eingesunken, daß es sich nicht wieder herausarbeiten konnte; mir wurde etwas bange, vorsichtig stieg ich ab, und nur mit unsäglicher Mühe gelang es mir, mit meinem Dolche seine Füße herauszugraben und es wieder auf den zurückgelegten Pfad zu bringen. Lange ritt ich hin und her und suchte meinen Weg in der unendlichen Öde. Endlich fand ich ihn, er war durch eine Menge Schädel und Gerippe bezeichnet, die mit ihren scharfen Kanten unter der weißen Decke hervorragten und den elenden Tod der Lasttiere anzeigten, welche auf diesem Wege ihrer Bürde erlegen waren. Ein willkommenes und doch so verhängnisvolles Wahrzeichen für den einsamen Wanderer. Da teilten sich plötzlich die Wolken, und die Strahlen der brennendsten Sonne wurden grell von der blendenden Schneefläche zurückgeworfen. Augenblicklich wurden meine Augen von der furchtbaren Krankheit befallen, welche die Eingebornen Surumpe nennen. Nur mit einem vorgehängten Tuche konnte ich meinen Weg fortsetzen, gequält durch die peinigende Furcht, ob mich nicht für meine ganze Lebenszeit Augenleiden oder völlige Blindheit treffen werde; denn oft genug hatte ich diese traurigen Folgen beobachtet. Nach einer halben Stunde wiederholte sich das Schauspiel von neuem. Der plötzlich verfinsterte Himmel entlud, unter Blitz und Donner und einem erschütternde Sturme, ungeheuere Schneemassen, dann kam die Sonne wieder, aber nur, um sich hinter neuen Gewittern zu verbergen. Mit unendlicher Mühe setzte ich den Weg fort; das Maultier vermochte mit seiner gesunkenen Kraft kaum noch durch den sich immer höher türmenden Schnee sich durchzuarbeiten. Da brach die Nacht herein; starr vor Kälte und entkräftet vor Hunger und den Leiden des Weges, konnte ich kaum mehr die Zügel halten und fühlte die Füße nicht mehr, die doch durch die breiten, hölzernen Steigbügel etwas geschützt waren. Zudem hatte ich noch die Gewißheit, daß das nächste gastliche Dach über acht deutsche Wegstunden entfernt lag. In der Dunkelheit der Nacht und bei dem hohen Schnee war es unmöglich, den Weg zu finden. Mein erschöpftes Tier, das schon vierzehn Stunden ohne alle Ruhe und Nahrung, mit einer bedeutenden Last auf dem Rücken, meistens, wenn auch mäßig, bergan gestiegen war, konnte nicht mehr weiter; und schon glaubte ich mich verloren und entweder der steigenden Kälte oder dem immer dichter fallenden Schnee zum Opfer zu werden, als ich rechts in

der Dunkelheit einen überhängenden Felsen mit einer Höhle gewahrte. Ich untersuchte sie flüchtig, es war doch ein Obdach vor Wind und Schnee. Mühsam sattelte ich ab und bereitete aus den Satteldecken und meinem Mantel ein elendes Bett auf der nassen Erde. Das Maultier band ich in der Nähe an einen Stein fest, und gierig scharrte es die wenigen Kräuter des stiefmütterlichen Hochgebirges unter dem Schnee hervor. Nicht weniger hungrig, nahm auch ich mein Abendbrot zu mir, das aus etwas geröstetem, türkischem Weizen und einem Stück Käse bestand, und warf mich von dem rauhen Tagewerke im höchsten Grade erschöpft, auf das harte Lager, von dem noch lange das heulende und schneidende Gekrächze der Nachtvögel den Schlaf verscheuchte. Als ich endlich, von Müdigkeit überwältigt, eingeschlummert war, traten die Folgen meines plötzlich entstandenen Augenübels mit neuer Heftigkeit ein. Mit einem unausstehlichen Brennen in den wunden Augen wachte ich auf; die Augenlider waren mit halbgeronnenem Blute zusammengeleimt. Ich sprang auf und mußte laut aufschreien von dem durchbohrenden Schmerze. Es war vorbei mit Ruhe und Schlaf; zitternd vor Frost und rasend vor heftiger Qual, erwartete ich, bald stehend, bald auf einem Steine sitzend, sehnlich den Tag. Aber langsam entweicht dem Unglücklichen die Nacht. Der sternhelle Himmel wölbte sich über den ewigen Gebirgen, und jeder Atemzug der eiskalten Atmosphäre wehte feindlich alles Leben auf diesen Höhen an. Die Stille des Todes lag auf der ganzen Gegend, und langsam schlichen die Stunden an mir vorüber. Die Nacht schien mir eine Ewigkeit zu sein. Als ich berechnete, daß die Morgendämmerung angebrochen sein müsse, öffnete ich mit Mühe die schmerzenden Augen — aber es war nur, um meine schauerliche Lage ganz zu erkennen. Indem ich die Höhle, meine nächtliche Herberge, untersuchte, gewahrte ich mit Entsetzen, daß mir ein hartgefrorner, menschlicher Leichnam zum Kopfkissen gedient hatte. Schaudernd wandte ich mich ab und suchte mein Maultier, um diesen verhängnisvollen Ort zu verlassen; aber mein Unglück hatte noch nicht sein Ende erreicht. Mein gutes Tier lag tot auf der Erde ausgestreckt; in seinem Heißhunger hatte es während der Nacht seine Kräuter nicht sorgsam gewählt, den giftigen Garbancillo gefressen und alsdann seinen traurigen Tod gefunden. Der arme Reisegefährte; er hatte so manche harte Stunde mit mir geteilt!

Diese verzweiflungsvolle Lage hätte wohl auch den Standhaftesten erschüttert; ich kehrte gegen die Höhle zurück — was konnte ich thun? Über der nebelfreien Welt stand die junge, siegreiche Morgensonne, die in der Nacht mit tiefem Schnee bedeckten Ebenen und Hügel lagen hell und grün da, munter spielten die Vögel neben mir, am Felsen hüpften die Hasen umher, und langhalsige Rehe näherten sich neugierig, als ob sie von dem Schrecken der vergangenen Nacht nichts wüßten. Ein unaussprechlicher Trost kam in meine düstere Seele, und beruhigt trat ich in die Höhe, um meinen entseelten Gefährten zu untersuchen. War es vielleicht auch einer meines Geschlechtes, ein Reisender, der dem Hunger und dem Frost unterlegen war? Nein, es war ein Halb-

indianer; mehrere tiefe Wunden am Kopfe zeigten mir, daß er mit der Steinschleuder von der tückischen Hand der Indianer umgebracht und hierher geschleppt war.

Ich ergriff meine Flinte und erschoß einen Felsenhasen, suchte mir spärliches Brennmaterial und briet mir an einem Knochen, der die Stelle des Bratspießes vertreten mußte, ein nicht sonderlich wohlschmeckendes Frühstück; dann erwartete ich ruhig, wie sich mein Schicksal gestalten würde. Es war etwas nach zwölf Uhr mittags, als ich in Zwischenräumen ein einförmiges, abgebrochenes Geschrei hörte; erschrocken, erfreut erkannte ich die Töne. Ich bestieg den nächsten Felsen und erblickte in der Tiefe die beiden Indianer von gestern, die ihre mit Mist beladenen Tiere nach dem nächsten Bergwerke trieben. Schnell eilte ich herunter und beredete sie, mir für ein kleines Geschenk von Tabak ein Lama zu überlassen. Sie kamen auch willig mit mir nach der Höhle, das Lama nahm meine Habseligkeiten auf, ich warf mit einem Gefühle schmerzlicher Wehmut eine Hand voll Erde auf den Leichnam und verließ diesen Ort des Unglücks. Pöppig und v. Tschudi.

4. Lima.

Lima und Karthagena, das erstere auf der südlichen, das andere auf der nördlichen Halbkugel der Erde gelegen, sind beinahe gleich weit vom Äquator entfernt, und man könnte daher versucht werden, von ihrer Breite auch den Schluß auf eine gleiche Witterung zu machen. Allein so heiß und beschwerlich die Witterung von Karthagena ist, so schön, anmutig und mild ist sie zu Lima, und wenn schon der Unterschied der vier Jahreszeiten hier merklich ist, so fällt doch keine darunter den Einwohnern beschwerlich. Der Frühling nimmt in den ersten Tagen des Dezembers seinen Anfang. Dies ist aber nur in Ansehung des Himmels zu verstehen. Dieser klärt sich dann auf, die Dünste, womit er den ganzen Winter verdeckt gewesen, zerteilen sich, die Sonne kommt zum Vorschein. Die Hitze des Sommers wird durch die Südwinde gemäßigt, die beständig wehen, obgleich zu dieser Zeit nicht allzu stark. Im Julius fängt der Winter an, doch muß dazwischen auch noch der Herbst gesetzt werden. Alsdann pflegen die Südwinde am heftigsten zu wehen. Doch ist es nicht so kalt, wie in den Gegenden, wo es schneit oder friert, man findet sich aber doch genötigt, die leichte Kleidung abzulegen und Kleider von Tuch und anderen dichten und warmen Zeugen anzuziehen. Den ganzen Winter hindurch wird die Erde mit einem so dicken Nebel bedeckt, daß die Sonnenstrahlen dadurch zurückgehalten werden und nicht bis auf die Erde durchdringen können. Unter diesem Nebel streichen die Winde fort und behalten die Kälte, welche sie von dem Orte, wo sie entstehen, mitbringen. Dieser Nebel wird nicht allein in dem Bezirke von Lima gespürt, sondern man bemerkt ihn ebenso stark in den Thälern gegen Norden zu. Er ist auch nicht bloß auf das Land eingeschränkt, sondern bedeckt auch einen Teil von der See. Dieser Nebel bedeckt das Land

ordentlich den ganzen Morgen und ist so dick, daß die Gegenstände davon ganz verdunkelt werden. Um zehn oder elf Uhr morgens, manchmal zeitiger, zuweilen auch später, zieht er sich etwas in die Höhe, er zerteilt sich aber nicht ganz. Immer bleiben des Tags die Sonne und des Nachts die Sterne dadurch verdeckt. Der Himmel ist daher beständig verhüllt, nur daß die Dünste bald mehr erhaben, bald näher an der Erde sind. Zuweilen zerteilen sie sich auch so, daß man das Bild der Sonne dadurch erkennen kann, allein die Strahlen derselben können keine Wärme verursachen. In einer Entfernung von zwei oder drei Meilen von der Stadt zerteilen sich die Dünste von Mittag an weit mehr, als in der Stadt selbst; man bekommt die Sonne völlig zu Gesicht, und sie mäßigt durch ihren Einfluß die Kälte. So ist in dem Hafen Callao, der von Lima nur drittehalb Meilen entfernt ist, der Winter gelinder und die Luft heiterer. In Lima sind die Tage den Winter hindurch traurig und unangenehm, teils wegen der beständigen Dunkelheit, teils, weil an vielen Tagen die Dünste in gleicher Dicke beständig fortdauern und sich gar nicht von der Erde erheben oder zerteilen. In dieser einzigen Jahreszeit spürt man, daß die Dünste sich in ein Geriesel oder einen sehr dünnen Tau auflösen. Dieser befeuchtet auf gleiche Art die ganze Erde, und dadurch werden auf den Bergen und Hügeln, die in den übrigen Teilen des Jahres ein ganz dürres Ansehen haben, allerhand Kräuter hervorgebracht. Die schönen, bunten Blumen, die jegliche Pflanze hervorbringt, dienen den Einwohnern zu einem angenehmen Zeitvertreibe. Sie pflegen, sobald der größte Teil vom Winter vorüber ist, in Scharen auf das Feld hinaus zu gehen und sich an den schönen Blumen zu vergnügen. Der Tau erlangt niemals eine solche Größe und Dicke, daß er an dem Gehen hindern könnte, oder daß die Wege dadurch beschwerlich und unbequem gemacht würden. Denn die Feuchtigkeit ist so dünn, daß die sehr leichten Kleider nur nach einer langen Zeit davon naß gemacht werden. Weil sie aber doch im Winter beständig fortdauert und die Sonnenstrahlen nicht durchdringen können, so ist sie schon zureichend, in den Erdboden einzudringen und die dürreste und unfruchtbarste Oberfläche fruchtbar zu machen. Auf gleiche Weise verursacht sie auch viel Schmutz auf den Straßen von Lima, der von dem Staube entsteht, welcher im Sommer so beschwerlich fällt. Die Winde, die im Winter hier herrschen, wehen nicht gerade von Süden her, ob man sie gleich gemeiniglich Südwinde zu nennen pflegt, sie wehen einigermaßen von Südosten, und ihr beständiger Strich ist zwischen Süden und Südosten. Wie es in Lima nicht ordentlich zu regnen pflegt, so ist auch diese Gegend den Stürmen und Ungewittern wenig ausgesetzt. Wenn also die hiesigen Einwohner nicht gereist sind, so wissen sie nicht, was Donner oder Blitze sind, denn keines von beiden wird hier verspürt. Daher kommt es ihnen sehr seltsam vor, und ihr Schreck ist nicht gering, wenn sie das erstemal donnern hören oder Blitze sehen. Merkwürdig ist, daß das, was hier so etwas Seltenes ist, dreißig Meilen weiter nach Osten hin, oder auch in einer noch geringeren Entfernung

etwas sehr Gemeines ist. Denn da sich das Gebirge in jener Gegend befindet, so sind Regen und Ungewitter hier nicht seltener, als in Quito. Die Winde sind zu allen Zeiten sehr gemäßigt, und auch im strengsten Winter spürt man sie nie so stark, daß sie beschwerlich werden. Wenn dieses Land daher keinen andern Plagen und Zufällen unterworfen wäre, so würde den Einwohnern in Hinsicht der Bequemlichkeit des Lebens wenig zu wünschen übrig bleiben. Aber die Natur, die dieses Land mit so außerordentlichen Vorrechten beschenkt, hat über dasselbe auch Plagen verhängt, wodurch es einen großen Teil seines Wertes verliert.

Die Erschütterungen sind es vorzüglich, denen fast alle Teile des weiten Peru vor vielen Ländern der Erde gar häufig ausgesetzt sind. Das Land ist dazu so geneigt, daß die Einwohner beständig in Furcht und Sorge sein müssen. Die Erschütterungen geschehen so plötzlich und so häufig hinter einander, daß die Bewohner, wenn sie es am wenigsten vermuten, überrascht werden, und daher stets in der gegründeten Furcht leben, unter dem Schutte ihrer Wohnungen begraben zu werden. Zu manchen Zeiten sind die Erschütterungen freilich seltener, auch werden sie nicht immer gleich stark oder von gleicher Dauer gespürt. Jedoch währet der Zwischenraum nie so lange, daß die Seele Zeit hätte sich zu beruhigen. Im Gegenteil wird die Sorge nur vermehrt, wenn die Erschütterung einige Tage aufgehört hat, denn dann befürchtet man, daß das nächste Erdbeben viel stärker und von ungleich längerer Dauer sein werde. Die Vorboten, durch welche die Erschütterungen angekündigt werden, sind ein anhaltendes starkes Geräusch in den verborgenen Höhlen der Erde. Man bemerkt dies etwa eine Minute zuvor, ehe die Erschütterung verspürt wird. Das Geräusch scheint nicht an dem Orte, wo es entsteht, zu verbleiben, sondern läuft immer unter der Erde fort. Unter den Tieren spüren die Hunde die Annäherung desselben zuerst, und erheben ein abscheuliches Geheul und Gebell. Die Lasttiere, die sich auf den Gassen und Landstraßen befinden, bleiben stehen und sperren die Beine auseinander, damit sie bei der folgenden Erschütterung nicht fallen. Sobald die Einwohner diese Anzeichen bemerken, verlassen sie ihre Häuser und begeben sich auf die Straße. Die Eilfertigkeit, mit der dies geschieht, macht natürlicher Weise, daß sie hier in der Gestalt und dem Aufzuge erscheinen, in der die Begebenheit sie antrifft. Geschieht dies zur Nachtzeit, wo sie sich bereits zur Ruhe begeben haben, so verstattet die Furcht ihnen oft nicht Zeit, irgend ein Gewand umzunehmen. Die Straßen stellen daher eine Schaubühne so seltsamer und außerordentlicher Gruppen vor, daß, zitterte nicht jeder einzelne in diesen Augenblicken für sein Leben, und vermöchte er andern Gedanken als denen der eigenen Gefahr Raum zu geben, sie hinreichenden Stoff zu scherzhaften und komischen Betrachtungen darbieten würden. Das Geschrei der Kinder, die weinen, weil man sie aus ihrer Ruhe störte, das Beben der Weiber, die verschiedenen Äußerungen der Männer, das Heulen der Hunde bringen sonderbares Leben und Mannigfaltigkeit in diese Scenen. Und

diese Verwirrung und dies Gewühl haben mit dem Erdbeben zugleich noch nicht ihr Ende erreicht. Denn da man immer fürchtet, die Erschütterung möge wiederholt werden, so wagt es auch noch niemand, seinen Standort zu verlassen und wieder in ein Haus zu gehen.

Die Geschichte Limas weist eine Menge dieser Naturbegebenheiten auf, die für die Stadt von traurigen Folgen gewesen; am schrecklichsten für dieselbe waren indes die Erderschütterungen vom Jahre 1687 und 1746. Das Erdbeben von 1687 nahm den 20. Oktober früh um 4 Uhr mit dem Untergange vieler Gebäude und Häuser seinen Anfang. Eine nicht geringe Anzahl Menschen verlor dabei ihr Leben. Doch war diese Verwüstung nur ein Vorbote von der, die nachfolgen sollte, und sie hatte wenigstens den Vorteil, daß die Einwohner nicht sämtlich begraben wurden. Von neuem wurde die Erde erschüttert, und zwar so furchtbar, daß um 6 Uhr morgens diejenigen Häuser, welche die erste Erschütterung noch ausgehalten hatten, gleichfalls einstürzten. Für die Einwohner war es noch ein großes Glück, daß sie von den Gassen und Märkten aus, wohin sie auf die ersten Anzeigen einer bevorstehenden Gefahr geflüchtet waren, Zeugen sein konnten. Bei dieser zweiten Erschütterung zog sich die See merklich von dem Ufer zurück. Da sie darauf mit ganzen Gebirgen von Wasser wiederum ihren Platz einnahm, so trat sie so weit aus, daß sie Callao und andere Orte überschwemmte, wobei viele Menschen in den Fluten ihr Leben verloren. Noch furchtbarer war das Erdbeben vom Jahre 1746. Den 28. Oktober 10½ Uhr, fünf und drei viertel Stunden vor Eintritt des Vollmonds, nahm die Erschütterung der Erde ihren Anfang, und zwar so heftig, daß in nicht mehr als drei Minuten fast alle oder doch die meisten großen und kleinen Gebäude in der Stadt dadurch umgestürzt wurden. Viele Bewohner, die sich zu nahe an die großen Gebäude stellten, die eben ihrer Größe wegen die Zerstörung um so viel furchtbarer machten, wurden erschlagen. Dies erste Erdbeben endigte zwar, und die Erde hörte auf erschüttert zu werden, allein die Ruhe war von kurzer Dauer. Man spürte zum öftern Erschütterungen, und die Einwohner zählten in den ersten 24 Stunden ungefähr 200. Bis zum 24. Februar 1747 hatte man bereits 451 Erschütterungen gezählt, und einige darunter waren, wo nicht von so langer Dauer wie die erste, doch von nicht minderer Gewalt. Callao erlitt in eben dieser Stunde eine gleiche jammervolle Verwüstung. Allein so groß auch die durch das Erdbeben angerichtete Zerstörung sein mochte, so war sie doch nur gering in Ansehung dessen, was dem Orte noch bevorstand. Das Meer trat zurück, wie schon sonst bei dergleichen Gelegenheiten geschehen war, aber ziemlich weit. Bald kam die aufgeschwollene See zurück, und ihre wütenden Wellen, welche schäumende Berge vorstellten, verwandelten dasjenige in ein Meer, was zuvor Callao und festes Land gewesen war. Die Wellen wurden immer wütender, und die Überschwemmung nahm dergestalt zu, daß das Wasser sogar die Mauern und andere hohe Gebäude überstieg. Das Schloß hatte den ersten Anprall ausgehalten, durch den andern

ward es überwältigt, so daß nur ein Stück Mauer von dem Bollwerke zum heiligen Kreuze, in dem äußern Umfange des Ortes, als ein trauriges Andenken dieser Begebenheit übrig blieb. Es lagen damals in dem Hafen 23 große und kleine Fahrzeuge, von diesen gingen 19 unter, die übrigen 4, worunter ein Kriegsschiff, wurden durch die Gewalt der Wellen fortgerissen und in weiter Entfernung von dem Ufer auf das feste Land geworfen. Mehreren Häfen an den Küsten widerfuhr ein ähnliches Schicksal. Die Zahl der Menschen, die in Lima verschüttet waren, war sehr groß. Bereits am 31. Oktober hatte man 1300 Leichname herausgezogen, nicht geringer war die Zahl derer, welche Arme und Beine u. s. w. verloren hatten und noch lebten.

A. v. Humboldt.

5. Die Bewohner der Westküste von Süd-Amerika.

Obgleich gesellig, beweglich und lebenslustig, liebt der farbige Eingeborne nicht die große Stadt und die zusammengedrängte, beengte und beengende Welt, und je vorherrschender in ihm das indianische Blut ist, destomehr trachtet er nach Loslösung aus der Gesellschaft, nach Ungebundenheit, Isolierung, ungehinderter Bewegung. Städte und städtisches Getriebe verpflanzte der weiße Eroberer aus seinem Stammlande in das adoptierte Vaterland, und wenn und wo er die Anfänge dazu fand, erweiterte und befestigte er dieselben und gab ihnen Ausdruck, Wesen und Gestalt. Er selbst aber und seine Nachkommen sind und bleiben die Träger des städtischen Lebens und Gemeinverbandes, und zu ihnen gesellt sich der Neger, welcher die Geselligkeit liebt, an lautem und lärmendem Getriebe Gefallen findet; der Ureinwohner des Landes und die Mischlinge jedoch meiden die Bande der Gesittung, welche die Städte um die Menschheit schlingen, obgleich der rote Mann höher organisiert und bildungsfähiger ist als der Schwarze, und zwischen ihm und dem weißen Manne weniger physische Abneigung besteht als zwischen diesem und dem Kongoneger. In der großen Masse des Rassengemisches aber herrschen vorwiegend partikularistische Neigungen vor, liegt die Sucht nach Absonderung, nach Zerstückelung der Kräfte, der Keim gesellschaftlicher Auflösung und Zersetzung.

Die Ureinwohner, die Indianer, sind von den Küstenstrichen fast ganz verdrängt worden; die uncivilisierten Stämme oder Indios reducidos, d. h. die, welche sich der Sprache, Sitte, der Kultur und Kirche des modernen Staates unterworfen haben, leben im Binnenlande, in den Gras- und Waldebenen und namentlich über das Hochgebirge zerstreut und sind dort die Träger und Pfleger des Ackerbaues und der Viehzucht geworden, welcher Thätigkeit sie friedlich und still und mit phlegmatischer Beharrlichkeit nachgehen; einzelne Stämme haben sogar ihre Stammessonderheiten und das Stammesgepräge unverändert bewahrt und sich, unvermischt mit anderen Stämmen, in einzelnen Ortschaften oder über einzelne Höhenplateaux zusammenge-

zogen. Wenn auch alle einer Rasse angehören, so prägt sich doch in der hellen und dunkeln Kupferfarbe sowohl wie in dem Körperbau und dem Gesichtsausdrucke, wie auch in dem abweichenden Temperament ihre Stammesverschiedenheit deutlich aus. Ihre Scheu und Gefügigkeit einerseits, wie Stolz und Zurückhaltung andererseits ist der frechen Zudringlichkeit, Halsstarrigkeit und dem stumpfen Ehrgefühl des Negers geradezu entgegengesetzt; es wohnt ihnen eine tiefe Regung inne für Heimat und Familienbande; aber mißtrauisch und schüchtern gegen jeden Andersfarbigen, abergläubisch in Religion und Gebräuchen, phlegmatisch und unzuverlässig in ihren Aussagen, jedem Zwange und der Unterwürfigkeit unter fremden Willen abgeneigt, lassen sie sich selten und nur mit Überwindung zu Lohnarbeiten und Dienstleistungen heranziehen; sie sind nicht geeignet, aus eigener Kraft mitzuwirken an dem Aufschwunge und der Kräftigung des Staates, dessen Bürger sie sind.

Andere Stämme haben ihre ursprünglichen Sprachen und Sitten, Lebensgewohnheiten, Überlieferungen und Wohnsitze gegen alle fremden Einflüsse behauptet, sind aber getauft, und, wenn man es für dasselbe halten will, auch Christen geworden; sie leben unter kirchlicher und staatlicher Beaufsichtigung. Diese, Indios catequisados genannt, umfassen den kleinsten Teil der indianischen Bevölkerung und sind mehr dem Namen nach als in der Wirklichkeit unterworfen und christlicher Gesittung zugeführt. Diejenigen Indios catequisados, die von den spanischen Missionen beherrscht werden und bis zu einem gewissen Grade gesittet waren, verwilderten wieder während des Unabhängigkeitskrieges der Kolonien gegen das Mutterland, und die Versuche, welche später angestellt wurden, sie in die alte Abhängigkeit zurückzuführen, blieben ohne Erfolg. Sie bewohnen die Niederungen, namentlich im Beckengebiet des Orinoco und einiger Flüsse, die sich in den See von Maracaibo ergießen.

Die Indianer, welche dem Kirchen- und Civilregiment noch nicht unterworfen, ungetauft und unbotmäßig sind, Indios bravos, wilde Indianer genannt, leben, nach ihren meist verwandten Sprachen und Stämmen geschieden, zurückgedrängt in die entlegenen, unkultivierten Ländergebiete zumeist in dem großen Stromgebiete des Orinoco, Rio-Negro und Cuyuni; sie gehören größenteils dem karaibisch-brasilianischen Stamme an. Einzelne andere Stämme haben sogar mitten in dem modernen Staatenbau, von der civilisierten Bevölkerung umfaßt, ihre volle Unabhängigkeit behauptet, wie die Grajiros auf der Halbinsel Grajiro an dem Golf von Maracaibo und andere kleine vereinzelte Überreste der großen ausgerotteten Motilonenfamilie im Westen und Südwesten des Maracaiboseebeckens.

Eine derartige unausgeglichene Berührung von Kultur und Unkultur ist nur möglich in einem so dünn bevölkerten, zum größten Teil mit Urwald bedeckten Lande, in welchen alle Verbindungen stocken und natürliche, schroff trennende Grenzen allen Verkehr abschneiden. Ein Gebiet schiebt sich in das andere wie ein unbekannter Weltteil ein, in

welchem die Menschen wie an einer Meeresbucht in weitem Bogen und Umwegen herumgehen.

Die drei Urrassen, Weiße, Rote und Schwarze, welche auf dem tropisch amerikanischen Boden zu einer verhängnisvollen Berührung zusammengetreten sind, bilden mit ihren drei Unter- oder Bastardrassen, Mestizen, Mulatten und Zambos, ein Volksgemenge, das zwar von einem Staatsverbande umfaßt, doch in sich einen unhaltbaren Widerstreit von Interessen, Kräften, Begabungen, Bedürfnissen und Charakteren einschließt; aber die weitere Vermischung dieser ersten Rassenverschmelzungen in zweite, dritte und vierte Abstufungen schafft ein wahres Rassenwirrsal. Mag nun der Lauf der Jahrhunderte dieses Konglomerat zu so feinen Atomen auflösen, daß sie keinen Raum mehr bieten zu Unterscheidungen; mag das endliche Ergebnis aller Rassenverschmelzung die Entstehung eines neuen Rassencharakters oder die Rückkehr zu der lebenskräftigen Urrasse sein, oder mag die gegenwärtige Bevölkerung, wie es den Ureinwohnern des Landes geschehen, von außen her durch ein neues Volk verdrängt oder doch überwältigt und aufgesogen werden, nur die eine oder die andere Folge wird endlich das Gleichgewicht der Naturgesetze, und aus der Summe von Schattierungen Volk und Individualität wiederherstellen.

Aus der Mischung der weißen und schwarzen Menschenrasse ging der Mulatte hervor; seine Hautfarbe ist heller oder dunkler geschwärzt, jenachdem mehr von der väterlichen oder mütterlichen Eigenart auf ihn übergegangen ist. Die Kinder derselben Eltern zeigen oft merkliche Farbenabstufungen zwischen licht und dunkel; die Beschaffenheit des Haares leitet zuverlässiger zur Erkennung der Abstammung als die Hautfarbe, die sich oft zwischen den verschiedenen Rassen bis zur Deckung nähern kann. Der Körperbau des Mulatten zeigt Kraft, Gesundheit und feste Muskulatur, sein Schritt ist wuchtig und elastisch, seine Gestalt verwegen aufgerichtet, sein Kopf wohlgebildet, sein Gesicht ausdrucksvoll, der Blick seines dunklen Auges feurig, stechend und herausfordernd.

Aus der Mischung indianischer und kaukasischer Rasse (spanischer Nation) ging der Mestize hervor; seine Hautfarbe ist gelbbräunlich, ebenfalls bald heller, bald dunkler gebräunt, je nach der Hinneigung zur väterlichen oder mütterlichen Verwandtschaft; sie nähert sich oft so sehr der Farbe des weißen Creolen, daß sie an den unbedeckten Körperteilen, dem Gesicht und den Händen, kaum von denselben zu unterscheiden ist, da die unbedeckte Haut auch des weißen Creolen, mehr oder minder von dem Klima gebräunt und gegelbt ist, unter den Angehörigen einer und derselben Familie oft sehr verschiedene Schattierungen zeigt. Das schwarze, schlichte, straffe indianische, und das volle, weiche, dunkle Haupthaar des Spaniers verbinden sich gewöhnlich zu einer reichen, langen, krausgewellten Haarfülle. Der Mestize schließt sich in seinen Neigungen dem Weißen an und sucht seinen Stolz und Ehrgeiz darin, dem Weißen so verwandt und gleich wie möglich zu erscheinen. Er ist wohlgebildet, aber von schmächtigem Wuchse und zu entnervenden

Ausschweifungen geneigt, ist talentvoll, geistig aufgeweckt und sehr verschlagen.

Der Zambo endlich, der Sprößling aus amerikanischer und afrikanischer Rasse, hat eine schwarzbraune Hautfarbe und kurzes, wollig gekräuseltes Haupthaar; sein Körperwuchs ist sehr kräftig, stämmig, zäh und gesund; an geistiger Begabung bleibt er hinter dem Mulatten, auch der Mulatte hinter dem Mestizen zurück, übertrifft aber beide in den Schattenseiten des Charakters und an physischer Stärke. Die Mischungen dieser Unterrassen unter sich und mit den Urrassen erzeugen jenes übergangslose und undefinierbare Rassen- und Farbengemenge, das sich auf dem kolumbischen Boden durcheinander bewegt, bis es durch die Zwischenstufen der Tri- und Quadrogenitos einerseits und der Ter- und Quarteronen u. s. w. andererseits, in der fünften und sechsten Abstufung, den Quintogenitos und Sexteronen*, wieder in die Urfarbe zurückführt. Das Bastardprodukt, Mestize und Mulatte, scheint von der Natur bestimmt, sich als Rasse nur einen beschränkten Zeitraum auf der Erde erhalten zu können.

J. Baumgarten.

VI. Das Kaisertum Brasilien.

1. Der Amazonenstrom.

In mehr als einer Beziehung erinnert der Amazonenstrom an den Ocean, dessen Schoße seine Wasser ursprünglich entsprungen sind. Wie dieser trennt er Tiergeschlechter von einander; denn die Affen seines nördlichen Ufers sind verschieden von denen der im Süden angrenzenden Wälder, und manches Insekt, mancher Vogel sogar findet in der meeresarmgleichen Breite des Riesenflusses eine unüberwindliche Grenze. Wie der Ocean werden seine Fluten von einem eigentümlichen Delphin durchfurcht, und hunderte von Meilen landeinwärts kreischen Möwen oder schwirren pfeilschnelle Seeschwalben, durch seine Größe getäuscht, über seine fischreichen Fluten. Wie im Ocean oder in der unbegrenzten Wüste erzeugen sich auch über ihm die wunderbaren Täuschungen der Kimmung. Ist der entfernte Horizont, da wo der Strom in gerader Linie und insellos fortwallt, schon des Morgens nicht immer deutlich, so verschwindet er ganz in den Fluten des Mittag. Die Strahlen der Sonne brechen sich dann auf eine so besondere Weise, daß die langen Reihen der Palmen verkehrt erscheinen.

Den Stürmen auf hohem Meere gleich ist endlich die unglaublich rasch auflodernde Wut, zu welcher manchmal Gewitter den Strom empören. Das Geheul der Brüllaffen, der schrille Ton der Möwen und

*) Die Abkömmlinge eines Weißen und eines Mestizen heißen Trigenitos; die einer Weißen und einer Trigenita Quadrogenitos; die Quintogenitos werden als Weiße betrachtet. Die Abkömmlinge eines Weißen und einer Mulattin heißen Tercerone, die eines Weißen und einer Tercerone Quarterone u. s. w., die Sexterone sind von den Weißen wenig verschieden.

die sichtbare Angst aller Tiere, die, der Natur näher stehend als der Mensch, deren wechselnde Pulse auch früher empfinden, verkünden die Schrecken, noch ehe sie nahen. Geisterhaft rauschen die Baumwipfel, während noch kein Luftzug sich rührt; aber wie eine warnende Stimme geht den schwarz herbeiziehenden Massen ein dumpfes Sausen in den höchsten Regionen voraus. Der alte Forst kracht bald darauf unter dem orkanartigen Sturme, nachtgleiche Dunkelheit tritt ein, während Blitz und Donner unter einem wolkenbruchartig herabstürzenden Regen sich folgen. Dann bedarf es einer geschickten Hand, um das schwankende Boot vor dem Umschlagen oder dem Scheitern am Ufer zu bewahren; doch die indianischen Piloten führen so meisterhaft das Steuer, verstehen sich so gut auf das Wetter und wissen schon die ersten Vorboten des Sturmes so vortrefflich zu deuten, daß er sie selten überrascht oder verdirbt.

Wenn einige Ströme, wie der Nil, durch historische Erinnerungen, die Jahrtausende weit in das Dunkel der Vorzeit sich verlieren, oder durch das unaufgeklärte Geheimnis ihres Ursprungs, andere, wie die Themse, durch die Größe eines Handels, wie ihn die Welt noch nie gesehen, unser Interesse vorzüglich in Anspruch nehmen, so steht dem Amazonas in den künftigen Annalen unseres Geschlechts die großartigste Rolle bevor; denn nirgends eröffnet sich dem Fleiß und der Unternehmungslust des Menschen ein glänzenderes Feld. Alle Geschenke der Natur sind über das unermeßliche Gebiet des Riesenstromes verbreitet. In den Bergen, wo seine Quellen entspringen, liegen Metalle, Erze und Edelsteine von fabelhaftem Reichtum begraben, und das Ideal der Fruchtbarkeit verwirklicht sich in den weiten, reichbewässerten Ebenen, wo überall das Licht und die Wärme der Äquatorialsonne die Keime des Lebens mit verschwenderischer Üppigkeit entfaltet. Die kostbarsten Produkte der Tropenwelt: Zucker, Baumwolle, Kaffee, Indigo, Tabak, Welschkorn, Reis, Bananen und andere Nahrungsstoffe, in überschwenglicher Fülle, die Chinarinde in den höheren Gegenden des Marañon, wo auch der Weizen und der Weinstock gedeihen, Kakao und Vanille, Sarsaparilla und Kautschuk, die verschiedenartigsten Palmen von der mannigfaltigsten Brauchbarkeit, eine Unzahl von Bäumen und Sträuchern, einige mit unseren Eichen an Vortrefflichkeit zum Schiff- und Häuserbau wetteifernd, andere durch die Schönheit ihres Holzes zum reichsten Schmuck der Paläste dienend, Färbestoffe, Harze, Gummiarten, Gewürze, — alles mit einem Wort, was die materiellen Bedürfnisse des anspruchsvollsten Menschen nur befriedigen kann, ließe sich dort in grenzenloser Menge und zwar auf einem Raume gewinnen, der Deutschland wenigstens achtmal an Größe übertrifft. Die ganze gegenwärtige Bevölkerung der Erde könnte im Amazonengebiete reichlich leben.

Und wo hätte die Natur besser für die Leichtigkeit der Verbindungen gesorgt, wodurch erst die Reichtümer eines Landes aufgeschlossen und verzehnfacht werden? Nicht genug, daß der Amazonas und seine Großvasallen fast überall hunderte von Meilen weit bis zum Fuße des Gebirges auch für größere Fahrzeuge schiffbar sind, sondern wir

sehen auch im Norden den Rio=Negro durch den Cassiquiare mit dem Orinoko und durch den Rio=Branco und Parima mit dem Essequibo in Verbindung treten, während im Süden es nur eines kurzen Kanals bedarf, um den Guapore und den Paraguay, die fast bis zu ihren nur drei Meilen weit von einander entfernten Quellen für kleinere Schiffe fahrbar sind, für Handelszwecke zu vereinigen.

Mit den glänzenden Bildern, welche noch im Zeitenschoße ruhen, steht die Gegenwart im traurigsten Kontrast. Nur an wenigen Stellen erheben sich hier und dort unbedeutende Städte und armselige Dörfer am Saume der Flüsse; nur wenige Indianer machen die unermeßlichen Räume des Urwaldes dem reißenden Tiere streitig oder nähren sich vom überschwenglichen Fischreichtum des Stromes. Para, der Garten Brasiliens, das Paradies noch ungeborener Millionen, zählt kaum vier Einwohner auf die Quadratmeile. Seit einigen Jahren ist jedoch der Geist des Fortschrittes auch in die Wildnisse des Amazonenstromes gedrungen. Dampfschiffe befahren regelmäßig den Riesenstrom und seine Hauptflüsse bis zum Fuße der Andesketten; Eisenbahen sind gebaut, wo die Flußschnellen die Schiffahrt unterbrechen, und der Handel rüstet sich, um die unermeßlichen Urwälder des Amazonas in den Kreis seiner Thätigkeit zu ziehen.

Der Amazonenstrom (Amazonas spr. Amassonas) hat das kolossalste Stromgebiet von 130000 Quadrat=Meilen, 7 Millionen qkm; seine Länge, die früher übertrieben wurde, giebt ihm nicht den ersten Rang unter den Strömen der Erde, wohl aber das Stromgebiet und die riesige Wassermenge, in der ihm nur der Kongo nahe kommt (vergl. S. 394).

Der Strom entspringt aus mehreren Quellflüssen in den Kordilleren von Peru, der kleinere westliche ist der Marannon, der vom Gebirgsknoten von Pasco kommt und zwischen zwei Andenketten nördlich fließt, um in 13 Felsenthoren (Pongo) nach Osten die Gebirgsketten zu durchbrechen. Das letzte ist der Pongo von Manseriche, wo der Fluß, auf 45 m zusammengepreßt, in langer Felsengasse einen Ausweg erkämpft. Diesen Marannon, der schon oberhalb der Thore schiffbar ist, pflegt man als den eigentlichen Quellfluß anzusehen: in diesem Fall hätte der ganze Strom eine Länge von 660 Meilen, 4900 km. Größer ist der östliche Parallelfluß, der Ucayali, der nördlich von Cuzco entspringt. Wenn man die Länge des Stroms von seiner Quelle berechnet, bekommt man etwa 740 Meilen, 5500 km. Vom Pongo von Manseriche an durchströmt der Fluß, durchweg schiffbar (550 Meilen weit), in östlicher Richtung die fast ganz mit Urwald bedeckte Niederung. Schon an der Mündung des Ucayali, 1200 bis 1600 m breit, vermehrt er durch die Aufnahme zahlreicher Nebenflüsse, welche den größten europäischen Hauptflüssen gleichkommen oder sie übertreffen, meist auch weit hinauf schiffbar sind, seine Wasserfülle so außerordentlich, daß er kaum noch einem Flusse gleicht. Seine Breite wächst bald auf 3—5 km, nach der Aufnahme des Madeira auf 6—10 km; wer den Fluß befährt, verliert die Ufer aus den Augen;

100 Meilen, 750 km von der Mündung hat er eine Tiefe von 60 bis 80 m. „Man kann dieses Wasserlabyrinth als einen Süßwasserozean bezeichnen, der von Land durchschnitten wird. Diese Bezeichnung ist viel passender, als wenn man sagen wollte, daß es sich um ein Netzgeflecht von Strömen handle.“ Hat doch derselbe Forscher, der so urteilt, in dem Strom nicht weniger als 1163 neue Fischspecies gefunden. Den Namen Marannon, den er in Peru geführt, vertauscht er dann mit dem Namen Solimoes, den er nach einem Volksstamm führen soll; zuletzt heißt er Amazonenstrom, wie erzählt wird, weil der Spanier Orellana 1540 auf seiner Fahrt den Fluß hinab mit einer indianischen Horde, unter der sich bewaffnete Weiber befanden, zu kämpfen hatte, so daß man die alte Sage von den Amazonen hier bestätigt fand (nach andern von einem indianischen Worte, das „Bootezertrümmerer“ bedeuten soll). Von seinen Nebenflüssen nennen wir rechts den schon genannten Ucayali, den Purus und den größten Zufluß Madeira, dem man sogar eine Länge von 378 Meilen, 3550 km (wohl zu viel, die Wolga hat 470 Meilen Länge) giebt. Der Madeira entsteht aus zwei Quellflüssen, dem Guaporé und Mamoré (Guapay), und nimmt den Beni von den Anden her auf. Wo sich die Anden und das brasilische Bergland nähern, muß der Madeira zwischen 9° und 11° südlicher Br. in vielen Stromschnellen und Kataraften (Guajara-mirim und San Antoniofälle) durchbrechen, so daß zwischen dem schiffbaren Ober- und Unterlauf eine Unterbrechung eintritt. Die beiden Teile sollen deshalb durch eine (265 km) lange Eisenbahn verbunden werden, die schon im Bau begriffen sein soll, sich aber wohl noch lange nicht rentieren würde. Weiterhin erhält der Amazonas von rechts noch den Tapajoz und den Xingu. In einer erweiterten, inselreichen Mündung, die 90—100 km breit ist, schüttet er dann unter dem Äquator sein schmutziggelbes Wasser in den atlantischen Ozean, der noch 500 km hinaus von ihm getrübt wird. Eine Deltabildung wird durch Senkung der Mündungsgegend verhindert; der südwärts entsendete Arm, Rio Pará, der die Insel Marajó (spr. Maraschó) umfließt, hat nur den Schein eines Deltaarms, denn dazwischen liegt nicht Alluviallland, sondern feste Lehm- und Sandsteinbänke. In den Rio Pará mündet der Tocantins, der wie sein Nebenfluß, der Araguay, weit hinauf schiffbar ist. Von der linken Seite gehen dem Strom zu der Napo und Içá. Beide können von Dampfern bis zu den Anden befahren werden, aber von dort die Städte der Höhe, Quito oder Pasto zu erreichen, wird noch auf lange äußerst schwierig und mühsam bleiben; dann folgt der kataraktenreiche Japura. Der größte Zufluß ist der Rio Negro, der durch den Casiquiare in Verbindung mit dem Orinoko steht. Er hat unter dem Äquator Stromschnellen und schleicht dann in einem Gewirr von Inseln und Wasseradern trägen Laufes seiner Mündung zu. In der Nähe derselben liegt auf einer Anhöhe Manaos, in weitem Umkreis der einzige größere Ort (8000 Einwohner). Seit 1852 wird der brasilianische, seit 1865 der peruanische Teil des Amazonas mit Dampf-

schiffen befahren, seit 1867 ist er an die Handelsflaggen aller Nationen frei gegeben. Über 50 Dampfschiffe befahren ihn; in Para, dem Hauptstapelplatz, ist von 1850 bis 1880 der Wert der jährlichen Ein- und Ausfuhr von 12 Millionen auf 65 Millionen gestiegen. Eine bedeutende Steigerung ist aber kaum denkbar, so lange dem Stromgebiet größere Niederlassungen fehlen und der größte Teil der Anwoher für den Handel gar keinen Sinn hat. Der Amazonenstrom ist eben nicht Pulsader eines großen Staates, sondern windet seine meilenbreite prächtige Wasserstraße majestätisch durch unübersehbare dunkle Urwaldung, aus der nur etwa hier und dort Rauchsäulen, ein Indianerdorf andeutend, aufsteigen. Oft durch Sandinseln in viele Arme geteilt, mit größeren und kleineren Buchten zu seinen Seiten führen seine Fluten Massen von Treibholz, die aus seinen großen Zuflüssen, zumal den südlichen, in ihn gelangen, dem Meere zu. Oft sind es ganze Waldstücke, welche Äste oder Wurzeln hoch emporstreckend, und häufig von allerlei Tieren bevölkert, von Affen und Störchen, Krokodil und Tigerkatze, den Schiffer besonders Nachts gefährten. Bäume entwurzelnd, Tiere wilder Natur zur Geselligkeit zwingend, seine Ebenen weithin in ein Flußmeer verwandelnd, ist er der einzige Gebieter der ganzen Schöpfung um sich her. Er bringt gleich dem Nil jährlich seine befruchtende Überschwemmung; sein Oberlauf in Peru schwillt im Januar, der Mittellauf im Februar, der Unterlauf März bis April an. Im Unterlaufe steigt der Strom um 12—15 m. Der feine schwarze Uferschlamm, das mit Lebensstoffen durchdrungene Wasser, die tägliche Gewitterregen erzeugen eine ungeheure Triebkraft des Pflanzenlebens, die selbst die Oberfläche der Gewässer mit einem schwimmenden Teppich überzieht.

Der Strom ist auch von einer zahlreichen Tierwelt belebt, die in den Wildnissen, wo der Mensch fast nur wie ein geduldetes Geschöpf erscheint, noch im Zustande völliger Freiheit lebt. In den großen Stromweitungen treiben Flußkühe oder Wasserweiber genannte Süßwasser-Delphine ihr Spiel, blasend, schnaubend, aufspringend, untertauchend, purzelnd. Besonders in den Buchten der Ufer halten sich ganze Heere der Störche und Reiher, Tausende großer Schildkröten, mächtige Wasserschlangen, Scharen der scheußlichen Krokodile, und zahllose Heere der Wasservögel auf. Die Uferbäume sind von Königsadlern oder Geiern besetzt, durch die hohen Kronen schwirren schreiend unzählige Flüge von Papageien und Affen in großen Scharen (besonders Brüllaffen); und Eichhörnchen, Pfefferfresser, Waldtauben, Falken, Spechte, Drosseln, Hammervögel, Fliegenschnäpper, Würger, Hühner, Kolibris, Orgelsänger, prachtvolle Riesenschmetterlinge bevölkern das Laubgewölbe. Auf dem sumpfigen Boden durchwühlen Herden wilder Nabelschweine das schwarze Erdreich, Schlangen und Onzen lauern auf ihre Beute; Abends wälzt sich der Tapir im Schlamme und flattern große Fledermäuse umher, zahllose Leuchtkäfer erleuchten die Nacht, während Ochsenfrösche und andere derartige Lurche ihr unheimliches Konzert anstimmen. Jeden Tag wechselt eine Periode der Stille und

des Schlafes dieser zahllosen Tierwelt mit der ihres lärmenden Wachens und des tausendstimmigen Geschreis in dieser tiefen Waldwelt.

Hartwig und Schwarz.

2. Der Urwald in Brasilien.

1. Beschreibung des Urwaldes. — 2. Der Schlangenbiß.

1.

Die Urwälder, welche als Zeugen schöpferischer Kraft des neuen Kontinents in ursprünglicher Wildheit und noch unentweiht durch menschliche Einrichtungen dastehen, nennt man in Brasilien jungfräuliche Wälder (Matto-Virgem). In ihnen weht den Wanderer europäische Kühlung an, und zugleich tritt ihm das Bild der üppigsten Fülle entgegen; eine ewig junge Vegetation treibt die Bäume zu majestätischer Größe empor, und noch nicht zufrieden mit riesenhaften uralten Denkmälern ruft die Natur auf jedem Stamme eine neue Schöpfung von vielen grünenden und blühenden Parasiten hervor. Statt jener einförmigen Armut an Arten in europäischen, besonders in nördlichen Wäldern entfaltet sich hier eine unübersehbare Mannigfaltigkeit der Bildungen in Stämmen, Blättern und Blüten. Fast ein jeder dieser Fürsten des Waldes, welche hier nebeneinander stehen, unterscheidet sich in dem Gesamtausdrucke von seinen Nachbarn. Während die Wollbäume, zum Teil mit mächtigen Stacheln bewaffnet, nur in beträchtlicher Höhe weithin ihre dicken Äste verbreiten und ihre gefingerten Blätter zu leichten, beweglichen Massen gruppieren, treiben die mächtig wuchernden Lecythen und der brasilianische Spreubaum schon aus geringerer Höhe viele dicht mit Blättern bedeckte Äste aus, die sich zu einem rund belaubten Gewölbe vereinigen. Die Jacaranda zieht das Auge durch den leichten Wurf ihrer gefiederten Blätter an; die großen, goldgelben Blumen dieser und der Ipé strahlen feurig durch das dunkle Waldgrün. Auch die Spondias wölbt ihre gefiederten Blätter in leichte längliche Formen zusammen. Ganz eigentümlich und von größter Wirkung in dem Gemälde steht die Amba-uba zwischen den andern hohen Gestalten der Urwälder da. Die glatten, weißgrauen Stämme erheben sich unter gringer Krümmung zu einer sehr bedeutenden Höhe und senden an der Spitze unter rechten Winkeln quirlförmige Äste aus, die an den Enden mit großen, tiefgelappten, weißen Blättern besetzt sind. Die duftigen Lorbeerbäume, die Seifenbäume mit ihren glänzenden Blättern und tausend noch nicht gekannte Bäume stehen in bunter Reihe nebeneinander. Hier und da blickt zwischen dem frischen Grün die Krone einer chilenischen Fichte hervor, die gleichsam fremd und verirrt in dem tropischen Kreise erscheint, und einzig und unvergleichbar ragen die schlanken Palmen mit ihren wogenden Gipfeln in die Höhe, eine Zierde der Wälder, deren Schönheit und Majestät jede Beschreibung übertreffen. Wendet sich das Auge von den erhabenen Formen jener ältesten Urbewohner zu den bescheideneren und

niedrigeren, welche den Boden mit dichtem Grün bekleiden, so wird es von dem Glanze der Blumen entzückt, die hier in bunter Mannigfaltigkeit untereinander stehen, alle durch die Guirlanden der Schlingpflanzen verflochten; endlich jene parasitischen Gestalten, durch welche veraltete Bäume wie mit dem Kleide der Jugend geschmückt sind, die prachtvollen Blumen der Orchideen, die das Regenwasser aufbewahrenden Stauden der Bromelien und eine Vielzahl von wunderlich geformten Farnkräutern, alle diese herrlichen Produkte einer so jungen Erde vereinigen sich zu einem Bilde, das den europäischen Naturfreund in stetem Wechsel von Erstaunen und Entzücken hält.

In den Urwäldern ist alles wild, verschlungen, ineinander getrieben; die buntgemischten, verschiedenartigen Baumgattungen bewirken eine völlige Undurchdringlichkeit. Ein feuchter Luftstrom, von den vielen modernden Pflanzenteilen eigentümlich duftend, weht dem nahenden Reisenden angenehm entgegen; aber der kotige Pfad erschreckt ihn. Im Walde selbst ist er stets allein in der dichten Wildnis, nur selten schallt eine unbekannte, unmelodische Vogelstimme an sein Ohr, und noch seltener eilt ein aufgescheuchtes Tier flüchtig über seinen Weg; die Einsamkeit, in der er sich befindet, stimmt ihn eben so ernst wie die majestätische Baumwelt, die in schwindelnder Höhe über ihm, von vielen tausend Stämmen getragen, ihr undurchdringliches Laubdach ausbreitet. Er kann sich nicht satt sehen an den besonderen Formen des Einzelnen, wie an dem Total-Bilde des Waldes, und wird nie aufhören Neues, Überraschendes und Imponierendes zu gewahren.

So majestätisch schön der Anblick eines Urwaldes in der Ruhe ist, so furchtbar großartig ist derselbe im Kampfe der wilden Elemente. Der Aufenthalt in einem Urwalde bei heftigem Orkane wird als furchtbarer geschildert, als der Kampf mit den tobenden Wogen im offenen Meere; aber auch schon minder heftige Stürme erregen großartige Naturscenen. Wenn der heftige Sturm die Kronen jener riesigen Stämme der Urwälder erfaßt und Äste und Stämme gegeneinander schüttelt, dann wird die Luft mit furchtbarem Rauschen, Toben, Knarren und Krachen erfüllt; selbst die mächtigen Lianen werden zersprengt und, die modernden Äste und Stämme stürzen zu Boden. In großen Massen werden die Parasiten aus den Gipfeln niedergeworfen, und die Bäume entledigen sich ihrer großen Früchte, welche, meist mit harten Schalen umhüllt, mit heftigem Krachen zu Boden fallen. Der Regen, anfangs durch die dichte Blätterdecke aufgehalten, stürzt nun in desto größeren Massen herab und verstärkt das Schauerliche des Augenblicks; fast alle Bewohner der Wälder geben ihre Unruhe durch klägliches Geheul und Geschrei zu erkennen: die Affen, die großen Fledermäuse, das ganze Heer der Vögel ruft laut durcheinander, und das Gequak der Laubfrösche und anderer dieser Familie, oft paukenförmig ertönend, giebt die große Not des Augenblicks zu erkennen. Nur die Insekten schweigen, die lange vorher jenen Augenblick verkündet haben, und sitzen versteckt auf der unteren Fläche der Blätter, bis alles vorüber ist und die Sonne wieder freundlich die Gipfel bescheint.

In Europa und selbst in den außertropischen Ländern der andern Weltteile findet man Schlingpflanzen gar nicht; um so mehr fesseln sie hier den Blick des Ankömmlings. Hier sind es blattlose Seile, welche, einfach oder über einander gedreht, wie Schiffstaue von den Stämmen und Ästen der Urwaldung nach dem Boden hin ausgespannt und festgewurzelt sind — dort hängen andere Stränge und dünnere Schnüre herab, die den Grund noch nicht erreicht haben und zwischen dem bewegten Laube hin- und herschwanken. Eine andere Form, zum Baum erwachsen, gewaltiger wie an Masse so auch an Lebenstrieb, verschmäht die Bestimmung, den uralten Stämmen eine Stütze zu bieten und wird vielmehr deren unversöhnlicher Feind. In kühnen Verschlingungen hat sie den saftigen Lorbeerbaum umgürtet, und indem sie sich von Jahr zu Jahr weiter über den geduldigen Baum ausbreitet, droht sie die Wege des Lebenssaftes zu hemmen, ihn zu töten. Einem andern Schlingbaum ist dies bereits gelungen; der überwundene Stamm, von rascher Fäulnis ergriffen, ist hinweggefallen, und nun steht dieses abenteuerliche Gespenst, für sich schräg aufgerichtet, im moderigen Dunkel der Waldung. Die erregte Phantasie erblickt in solchen Ausgeburten des pflanzlichen Bildungstriebes bald riesenhafte Schlangen, bald andere gefräßige Ungeheuer, in diese schauervolle Wildnis gebannt. Und in der That, keine Gattung scheint so sehr von der friedfertigen Weise des sittsamen Pflanzenreiches abzuweichen, als diese tödlichen Lianen, die anfangs in ihren friedlichen Nachbarn nur Stützen zu suchen scheinen, dann sich gefräßig über ihre Oberfläche ausbreiten und, in verderblicher Zuneigung sie enger und enger umgürtend, ihnen die Säfte und das Leben ausziehen. Die Entwicklung dieser Art von Schlingpflanzen ist in einer ganz eigentümlichen Lebensart begründet. Anfänglich wachsen sie als schwache Gesträuche lotrecht auf; sobald sie aber an einem andern Baum eine Stütze erreicht haben, so verlassen sie den ursprünglichen Weg der Ernährung und werden Parasiten, die sich unmittelbar über die Oberfläche des andern Stammes ausgießend und nach ihr sich modelnd, fortan vorzugsweise von diesem und endlich fast gar nicht mehr durch die eigene Wurzel sich ernähren. Wenn sonst die gesetzmäßige Entwicklung eines Stammes erheischt, daß er sich konzentrisch nach allen Richtungen gleichmäßig in die Dicke ausdehnt, so wohnt diesen Stämmen der sonderbare Trieb inne, überall da, wo sie durch Berührung gereizt werden, sich der Rinde zu entledigen, und sich über dem fremdartigen Körper nach und nach gleichmäßig, wie Flüssiges auszudehnen. So verfließen allmählich sogar die einzelnen Äste des Parasiten mit einander. Ist in diesem Prozesse die Kraft der ursprünglichen Wurzel geschwächt worden, so setzt sich der Stamm dadurch ins Gleichgewicht, daß er neue Luftwurzeln von oben herab zur Erde sendet, und so gewinnt dieses zähe, lebenskräftige Geschlecht zum Verderben der Nachbarn immer neue Ausdehnung und Stärke. Große Blumen von üppiger Färbung und glänzendes, saftgrünes Laub erhöhen die Eigentümlichkeiten dieser Gewächse, und wo sie, zu Massen ausgebildet, anderen Stämmen gleichsam einen fremden Baumschlag einimpfen, sind

sie von mächtiger Wirkung in dem Helldunkel des tropischen Waldes. Ihnen kommen besonders häufig gefärbte und milchichte Säfte zu, die auf den tierischen Körper bald als scharfe, bald als betäubende Gifte wirken und nur selten ganz unschädlich sind. Es ist gefährlich, sich in die Windungen dieser bei der Verwundung milchenden Buschtaue zu verwickeln; schmerzhafte Geschwulst der Glieder entsteht bisweilen von der Berührung, und ins Auge geträufelt, haben solche Säfte Blindheit bewirkt. Andere Säfte gießen die Indianer ins Wasser, um Fische zu betäuben, andere liefern ein tödliches Pfeilgift.

2.

Erfreut über die mächtig anwachsenden Sammlungen, hatte ich am Abend des 23. Dezembers noch einen kurzen Spaziergang unternommen, um wie gewöhnlich die kurze Zeit des Zwielichts zur Fällung eines blühenden Baumes zu verwenden. Von nur geringem Durchmesser, fiel er bald herab, blieb jedoch wie gewöhnlich, durch Schlingpflanzen an seine Nachbarn befestigt, hängen. Im Begriff, einen hindernden Nebenstamm umzuhauen, empfand ich plötzlich am Knöchel des einen Fußes einen Schmerz, ganz dem von einem glühenden Siegellacktropfen vergleichbar, jedoch so stark und augenblicklich, daß ein hoher und unwillkürlicher Sprung die Folge war. Dem sogleich entstandenen Gedanken an die Verwundung durch ein giftiges Tier folgte die Entdeckung einer sehr großen Schlange, welche ruhig neben mir liegend in eine Spirallinie zusammengerollt, den Kopf hoch erhoben, mehr ihres Werkes sich zu freuen, als einen zweiten Angriff in Absicht zu haben schien. Unvergeßlich wird mir stets der Anblick der vielleicht aus Zorn zinnoberrot leuchtenden Augen sein, die im Halbdunkel des Waldes doppelt fürchterlich glänzten, während der braungefärbte Körper des verräterischen Untiers von den modernden Blättern und Rinden des Bodens kaum zu unterscheiden war. Aus einem noch jetzt unbegreiflichen Antriebe suchte ich vor allen Dingen, wenn auch nur mit der Axt gerüstet, die Schlange zu töten, was erst nach mehreren Versuchen gelang. Kaum war ihr Körper nach dem Pfade hinabgeschleudert, so entstand der Gedanke der eigenen Gefahr, denn wohlbekannt ist es, daß die Wirkung solcher Verwundung außerordentlich schnell eintritt. Kaum 500 Schritte war das Haus entfernt, allein wie rasch auch diese Entfernung zurückgelegt wurde, so trat doch Schwellung und Lahmheit vor der Erreichung des schützenden Daches ein. Glücklicherweise war in der Nähe und schritt zur Operation, wenn auch die herbeigerufenen Indianer durch Aufsuchung der Schlange die Wunde mit der Ruhe für tödlich erklärten, die ihnen nun einmal eigen ist und größtenteils wohl aus der Gewöhnung an eine sie mit sichtbaren oder vermuteten Gefahren täglich drohende Natur besteht. Ein blaugefleckter, zollbreiter Fleck mit zwei schwarzen nadelstichähnlichen Punkten, kalt und ziemlich gefühllos, deutete die Stelle des Bisses an. Aus Mangel an Instrumenten mit einer Packnadel durchstoßen und gewaltsam emporgezogen, wurde die Haut bis auf die Muskeln kreisförmig weggeschnitten,

nur war leider das gebrauchte Messer einem chirurgischen so unähnlich, daß die Pein eine große Höhe erreichte. Schwarzes Blut strömte hervor, denn eine bedeutende Hauptvene war, vielleicht zum Glück, zertrennt worden. Das Schmerzhafteste war das Auflegen eines glühenden Goldstücks, da nach dem Aberglauben Perus Silber oder Eisen schadet. Inzwischen nahm der Schmerz so zu, es stellten sich so häufige Anwandlungen von Ohnmacht ein, und es war so wahrscheinlich, daß der eingetretenen Betäubung der Tod folgen werde, daß keine Zeit zu verlieren war. Wenige Bleistiftzeilen boten den Freunden in Lima und im fernen Vaterlande ein Lebewohl für immer, mündlich wurde den Umstehenden die Versendung der Sammlungen und Papiere aufs dringendste empfohlen und ihnen die Erbschaft der andern Dinge zugesagt. Kaum war das Irdische auf diese Art bestellt und das dürftige Lager zum letztenmale erreicht, so schien es ringsum Nacht zu werden, und wie die Sinne schwanden, verging der Schmerz. Lange nach Mitternacht mochte es sein, als die Betäubung wich und die jugendliche Lebenskraft den Sieg davon trug, denn ein glühendes Fieber, ein heftiger Schweiß und ein eigentümliches, wenn auch qualvolles Reißen des verwundeten Gliedes deuteten auf Rettung. Allein draußen heulte der Sturm, dem bald eine übelverwahrte Stelle des Blätterdaches nicht länger widerstand, und langsam fielen große Tropfen auf das Lager. Mit vieler Mühe nur gelang es, wenigstens das erhitzte Haupt aus ihrer Richtung zu entfernen, denn der geschwollenen Körperhälfte war jede Bewegung unmöglich. Keine freundliche Hand war nahe, um den gewünschten Labetrunk zu reichen oder dem Regen den Zugang zu schließen; überzeugt vom eingetretenen Tode, war der zur Wache zurückgelassene Indianer, vom scheuen Aberglauben ergriffen, schon lange vorher zu seinen Genossen entwichen. Nur erst der Morgen brachte einen Neugierigen herbei und Erlösung aus der peinlichen Lage. Unter großen Schmerzen vergingen die folgenden Tage, denn eine bedeutende Wunde war entstanden, und lange dauerten die Zeichen der Vergiftung. Erst nach zwei Wochen war es möglich, mittelst fremder Hilfe den dunkeln Winkel des Lagers zu verlassen, um auf einem Onzenfell vor der Hüttenthür ausgestreckt zum erstenmale wieder die reine Luft und eine fröhlichere Aussicht zu genießen. Es war ein herrlich lauer Morgen, mehrere Bäume der schönsten Art waren inzwischen wieder erblüht und leuchteten einladend vom nahen Walde, die bunten Schmetterlinge gaukelten in vertraulicher Nähe umher, und fröhlich klangen die Stimmen der Vögel aus den Laubkronen herab.

Gleichsam als wollte sie ihren treuen Jünger mit sich aussöhnen und ihn das Erlittene vergessen machen, erschien die Natur in ihrem festlichen Kleide. Dank und Rührung erfüllten das Herz des Geretteten, denn gewiß spricht sich in nichts so sehr die Güte der versorgenden, höchsten Macht für die Menschen aus, wie in der ursprünglich einem jeden verteilten Fähigkeit, in dem Umgange mit der schönen Welt der Pflanzen und Tiere eine nimmer versiegende Quelle des

Trostes und der Freude selbst unter dem Drucke schwerer Leiden zu entdecken.

Martius, v. Klöden und Pöppig.

3. Die südamerikanische Steppe. (Die Llanos.)

Am Fuße des hohen Graniträckens, welcher im Jugendalter unseres Planeten, bei Bildung des antillischen Meerbusens, dem Einbruch der Wasser getrotzt hat, beginnt eine weite, unabsehbare Ebene. Wenn man die Bergthäler von Caracas und den inselreichen See Tacarigua, in dem die nahen Pisang-Stämme sich spiegeln; wenn man die Fluren, welche mit dem zarten und lichten Grün des tahitischen Zuckerschilfes prangen, oder den ernsten Schatten der Cacao-Gebüsche zurückläßt: so ruht der Blick im Süden auf Steppen, die, scheinbar ansteigend, in schwindender Ferne den Horizont begrenzen.

Aus der üppigen Fülle des organischen Lebens tritt der Wanderer betroffen an den öden Rand einer baumlosen, pflanzenarmen Wüste. Kein Hügel, keine Klippe erhebt sich inselförmig in dem unermeßlichen Raume. Nur hier und dort liegen gebrochene Flötzschichten von zweihundert Quadratmeilen Oberfläche bemerkbar höher als die angrenzenden Teile. Bänke nennen die Eingeborenen diese Erscheinung, gleichsam ahnungsvoll durch die Sprache den alten Zustand der Dinge bezeichnend, da jene Erhöhungen Untiefen, die Steppen selbst aber der Boden eines großen Mittelmeeres waren.

Noch gegenwärtig ruft oft nächtliche Täuschung diese Bilder der Vorzeit zurück. Wenn im raschen Aufsteigen und Niedersinken die leitenden Gestirne den Saum der Ebene erleuchten, oder wenn sie zitternd ihr Bild verdoppeln in der untern Schicht der wogenden Dünste, glaubt man den küstenlosen Ozean vor sich zu sehen. Wie dieser, erfüllt die Steppe das Gemüt mit dem Gefühl der Unendlichkeit und durch dies Gefühl, wie den sinnlichen Eindrücken des Raumes sich entwindend, mit geistigen Anregungen höherer Ordnung. Aber freundlich zugleich ist der Anblick des klaren Meeresspiegels, in welchem die leichtbewegliche, sanft aufschäumende Welle sich kräuselt; tot und starr liegt die Steppe hingestreckt, wie die nackte Felsrinde eines verödeten Planeten.

Von der Küstenkette von Caracas erstreckt sich die Steppe bis zu den Wäldern der Guyana; von den Schneebergen von Merida, an deren Abhange der Natrum-See Urao ein Gegenstand des religiösen Aberglaubens der Eingebornen ist, bis zu dem großen Delta, welches der Orinoko an seiner Mündung bildet. Südwestlich zieht sie sich gleich einem Meeresarme jenseit der Ufer des Meta und Vichada bis zu den unbesuchten Quellen des Guaviara und bis zu dem einsamen Gebirgsstock hin, welchen spanische Kriegsvölker, im Spiel ihrer regsamen Phantasie, den Paramo de la Suma Paz, gleichsam den schönen Sitz des ewigen Friedens, nannten.

Diese Steppe nimmt einen Raum von 16 000 Quadratmeilen ein. Aus geographischer Unkunde hat man sie oft in gleicher Breite als

ununterbrochen bis an die Magalhaenssche Meerenge fortlaufend geschildert, nicht eingedenk der waldigen Ebene des Amazonenflusses, welche gegen Norden und Süden von den Grassteppen des Apure und des La Plata-Stromes begrenzt wird. Die Andeskette von Cochabamba und die brasilianische Berggruppe senden, zwischen der Provinz Chiquitos und der Landenge von Villabella, einzelne Bergjoche sich entgegen. Eine schmale Ebene vereinigt die Hyläa des Amazonenflusses mit den Pampas von Buenos Ayres. Letztere übertreffen die Llanos von Venezuela dreimal an Flächeninhalt. Ja ihre Ausdehnung ist so wundervoll groß, daß sie auf der nördlichen Seite durch Palmengebüsche begrenzt und auf der südlichen fast mit ewigem Eise bedeckt sind. Der kasuarähnliche Tuyu (Struthio Rhea) ist diesen Pampas eigentümlich, wie die Kolonieen verwilderter Hunde, welche gesellig in unterirdischen Höhlen wohnen, aber oft blutgierig den Menschen anfallen, für dessen Verteidigung ihre Stammväter kämpften.

Gleich dem größten Teile der Wüste Sahara liegen die Llanos, oder die nördlichste Ebene von Südamerika, in dem heißen Erdgürtel. Dennoch erscheinen sie in jeder Hälfte des Jahres unter einer verschiedenen Gestalt: bald verödet, wie das libysche Sandmeer, bald als eine Grasflur, wie so viele Steppen von Mittel-Asien.

Eine dünne Rinde fruchtbarer Erde bedeckt den sandigen Grund, und wenn die periodischen Regen ihre Wasserfülle ergießen, schmückt ihn eine aufschießende Vegetation; aber doch hat sie die anwohnenden Völkerstämme nicht reizen können, die schönen Bergthäler von Caracas, das Meeresufer und die Flußwelt des Orinoko zu verlassen, um sich in dieser baum- und quellenleeren Einöde zu verlieren. Daher ward die Steppe, bei der Ankunft europäischer und afrikanischer Ansiedler, fast menschenleer gefunden.

Allerdings sind die Llanos zur Viehzucht geeignet; aber die Pflege milchgebender Tiere war den ursprünglichen Einwohnern des neuen Kontinents fast unbekannt. Kaum wußte einer der amerikanischen Völkerstämme die Vorteile zu benutzen, welche die Natur auch in dieser Hinsicht ihnen dargeboten hatte. Die amerikanische Menschenrasse (eine und dieselbe von 65° nördlicher bis 55° südlicher Breite, die Eskimos etwa abgerechnet) ging vom Jagdleben nicht durch die Stufe des Hirtenlebens zum Ackerbau über. Zwei Arten einheimischer Rinder weiden in den Grasfluren von West-Kanada, in Quivira, wie um die kolossalen Trümmer der Azteken-Burg, welche sich verlassen in der Einöde am Gila-Flusse erhebt. Ein langhörniges Mouflon, ähnlich dem sogenannten Stammvater des Schafes, schwärmt auf den dürren und nackten Kalkfelsen von Kalifornien umher. Der südlichen Halbinsel sind die Vicuñas, Huanacos, Alpacas und Lamas eigentümlich. Aber von diesen nutzbaren Tieren haben nur die ersten zwei jahrtausendelang ihre natürliche Freiheit bewahrt. Genuß von Milch und Käse ist, wie der Besitz und die Kultur mehlreicher Grasarten, ein charakteristisches Unterscheidungszeichen der Nationen des alten Weltteils.

Blieb demnach das Hirtenleben, diese wohlthätige Mittelstufe, welche nomadische Jägerhorden an den grasreichen Boden fesselt und gleichsam zum Ackerbau vorbereitet, den Urvölkern Amerikas unbekannt, so liegt in dieser Unbekanntschaft selbst der Grund von der Menschenleere der südamerikanischen Steppen. Um so freier haben sich in ihr die Naturkräfte in mannigfachen Tiergestalten entwickelt; frei, und nur durch sich selbst beschränkt, wie das Pflanzenleben in den Wäldern am Orinoko, wo der Hymenäe und dem riesenstämmigen Lorbeer nie die verheerende Hand des Menschen, sondern nur der üppige Andrang schlingender Gewächse droht. Agutis, kleine buntgefleckte Hirsche, gepanzerte Armadille, welche rattenartig den Hasen in seiner unterirdischen Höhle aufschrecken, Herden von trägen Chiguiren, schön gestreifte Viverren, welche die Luft verpesten, der große ungemähnte Löwe, brasilianische Tiger (Jaguars), die den jungen selbsterlegten Stier auf einen Hügel zu schleppen vermögen: — diese und viele andere Tiergestalten durchirren die baumlose Ebene.

Fast nur ihnen bewohnbar, hätte sie keine der nomadischen Völkerhorden, die ohnedies die vegetabilische Nahrung vorziehen, fesseln können, stände nicht hier und da die Fächerpalme, Mauritia, zerstreut umher. Weit berühmt sind die Vorzüge dieses wohlthätigen Lebensbaumes. Er allein ernährt am Ausflusse des Orinoko, nördlich von der Sierra de Imataca, die unbezwungene Nation der Guaraunen. Als sie zahlreicher und zusammengedrängt waren, erhoben sie nicht bloß ihre Hütten auf abgehauenen Palmenpfosten, die ein horizontales Tafelwerk als Fußboden trugen; sie spannten auch (so geht die Sage) Hängematten, aus den Blattstielen der Mauritia gewebt, künstlich von Stamm zu Stamm, um in der Regenzeit, wenn das Delta überschwemmt ist, nach Art der Affen auf den Bäumen zu leben. Diese schwebenden Hütten wurden teilweise mit Letten bedeckt. Auf der feuchten Unterlage schürten die Weiber zu häuslichem Bedürfnis Feuer an. Wer bei Nacht auf dem Flusse vorüberfuhr, sah die Flammen reihenweise auflodern, hoch in der Luft, vom Boden getrennt. Die Guaraunen verdanken noch jetzt die Erhaltung der physischen und vielleicht selbst ihrer moralischen Unabhängigkeit dem lockeren, halbflüssigen Moorboden, über den sie leichtfüßig fortlaufen, und ihrem Aufenthalt auf den Bäumen.

Aber nicht bloß sichere Wohnung, auch mannigfaltige Speise gewährt die Mauritia. Ehe auf der männlichen Palme die zarte Blütenscheide ausbricht und nur in dieser Periode der Pflanzen-Metamorphose enthält das Mark des Stammes ein sagoartiges Mehl, welches, wie das Mehl der Jatropha-Wurzel, in dünnen brotähnlichen Scheiben gedörrt wird. Der gegorne Saft des Baums ist der süße, berauschende Palmwein der Guaraunen. Die engschuppigen Früchte, welche rötlichen Tannenzapfen gleichen, geben, wie Pisang und fast alle Früchte der Tropenwelt, eine verschiedenartige Nahrung, je nachdem man sie nach völliger Entwickelung ihres Zuckerstoffes, oder früher, im mehlreichen Zustande, genießt. So finden wir auf der untersten Stufe menschlicher Geistesbildung (gleich dem Insekt, das auf einzelne Blütenteile beschränkt

ist) die Existenz eines ganzen Völkerstammes an einen einzigen Baum gefesselt.

Seit der Entdeckung des neuen Kontinents sind die Ebenen (Llanos) dem Menschen bewohnbar geworden. Um den Verkehr zwischen der Küste und der Guyana (dem Orinoko-Lande) zu erleichtern, sind hier und da Städte an den Steppenflüssen erbaut. Überall hat Viehzucht in dem unermeßlichen Raume begonnen. Tagereisen voneinander entfernt liegen einzelne, mit Rindsfellen gedeckte, aus Schilf und Riemen geflochtene Hütten. Zahllose Scharen verwilderter Stiere, Pferde und Maulesel (man schätzte sie zur friedlichen Zeit meiner Reise noch auf anderthalb Millionen Köpfe) schwärmen in der Steppe umher. Die ungeheure Vermehrung dieser Tiere der alten Welt ist um so bewundernswürdiger, je mannigfaltiger die Gefahren sind, mit denen sie in diesen Erdstrichen zu kämpfen haben.

Wenn unter dem senkrechten Strahl der nie bewölkten Sonne die verkohlte Grasdecke in Staub zerfallen ist, klafft der erhärtete Boden auf, als wäre er von mächtigen Erdstößen erschüttert. Berühren ihn dann entgegengesetzte Luftströme, deren Streit sich in kreisender Bewegung ausgleicht, so gewährt die Ebene einen seltsamen Anblick. Als trichterförmige Wolken, die mit ihren Spitzen an der Erde hingleiten, steigt der Sand dampfartig durch die luftdünne, elektrisch geladene Mitte des Wirbels empor, gleich den rauschenden Wasserhosen, die der erfahrene Schiffer fürchtet. Ein trübes, fast strohfarbiges Halblicht wirft die nun scheinbar niedrige Himmelsdecke auf die verödete Flur. Der Horizont tritt plötzlich näher. Er verengt die Steppe, wie das Gemüt des Wanderers. Die heiße, staubige Erde, welche im nebelartig verschleierten Dunstkreise schwebt, vermehrt die erstickende Luftwärme. Statt Kühlung führt der Ostwind neue Glut herbei, wenn er über den lang erhitzten Boden hinweht.

Auch verschwinden allmählich die Lachen, welche die gelbgebleichte Fächerpalme vor der Verdunstung schützte. Wie im eisigen Norden die Tiere durch Kälte erstarren, so schlummert hier, unbeweglich, das Krokodil und die Boa-Schlange, tief vergraben in trockenem Letten. Überall verkündigt Dürre den Tod; und doch verfolgt überall den Dürstenden, im Spiele des gebogenen Lichtstrahls, das Trugbild des wellenschlagenden Wasserspiegels. Ein schmaler Luftstreifen trennt das ferne Palmengebüsch vom Boden. Es schwebt durch Kimmung gehoben bei der Berührung ungleich erwärmter und also ungleich dichter Luftschichten. In finstere Staubwolken gehüllt, von Hunger und brennendem Durste geängstigt, schweifen Pferde und Rinder umher: diese dumpf aufbrüllend, jene mit langgestrecktem Halse gegen den Wind anschnaubend, um durch die Feuchtigkeit des Luftstroms die Nähe einer nicht ganz verdampften Lache zu erraten.

Bedächtiger und verschlagener, sucht das Maultier auf andere Weise seinen Durst zu lindern. Eine kugelförmige und dabei vielrippige Pflanze, der Melonen-Kaktus, verschließt unter seiner stachligen Hülle ein wasserreiches Mark. Mit dem Vorderfuße schlägt das Maultier die

Stacheln seitwärts, und wagt es dann erst die Lippen behutsam zu nähern und den kühlen Distelsaft zu trinken. Aber das Schöpfen aus dieser lebendigen vegetabilischen Quelle ist nicht immer gefahrlos; oft sieht man Tiere, welche von Kaktus-Stacheln am Hufe gelähmt sind.

Folgt auf die brennende Hitze des Tages die Kühlung der hier immer gleich langen Nacht, so können Rinder und Pferde selbst dann nicht sich der Ruhe erfreuen. Ungeheure Fledermäuse saugen ihnen während des Schlafes vampyrartig das Blut aus, oder hängen sich an dem Rücken fest, wo sie eiternde Wunden erregen, in welche Mosquitos und eine Schar stechender Insekten sich ansiedeln. So führen die Tiere ein schmerzenvolles Leben, wenn vor der Glut der Sonne das Wasser aus dem Erdboden verschwindet.

Tritt endlich nach langer Dürre die wohlthätige Regenzeit ein, so verändert sich plötzlich die Scene in der Steppe. Das tiefe Blau des bis dahin nie bewölkten Himmels wird lichter. Kaum erkennt man bei Nacht den schwarzen Raum im Sternbild des südlichen Kreuzes. Der sanfte phosphorartige Schimmer der Magalhaensschen Wolken verlischt. Selbst die scheitelrechten Gestirne des Adlers und des Schlangenträgers leuchten mit zitterndem, minder planetarischem Lichte. Wie ein entlegenes Gebirge erscheint einzelnes Gewölk im Süden, senkrecht aufsteigend am Horizonte. Nebelartig breiten allmählich die vermehrten Dünste sich über den Zenith aus. Den belebenden Regen verkündigt der ferne Donner.

Kaum ist die Oberfläche der Erde benetzt, so überzieht sich die duftende Steppe mit mannigfaltigen Gräsern. Vom Lichte gereizt, entfalten krautartige Mimosen ihre gesenkt schlummernden Blätter und begrüßen die aufgehende Sonne, wie der Frühgesang der Vögel und die sich öffnenden Blüten der Wasserpflanzen. Pferde und Rinder weiden nun im frohen Genusse des Lebens. Aber das hochaufschießende Gras birgt den schöngefleckten Jaguar. Im sicheren Versteck auflauernd und die Weite des Sprunges vorsichtig messend, erhascht er die vorüberziehenden Tiere, katzenartig, wie der asiatische Tiger.

Bisweilen sieht man (so erzählen die Eingeborenen) an den Ufern der Sümpfe den befeuchteten Letten sich langsam und schollenweise erheben. Mit heftigem Getöse, wie beim Ausbruche kleiner Schlammvulkane, wird die aufgewühlte Erde hoch in die Luft geschleudert. Wer des Anblicks kundig ist, flieht die Erscheinung; denn eine riesenhafte Wasserschlange oder ein gepanzertes Krokodil steigen aus der Gruft hervor, durch den ersten Regenguß aus dem Scheintode erweckt.

Schwellen nun allmählich die Flüsse, welche die Ebene südlich begrenzen, der Arauca, der Apure und der Payara: so zwingt die Natur dieselben Tiere, welche in der ersten Jahreshälfte auf dem wasserleeren staubigen Boden vor Durst verschmachteten, als Amphibien zu leben. Ein Teil der Steppe erscheint nun wie ein unermeßliches Binnenwasser. Die Mutterpferde ziehen sich mit den Füllen auf die höheren Bänke zurück, welche inselförmig über dem Seespiegel hervorragen. Mit jedem Tage verengt sich der trockne Raum. Aus Mangel an Weide schwimmen

die zusammengedrängten Tiere stundenlang umher und nähren sich kärglich von der blühenden Grasrispe, die sich über dem braungefärbten gärenden Wasser erhebt. Viele Füllen ertrinken; viele werden von den Krokodilen erhascht, mit dem zackigen Schwanze zerschmettert und verschlungen. Nicht selten bemerkt man Pferde und Rinder, welche, dem Rachen dieser blutgierigen, riesenhaften Eidechsen entschlüpft, die Spur des spitzigen Zahnes am Schenkel tragen.

Ein solcher Anblick erinnert unwillkürlich den ernsten Beobachter an die Biegsamkeit, mit welcher die alles aneignende Natur gewisse Tiere und Pflanzen begabt hat. Wie die mehlreichen Früchte der Ceres, so sind Stier und Roß dem Menschen über den ganzen Erdkreis gefolgt: vom Ganges bis an den Plata-Strom, von der afrikanischen Meeresküste bis zur Gebirgsebene des Antisana, welcher höher als der Kegelberg von Teneriffa liegt. Hier schützt die nordische Birke, dort die Dattelpalme den ermüdeten Stier vor dem Strahl der Mittagssonne. Dieselbe Tiergattung, welche im östlichen Europa mit Bären und Wölfen kämpft, wird unter einem anderen Himmelsstriche von den Angriffen der Tiger und der Krokodile bedroht!

Aber nicht die Krokodile und der Jaguar allein stellen den südamerikanischen Pferden nach; auch unter den Fischen haben sie einen gefährlichen Feind. Die Sumpfwasser von Bera und Rastro sind mit zahllosen elektrischen Aalen gefüllt, deren schleimiger, gelbgefleckter Körper aus jedem Teile die erschütternde Kraft nach Willkür aussendet. Diese Gymnoten haben $1\frac{1}{2}-2$ m Länge. Sie sind mächtig genug, die größten Tiere zu töten, wenn sie ihre nervenreichen Organe auf einmal in günstiger Richtung entladen. Die Steppenstraße von Urituca mußte einst verändert werden, weil sich die Gymnoten in solcher Menge in einem Flüßchen angehäuft hatten, daß jährlich vor Betäubung viele Pferde in der Furt ertranken. Auch fliehen alle anderen Fische die Nähe dieser furchtbaren Aale. Selbst den Angelnden am hohen Ufer schrecken sie, wenn die feuchte Schnur ihm die Erschütterung aus der Ferne zuleitet. So bricht hier elektrisches Feuer aus dem Schoße der Gewässer aus.

Ein malerisches Schauspiel gewährt der Fang der Gymnoten. Man jagt Maultiere und Pferde in einen Sumpf, welchen die Indianer eng umzingeln, bis der ungewohnte Lärm die mutigen Fische zum Angriff reizt. Schlangenartig sieht man sie auf dem Wasser schwimmen und sich, verschlagen, unter dem Bauch der Pferde drängen. Von diesen erliegen viele der Stärke unsichtbarer Schläge. Mit gesträubter Mähne, schnaubend, wilde Angst im funkelnden Auge, fliehen andere das tobende Ungewitter. Aber die Indianer, mit langen Bambusstäben bewaffnet, treiben sie in die Mitte der Lache zurück.

Allmählich läßt die Wut des ungleichen Kampfes nach. Wie entladene Wolken zerstreuen sich die ermüdeten Fische. Sie bedürfen einer langen Ruhe und einer reichlichen Nahrung, um zu sammeln, was sie an galvanischer Kraft verschwendet haben. Schwächer und schwächer erschüttern nun allmählich ihre Schläge. Vom Geräusch der stampfenden

Pferde erschreckt, nahen sie sich furchtsam dem Ufer, wo sie durch Harpunen verwundet und mit dürrem, nicht leitendem Holze auf die Steppe gezogen werden.

Dies ist der wunderbare Kampf der Pferde und Fische. Was unsichtbar die lebendige Waffe dieser Wasserbewohner ist; was, durch die Berührung feuchter und ungleichartiger Teile erweckt, in allen Organen der Tiere und Pflanzen umtreibt; was die weite Himmelsdecke donnernd entflammt; was Eisen an Eisen bindet und den stillen wiederkehrenden Gang der leitenden Nadel lenkt: alles, wie die Farbe des geteilten Lichtstrahls, fließt aus einer Quelle; alles schmilzt in eine ewige, allverbreitete Kraft zusammen. A. v. Humboldt.

4. Ein Tag unter dem Äquator.

Wie glücklich bin ich hier, in Para, wie tief und innig kommt hier so manches zu meinem Verständnisse, das mir vorher unerreichbar schien! Ich versenke mich täglich in das große Stilleben der Natur, und vermag ich auch nicht, es zu erfassen in seiner göttlichen Pragmatik, so erfüllt mich doch die Ahnung seiner Herrlichkeit mit nie gefühlten Wonneschauern. — Es ist im August, 3 Uhr morgens; ich verlasse meine Hängematte, denn der Schlaf flieht mich Aufgeregten; ich öffne die Läden und schaue hinaus in die dunkle, hehre Nacht. Feierlich flimmern die Sterne, und der Strom glänzt im Widerscheine des untergehenden Mondes zu mir herüber. Wie geheimnisvoll und stille ist alles um mich her! Ich wandle mit der Blendlaterne hinaus in die kühle Veranda und betrachte meine trauten Freunde; Bäume und Gesträuche, die um die Wohnung herstehen. Manche schlafen mit dicht zusammengelegten Blättern, andere aber, die Tagschläfer sind, ragen ruhig ausgebreitet in die stille Nacht auf; nur ihr, süß duftende Paullinienhecken, begrüßet mit feinstem Wohlgeruche den Wanderer, und du erhabene, düsterschattende Manga, deren dichtbelaubte Krone mich gegen den Nachtau schützet. Gespensterhaft flattern große Nachtschmetterlinge um die verführenden Lichter meiner Laterne. Immer stärker durchnäßt der Tau die frischaufatmenden Wiesen und die Nachtluft legt sich feucht auf die erwärmten Glieder. Eine Cikade, die im Hause wohnt, lockt mich mit heimischem Gezirpe wieder hinein und leistet dem unglücklichen Halbschwärmer Gesellschaft, der den Tag erwartet, von dem Gesumse der Mosquiten, den paukenähnlichen Schlägen eines Ochsenfrosches, oder dem klagenden Rufe des Ziegenmelkers wach erhalten. Um 5 Uhr sehe ich ringsum den Morgen dämmern; ein feines, gleichmäßiges Grau mit Morgenrot verschmolzen und davon erheitert, umzieht den Himmel; nur der Zenith ist dunkler. Die Formen der Bäume treten näher und näher, der Landwind, der im Osten aufsteht, bewegt sie langsam; schon schimmern rosenrote Lichter und Reflexe um die Kuppeln der domartig gewölbten Caryocar-, Bertholetia- und Symphoniastämme. Die Zweige, die Blätter regen sich; die Träumer wachen auf und baden in der erfrischenden Morgenluft; Käfer fliegen, Mücken

summen, Vögel rufen, Affen klettern schreiend ins Dickicht zurück; die Nachtschmetterlinge suchen lichtscheu taumelnd ihre Waldnacht auf; auf den Wegen regt sich's, die Nagetiere laufen ins Gemäuer zurück; und die hinterlistigen Marderarten schleichen sachte vom Geflügel, dem der prunkende Haushahn den Morgen ausruft. Immer heller wird es in der Luft; — der Tag bricht an; — eine unbeschreibliche Feier liegt über der Natur: die Erde erwartet ihren Bräutigam; und siehe! da ist er: wie rote Blitze leuchtet der Sonnenrand, jetzt steigt die Sonne empor, — in einem Nu ist sie ganz über dem Horizonte, auftauchend aus feurigen Wellen, und wirft glühende Strahlen über die Erde hin. Die magische Dämmerung weicht, große Reflexe flüchten sich verfolgt von Dunkel zu Dunkel, und auf einmal steht rings um den entzückten Beschauer die Erde in frischem Tauglanz, festlich, jugendlich heiter: die schönste Braut. Kein Wölkchen am Himmel, ungetrübt wölbt er sich über der Erde. Alles ist Leben; Tiere und Pflanzen im Genuß, im Kampf. Um 7 Uhr beginnt der Tau zu verschwinden, der Landwind läßt etwas nach, schon wird die zunehmende Wärme bemerklich. Die Sonne steigt schnell und senkrecht am klaren und durchsichtigen blauen Himmel auf, in welchem alle Dünste gleichmäßig aufgelöst sind, bis sich späterhin, niedrig am westlichen Horizonte, kleine, weißlockige Wolken bilden; diese spitzen sich gegen das Tagesgestirn zu und verlängern sich allmählig weithin am Firmamente. Um die neunte Stunde wird die Wiese ganz trocken; der Wald steht im Glanze seiner Lorbeerblätter; Blüten entfalten sich. Noch eine Stunde später, und die Wolken wölben sich hoch auf, sie gestalten sich zu breiten, dichteren Massen und ziehen bisweilen verdunkelnd und kühlend unter der Sonne hin, die in leuchtender Fülle die Landschaft beherrscht. Es zucken die Pflanzen unter den sengenden Strahlen der Sonne; ganz selbst verloren geben sie sich dem mächtigen Reize hin. Goldbeschwingte Käfer und Kolibris schwirren lustig näher; ein lebendiges Farbenspiel, gaukeln bunte Schmetterlinge und Libellen am Ufer durcheinander; die Wege wimmeln von Ameisen, die in ausgedehnten Zügen Blätter zu ihren Bauwerken schleppen. Aber auch die trägeren Tiere empfinden den Sonnenreiz; das Krokodil steigt vom Schlamme des unteren Ufers weiter herauf und lagert sich in den heißen Sand; Schildkröten und Eidechsen werden aus ihren feuchten Schatten hervorgelockt; buntschillernde und düsterfarbige Schlangen schleichen in die warmbeleuchteten Fußwege. Die Wolken senken sich tief, sie sondern sich schichtenweise ab, immer schwerer, dichter, düsterer umhüllen sie bläulichgrau den Horizont, gegen den Zenith türmen sie sich an zu hellern, weitverbreiteten Massen, ein Abbild riesiger Gebirge in der Luft. Auf einmal überzieht sich der ganze Himmel, nur hier und da blickt noch die tiefe Bläue zwischen durch; die Sonne verbirgt sich, aber um so heißer liegt die Glut der Luft auf der Landschaft. Mittag ist vorüber; trüb, schwer melancholisch hängt diese Stunde über der Natur, immer tiefer greift die Spannung, und das Weh ist da, welches die Luft des Tages gezeugt hat. Hunger und Durst jagen die Tiere umher, nur die

ruhigen, die trägen, in den Schatten des Waldes geflüchteten ahnen nichts von der gewaltigen Krise der Natur. Aber sie kommt; raschen Schrittes und unabweislich wird sie hereinbrechen; schon erkältet sich die Luft, die Winde fahren wild gegeneinander; sie wühlen den Wald auf und dann das Meer, das immer schwärzer einherwogt, und die Flüsse, die dunkler und vom Winde übertönt, lautlos dahinzufließen scheinen. Der Sturm ist da! — zwei- dreimal reißt ein fahler Blitz durch die Wolken, zwei- dreimal rollt der Donner, rollt langsam, ruhig erbebend; Tropfen fallen. Die Pflanzen atmen aus der Ermattung neu auf; ein neuer Donner, — und nicht Regen, Wasserströme gießt nun der erschütterte Himmel aus. Der Wald erseufzt, das lispelnde Plätschern der bewegten Blätter wächst zum Rauschen an, zum weithin tönenden dumpfen Getrommel. Blumen schwanken, Blätter fallen, zerrissene Äste, morsche Stämme stürzen; mit Gewalt nimmt der Orkan den letzten Reiz der Jungfräulichkeit von den niedergedrückten Pflanzengeschlechtern. — Auch die Tierwelt hat diese furchtbare Stunde ergriffen; verstummt, entsetzt flattert das Gefieder des Waldes am Boden; zitternd suchen die zahllosen Geschlechter der Insekten unter Blättern an Stämmen Schutz; von Krieg und Mord abgemahnt, läßt das Säugetier ab von der Verfolgung; nur die kaltblütigen Amphibien freuen sich der herabstürzenden Flut, und tausenstimmig singen die Chöre der Frösche und Unken aus den feuchten Wiesen. In Bächen rauscht das trübe Wasser durch die engen Waldwege dem Strome zu, oder ergießt sich in die Risse des Bodens. Mehr und mehr nimmt dabei die Temperatur der Luft ab, die Wolken entleeren sich allmählich, — aber nur noch kurze Zeit, und der Sturm ist vorüber. In verjüngtem Glanze tritt die Sonne aus langgedehnten Wolkenschichten auf, die mehr und mehr auseinander ziehen, nach Süden und Norden sich senken und wie am Morgen in dünnen leichten Gestalten den azurnen Grund des Firmaments umsäumen. Schon lächelt der Himmel aus tiefblauem Auge die Erde wieder an, und bald hat sie den Schreck vergessen. Eine Stunde länger und keine Spur des Sturmes ist mehr vorhanden; in neuer Frische, von warmen Sonnenstrahlen abgetrocknet, stehen die Pflanzen, und das Tier bewegt sich wieder nach alter Weise, den angestammten Trieben Folge leistend. So zieht der Abend heran, und neue Wolken erscheinen zwischen den weißen Flocken am Horizont; sie führen bald einen violetten, bald einen fahlgelben Schein in die Landschaft ein, der harmonisch den Hintergrund der hohen Waldung, den Strom und das Meer verbindet. Die Sonne sinkt und tritt, umgeben vom buntesten Farbenschmelze, aus dem westlichen Thore des Firmaments: Ruhe und Liebe hat sie der Kreatur zurückgelassen; mit dem Dunkel des Abends wird Tier und Pflanze zu neuen Ahnungen fortgerissen, und trauliches Geflüster und Schwirren belebt die Schatten des Waldes; verjüngte Liebessehnsucht atmet in den wollustreichen Düften, die aus neu erschlossenen Blumen strömen. Noch schwimmen einzelne Lichtblicke im Abendglanz der untergegangenen Sonne um die Firsten, da steigt in stiller Kühle ruhig, mild und geisterhaft der silberweiße Mond über den dunkeln

Wald hervor, und in neue, weichere Formen verschmelzen sich die Gestalten. Es kommt die Nacht; in Schlaf und Traum sinkt die Natur, und der Äther, sich in ahnungsvoller Unermeßlichkeit über die Erde wölbend, von zahllosen Zeugen fernster Herrlichkeit erglänzend, strahlt Demut und Vertrauen in das Herz der Menschen: die göttlichste Gabe nach einem Tag des Schauens und des Genießens. v. Martius.

5. Rio Janeiro.

Rio Janeiro ist die Residenz des Kaisers und Hauptstadt von Brasilien. Sie hat eine äußerst romantische Lage an einer weiten Bai, in die man durch einen Zugang zwischen felsigen Gestaden gelangt. Ist man hindurch, so hat man plötzlich die große Stadt und die reizenden, mit Landhäusern und Waldungen besäeten Ufer vor sich. Wunderbar ist dem Europäer zu Mute, sich in einer ganz andern Natur zu befinden. Alles, worauf sein Blick fällt, ist hier so ganz anders, als in seiner Heimat. Kein Baum, keine Blume, kein Insekt, kein Vogel, selbst kein Grashalm gleicht seinem vaterländischen. Alles erregt seine Aufmerksamkeit durch fremde Formen und Farben; in allem bewundert er vorzüglich die überschwengliche Fülle des gesegneten Himmelstrichs. In allen Gärten wachsen die herrlichsten Bäume: hohe schlanke Kokospalmen, Bananenbäume in dichten Gruppen, dunkelgrüne Orangenwäldchen, mit goldenen Früchten beladen, Melonenbäume u. a. m. Herrlich sind die Spaziergänge, besonders am Strande des Meeres, und der Anblick der aus fernen Weltgegenden im Hafen glücklich anlangenden Schiffe. In der Bai selbst ragen hier und da kleinere und größere Inseln und sonderbar gestaltete Felsen hervor. Die täglich hier ankommenden Schiffe erregen die allgemeine Neugierde. Alle Fenster und Balkone der Häuser, welche die Aussicht auf die Bai haben, sind mit Menschen besetzt, welche ihre Ferngläser nach der Hafeneinfahrt richten. — Einen besonders schönen Anblick gewährt aber ein Kriegsschiff, wenn es mit günstigem Winde und vollen Segeln die Wellen mit einer Ruhe durchschneidet, als gebiete es dem mächtigen Elemente. Die Kriegsflagge weht stolz auf dem Maste, die Besatzung ist auf ihren Posten verteilt, allenthalben herrscht feierliche Stille. Jetzt folgt ein Zeichen des Befehlshabers; alsbald scheint aus den Flanken des Schiffes Feuer zu strömen; ihm folgt der Donner der Geschütze, die nahen Hafenforts und brasilianische Flagge begrüßend, und hallt hundertfältig von den Gebirgen wieder. Dampfwolken umhüllen das Schiff; doch bald läßt es diese hinter sich, seinen Weg langsamer fortsetzend. Jetzt naht es der Stelle, die der Kapitän zum Ankern ausersehen hat; die Pfeife des Hochbootsmanns ertönt, hundert Hände setzen sich in Bewegung; ein Augenblick, und alle Segel sind eingezogen; ein Wink des Kapitäns, und der gewaltige Anker senkt sich brausend in die Tiefe; bald darauf hält das Schiff unbeweglich. Zum zweitenmal tönt jetzt die Pfeife; da belebt sich das ganze Schiff: Strickleitern, Masten und Rahen

füllen sich mit Matrosen; schweigend, doch mit geschäftiger Eile werden die Segel an die Rahen gebunden, Stricke und Taue eingezogen; dann tritt wieder Stille ein.

Ein ganz verändertes Bild gewährt die herrliche Bai von Rio, wenn der Mond bei eintretender Nacht seinen Zauber über die Gegend verbreitet. Die Landhäuser werden allmählich beleuchtet, der Ruderschlag heimkehrender Fahrzeuge, oder der schwermütige Gesang der arbeitenden Neger und die weitschallenden Töne der Cikaden unterbrechen allein die feierliche Stille des Abends. Die Abendluft trägt Balsamdüfte von den Gärten herüber, und das nahe Waldgebirge haucht den Wohlgeruch der ihm eigentümlichen Blüten über die Gegend. Die sanftbewegten Wellen des Meeres nehmen das Bild der strahlenden Sterne auf; die Schiffe so vieler und weit entfernter Nationen schaukeln sich hier friedlich nebeneinander, und selbst die gewaltigen Massen der Kriegsschiffe scheinen, von dem freundlichen Schimmer des Mondes beleuchtet, weniger schreckhaft.

Rio ist eine große Stadt, und von Jahr zu Jahr wird sie größer und volkreicher. Jetzt hat sie 400 000 Einwohner. Auffallend ist für den Europäer der Anblick der verschieden gefärbten Menschen, die sich durch die Straßen drängen; denn es giebt hier viel mehr schwarze und gelbbraune als weiße Menschen. Die singenden und Lasten tragenden Neger, die sonderbar gebauten Sänften, die von Maultieren gezogenen, schwerfälligen Kutschen — alles ist dem Fremden ein überraschender Anblick. Von zwei Seiten wird die Stadt vom Meere bespült und von der Landseite von Bergen und Felsen umschlossen, in deren Thäler sich lange Straßen wie Riesenarme hinziehen. Auf den Felsenspitzen stehen Kirchen und Klöster, und an den Abhängen sind reizende Gärten und Orangenwälder. Eine prächtige Stadt kann man Rio nicht nennen, ob sie sich gleich immer mehr verschönert. Die Straßen sind zwar meist schnurgerade, aber nur schmal, die Häuser niedrig, selten mehr als einstöckig, und die vielen zum Teil recht prachtvollen Kirchen sind zwischen den Häusern versteckt, statt daß sie auf freien Plätzen liegen sollten. Das Erdgeschoß wird meist zu Läden benutzt. Der obere Stock hat vor jedem Fenster einen Balkon, und dadurch werden die Bewohner bald mit ihren Nachbarn bekannt. In den Hauptstraßen sind die Häuser groß, schön und drei- bis vierstöckig. Das kaiserliche Schloß ist unbedeutend. Das Theater ist wie ein europäisches eingerichtet. Die Logen sind nur von Honoratioren, d. i. von Weißen, besetzt. Die Damen, die in ihnen erscheinen, sind nach den neuesten Pariser Moden gekleidet (denn die Toilette ist der Damen fast einzige Sorge; wenige nur bringen es bis zum Lesen und Schreiben). Es ist gewöhnlich, aus einer Loge in die andere zu gehen und sich Besuche abzustatten, und dies wird höher aufgenommen, als wenn man im Hause Besuch macht. Das Parterre gewährt einen auffallenden Anblick mit seinen nach allen Abstufungen vom Schwarzen bis ins Weiße gefärbten Gesichtern, unter denen jedoch die dunkeln Gesichtsfarben bei weitem überwiegend sind. So wie in den Logen

nur Anstand und feine Sitte, wie in Europa, sichtbar ist, so herrscht im Parterre ein widrig roher Lärm. Vor der Kaiserloge sind die Gardinen geschlossen, bis das Spiel anfängt. Wenn sie geöffnet werden, schwenkt man die Hüte, die Taschentücher der Damen wehen, und von allen Seiten ertönt der Ruf: „Es lebe der Herrscher!"

Der Handel von Rio ist sehr ansehnlich, da die meisten Erzeugnisse, welche Brasilien führt, aus diesem Hafen gehen. Nösselt.

6. Die Botokuden.

Die Botokuden in Brasilien sind Wilde. In dem durchstochenen Ohrläppchen und in der durchbohrten Unterlippe tragen sie als Zierat ein Holzstückchen. Ihre geistigen Kräfte werden von der rohesten Sinnlichkeit beherrscht. Man hat oft Gelegenheit, die verständigsten Urteile und selbst Witze an ihnen wahrzunehmen. Diejenigen, welche man unter die Weißen bringt, bemerken alles, was sie sehen, genau, ahmen, was ihnen lächerlich dünkt, mit höchst komischen Gebärden und so treffend nach, daß niemand ihre Pantomimen verkennen kann. Ebenso begreifen sie leicht und erwerben bald mancherlei Kunstfertigkeiten, wie Tanz, Musik und dergleichen. Aber weder von sittlichen Grundsätzen geleitet, noch durch Gesetze in den Schranken bürgerlicher Ordnung gehalten, folgen diese rohen Wilden den Eingebungen ihres Instinkts und ihrer Sinne, gleich der Unze in den Wäldern. Die rohen, ungezügelten Ausbrüche der Leidenschaften, besonders der Rachsucht und der Eifersucht, sind bei ihnen um so furchtbarer, als sie schnell aufwallen. Oft aber verschieben sie auch die Befriedigung der Leidenschaft bis zu einer günstigen Gelegenheit, lassen aber dann auch ihrer Rache vollen Lauf. Eine ihm zugefügte Beleidigung rächt der Wilde gewiß, und es ist ein Glück, wenn er nicht mehr zurückgiebt, als man ihm zugefügt hat. Ebenso heftig sind sie in der Aufwallung des Zornes. Ein Botokude erschoß eines seiner Weiber, das sich durch körperliche und geistige Vorzüge vor allen andern auszeichnete, aus Eifersucht. Die geringste Beleidigung kann sie aufbringen. Ein Soldat ging mit einigen Botokuden in den Wald, um zu jagen; einer der sonst sehr friedlich gesinnten Wilden verlangte das Messer des Soldaten, und als dieser es verweigerte, suchte er ihm dasselbe mit Gewalt zu nehmen. Der Soldat machte eine drohende Bewegung, als ob er den Wilden stechen wollte, und sogleich schoß dieser ihn nieder. Um sich bei allgemeinen Angelegenheiten im Walde zusammenzurufen, bedienen sie sich eines kurzen, aus der abgestreiften Schwanzhaut des großen Gürteltieres verfertigten Sprachrohres.

Behandelt man sie mit Offenheit und Wohlwollen, so zeigen sie sich öfters ebenfalls sehr gutherzig, ja selbst treu und anhänglich. Eine gute Behandlung pflegen sie nicht leicht zu vergessen, wie man dies bei unverdorbenen Naturmenschen findet. In der Nähe von Santa Cruz, am kleinen Flüßchen St. Antonio, 50 bis 60 km von Belmonte, lebte eine Familie, bei welcher ein junger Botukude Zutritt

hatte und stets gut und freundlich behandelt worden war. Seine Landsleute streiften zuweilen in feindlicher Absicht in jener Gegend. Eines Tages kam der Wilde in das Haus gerannt und gab durch allerlei Zeichen zu verstehen, man möchte sich retten, denn seine Landsleute seien im Anzuge. Man achtete nicht auf diese Warnung; allein bald erschien in der That ein wilder Schwarm von Botokuden und ermordete beinahe alle Bewohner des Hauses. Dennoch ist der Umgang, selbst mit den besten jener Menschen, in ihren Urwäldern immer gefährlich; denn da weder ein inneres, noch ein äußeres Gesetz sie bindet, so kann oft ein unbedeutender Vorfall sie feindlich stimmen, und es bleibt daher immer sicherer, ihren Zusammenkünften auszuweichen.

Trägheit ist ein Hauptzug der Wilden. Der Botokude ruht unthätig in seiner Hütte, bis das Bedürfnis nach Nahrung ihn mahnt, und selbst dann macht er Gebrauch vom Rechte des Stärkeren, indem er seine Weiber und Kinder die meisten Arbeiten verrichten läßt. Wenn man ihnen etwas Mehl und einen Schluck Branntwein verspricht, so gehen sie einen ganzen Tag mit auf die Jagd. Die Frau muß dem Manne knechtisch gehorchen, und von seinem rasch aufwallenden Zorne zeugen die häufigen Narben an dem Körper des Weibes. Was nicht zur Jagd und zum Kriege gehört, ist alles ihr Geschäft. Sie müssen die Hütten bauen, Früchte aller Art zur Nahrung aufsuchen, und auf Reisen sind sie beladen wie Lasttiere. Die mannigfaltigsten und mühsamsten Arbeiten erlauben ihnen nicht, sich viel um ihre Kinder zu bekümmern. Sind diese noch klein, so trägt man sie beständig auf dem Rücken im Sande umher; sind sie schon etwas größer, so bleiben sie sich selbst überlassen, wodurch sie schnell ihre Kräfte gebrauchen lernen. Der junge Botokude kriecht im Sande umher, bis er den kleinen Bogen spannen kann; alsdann fängt er an sich zu üben, und nun bedarf er zu seiner Ausbildung nichts weiter als die Lehren der Mutter Natur. Die Liebe zu einem freien, rohen und ungebundenen Leben drückt sich ihm von Jugend an tief ein und dauert sein Leben hindurch. Alle jenen Wilden, welche man aus ihren Urwäldern entfernt und in die Gesellschaft der Europäer gezogen hat, hielten wohl eine Zeit lang diesen Zwang aus, sehnten sich indessen immer nach ihrem Geburtsorte zurück und entflohen oft, wenn man ihren Wünschen nicht Gehör gab.

Prinz Max von Wied.

VII. Der äußerste Süden von Amerika.

1. Der argentinische Gaucho.

Der argentinische Gaucho (spr. Ga = utscho) der Provinzen des Innern zeigt in seinem Charakter die unabhängige und wilde Entschlossenheit des indianischen Stammes der Guarani und den Stolz, den Anstand, die edle Freimütigkeit und das gewandte und vornehme Betragen des spanischen Caballero. Groß, schlank und kräftig, das Gesicht von der Sonne gebräunt, mit frei herumflatternden, langen

schwarzen Haaren, mit frei wachsendem Barte, dessen bläulicher Schimmer der Flügel des Raben beneiden würde, mit einem prächtigen Kopfe, einer hohen und breiten Stirn, schwarzen, durchdringenden Augen, bedeckt der Gaucho sein Haupt mit einem spitzen Strohhut, um welchen bunte Bänder flattern, umschließt seine scharlachfarbene Weste mit einem Gürtel, in dem ein Messer steckt, bekleidet seine muskulösen Beine mit weiten, gefranzten Beinkleidern aus weißer Masse und schützt seine Füße mit weichen und feinen Stiefeln aus Füllenleder, welche die Zehen unbedeckt lassen, und über die Schultern wirft er nachlässig einen weiten, bunten Poncho, welcher die Brust vor der Abendkälte schützt und bis über den Rücken des Pferdes herabhängt. Also bekleidet, und überdies mit großen Rädersporen versehen, lebt er auf dem Pferde und steigt nur herab, um zu essen, zu spielen und zu schlafen. Die Bewaffnung des Gaucho bildet das lazo, ein langer, lederner Riemen mit einer Schlinge, die bolas, drei bleierne Kugeln an ledernen Riemen, ein Messer und außerdem in Kriegszeiten eine Lanze. Mit ihnen erlegt er die wilden Stiere und Rosse, den Nandu (magelhanischen Strauß), den Jaguar und den Kuguar. Seine Hauptleidenschaft ist das Spiel; die Karten gehen ihm über alles. Auf den Fersen hockend, sein Messer neben sich in die Erde gesteckt, um einen unehrlichen Gegner sogleich zu bestrafen, wirft er das Kostbarste, was er besitzt, kaltblütig aufs Gras, wagt es und verliert es mit Ruhe. Sein Pferd, seinen Poncho, seine schönsten Sporen sieht er verschwinden, ohne sich über den Verlust zu betrüben, und trägt nach beendetem Spiele das Zeug seines verlorenen Pferdes heim. Einige Tage Arbeit genügen, um seiner augenblicklichen Armut wieder abzuhelfen.

Wenn ein Fremder an seine Thüre klopft, so empfängt ihn der gastfreie Gaucho mit herzlicher Einfachheit und schickt seine älteste Tochter, um ihm mit dem freundlichen Willkommen den mate cimaron*) darzubieten, ladet seinen Gast ein, auf einem getrockneten Ochsenkopfe Platz zu nehmen, welches sein einziger Stuhl ist, bietet ihm ein Stück blutigen Braten an, läßt ihm die Freiheit, sein Mahl zu verzehren, wo es ihm am besten gefällt, begleitet ihn am folgenden Morgen ein gutes Stück und schüttelt ihm beim Abschiede die Hand, ohne um seinen Namen zu fragen. Gleichwie ob der Fremde einige Stunden oder einen Monat in seinem Hause verweilt, so würde er doch nie bemerken, daß man sich durch seine Gegenwart belästigt fühle oder seine Abreise wünsche. Will er ihm die Bewirtung zahlen, so wird ihn eine verächtliche Weigerung belehren, daß sein Anerbieten eine Beschimpfung ist. In der estancia (Meierei) arbeitet der Gaucho nur, wenn es ihm gefällig ist, giebt seinem Dienstverhältnisse ein Gepräge von Unabhängigkeit und würde es niemals dulden, daß der Herr so unhöflich wäre, in ihm die Eigenschaft eines Caballero nicht anzuerkennen, deren

*) Die Yerba mate ist ein Blatt einer Art von Stecheiche in Paraguay, welches zu Pulver zerrieben, mit kochendem Wasser übergossen und mit Zucker versüßt wird. Man genießt das Getränke aus einer Art von Kalebasse mit Hilfe eines Rohres (bombilla). Der Mate cimaron ist Mate ohne Zucker.

er sich durch seine Bescheidenheit, sein anständiges, nicht stolzes Betragen und seine stets ruhige und höfliche Haltung würdigt. Wenn es ihm gerade nicht gefällig ist, die vom Herrn verlangte Arbeit zu thun, so antwortet er, daß er nur zu der und der Stunde und unter den und den Umständen ans Werk gehen könne, und wenn der Herr einige Unzufriedenheit zeigt, so verlangt der Gaucho, ohne grob zu werden, seinen Lohn, setzt sich aufs Pferd und sucht eine andere estancia, deren Herr minder gebieterisch ist. Er findet sie stets, weil er verständig ist, obgleich er die Bequemlichkeit liebt, und weil er die Behandlung des Viehs, welches den Hauptreichtum jener Gegenden ausmacht, vortrefflich versteht.

Unter den wilden Gesellen der Pampas ist der gaucho malo der schlimmste. Es ist interessant, zu sehen, wie derselbe sich aus dem Leben und Charakter der Gaucho ebenso naturgemäß entwickelt, wie der der römische oder sicilianische Räuber ein Ausdruck des Volkscharakters der heißblütigen Südländer ist.

Mit dem einundzwanzigsten Jahre steht der Gaucho in der Glorie. Da muß man ihn sehen in den pulperias oder Schenken, in die er sich an Sonn- und Festtagen begiebt, um sich in arguardiente oder Paraguay-Rum zu betrinken. Da sitzt er wohl und hört mit offenem Munde den cantor oder Gaucho-Troubadur an, welcher die wunderbaren Thaten irgend eines von zahlreichen Schergen wegen Unglücks, d. h. Mordes verfolgten Wüstenhelden besingt, oder mit Leidenschaft zu den Tönen seiner Guitarre erzählt, deren Zeuge er selbst war, oder von dem schrecklichen Ende Quirogas, des Gaucho-Attila, und der Strafe, welcher der Mörder desselben, der kühne Santos Perez, nicht entging. Nach dem Gesange folgen die Karten. Die Gauchos beginnen lustig ihr Spiel; jeder sitzt auf einer getrockneten Rindshaut und hat sein langes Messer sichtbar neben sich gelegt. Plötzlich ruft da ein Manuel, der Pedro, Antonio oder Estanislao spiele falsch. Es bildet sich ein Kreis. Manuel aber hat, die Wahrheit zu sagen, seinen Freund Pedro nur beschuldigt, um einen Spaß zu haben; er zeichnete noch nie einen Mann und meint, es sei die höchste Zeit, jene Ehre zu erwerben. So sprühen denn die Funken von den blitzenden Messern, Pedros Nase ist halb durchgeschnitten, Manuel blutet aus einem Dutzend Wunden, aber nachgeben und abstehen mag er nicht. Unglücklicher Gaucho! Im nächsten Augenblicke gleitet Pedro in einer Pfütze von seinem eigenen Blute aus, und Manuels Messer bohrt sich ihm in das Herz! „Er ist tot! Manuel hat ein Unglück gehabt!“ ruft es im Kreise. „Fliehe, Manuel, fliehe!“ Im nächsten Augenblicke, eben als die vigilantes sich auf die Pferde schwingen, ihn zu verfolgen, ist er davongaloppiert und bereits aus dem Gesicht verschwunden.

Zwanzig englische Meilen von der pulperia hält er sein Pferd an, steigt ab, wischt sein blutiges Messer in dem Grase rein, schneidet sich ein Stück von dem gedörrten Fleische ab, das er bei sich führt,

und verzehrt es gelassen als Abendmahl. Höchst wahrscheinlich macht ihn sein Unglück zum gaucho malo. Ein solcher ist ein Geächteter, nur in der Einöde heimisch, ungreifbar wie das Wild, blutdürstig, rücksichts- und reuelos. Seine Genossen sprechen gelegentlich seinen Namen aus, aber nur leise und mit einer Beimischung von Furcht und Verehrung, denn er gilt ihnen als eine Art höheren Wesens. Seine Heimat ist ein beweglicher Punkt in einer Fläche von zwanzigtausend englischen Quadratmeilen, sein Pferd der schönste Hengst, der sich auf den Pampas zwischen Buenos-Ayres und den Anden, zwischen dem Gran Chaco und dem Cap Horn finden läßt; seine Nahrung giebt ihm das erste Rind, das er mit seinem Lasso fängt, und seine Leckerbissen die Zunge des Tieres, das er schlachtet und den Raubvögeln überläßt, nachdem er sich das beste Stück abgeschnitten. Bisweilen erscheint er plötzlich in einem Dorfe, trinkt eine Kürbisflasche voll aguardiente mit den bewundernden Gästen der pulperia und jagt wieder hinweg in das nächtliche Dunkel, bis endlich die sich immer mehrende Zahl seiner Unglücksfälle die berittenen Diener der Gerechtigkeit verlockt, ihn zu verfolgen, in der Hoffnung auf eine Extrabelohnung. Wenn der gaucho malo plötzlich von sieben oder acht dieser Männer der Wüsten-Polizei überfallen wird, handhabt er gegen sie nach links und rechts sein Messer, tötet einen, verstümmelt einen andern und verwundet alle. Vielleicht erreicht er sein Pferd und jagt hinweg unter einem Hagel unschädlicher Kugeln oder — er wird überholt und ergriffen. In dem letzteren Falle ist am nächsten Tage von ihm nichts übrig als eine mißgestaltete Fleischmasse Heute ist der gaucho malo in ganz Argentinien vogelfrei, überall gehetzt findet er seine einzige Rettung bei den wenigen Indianerstämmen der Cordilleren.

Ein anderer ist der Führer oder vaqueano, ein ernster, zurückhaltender Gaucho, welcher die Ebenen, den Wald und das Gebirge tausend Meilen weit umher genau kennt, die einzige Karte, die ein argentinischer General bei einem Feldzuge mit sich nimmt. Ohne seine Mitwirkung kann kein Plan entworfen werden. Das Schicksal des Heeres, der Ausgang einer Schlacht, die Eroberung einer Provinz hängt ganz und gar von seiner Ehrlichkeit und seinem Geschicke ab. Merkwürdigerweise kennt man auch kaum ein Beispiel von Verrat eines vaqueano. Trifft er einen Weg, der die Straße kreuzt, auf der er sich eben befindet, so vermag er genau die Entfernung der nächsten Quelle anzugeben, zu der er führt; trifft er tausend ähnliche Wege auf einer Reise von fünfhundert Meilen, so bleibt er sich vollkommen gleich. Er vermag die Furten von fünfhundert Flüssen anzugeben und er geleitet sicher durch hundert pfadlose Wälder. Befindet man sich mit ihm um Mitternacht in den Pampas, ist der Pfad verloren, und giebt es weder Mondenschein noch sind die Sterne zu sehen, so steigt der vaqueano ruhig ab, prüft die Blätter der Bäume, wenn es deren in der Nähe giebt, oder reißt, wenn dieses nicht der Fall ist, eine Hand voll Wurzeln aus dem Boden, kaut sie, beriecht und kostet den Boden und sagt dann, daß man nach einem Ritte von so und so

vielen Stunden nach Norden oder Süden den Ort der Bestimmung erreichen werde. Man zweifelt nicht an ihm, denn er ist in seinen Angaben unfehlbar.

Ein solcher vaqueano war General Rivera von Uruguay; derselbe kannte jeden Baum, jeden Hügel, jede Einsenkung in einer über siebzigtausend Quadratmeilen großen Fläche. Ohne seine Hülfe würde Brasilien in der Banda Oriental machtlos gewesen sein; ohne seine Hülfe hätten die Argentiner nie über die Brasilianer gesiegt. Als Schmuggler und als Zollbeamter einige Jahre später, als Patriot, als Freibeuter, als brasilianischer General, als argentinischer Oberbefehlshaber, als Präsident Uruguays gegen Lavalleja, als Geächteter gegen General Oribe, hatte Rivera allerdings vielfache Gelegenheit, sich in dem Studium zu vervollkommen, dem er sich so eifrig gewidmet hatte.

Ohne Zweifel werden die Eisenbahnen, welche in naher Zukunft ganz Argentinien durchziehen werden, wie sie überall nivellierend und alle nationalen Eigentümlichkeiten verwischend wirken, auch den Gaucho der Pampas bald zu einer sagenhaften historischen Figur machen.

J. Baumgarten.

2. Die Patagonier oder Tehuelchen.

Die Patagonier nennen sich selbst Ahonicanka und haben wahrscheinlich von den Aurokanern den bekannten Namen Tehuel-het (von het, Volk) oder Tehuelchen erhalten. Von der Leibesgröße dieses Volkes ist viel gefabelt worden. Alcide d'Orbigny, welcher sieben Monate unter ihnen lebte und viele maß, fand den größten 5 Fuß 11 Zoll hoch, die Durchschnittsgröße nicht unter 5 Fuß 4 Zoll, ähnlich sprach sich Victor de Rochas aus. Mayne maß viele von 5 Fuß 10—11 Zoll, mehrere von 6 Fuß 4 Zoll, einen sogar von 6 Fuß 10½ Zoll. Musters giebt ihnen eine Durchschnittsgröße von 1,72 Meter; er fand einige von 1,93 Meter. Sie haben eine dunkelbraune Haut, schwarze, langherabhängende Haare, plumpe, aber regelmäßige Züge und eine muskulöse Gestalt.

Die Zahl der Tehuelchen Patagoniens schätzt Musters auf 3000; er ist überzeugt, daß nicht mehr als 500 streitbare Männer vorhanden sind, die teils den südlichen, teils den nördlichen Stämmen (wenn man anders den Namen „Stämme“ für diese kleinen familienartigen Horden brauchen darf), teils selbst den Pampas-Indianern angehören. Da Musters das Land in seiner vollen Ausdehnung von Süden nach Norden durchwandert hat und die Leute der Horde, welche er begleitete, aus den verschiedensten Gegenden sich zusammengefunden hatten, so dürfte ihm schwerlich eine größere Anzahl entgangen sein. Die Annahme liegt außerdem nahe, daß diese geringe Bevölkerung noch in Abnahme begriffen ist: von den achtzehn Männern, welche in der Begleitung des Reisenden sich befanden, waren nach Jahresfrist nur noch acht vorhanden; Unglücksfälle, Krankheiten, Kämpfe mit feindseligen Horden hatten die übrigen hinweggerafft. Die Tehuelchen sind fast stets auf der Wanderung

begriffen. Ihre zeltartige bewegliche Wohnung, der Toldo, wird auf folgende Weise gebaut: eine Reihe Gabelpfähle von einem Meter Höhe wird in die Erde getrieben und querüber eine Stange gelegt, mit ihnen parallel, in einer Entfernung von 2 Meter, eine zweite Reihe fast 2 Meter hoch, gleichfalls mit einer Querstange, in gleicher Entfernung eine dritte Reihe 2½ Meter hoch. Über diese Träger zieht man eine aus 40—50 mit Fett beschmierten rotgefärbten Guanacofellen zusammengenähte schwere Decke. Der auf diese Weise geschützte Raum wird seitwärts mit dem aufgestapelten Gepäck wie mit einer Mauer umgeben, Vorhänge von Häuten teilen im Innern die Schlafräume ab. Im „Munde" des Zeltes wird Feuer angemacht; bei rauhem Wetter wird auch dieser vordere Teil des Zeltes mit einem Vorhang geschlossen. Freunde und Verwandte verbinden ihre Toldos mit einander. Das gewährt besseren Schutz und erspart einige Arbeit. Ein oder zwei Polster und eine oder zwei Roßhäute bilden das Mobiliar jeder Schlafabteilung; die Polster bestehen aus wollenen, von den Araukanern verfertigten Decken, die man mit Guanacowolle ausstopft; auf dem Marsche werden sie als Frauensättel benutzt. Die Wohnungen werden sehr reinlich gehalten. Das Kochgeschirr beschränkt sich auf einen eisernen Bratspieß; selten kommt ein eiserner Topf hinzu, der bald zum Kochen, bald zum Auslassen des Fettes, bald zur Mischung der Farbe dient, mit welcher beide Geschlechter sich rot färben. Die Herstellung, die Einrichtung und das Abbrechen der Toldos sind Sachen der Frauen, welche mit ebenso viel Geschick als Kraft zu arbeiten verstehen.

Zahlreiche Haustiere beleben die Umgebung der Toldos. Mehr als zweihundert Pferde gehörten der Horde, mit welcher Musters wanderte, außerdem giebt es Hunde, bisweilen werden auch Hühner auf dem Marsche mitgeführt. In langer Reihe ziehen die beladenen Lasttiere einher; die Wahl des Weges muß so eingerichtet werden, daß hinreichendes Futter für die Pferde und hinreichendes Wild zum Jagen für die Menschen vorhanden ist.

Wenn der Häuptling den Aufbruch angeordnet hat, fangen die jungen Männer und Knaben die munter herumlaufenden Pferde mit dem Lasso und bringen sie herbei; die Frauen legen ihnen die Schilfpolster, die mit Lederriemen festgebunden werden, die Mäntel und die farbigen wollenen Decken auf den Rücken; andere binden sich die Gürtel um oder stecken ihre kleinen Kinder in die Wiegen von Flechtwerk; wieder andere rollen die Decken der Toldos zusammen und beladen damit, wie mit den Zeldstangen die Lastpferde; zuletzt werden auch die kleinen Fässer, die man auf dem Marsche mit sich führt, mit Wasser gefüllt. Eine um den Hals des Pferdes gelegte Schlinge dient statt des Bügels zum Aufsteigen, die Frauen setzen sich auf ihre Polster, nehmen ihre Kinder und ihre Schoßhündchen zu sich, und fort geht es im gemächlichen Gänsemarsch. Die Männer treiben die Reservepferde zusammen und reiten hinterdrein, wenn alles fertig ist, oder gehen unterwegs dem Vergnügen und den Arbeiten der Jagd nach.

Zwei Tierarten sind es, denen der Tehuelche vorzugsweise nach-

stellt: der Guanaco (Auchenia Guanaco), ein dem Lama verwandtes Tier, und der südamerikanische Strauß (Rhea Darwinii). Beide leben in Herden, beide sind ihrer Natur nach zu raschem Lauf auf den weiten Ebenen und Hügelländern angewiesen, beide erlegt der Indianer auf gleiche Weise, indem er von seinem schnellfüßigen Pferde aus die Bola, eine schwere, an langer Leine befestigte Kugel, wirft und sie so niederreißt. Soll die Jagd systematisch betrieben werden, so wird eine Art von Kesseltreiben veranstaltet. Nicht selten kommt dabei auch ein Puma oder amerikanischer Löwe (Felis concolor) in den Bereich der Jäger: ein geschickter Wurf mit einer schweren Bola reicht oft hin, um dem Raubtiere den Schädel zu zerschmettern. J. Baumgarten.

3. Die Pescherähs.

Als der berühmte Entdecker Magellan am 21. Oktober des Jahres 1520 am Eingange der Meerenge angelangt war, die zwischen dem Südende des amerikanischen Festlandes und einem Felslabyrinth kleiner Inseln sich westwärts zum Stillen Ocean hinzieht und seitdem den Namen ihres Entdeckers trägt: da mußten alle seine Schiffsleute zuvor beichten und das heilige Abendmahl nehmen, denn es sollte am nächsten Tage die gefährliche Fahrt begonnen werden, die allen ein Kampf auf Tod und Leben dünkte.

Zunächst fanden sie die Ufer auf beiden Seiten der Straße kahl und öde, nach einer Fahrt von 50 spanischen Meilen (leguas) waldig und von hohen, schneebedeckten Berggipfeln eingerahmt, unter denen der höchste Berg des Feuerlandes, der jetzt Mount Sarmiento heißt, am meisten die Blicke anzog, da er in seiner Glockenform einen prachtvollen Anblick gewährt. Dem Lande zur Rechten ließen die Seefahrer den Namen Patagonien, dem zur Linken aber gaben sie den Namen Feuerland, weil sie des Nachts in den Gebüschen überall viele Feuer sahen, die vermutlich von den Eingeborenen angezündet waren. Wie von späteren Reisenden festgestellt wurde, erhalten die Wilden das Feuer immer lebendig, wo sie auch sein und wohin sie auch wandern mögen, in ihren Hütten und Wäldern, sogar in ihren Händen, da sie öfters mit brennenden Holzstücken einhergehen.

Die ganze Inselgruppe mit ihren schroffen Felsenbuchten, ihren öden Bergen und ihrem kalten, rauhen Klima sieht sehr ungastlich aus. Armselig, wie die Tier- und Pflanzenwelt, ist auch der Menschenstamm, der das öde Feuerland bewohnt. Kapitän Wilkes, der im Jahr 1842 eine Fahrt dahin machte, schildert die armen Pescherähs — wie man den eingebornen Stamm der Indianer nennt — also:

Während unseres Aufenthaltes bekamen wir zu verschiedenen Malen Besuche von den Eingebornen. Sie waren anfangs sehr schüchtern und zurückhaltend gegen uns, wurden aber bald geselliger und zutraulicher, als sie sahen, daß wir nichts Böses gegen sie im Schilde führten. Sie waren ganz nackt, mit Ausnahme eines kleines Stückes Seehundsfell, kaum groß genug, um die eine Schulter zu bedecken. Sie tragen dies

Fell gewöhnlich auf der Seite, woher der Wind bläst, sind aber gegen die Kälte gar nicht geschützt.

Die Pescheräh's sind kaum fünf Fuß hoch, von leichter Kupferfarbe, die aber fast ganz von Ruß und Schmutz verdeckt ist, besonders auf dem Gesicht, in welches sie sich wagrechte Streifen mit Kohle malen. Ihre Gesichter sind niedrig, mehr breit als hoch, zusammengedrückt, mit schmaler Stirn und stark hervortretenden Backenknochen. Ihre Augen sind klein, meist von schwarzer Farbe, und im innern Augenwinkel überdeckt das obere Augenlid das untere ein wenig, was ihnen viele Ähnlichkeit mit den Chinesen verleiht. Ihre Nase ist breit und platt, die Nasenlöcher sind weit geöffnet, in dem großen und breiten Munde stehen sehr weiße Zähne. Ihr Haar ist lang und dünn, schmutzig-schwarz und mit weißer Asche bestreut, was ihnen, da die Haare über das Gesicht herabhängen, ein höchst widerliches Aussehen giebt. Ihr Körperbau ist merkwürdig. Während nämlich Brust und Schultern besonders entwickelt sind, so sind Arme und Beine äußerst dünn und hager, und die ganz unverhältnismäßig langen Arme stehen wieder in schlechtem Verhältnis zu den kurzen, schwächlichen, schlecht geformten Beinen. Von einer Wade ist keine Spur vorhanden, sondern das Bein ist vom Fußknöchel bis zum Knie beinahe cylindrisch, die Schenkel haben außer den Muskeln fast kein Fleisch, ja zuweilen, wenn sie stehen, hängt die Haut in einer weiten Falte über das Knie herab. Bei einigen scheinen die Kniemuskeln ganz zu fehlen und nicht die geringste Kraft zu haben. Dieser Mangel rührt hauptsächlich von ihrer beständig sitzenden Lebensweise her, denn in ihren Hütten und Kanots sieht man sie fast nie in einer andern Lage. Ihre Haut fühlt sich bedeutend kälter an als die unsrige, und man kann sich kaum einen häßlicheren, mehr verkümmerten Menschenschlag denken. Von dem Wert der verschiedenen Tausch- und Handelsartikel, sogar von denen, die ihnen am liebsten und notwendigsten sind, scheinen sie fast gar keinen Begriff zu haben Eine zerbrochene gläserne Flasche ist ihnen so viel wert als ein Messer. Ein Streifen roten Wollenzeuges dünkt ihnen eben so wertvoll als das ganze Stück. Die Streifen binden sie gern turbanartig um den Kopf.

Die Kinder, die wir zu sehen bekamen, waren alle noch klein und lagen in einem Nestchen von dürrem Grase in einer Ecke des Kanot. Das Weib und ihr ältester Knabe ruderten das Boot, während der Mann sich damit beschäftigte, das eingedrungene Wasser auszuschöpfen und das Feuer zu unterhalten, das sie stets auf dem Boden ihres Kanots auf einem Häufchen Steine und Asche mitten im eingedrungenen Wasser mit sich zu führen pflegen.

Ihre Kanots sind aus Baumrinde sehr leicht gearbeitet, aber auch sehr gebrechlich, und die einzelnen Teile mit Stückchen Fischbein, Robbenhaut und Baumzweigen zusammengenäht. Sie sind an beiden Enden und durch eine Reihe Querhölzer, die oben am Bord eingespannt und befestigt sind, gespreizt und in der gehörigen Gestalt erhalten. Die Pescheräh's wagen sich selten über die Küstenströmung hinaus, mit deren Hilfe sie sich allein fortbewegen, denn ihre Schaufel-

räder sind so klein, daß sie ihnen zur Fortbewegung ihrer Kanots nur bei ganz ruhigem Meere einigen Vorschub leisten können.

Ihre Hütten errichten sie in der Regel hart an der Küste, im Schoße irgend einer kleinen Bucht und an Stellen, wo sie vor den herrschenden Winden Schutz finden. Diese Hütten sind aus jungen Bäumen oder stärkeren Ästen erbaut, die sie ganz einfach in die Erde stecken, oben zusammenbinden und mit Rinde, Zweigen, Binsen und Schilfgras durchflechten, so daß das Ganze wie eine geflochtene Fischreuse aussieht, die sie dann noch mit Gras, Rasenstücken, Baumrinde und dergleichen belegen. Der Regen wird aber nicht ganz abgehalten. Die Größe einer Hütte beträgt gewöhnlich sieben bis acht Fuß im Durchmesser und vier bis fünf Fuß in der Höhe; den Eingang bildet ein eirundes Loch; das Feuer brennt in einer Höhlung in der Mitte. Der Fußboden besteht aus wohlgeknetetem, festgetretenem Thon. Gegenüber der Hütte ist gewöhnlich ein Haufen von Schaltieren, Seesternen u. dgl. als Wintervorrat aufgehäuft, den man in der nächsten Nachbarschaft gesammelt hat.

Man sieht die Eingeborenen fast nur in ihren Hütten oder in ihren Kanots; der unebene, gebirgige Charakter des Landes erschwert ihnen den Verkehr zu Lande sehr; denn Felsstürze, Schluchten, Sumpfgründe wechseln überall. Die Wälder haben ein dornigtes, dichtes Unterholz, das sie fast undurchdringlich macht. Überdies scheinen die Eingeborenen die schlechtesten Fußgänger zu sein.

Eines Tages kamen drei Nachen auf uns zu gerudert, in welchen wir vier Männer, ein Mädchen von etwa sechzehn Jahren, vier jüngere Knaben und vier kleinere Kinder erblickten, von denen das jüngste kaum einige Wochen alt schien. Alle waren ganz nackt, obwohl das Thermometer auf 46 Grad Fahrenheit (ca. 7 Reaum.) stand. Sie führten rohe Waffen, nämlich Schleudern, um Steine daraus zu werfen, und drei rohe Speere, deren Spitzen aus Knochen mit Wiederhaken bestanden. Mit diesen fangen sie ihre Fische, welche innerhalb der Brandung in großer Menge sich vorfinden. Zwei von den Männern ließen sich bewegen an Bord zu kommen, nachdem sie wohl eine Stunde lang um das Schiff herumgefahren waren und um Gegengeschenke von unserer Seite ihre rohen Speere, etlichen Zierat und einen Hund ausgetauscht hatten. Was sie an Bord sahen, schien sie gar nicht in Verwunderung zu setzen, außer als sie einen unserer Zimmerleute mit einem großen Bohrer in ganz kurzer Zeit eine dicke Planke durchbohren sahen, was für sie eine höchst mühsame Arbeit gewesen wäre. Sie waren sehr gesprächig, lachten, wenn man sie anredete, ja brachen bisweilen in ein überlautes Gelächter aus, das sie jedoch sogleich wieder mit ihrem bescheidenen Ernste vertauschten. Sie zeigten eine überraschende Fähigkeit, Töne und Geberden nachzuahmen, und konnten jedes Wort, das wir ihnen vorsagten, mit merkwürdiger Genauigkeit nachsprechen. Einer sang sogar die Tonleiter nach der Violine ganz fehlerlos auf und ab und konnte sogar halbe Töne ohne Mühe treffen. Ihre Stimmen sind sehr klangreich.

Obgleich sie uns ziemlich laut anredeten, sprachen sie doch unter sich immer sehr leise, sie konnten auch kein stärkeres Geräusch ertragen, und das Trommeln oder Abfeuern von Gewehren schien ihnen so unerträglich, daß sie sich die Ohren zuhielten.

Die Männer waren sehr eifersüchtig auf ihre Weiber und gestatteten uns Fremden nicht gern den Zutritt in ihre Hütten, obwohl es kaum häßlichere Geschöpfe giebt als diese Feuerländerinnen. Ihre Weiber kamen nie zu uns an Bord und waren äußerst scheu; gewöhnlich verlassen sie ihre sitzende oder hockende Stellung nicht und verrichten auch die meisten häuslichen Geschäfte in derselben Haltung. Alle hatten die Gesichter mit Ruß beschmiert, und es wollte uns fast scheinen, daß dieses im Auftrage der Männer geschehen sei. Die Beschäftigung der Männer beschränkt sich auf den Bau der Hütten; das Herbeischaffen von Nahrungsmitteln, ja selbst das Rudern der Boote fällt den Weibern zur Last.

Gegen Abend besuchten zwei unserer Leute ihre Hütten; ehe sie die Küste erreichten, sahen wir die Eingebornen ein Feuer am Strande anzünden, offenbar in der Absicht, die fremden Besucher bei demselben zu empfangen, um sie womöglich von ihren Hütten abzuhalten. Als sie landeten, kam ihnen einer der Indianer entgegen und sprach lebhaft zu ihnen; er deutete auf das Schiff und versuchte sich durch Gebärden verständlich zu machen, zeigte dann nach Südost, dann wieder auf das Schiff, faltete die Hände wie zum Gebet und rief zu wiederholten Malen elvah, elvah, woraus wir schlossen, daß auch diese Wilden eine Ahnung von Gott oder einem höchsten Wesen haben. Nach einer kleinen Weile führten die Indianer unsere Abgesandten nach ihren Hütten, sie krochen aber zuerst in ihre Höhlen, hockten den Weibern gerade gegenüber und lüfteten das kleine Robbenfell, das ihre einzige Kleidung ausmacht, um von der Wärme zu profitieren. Die Weiber starrten ihre Gäste besonders neugierig an, suchten aber die Neugierde zu verbergen, indem sie sich mit ihren Kindern zu schaffen machten. In der Hütte suchte Herr Drayton von dem Indianer, der zuerst gesprochen hatte, zu erfahren, ob wirklich bei seinem Volke eine Kenntnis des höchsten Wesens vorhanden sei. Er deutete zu wiederholten Malen gegen den Himmel und faltete die Hände; die Indianer folgten seinem Beispiele und wiederholten im Chore dasselbe elvah wie zuvor. Näheres war nicht von ihnen zu erforschen.

Ihre Weise, freundschaftliche Gesinnungen auszudrücken, besteht darin, daß sie ihren Gast mit dem Worte „Pescheräh" begrüßen, das wahrscheinlich Freund bedeutet, und daß sie ihn bei den Händen ergreifen und mit ihm wie Frösche im Kreise herumhüpfen. Auch unsere Gefährten wurden auf diese Weise begrüßt, bekamen dazu noch eine Art Lied zu hören, das der „Willkommen" sein sollte. Vergebens suchten sie von ihnen zu erfahren, auf welche Weise sie Feuer anzündeten. Aus der Sorgfalt jedoch, womit sie es unterhalten und aufbewahren, ist zu schließen, daß die Feuerbereitung ihnen nicht leicht wird. Sie nähren sich hauptsächlich von Muscheln, Austern, andern Schaltieren

und von Fischen. Seehunde und größere Fische werden ihnen bisweilen von der Brandung zugetragen. Das Land bringt wilden Sellerie, das Scharbockkraut, verschiedene Beeren und eßbare Wurzeln hervor. Sie kochen aber ihre Nahrungsmittel nur wenig, lösen die Schaltiere durch Hitze aus ihren Schalen und verzehren sie leicht geröstet.

Einer von den Indianern, der mit unsern Gefährten auf das Schiff zurückkehrte, wurde von uns zu Tische gezogen; nach kurzem Unterrichte bediente er sich des Messers und der Gabel sehr geschickt. Wein und geistige Getränke verschmähte er; dafür mundete ihm Zuckerwasser desto besser. Gesalzene Speisen schmeckten ihm nicht besonders, allein mit Reis und Plumpudding stopfte er sich im buchstäblichen Sinne voll. Als er seinen Appetit gestillt hatte, schien er äußerst fröhlich und wohlgemut, lachte und tanzte und sang unaufhörlich sein „Heimelah!" Wir ließen ihn dann sorgfältig mit Seife waschen, und dadurch erhielt er eine bedeutend hellere Hautfarbe. Er war etwa 23 Jahre alt, ziemlich kräftig gebaut, aber so lange er auf dem Schiffe war, oft unpäßlich, da er seinen Magen mit Reis und Pudding überlud.

Die größte Überraschung gewährte ihm das Schauspiel unseres Gottesdienstes; von dem Augenblicke an, wo der Schiffsprediger zu lesen begann, verwandte er kein Auge von ihm und drückte sein Erstaunen wiederholt durch dumpfe Laute aus. Wir hatten ihm Kleider angezogen; aber als er nach Verlauf einer Woche das Heimweh nach dem Lande bekam, war er kaum an die Küste gebracht worden, als er schon wieder nackt erschien. Seine Kleider hat er wahrscheinlich verschenkt.

Kurz vor unserer Abreise hatten wir eins unserer Luftsegel gewaschen und am Strande ausgebreitet; als wir abfahren und das Segel holen wollten, war es verschwunden. Vermutlich war es von den einfältigen Indianern für eine Kostbarkeit gehalten worden.

Armes Volk, das seine Tage hinbringen muß unter einem stets kalten, regnerischen und stürmischen Himmelsstriche, auf einer Erde, die keine Freude und keine Wärme hat, und nur so viel dem Menschen bietet, daß dieser nicht verhungert! Das einzige Tier, welches den Pescheräh's so nützlich werden könnte, als das Renntier den Eskimos oder das Lama den Peruanern, wäre das Guanako, das zum Lama-Geschlecht gehört und noch im tiefsten Süden Amerikas fortkommt. Aber die Eingebornen besitzen nicht die Mittel, dieses Tier einzufangen und für ihren häuslichen Gebrauch anzuwenden. So führen sie ein kümmerliches Pflanzenleben, das schwerlich so bald zu besserer Bildung entwickelt werden wird; denn vor dem „kalten Feuerlande" hat jeder Respekt; sieben Missionare, die 1850 dahin kamen, waren schon im folgenden Jahre von Hunger und Krankheit aufgerieben, und für die handeltreibenden Nationen ist dort nichts zu holen.

A. W. Grube und Wilkes.

4. Ein Sturm am Kap Horn.

Eine Menge von Zeichen deutete darauf hin, daß wir ein von dem gemäßigten sehr verschiedenes Klima erreicht hatten. Albatrosse erschienen, und zahllose Scharen noch nicht gesehener Seevögel belebten das Meer, damit beschäftigt, im pfeilschnellen Fluge die Bewohner des Ozeans zu ergreifen, die sich zu hoch an die Oberfläche gewagt hatten, während uns andere scheinbar völlig mühelos in der tiefen Furche des Wassers folgten, welche ein segelndes Schiff stets hinter sich läßt. Seegräser von der gewaltigen Größe der antarktischen Arten begegneten uns in weiten Feldern, die ersten, die wir seit Durchschneidung des Golfstromes in solcher Menge wieder sahen. Fortgetrieben von leichten, aber günstigen Winden, näherten wir uns so dem gefürchteten Kap Horn täglich mehr. Nur zwei Männer unserer Schiffsmannschaft konnten sich rühmen, je auf seiner Westseite gewesen zu sein: der eine ein Matrose, der Jahre lang sich allein zwischen den Fidji-Inseln umhergetrieben hatte und, des wilden Lebens müde, endlich Gelegenheit fand, auf einem Walfischfänger Europa wieder zu erreichen; der andere ein Offizier des Schiffes. Während der erstere, mit ruhiger Würde auf der Ankerwinde thronend, noch am späten Abend durch seine Erzählungen den jungen Teil der Mannschaft an sich zu fesseln wußte, hörte man auf dem Hinterdeck nicht ohne Teilnahme dem anderen Erzähler zu. Mancher forschende Blick flog indessen wohl über den herbstlichen Himmel nach dem Süden, wo stets graue Wolken lagerten und wo auch unser ein trauriges Schicksal harren mochte. Niemand war unter uns, der nicht das Meer schon oft im Zustande eines großen Aufruhrs gesehen hatte, und doch ging keiner dem Kap gleichgültig entgegen; denn alle hatten von seinen Stürmen gehört oder gelesen, und die Schicksale mancher Seefahrer erhalten sich vorzugsweise als mündliche Überlieferungen. Zeitig begannen am folgenden Morgen die Vorbereitungen auf eine stürmische Fahrt. Durch Zusatz kräftiger Taue wurden die Masten verstärkt, die längeren Topmaste und alle leichten Segel entfernt, und was irgend auf dem Deck mit den Wellen in Berührung kommen konnte, wurde dreifach befestigt. Am 14. Februar befanden wir uns dem Kap St. John gerade gegenüber. Hoch und kühn, aber abschreckend lag das Felsenland vor uns. Unter manchen günstigen Anzeichen nahte der Abend, und alle erwarteten eine schnelle und glückliche Umsegelung des Vorgebirges. Die heftigen Bewegungen des Schiffes deutete aber schon um Mitternacht den Schlafenden an, daß eine unangenehme Veränderung geschehen sei. Der gefürchtete Windwechsel war eingetreten; der Wind wehte nun gerade aus Süden entgegen. Grau wie an einem schneeschwangeren Novembertage lag am Morgen der Himmel über uns. Wie immer war das Meer das getreue Abbild des Firmaments, denn schwärzlich und glanzlos dehnte es sich vor uns aus, fast ununterscheidbar von dem gleichgefärbten Horizonte und unendlich verschieden von jenem schönen Ozeane der Wendekreise, dessen Anblick selbst den Vielgereisten stets von neuem anzieht durch das glanz-

volle Spiel seiner Farben und seinen Ausdruck einer erhabenen und gleichmäßigen Ruhe. Abschreckend genug sah das Land aus, dem wir uns nicht ohne Besorgnis immer näher getrieben fanden. Die rauhen Felswände der Küsten erheben sich steil und schwärzlich aus dem Meere, wie es scheint, ohne irgendwo dem Landenden gefahrlose Punkte darzubieten. Rings umher erscheinen sie von brechenden Wellen von der halben Höhe eines Mastes umgeben; denn trotz der Entfernung gewahrten wir diese deutlich, wie sie sich als weiße, flockenähnliche Erhöhungen über das dunkle Meer erhoben. Runde Außenlinien schienen verbannt, denn alles war scharf und in Zacken aufgelöst; coulissenartig schoben die dünnen Felswände sich hinter einander vor oder suchten eine die andere zu überragen. Den Hintergrund dieses Bildes der Unwirtlichkeit schlossen hohe, zackige Gebirge, den größeren Küstenstrichen angehörend. Alle waren auf ihrem Gipfel und in den Spalten und Vertiefungen ihrer Seiten bis weit hinab mit frisch gefallenem Schnee bedeckt, der sich scharf von dem scharfen Gestein abzeichnete und den unfreundlichen Eindruck der Unbewohnbarkeit nur noch erhöhte. Zwischen den Kanälen erhoben sich aber hier und da dichte Nebel, welche, langsam aufsteigend, der Masse finsterer Wolken sich anschlossen, bis diese sich zuletzt wie ein endloser horizontaler Streif über dem Lande lagerten. Umsonst waren die Versuche gegen den Wind aus diesem umschließenden Golf zu entkommen; seine stets zunehmende Stärke veranlaßte unser Beilegen unter Sturmsegeln. Eine heftige Strömung der Wellen von Südwest her galt uns allen Erfahrungen nach als das untrügliche Anzeichen des herannahenden Sturmes. Am Morgen, der später als gewöhnlich durch die Regengüsse brach, die kalt, mit Hagel- und Schneeflocken untermischt, auf uns herabströmten, hatte Seeströmung und Sturm das Schiff mehr als sechs geographische Meilen zurückgetrieben. Ein neuer Versuch, den Weg nach Süden zu erzwingen, mißlang; denn die außerordentlich heftige Erschütterung des Schiffes, dessen Bugspriet oft unter die See begraben wurde, lehrte uns seine Gefährlichkeit kennen. So verstrich ein anderer, ebenso unheimlicher Tag. Gegen elf Uhr abends erreichte aber der Sturm eine solche Höhe, daß durch die über dem Fahrzeuge brechenden Wellen in kurzer Zeit alles Bewegliche vom Deck gerissen und mancher Gegenstand zertrümmert wurde. Fast wäre ein Teil der auf dem Deck Beschäftigten verloren gegangen; denn eine so gewaltige Welle brach über ihnen zusammen, daß nur das Anklammern an das Takelwerk sie vor dem schäumenden Abgrunde rettete. Sie riß zwei unserer Boote trotz aller vorsichtigen Befestigung im Augenblicke mit sich fort und zerstörte die eine Seite des Bords fast in ihrer ganzen Länge. Der zweite Offizier hatte das Unglück, während dieser furchtbaren Szenen durch den Sturm vom Topsegel des Mittelmastes herabgeschleudert zu werden. Niemand hatte in der Dunkelheit dies bemerkt, und nur zufällig wurde er, anscheinend leblos, auf dem Deck gefunden. Man brachte ihn in die Kajüte, um Rettungsversuche zu machen. Mit Blut bedeckt, leichenbleich, Haare und Kleider von Seewasser strömend, lag er kaum atmend vor uns, scheinbar in dem Augenblicke begriffen,

wo nach Beendigung des schweren Kampfes die Lebenskraft langsam und unwiderruflich entweicht. Er war jedoch mit einem einfachen Bruche des Schienbeins und mit unbedeutenden Verletzungen davon gekommen und konnte bereits bei der Ankunft in Chile das Lager verlassen. An das Schlafen war bei einem solchen Aufruhr der Elemente und nach einer so ergreifenden Szene nicht zu denken. Fast betäubend war der Lärm auf dem Deck, denn selbst die nächsten Nachbarn vermochten kaum sich gegenseitig verständlich zu machen. Die gesamte Mannschaft war auf dem Hinterteil versammelt; starke Stricke waren querüber gespannt als Anhaltepunkte bei dem fortwährenden Brechen der Wellen, die jeden Unvorsichtigen mit fortgerissen haben würden. Undurchdringlich schwarz war die Dunkelheit, und nur in den plötzlich überstreifenden Strahlen der Kompaßlichter wurden hin und wieder die geisterhaft bleichen Gesichter unserer jüngeren Leute und die narbigen Züge unserer älteren Matrosen sichtbar. Aus den ersteren sprach die Bangigkeit der Unerfahrenen, aus den letzteren die starre Entsagung des Glaubens an Vorherbestimmung, von welchem selten ein Seemann frei ist. Nie ist mir auf manchen langen Seereisen ein Meer so leuchtend vorgekommen wie dieses. Wahrhaft schreckend war das schneeweiße, blendende Licht, welches auf dem Kamme der langen Wogen dahinlief, wenn sie, viel höher als unser Deck zu beiden Seiten angeschwollen, mit einem einzigen Zusammenschlagen das Menschenschiffchen begraben zu wollen schienen. Man glaubt fast, man werde auf ihnen jene Geister des Sturmes erblicken, wie sie einst dem kühnen Gama abmahnend erschienen, zürnend über den nimmer rastenden Menschen, der selbst in die Gegenden vorzudringen strebt, welche ihm durch die ununterbrochenen Äußerungen entfesselter Naturkräfte auf immer verschlossen scheinen sollten.

Mit dem bleichen Lichte des stürmischen Morgens erkannten wir in undeutlichen Umrissen zu unserer Rechten eine schwärzliche Masse, einem hohen Lande ähnlich. In wenigen Stunden waren wir ihm nahe genug gekommen, um seine Einzelheiten deutlich wahrnehmen zu können. Es war das Kap Horn. Kaum vier englische Meilen von uns entfernt lag dieses berühmte Vorgebirge, welches als Endpunkt eines großen Kontinents und als Zeuge mancher der großen Unternehmungen, durch welche der ausdauernde Europäer seine Macht und Civilisation nach den entlegensten Gegenden verpflanzt, die Teilnahme doppelt in Anspruch nimmt. Jenes Vorgebirge ist aber auch würdig, die äußerste Grenze eines so großen Weltteils zu bezeichnen. Von welcher Seite man es auch erblickt, so zeigt es sich als eine abgesonderte, aber majestätische Masse, welche in die immer stürmische Südsee kühn hinaustritt und in ihrer ruhigen Größe gleichsam den Sieg des Festen über das Flüssige zu verkünden scheint. Die große und einsame Felsenmasse, aus welcher das Kap besteht, ist nicht wie diejenige des Feuerlandes in vielfache Gruppen gespalten. Das von Nordost her aufsteigende Land vereinigt sich in eine einzige abgerundete Bergspitze und fällt nach Erreichung seines höchsten Punktes fast senkrecht nach Süden in das Meer hinab. Schwärzlich gefärbt und fast ohne

Ungleichheiten, aber auch ohne die geringste Spur von Pflanzenwuchs bietet der gewaltige Felsen den Stürmen sein Haupt, von jeher unbewohnt und wohl selbst den Wilden unzugänglich. Nicht einmal die zahllosen Scharen von Seevögeln, welche diese Meere erfüllen, bauen sich dort an; denn sie finden auf den mehr niedrigen Inseln und zwischen den stachligen Gräsern und den rasenartigen Doldenpflanzen der antarktischen Flora geschütztere Orte zur Begründung ihrer Ansiedelungen. Wir verloren unter dauernd üblem Wetter, welches jedoch wenigstens den Gebrauch einiger Segel zu erlauben begann, um Mittag Kap Horn aus dem Gesichte. Noch stürmte es mit vieler Heftigkeit, allein doch in mehr westlicher Richtung; Grund genug, einen südlichen Kurs zu steuern, um in höheren Breiten eine ruhigere See und wo möglich einen mehr günstigen Wind aufzusuchen. Nur erst im Laufe dieses Tages konnten wir den erlittenen Schaden übersehen. Von unsern Booten war nur das große uns geblieben; das Kochhaus war umgeworfen und zertrümmert, und zu beiden Seiten fehlte fast überall der Bord. Mancher empfindliche Schaden war dem Tauwerk zugefügt worden; indessen zog das Schiff trotz des unablässigen Rollens wenig mehr Wasser als zu anderen Zeiten. Wir waren froh, als wir am dritten Tage nach dem Verlassen des Kap Horn in eine ruhigere See gelangten.

Pöppig.

V.

Bilder aus Australien.

Allgemeine Übersicht.

1. Umfang Australiens. — 2. Geschichte der australischen Kolonien. — 3. Tier- und Pflanzenwelt.

1.

Noch erübrigt unserer Betrachtung ein Stück neuer Welt, das aus sehr verschiedenen Bestandteilen zusammengesetzt ist. Den bedeutendsten bildet der Kontinent Australien, der durch seinen Goldreichtum den Strom der Auswanderung noch immer anzieht und bei der Ertragsfähigkeit seines Bodens einer schönen Zukunft entgegengeht. Diese fernste Südwelt liegt in der Südsee, dem Großen Ozean, von dem man bis auf die erste Weltumseglung des Portugiesen Magelhaens, 1520—25 keine Ahnung hatte. Dieses Stille Meer (Pacific) breitet sich zwischen Ostasien und Westamerika in einer Breite von 1200 bis 2350 Meilen aus, das größte aller Weltmeere, an Umfang (3,2 Mill. Q.-M.) das gesamte Festland unserer Erde ($2^1/_2$ Millionen Q.-M.) um $^1/_4$ übertreffend und mehr als den dritten Teil der Erdoberfläche ($9^1/_4$ Mill. Q.-M.) bedeckend. Vom Norden an, wo es durch die Behringsstraße in das nördliche Eismeer übergeht, wird es nach Süden, indem Asien sowohl als Amerika immer mehr voneinander zurückweichen, bis zum Äquator hin zusehends breiter, um dann in das südliche Polarmeer, wie auch in den Indischen und Atlantischen Ozean überzugehen. In dieser großartigen Ausdehnung umfaßt es die Inselwelt des fünften Weltteil. Jedoch nur seine Mitte ($23^1/_2$ Grade zu beiden Seiten des Äquators) ist von Inseln belebt; seine „Nordsee“ sowohl als seine „Südsee“ liegen gleichsam tot.

Australien umfaßt außer dem Festland drei große und viele kleine Inseln samt zahllosen Eilanden in zwanzig Inselgruppen, welche sich auf einem Raum von $1^1/_5$ Millionen Q.-M. ausbreiten und bis zu 1700 Meilen (= ein Drittel des Äquators) von einander entfernt sind. Im äußersten S.-W. erhebt sich das eigentliche Australien, 140000 Q.-M., 7,7 Millionen qkm, seit 100 Jahren als der fünfte Kontinent genannt. Denselben umgeben im N. Neu-Guinea, im S. Tasmania, und über 300 Meilen südöstlich die Zwillingsinsel Neuseeland. Die kleineren Inseln liegen weiter im O., bedecken aber alle zusammen nicht mehr als 3200 Q.-M., 175000 qkm. Zuerst ziehen von Neuguinea in einem Bogen südostwärts mehrere Inselgruppen bis in die Richtung von Neuseeland: die innere Inselreihe, welche noch die größeren unter den kleinen enthält, z. B. Neukaledonien. Im N. von Neuguinea dagegen beginnt mit den Karolinen, in der Richtung von Südamerika hin, ein zweiter größerer Gürtel von Inselgruppen: die äußere Inselreihe, die mit der einsamen Osterinsel, dem äußersten Vorposten im S.-O., aufhört. Nördlich von ihr liegt noch eine besondere Gruppe zwischen China und Kalifornien vereinzelt, die Hawaii-Inseln. Den ganzen Inselkomplex begreift man unter dem Namen Polynesien (Vielinselwelt), auch Ozeanien. — Eine andere Gruppierung nennt, hauptsächlich von den Völkerschaften ausgehend, nur den östlichen Teil der äußeren Reihe samt den Sandwichsinseln Polynesien; den nordwestlichen Teil derselben mit den Marianen Mikronesien (Kleininselwelt); die innere Inselreihe aber wegen ihrer dunkellockigen Menschenrasse Melanesien (Schwarzinselwelt). Die gesamte Landmasse beträgt 163000 Q.-M., 9 Mill. qkm, bewohnt von $4^1/_4$ Mill. Menschen.

2.

Es giebt vielleicht keinen anziehenderen Stoff für den Geschichtsschreiber, als das wunderbare Aufblühen der australischen Kolonien; denn die Weltgeschichte bietet uns kein ähnliches Beispiel einer so raschen Entwicklung, eines so schnellen Fortschreitens dar. Und doch nehmen in Australien die ödesten Steinwüsten und Sandebenen ungeheure Strecken ein; ein sehr großer Teil des Innern zeigt eine hoffnungslosere Unfruchtbarkeit als die Sahara: im Sommer ein hohles Becken brennenden Sandes, zur Regenzeit ein ungeheures, seichtes Binnenmeer. Aber wo noch vor etwas über hundert Jahren der große Weltumsegler Cook*) nur einige fast auf der Stufe der Tierheit stehende Wilde antraf, erheben sich jetzt Städte, deren Pracht mit der der Hauptstädte des Mutterlandes wetteifert, und die Häfen, wo noch vor siebzig Jahren nur der Auswurf der Menschheit zu gezwungener Arbeit ausgeschifft wurde**), sehen jetzt jährlich Tausende von freien Auswanderern aus allen Weltteilen herbeiströmen.

*) Geb. 1728, wurde 1779 bei der Landung auf Hawaii von den wilden Insulanern ermordet. — **) bis 1788 bloß von Eingebornen bewohnt; von da bis 1828 eine englische Strafkolonie.

Die acht Merinoschafe, die ursprünglich ein unternehmender Auswanderer einführte, sind zu Millionen angewachsen. Das Land, welches keine einzige Frucht oder Wurzel hervorbrachte, die dem Menschen als Nahrung hätte dienen können, und mit Ausnahme eines wandernden Känguruhs oder scheuen Emus keinen Vierfüßler oder Vogel aufwies, der des Schusses wert war, führt jetzt für viele Millionen Pfund Sterling an Wolle, Talg, Kupfer und Gold aus; und ein zahlreiches Volk lebt im Vollgenusse aller Produkte, welche der Kunstfleiß oder die Natur in anderen Weltteilen erzeugen. Der Verbannungsort der Verbrecher, der verrufene Aufenthalt der Thränen und der Verzweiflung, wo der Mangel an Lebensmitteln oft so groß war, daß Morde für eine einzige Mahlzeit begangen wurden, ist jetzt zu einem Lande geworden, wo die Arbeit sehr gut belohnt wird, die Bevölkerung sehr rasch zunimmt und der Lebensunterhalt mit sehr geringen Sorgen sich gewinnen läßt.

Im Jahre 1788 wurde die englische Flagge zuerst auf den einsamen Ufern von Sidney-Cove*) aufgepflanzt. Die kleine unfreiwillige Kolonie bestand bei ihrer Gründung aus 1030 Seelen und zählt gegenwärtig eine Bevölkerung von mehr als 500 000; einige Stück Rindvieh und Pferde bildeten den ganzen Viehstand, während nach den amtlichen Berichten vom Jahre 1873 die Haustiere von Neu-Süd-Wales auf über 300 000 Pferde (eine der besten Rassen der Welt), über 3 Mill. Stück Hornvieh und über 20 Millionen Schafe angewachsen sind. Die Stadt Sidney besitzt die herrlichsten öffentlichen Gebäude. Prachtvolle Fenster aus gemaltem Glase zieren die ungeheure Universitätshalle, und ein Stadthaus, dessen Saal an 6000 Personen fassen soll, sowie ein großartiger Dom schmücken die Stadt.

Doch trotz dieses riesigen Aufschwunges ist die Provinz Neu-Süd-Wales, die älteste unter den jugendlichen Kolonien Australiens, durch ihre glänzende Tochter Victoria**) verhältnismäßig verdunkelt worden. Vor dem Jahre 1851 war Melbourne nur ein höchst unbedeutender Ort. Da plötzlich machte es die Entdeckung, daß es in einer goldreichen Gegend liege, wo fabelhafte Reichtümer mit geringer Mühe sich erwerben ließen, und sofort erwachte es zum regsamsten Leben.

Ich wüßte nicht, wie das staunenswerte Wachsen und Emporblühen der Provinz Victoria deutlicher vergegenwärtigt werden könnte, als durch die einfache Thatsache, daß sie gegenwärtig über 300 Poststädte zählt. Im Jahre 1851 betrug die Bevölkerung 77 345 Seelen, von welchen 28 143 in der Stadt Melbourne wohnten. Im März 1857 war die Bevölkerung der Provinz auf 410 776, und die der Stadt auf 99 244 gestiegen, und im Jahre 1873 betrug sie an 800 000. Ein erfreuliches Zeichen bei dem raschen Wachstum der Goldstadt ist es, daß sie auch Sinn für Kunst und Litteratur zu haben scheint. Sie

*) Einer Bucht, in deren Nähe die gleichnamige Hauptstadt von Neu-Süd-Wales angelegt wurde. — **) Britische Kolonie im Süden von Australien mit der Hauptstadt Melbourne.

besitzt eine stark besuchte öffentliche Bibliothek, und das Parlament hat vor kurzem 2000 Pfund zur Anschaffung von Gipsabgüssen der berühmtesten Statuen ausgesetzt. Das größte Interesse wird der geistigen Erziehung gewidmet, und der Genuß einer vorzüglichen Bildung ist in Melbourne erreichbar.

Der wunderbare Aufschwung der Kolonie erklärt sich zumeist aus der Goldproduktion; von der Ergiebigkeit der Quarzadern, in denen sich vorzüglich das kostbare Metall findet, ein paar Beispiele. Ein Schlächter, namens Dawborn, hatte mit einigen Freunden eine kleine Gesellschaft gebildet, welche einen Schacht bis zu einer Tiefe von 48 Meter trieb, ohne Gold zu finden. Die Mittel der armen Spekulanten waren nun völlig erschöpft und sie selbst gänzlich entmutigt. Es ist ein gewöhnlicher Gebrauch bei den Quarz-Bergleuten, das Tagwerk mit Sprengen zu beschließen; denn das Sprengen am folgenden Morgen würde die Arbeit aufhalten, bis der Rauch sich verzogen. Dieser Sitte gemäß sprengten spät an einem Nachmittage Dawborn und seine Genossen ihr letztes Bohrloch, gewissermaßen um von der Grube Abschied zu nehmen, welche sie alle zu Bettlern gemacht hatte. Denselben Abend ging der arme Schlächter in eine Schenke, wo er sich die größte Mühe gab, seinen vierten Anteil für 15 Pfund zu verkaufen, überall jedoch mit Hohngelächter abgewiesen wurde. Als er aber am folgenden Morgen die Grube besuchte, um seine Gerätschaften wegzuholen und noch einen letzten Blick in das Grab seiner Hoffnungen zu werfen, wurde er fast überwältigt von dem glänzenden Anblick, der sich ihm darbot. Das erste Zerstampfen von 6 Tonnen*) Quarz lieferte 370 Unzen Gold oder ungefähr 1480 Pfund Sterling. Seit der Zeit ist der Reichtum der Gesellschaft schnell gewachsen, und die Aktie, die für 15 Pfund keinen Käufer fand, wäre später gerne mit 10000 Pfund bezahlt.

Ein Edelmann, der in Oxford studiert hatte, war nach Victoria gezogen und arbeitete dort so angestrengt und fleißig wie der tüchtigste Bergmann. Lange waren alle seine Mühen vergebens; doch endlich erschien ihm Fortuna in ihrem vollen Glanze; denn in einer unglaublich kurzen Zeit zog er nicht weniger als 8000 Pfund Sterling Gold aus dem Schachte, der seine Geduld und Ausdauer auf eine so schwere Probe gestellt hatte. Unglücklicher Weise wurde er durch diese plötzliche Gunst der Glücksgöttin in einen solchen Zustand der Aufregung versetzt, daß er in einem Anfalle von Wahnsinn aus dem Fenster sprang und sich den Hals brach.

Die größte aller neueren Goldentdeckungen verdankt man den Chinesen. Die Einwanderungssteuer brachte sie auf den Einfall, sich auf Umwegen in die Kolonie einzuschleichen; sie landeten in Gurchen, einer Bai in Südaustralien, wanderten von dort über die Grenze und kamen in der Nähe des Berges Ararat auf ein Goldlager von wunder-

*) Eine Tonne = 2240 engl. Handelspfund, das Pfund zu 16 Unzen, die Unze zu 2 Lot gerechnet.

barem Reichtum. Während sie auf einem ihrer ersten Lagerplätze das Gras entwurzelten, um den Boden zu untersuchen, fanden sie das berühmte „Chinesenloch“, welches in wenigen Stunden 3000 Unzen Gold lieferte. Die glänzende Entdeckung führte zur bedeutendsten Bewegung unter den Goldgräbern; denn in wenigen Tagen waren 90,000 Menschen versammelt, und ehe noch ein Monat verflossen war, hatte man schon den Grundplan zu einer großen Stadt entworfen. Zauberhaft schnell erhoben sich Kaufläden und Gasthäuser, worauf bald Theater, Billardzimmer, eine tägliche Eilpost und eine täglich erscheinende Zeitung folgten. So verwandelte sich innerhalb zweier Monate eine wilde Bergschlucht in die regsamste Stadt, wo gut gelegene Bauplätze fast so teuer bezahlt wurden, wie in denjenigen Straßen Londons, wo der Weltverkehr am lebendigsten ist.

Neben dem Golde wird die Schafzucht immer noch die größte Quelle des Reichtums für die australischen Kolonien bleiben, und sie bewirkt noch schneller als das Gold die Erweiterung der Strecken, welche die Kultur der Wildnis entreißt. Die Anzahl der Schafe verdoppelt sich in ungefähr zwei und ein viertel Jahren, so daß sie alsdann einen doppelten Raum erfordert. Es liegt etwas Erhabenes in jenem regelmäßigen Fortschreiten des Menschen und seiner friedlichen Herden über die Wildnis, die er seinen Bedürfnissen zinsbar macht. Vor ihm flieht in die noch unbekannten Einöden der schwarze Schwan mit lautem Trompetengeschrei, das scheue Känguruh in gewaltigen Sprüngen, und der träge Ureinwohner mit seinem Speer und seiner Wurfkeule. Wo eben noch eine Wüste war, erheben sich Hütten, die allmählich zu Weilern und Dörfern anschwellen, und wo vor kurzem noch bunte Papageien und schneeweiße Kakadus ihr ohrzerreißendes Geschrei ertönen ließen, singt der Kanarienvogel in seinem Käfige aus chinesischem Bambusrohr das liebliche, wohlbekannte Lied. Auch unsere Nachtigall nebst den andern beliebtesten Sängern unserer heimatlichen Fluren ist schon eingeführt; ferner sind junge Lachse, die durch eine sinnreiche Vorkehrung mit süßem Flußwasser für die lange Reise versehen waren, vielfach abgesandt, um die Ströme Australiens zu bevölkern.

Man kann sich denken, daß die Schäfer sehr gesucht sind und einen Lohn erhalten, um den mancher Höhergestellte in Europa sie beneiden möchte. Das ruhige Leben in der Wildnis hat für manche einen unaussprechlichen Reiz, und unter den Hütern der Herden befinden sich einige, die in Cambridge und Oxford studiert haben und nun, wie die alten Einsiedler der thebaischen Wüste, fern von der Welt den friedlichen Schafen folgen und ein glückliches, beschauliches Leben führen.

3.

Die Tierbeschreibung Australiens und seiner Inseln ist noch bei weitem nicht vollständig erkannt und wissenschaftlich erläutert worden, aber schon der bekannte Teil derselben weist eine Menge höchst merkwürdiger Formen auf. Der riesige Emu oder Kasuar, der prächtige

Paradiesvogel und die kostbar gefärbten Papageienarten, der riesenhafte See-Elefant, der Hirscheber, der fliegende Hund und das Känguruh sind Säugetier-Bildungen, welche selbst den erfahrenen Forscher mit Interesse und Bewunderung erfüllen. Sowohl auf dem australischen Festlande, als auf den in seiner Umgebung liegenden Inseln befinden sich eine Menge Tiere, die auf keinem andern Boden vorkommen. Besonders reich aber ist jene Inselwelt an Amphibien. Australien selbst ist, von einigen unbedeutenden Bergzügen abgesehen, meist ein sich weit ausdehnendes Tiefland, so daß es sich bei einem etwas höhern Meeresstande in eine Menge Inseln verwandeln würde, gleich den Molukken oder Neuseeland. Infolgedessen enthält Australien viele weit verbreitete Sümpfe und feuchte Wälder, welche für Reptilien der willkommenste Aufenthalt sind.

Selbst die Meere jener Erdzone sind mit Reptilien erfüllt, die man sonst nur auf dem Lande oder an Sümpfen zu finden gewohnt ist. Nach den Berichten glaubwürdiger Naturforscher und Reisender befinden sich in den ruhigen Gewässern zwischen den zahlreichen Inseln Millionen giftiger Schlangen (Ruderschlangen), die bei ruhigem Wetter spielend über dem Wasserspiegel hingleiten, ohne sich aus der Flut zu erheben. Ihre Zunge ist gespalten und weiß, während die der Landschlangen meist schwarz ist. Sie leben von Wassertieren aller Art, und ihr Biß soll unbedingt tödlich sein. Auf dem australischen Festlande sind mehr Amphibien, als selbst in Südamerika, welches sonst als das am meisten damit bevölkerte Land galt. Auch hier ist die Zahl der Giftschlangen überwiegend. Zwischen den Bezirken Port Philipp und Gipsland z. B. liegen ungeheure Wald- und Moorstrecken, in welchen dies widerliche Gezücht ungestört und häufig nistet. Hier ringelt sich neben der über 1,5 Meter langen Rieseneidechse und dem doppelt geschilderten Krokodil die gelbbraune Brillenschlange, welche armdick, obschon nur 1,3 Meter lang ist, ferner die schön gebänderte Korallenschlange oder Prunknatter und die schwarzpunktierte Warzenschlange. Unter dichtem Schmarotzerfarn wälzt sich der gemeine Dreieckkopf, auch Lanzenviper genannt, mit rotgelb-bräunlichem, dunkelgewölbtem Rücken und gelbem Bauche; diese Schlange wird über zwei Meter lang, dick wie ein Mannesschenkel und hat über 3 Centimeter lange Giftzähne. Der Kopf ist klein, flach und fast dreieckig, vorn ganz mit Schildern bedeckt. Die Eingeborenen fürchten mit Recht dies Ungetüm als eine der gefährlichsten Giftschlangen, die selbst die Klapperschlange und Hutschlange an Bosheit übertrifft. Die riesige Python, der brasilianischen Boa ähnlich und bis zu 8 Meter lang, ist nicht giftig. Dagegen erreichen ihre Fangzähne eine Größe von mehr als 5 Centimeter, und ihr Körper ist so muskulös, daß sie einen Ochsen bequem in ihren Umschlingungen zermalmen kann. Die Bewegungen der Python, welche mitunter in Menagerien nach Europa kommt, sind trotz ihrer Größe und Dicke zierlich und rasch, ihre Augen lebhaft und nicht tückisch, wie die der meisten andern Schlangen. Sie macht besonders Jagd auf das größte

Wild Australiens, das Känguruh, außerdem auf den plumpen Wombat, auf den Hirscheber und sogar auf den Affen. Sie verschlingt, wie das Krokodil, ihr Opfer, mit den Zähnen stoßweise nachhelfend. Oft erreicht sie ein Gewicht von vier Centnern. An trockenen, sandigen Stellen, da wo Zwerggebüsch meilenweit sich ausdehnt, schlüpfen Hornschlangen und graue Nattern durch Sand und Laub, mit ihren hellen, listigen Augen nach ihrem Raube spähend. Baumschlangen von lebhaft grüner Farbe, damit der arglose Vogel seine Mörder nicht erkenne, kriechen und springen von Ast zu Ast. Diese werden meist 1,5 Meter lang, sind sehr dünn am Leibe und außerordentlich häufig.

Der allzustarken Vermehrung der von den eingeborenen Australiern heftig verabscheuten Reptilien ist einigermaßen durch die ungeheuren Waldbrände vorgebeugt, welche oft Wochen lang Strecken von hundert Quadratmeilen im Umfange verheeren und selbst den feuchten Moorboden in Glut setzen. An solchen Punkten tritt dann oft gänzlicher Mangel an Reptilien ein, und der Ansiedler bewegt sich hier mit weit mehr Sicherheit, als in dem Dickicht, in welchem der schillernde Tod seiner lauert.

Schwarz und Grube.

I. Das Festland Australien.

1. Die Blauen Berge.

Der Name der „Blauen Berge“ erklärt sich von selbst; das Gebirge erscheint aus der Ferne von blauem Äther umgeben. Selbst im grellsten Sonnenlichte ist dies deutlich wahrzunehmen. Die Ausdünstungen der verschiedenen Arten von Eucalyptus (Gummibäumen), welche fast ausschließlich diese Berge schmücken, soll die blaue Färbung der Atmosphäre hervorrufen. Der Hauptgebirgszug erstreckt sich südlich 70 englische Meilen weit; nach beiden Seiten ziehen sich auf 34 Meilen hin die westlichen und östlichen Ausläufer. Wer Zeit und Mühe daran wenden kann, um einzelne Thäler zu Fuß zu durchstreifen, wird sich jedenfalls belohnt finden. Auf Mount Victoria, dem höchst gelegenen Punkte, sind einige Gasthäuser eingerichtet worden, von denen aus der Tourist gewöhnlich seine Ausflüge unternimmt. Das mit großer Mühe verbundene Besteigen einiger wenig höher gelegenen Punkte in der Nähe des Mount Victoria ist nicht lohnend, man müßte denn ein ganz besonderes Verlangen tragen nach intensivstem Sonnenbrand. Das gleichsam umgekehrte Unternehmen aber wird niemand bereuen, obgleich es mit Anstrengungen und Gefahren aller Art verbunden ist und ziemlich einen ganzen Tag in Anspruch nimmt: eine Partie in die tief gelegenen Schluchten. Hier ist der Natur der echt australische Stempel aufgedrückt. Man muß unbedingt in die eine oder andere Schlucht hinunterklettern, und sollte es auf Händen und Füßen geschehen, um den so eigentümlichen Reiz der australischen Tier- und Pflanzenwelt in seiner Wildheit kennen zu lernen. Staunen mit Kopfschütteln, tiefster Ernst mit freudigstem Lachen bewegt den Wan-

derer; doch behält eine gewisse Ängstlichkeit die Oberhand, da man sich in steter Gefahr befindet. Es ist die giftige Schlange, die eine reine, ungetrübte Freude an dieser herrlichen Natur nicht aufkommen läßt. Die Furcht vor ihrem Biß, der fast in allen Fällen den Tod sofort nach sich ziehen soll, ist ein beklemmendes, unangenehm lästiges Gefühl. Doch immer von neuem ergreift uns freudiges Erstaunen; die Bilderbücher aus der Jugend goldenen Tagen scheinen vor uns aufgeschlagen: was wie nur im Bilde einst halb ungläubig geschaut, „hier wird's Ereignis." Die Lyravogel! Dort auf den dürren Ästen eines alten Gummibaumes stolziert er gravitätisch umher. Das Weibchen hält sich in der Nähe des Nestes auf, während der Hahn mit fast senkrecht getragenem Schweif auf einem Zweige seinen Platz genommen hat. Von Zeit zu Zeit, in der unendlichen Stille, läßt er ein sonderbares Pfeifen hören. Unberechenbarer Rhythmus und wahrhaft grauenerregende Intervalle liegen in seinen Tönen, die doch tief und süß klingen. Seltsamer Sangesbruder! Man kann nicht umhin, ihn auszulachen. Zwischen den riesigen Sandsteinblöcken, die man mühevoll überklettert, hört man plötzlich ein Rascheln. Das ist der Lysard (eine große, etwa 2—2½ Meter lange Eidechse), der nach der Quelle eilt, die unter den Felsblöcken rieselt und sich unten in der Schlucht zu einem Wässerchen gesammelt hat. Ein harmloses Tier, scheu und geschwind, aber gut Freund mit der Schlange. Daher meidet man gern seine Nähe, zufrieden, ihn in seiner braunen Haut auf einen Augenblick beobachtet zu haben. Der Anblick der schwarzen, 2—2½ Meter langen Schlange ist im höchsten Grade widerlich. Unten am Wasser, im Schlamme trifft man sie häufig und muß auf der Hut sein, sie nicht zu berühren oder gar zu treten. Der schwarze Führer und sein Hund erkennen die Anwesenheit der Schlange schon auf 10 bis 15 Schritt am Geruch und bedeuten dem Reisenden, stillzustehen. Die Eingeborenen nähern sich dann dem gefährlichen Tiere auf 3 bis 4 Schritte und versetzen ihm mit einem guten Stocke, geübt und kräftig mit sicherer Hand, einen Schlag über den Kopf, der jeden Angriff desselben unmöglich macht.

Bunte, in den reichsten Farben schillernde Insekten summen emsig von Blatt zu Blatt, oder wiegen sich auf den langausgestreckten Armen der unzähligen Kräuter. Die Pflanzenwelt, obgleich eigentümlich einseitig, hat doch ihre großen Reize. Im feuchten Boden, in der Nähe der kleinen Gewässer, gedeihen Farnkräuter von seltener Höhe (3—4 Meter), von erquickender Schönheit des Grüns und merkwürdiger Mannigfaltigkeit der Blattgestaltung. Diese Farne sind die Zierde der Wildnis und werden von den Reisenden mit Vorliebe gesammelt, natürlich nicht ohne große Schwierigkeiten; denn der Weg hinauf ist beschwerlich, und jede Kleinigkeit, die man zu tragen unternimmt, wird mit der Zeit eine Last. Berühmte deutsche Botaniker haben hier reiche Schätze für ihre Herbarien gesammelt. Der Laie aber thut besser daran, sich an dem prächtigen Grün zu erfreuen und nur den Eindruck mit nach oben und nach Hause zu nehmen von all dem Schönen, Er-

greifenden, das dort unten in den Schluchten, auf immer feuchtem Boden grünt und blüht wie in einem gewaltigen Treibhause.

Den höchsten Reiz gewährt es, einen Sonnen-Auf- und -Untergang auf Mount Victoria zu genießen. Die nahegelegenen Wasserfälle im Cunimbla-Valley und bei Mount Piddington zu besuchen, dürfte in zweiter Linie folgen. — Der Grundcharakter der Berge ist wild; Wege und Stege sind nur mit Mühe zu passieren. Die eisenhaltige, rote Sandsteinformation entsendet unter grellen Strahlen des australischen Sonnenlichtes feurige Reflexe, die sich dem dunkeln Grün der Eukalypten gegenüber ganz seltsam ausnehmen. Das Auge wird nicht müde, in die Ferne zu schauen; denn es findet im Hintergrunde allerwärts den wohlthuenden Ruhepunkt in der blauen Atmosphäre. Die Färbung derselben wird nach Sonnenuntergang ganz besonders auffallend und stark, so daß man nur einen kleinen Gesichtskreis behält. Völlige Dunkelheit tritt sehr bald nach dem Verschwinden der Sonne ein, und nur noch vereinzelt schauen hier und da nackte Stellen des Gesteins aus der Dunkelheit hervor. Das Schauspiel des Tages hat ein Ende; die heilige Nacht breitet ihre Schwingen aus, der Mond geht auf. O, diese „mondbeglänzte Zaubernacht, die den Sinn gefangen hält!“ Der Mond gießt sein ruhiges, weißes Licht aus über die schlummernden Berge. Die ganze Scenerie nimmt einen milden Charakter an; man glaubt nicht, daß es dieselben Berge sind, die man erst wenige Stunden vorher so feurig, so wild und kühn gesehen hat. — Die Nacht auf Mount Victoria ist so herrlich, daß man nur zu leicht dazu kommt, sie zum Tag zu machen. Und man thut gut daran; denn der Wirt auf Mount Victoria hat Betten, die der Einfachheit wegen mit rotem Sandstein gestopft zu sein scheinen. Es ist also ratsam, unterm Regenschirm auf Farnkräutern zu übernachten. Die Verpflegung ist ähnlicher Art; die Gemüse, gekochtem Seegras nicht unähnlich, werden zwar reichlich gegeben, aber schlecht. — Auch fehlt es an gutem Trinkwasser; der so genannte Stoff in der großen Cisterne wird zwar mit Aufmerksamkeit, aber ohne jeden Durst betrachtet; denn er ist braun und abgestanden. Um so besser mundet der englische Porter und am besten das verehrlichste Getränk „half and half“, die Mischung aus Porter und Ale.

Voll der reichen Eindrücke fuhr ich mit dem Frühzuge bergab, dem Städtchen Bathurst zu, welches an einem Miniaturflüßchen, Namens Macquarie River, liegt und etwa 5500 Einwohner zählt. Die nahegelegenen Goldminen lieferten im Jahre 1879 einen Ertrag im Werte von 62982 Pfund Sterling. Bathurst hat recht ansehnliche Gebäude, und das Aussehen des Ortes läßt auf großen Reichtum schließen. In nächster Umgebung werden Kohlen an der Oberfläche gefunden, und bei Hartley, einem unweit gelegenen kleinen Orte, findet sich der Ölstein in Schichten von ein Meter Dicke, der unter dem Namen shale in Menge nach England versandt wird und 150 bis 160 Pfund rohes „Oil“ per Tonne liefert. Bathurst trägt den Namen „Kornkammer Australiens“, und gewiß nicht mit Unrecht. Schon lange, bevor man die

Stadt erreicht, sieht man links und rechts vom Bahnkörper den prachtvollsten Weizen auf den Feldern, zwei Meter hohe Halme beugen sich unter der Last schwerer Ähren. Auch andere Feldfrüchte, vorherrschend der schwere australische Mais, gedeihen hier in üppiger Weise. Zwischendurch bemerkt man Landstriche, die noch gar nicht urbar gemacht worden sind. Allenthalben stand einst der Gummibaum; denn Tausende von alten Stümpfen, die von abgehauenen oder abgebrannten Stämmen übrig geblieben sind, weisen auf reiches vergangenes Leben. Die Beseitigung des Gummibaumes macht große Schwierigkeiten; denn er erreicht eine Stärke bis zu $1^1/_3$ Meter im Durchmesser, und sein Holz ist hart wie Eisen, sehr fett und zähe. In der Nähe der kleinen Ortschaften und Gehöfte sind europäische Bäume angepflanzt, die auf dem vorzüglichem Boden leicht fortkommen. Mit einigem Vergnügen begrüßt man unsere Eiche, die sich wohl zu fühlen scheint. Unser guter Lindenbaum kann sich dagegen an den langen Sommer nicht gewöhnen.

Dehn.

2. Der Wald des Australkontinents.

Unter den Waldbäumen des Australkontinents nehmen die Eukalypten bei weitem die erste Stelle ein. Von denselben sind wiederum die sogenannten Gummibäume die wichtigsten. Wir finden diese vornehmlich an den Ufern der Flüsse oder in den Betten derselben; wo es nicht an den erforderlichen Niederschlägen fehlt, steigen sie von den Thalgründen an den Abhängen bis zu den Kuppen der Berge empor. Da ihr Stamm indes eine starke, holzartige Rinde, ihre schmalen Blätter eine starke Oberhaut haben, so ist ihre Verdunstung nur sehr gering, und sie vermögen selbst anhaltende Dürre ohne Nachteil zu überwinden. Zu diesen Eukalypten gehören die höchsten und stärksten Baumgewächse nicht nur Australiens, sondern auch der Erde überhaupt. Nach dem berühmten Botaniker Ferdinand von Müller in Melbourne giebt es unter diesen Riesenbäumen einige, deren Holz 108 907 laufende Meter einzölliger Planken ergeben würde. Die zu gewinnenden Öle aus den Blättern eines solchen Baumes werden auf $15^1/_2$ kg berechnet. Man hat Bäume der Spezies Eucalyptus amygdalina von 130, ja sogar von 150 m Höhe und einem Umfange bis zu 27 m gefunden, Bäume, die also in der Lage wären, das Straßburger Münster, ja die Pyramide des Cheops zu überschatten, während nur die höchste Spitze des Kölner Domes ihre Laubkrone überragte.

Als der größte Baum Westaustraliens erscheint ein Kairo (Eucalyptus colossea) im Warrenthale; derselbe ergab eine Höhe von 115 m und seine Verästung begann erst in einer Höhe von 100 m; seine Höhlung aber war so groß, daß in dieselbe drei Reiter nebst Packpferd hineinreiten und sich umdrehen konnten, ohne abzusteigen. — An den glatten Stämmen solcher Riesen schweift, wie Ferdinand von Müller bemerkt, das Auge zu ungeheurer Höhe empor, ehe es den ersten sich abzweigenden Ast zu erspähen vermag. Ein Schwindel erfaßt uns, indem wir die schwankenden Kronen suchen, Kronen, welche die höchsten

Bauwerke der Erde überschatten könnten. In einer Tiefe von 33 m lassen sich im Gestein der Goldfelder noch die zarten Saugwurzeln entdecken, die zwischen Schiefer, Quarz und Eisenstein sich durch die weichen, feuchten, thonhaltigen Stellen schlängeln, um die Nahrung aufwärts zu führen und die immergrüne Krone da oben in brennender Sonnenglut frisch zu erhalten.

Solch mächtige Bäume finden sich allerdings nur an bevorzugten Orten, und zwar weniger in der eigentlichen Tropengegend als in der südlich gemäßigten Zone. Unter den 950 Arten von australischen Bäumen, die eine Höhe von 10 m und darüber erreichen, nehmen die Eukalypten eine bedeutende Zahl ein und haben einen sehr erheblichen Nutzungswert. Eine andre merkwürdige Form unter den australischen Waldbäumen stellen die Kasuarinen darin, welche statt der Blätter zartgestreifte Schachtelhalme tragen und wegen der Härte ihres Holzes zu den wertvollsten Bäumen der Kolonien gehören. Noch abenteuerlicher sehen die Grasbäume aus, welche auf knorrigem, oft wunderbar gewundenem Stamme am Gipfel einen gewaltigen Büschel von groben Grasblättern tragen, aus dem ein starker Blütenstengel in der Art eines Rohrkolbens emporschießt. Diese Gewächse sind auf die subtropische Gegend beschränkt und erheben sich in Westaustralien zu einer Höhe bis zu 10 m. Abgesehen von der Santalacee (dem australischen Kirschbaum), dem Affenbrotbaum, dem Flaschenbaum, der Araukarie und dem Pisang, sind ferner die wunderbaren Baumfarn zu erwähnen, welche in dem Illawarrathal im Süden von Sydney bis zu 10 m hoch wachsen. Das genannte Thal zeigt übrigens in seinen Wäldern eine üppige Vegetation, wie man sie auf dem Australkontinente nicht vermutet. Hier erheben sich schlanke Palmen bis zu 33 m; zwischen ihnen indische Feigenbäume, welche durch Gewinde blühender Lianen zu undurchdringlichem Gewirr verbunden sind; von den Zweigen herab hängen prächtige Parasitengewächse, und noch in den hohen Ästen der Baumwipfel schlägt riesiges Farnkraut seine Wurzeln. Allenthalben streben schlanke Baumformen verwandten Charakters den höhern von unten entgegen, und von den Sandsteinfelsen, welche sich in dieses Urwaldparadies herabsenken, leuchten die feuerroten Blüten des Feuerbaumes in die Ferne.

Mehr als diese Üppigkeit finden wir im australischen Walde einen parkartig gestalteten Eukyptenwald. In demselben stehen die mächtig hohen Bäume mit dünnbelaubten Kronen weit aus einander, so daß sich auf dem Boden noch kräuterreiche Triften entwickeln und Reisende sich hier bequem der Wagen bedienen können. Solange der Grasteppich frisch ist, bietet dieser lichte australische Wald einen angenehmen Anblick dar, der jedoch völlig verschwindet, sobald die Sonne das Gras verdorrt und der hagere Wind die letzten Blüten von Baum und Busch verweht hat.

F. v. Müller.

3. Der Murray.

Auffällig ist in Australien die große Armut an Gewässern, welche sich aus der geringen Erhebung seiner Gebirge und der verhältnismäßigen Dürftigkeit der Niederschläge genügend erklärt. Obenan unter den Flüssen steht der Murray mit seinem großen Nebenflusse Darling. Da diese beiden Ströme alle Gewässer Ost- und Südaustraliens zwischen dem 26. und 36. Breitengrade in sich aufnehmen, also einen Raum umfassen, der dem zwischen Turin, Königsberg und Belgrad gleichkommt, so könnte man annehmen, daß sie eine ähnliche Bedeutung besitzen wie Mississippi und Missouri in Amerika, allein die Wirklichkeit ist keineswegs den gehegten Erwartungen entsprechend. Es hat dies darin seinen Grund, daß die Wassermenge nicht gleichmäßig genug ist, vielmehr zwischen Überfülle und Mangel schwankt. Zwar in dem Murray haben neuerdings Regulierungsarbeiten das allzu tiefe Sinken des Wasserspiegels so ziemlich beseitigt, dagegen ist der Darling nur bei höherer Flut, dann aber ziemlich weit aufwärts, schiffbar, so daß man sogar in mehrere seiner Zuflüsse eindringen kann. Der Murray hat seine Quellen in den Warragongs oder Australischen Alpen. Hier durchwandert er ein hochromantisches Waldgebiet, bespült dann die fruchtreichen Weinhügel Alburys und tritt endlich in die Ebene ein, in welcher zahlreiche Zuflüsse ihm entgegeneilen. Der Murray selbst sendet von seinem rechten Ufer Arme aus, welche mit parallel laufenden Nebenflüssen eine Verbindung zwischen ihm und dem Murrumbidgee erzeugen, so daß sich seine überflüssigen Gewässer fast in einer Kreisbahn bewegen. So kommt es denn, daß diese Ebene von einem Gewirr von Flüssen und Kanälen durchschnitten wird, weshalb sie auch den Namen „Riverina" erhalten hat. Nachdem der Murray den Murrumbidgee aufgenommen hat, hört diese Spaltung auf. Der erwähnte Nebenfluß ist nicht so bedeutend, wie man erwarten sollte, gestattet aber mehrere Monate hindurch einen Dampfschiffverkehr bis Wagga-Wagga. Sein Lauf verfolgt etwa dieselbe Richtung wie der Hauptstrom; von Nordost geht ihm der lange, aber seichte Lachlan zu, welcher häufig seine Ufer überflutet, aber sich ebenso häufig auch in eine bloße Kette von flachen Teichen verwandelt. Nach der Vereinigung des Murrumbidgee mit dem Murray wird dieser breiter und tiefer. Seine Ufer sind meist eben und tragen vielfach mächtige Gummibäume, während aus den Betten seichter Lagunen Polygonumdickichte emporwuchern. Hin und wieder führen schmale, tiefe Kanäle, von dichtem Laubwerk überwachsen, seitwärts zu flachen Seeen hinüber, die in weniger üppigem Vegetationskranze erscheinen, dagegen um so reichlicher von Vögeln aller Art umschwebt werden. Später erheben sich weiße Kalkfelsen steil aus der Flut, welche sich an ihnen schäumend bricht und ihren Fuß unterwühlt. Näher der Mündung wird das Ufer wieder niedriger und sinkt zuletzt zu einem flachen, sandigen Strande herab, der die großen flachen Seeen Alexandrina und Albert einfaßt, durch welche der Fluß mit schmaler gefahrvoller Öffnung in die Encounterbai mündet. Die Gestade

des Murray sind in seinem Oberlaufe am anziehendsten und fruchtbarsten, denn hier werden dieselben durch frische Berglandschaften gebildet. Weiter abwärts folgen ausgedehnte Prärien, auf diese wieder dichtes Gebüsch und endlich trostloses Malley- und Spinifexgestrüpp, das nur selten durch besseres Buschwerk oder durch offene Ebenen unterbrochen wird. Das Land ist überwiegend sandig und wenig fruchtbar. Unterhalb Echuca verschwindet der Ackerbau völlig und die unbedeutendsten Ortschaften, welche alsdann folgen, dienen lediglich als Entrepots für die Produkte und Bedürfnisse der Schafzucht treibenden Anwohner. Die erst an den Mündungsseeen wieder beginnende Kultur bleibt auf bescheidener Stufe stehen. Trotz alledem behauptet der Murray mit seinen beiden Nebenflüssen Darling und Murrumbidgee eine hohe Bedeutung als Verkehrsader, da durch dieselben die Wolle der ausgedehnten Weidedistrikte der europäischen Industrie zugänglich gemacht wird. Hierdurch sind denn auch bereits mehre ansehnliche Städte an dem Stromgebiete emporgewachsen. Durch Telegraphen an den Flußufern wird Schiffern und Kaufleuten jedes Steigen der Flüsse zur Ausnutzung mitgeteilt, und dann bewegen sich alsbald, der herabeilenden Flut entgegen, von Schleppdampfern gezogen, ganze Flottillen von flachen Barken. Aber wenn auch vieles geschehen ist und geschieht, um den Flußverkehr zu heben, so werden trotzdem der Murray und seine Nebenflüsse im Vergleich zu dem Stromsysteme des Missisippi immer zwerghaft erscheinen.

Nach K. E. Jung von J. W. O. Richter.

4. Die Urbewohner von Australien.

Die Australier gehören einem besonderen, durch bestimmte, leicht erkennbare körperliche Merkmale abgegrenzten Völkerstamm an. Sie sind weder Papua, noch sind sie Neger, dem Polynesier stehen sie noch weit ferner. Man nehme einen Bewohner des Südens und führe ihn unter die nördlichen Stämme, man stelle die Eingeborenen des Ostens und Westens neben einander, in allen Fällen wird ein Vergleich die gemeinsamen Grundzüge zeigen, welche unter der Oberfläche anscheinend nicht unerheblicher Verschiedenheiten liegen. Freilich sind die Berührungen, welche der Nordrand seit geraumer Zeit mit andern Völkerstämmen hatte, nicht ohne Einfluß auf die dortigen Bewohner geblieben. Klippen und Korallenriffe bilden in den seichten Wassern der Torresstraße eine leicht überschreitbare Brücke, über welche die Bewohner des südlichen Neuguineas ihren Weg finden konnten, ihre großen seetüchtigen Boote vermitteln noch heute einen lebhaften Verkehr zwischen zahlreichen Inseln. Weiter westlich ist die Küste öfters von Chinesen besucht worden, um demselben Geschäft obzuliegen, das die Malayen an der Nordwestküste treiben, der Trepangfischerei, wenn die Jahreszeit für den Fang dieser als besondere Delikatesse hochgeschätzten Seegurke günstig ist. Dieser Verkehr hat seit vielen Menschenaltern bestanden, dennoch sind die Eindrücke, welche er auf die australische Bevölkerung jener Gegenden gemacht hat, wenig auffallend und bedeutend. Außer dem Gebrauch von Bogen und Pfeil, welche wir, als den Papua entlehnt,

an der Spitze der York-Halbinsel finden, und den kunstvolleren, mit Segeln versehenen Fahrzeugen von durchaus nicht australischem Charakter haben sich die Küstenbewohner kaum irgend etwas von ihren höher stehenden Gästen angeeignet. Formen, welche an die typischen Merkmale jener drei Völker erinnern, finden wir allerdings an der Ostküste ziemlich weit nach Süden, bis zur Wide Bai, aber sie sind doch sehr vereinzelt und daher nicht nachhaltig.

Mit diesen wenigen Ausnahmen sind die Australier ein einziger, unvermischter Völkerstamm. Denn wenn in einem, dem unsern an Größe doch nahezu gleichkommenden Weltteil die Unterschiede zwischen den Bewohnern einzelner Gegenden oft sehr erheblich sind, so werden wir uns über eine solche Erscheinung nicht wundern, umsoweniger, da wir wissen, wie unüberschreitbare Grenzen eine undurchdringliche Wald- und Wüstennatur zwischen denselben oftmals aufgerichtet hat. Trotz aller Verschiedenheiten im einzelnen erscheinen die Züge, welche wir vorfinden, im großen und ganzen als die einer einzigen Familie mit aller Gleichmäßigkeit und auch aller Mannigfaltigkeit einer solchen.

Auch die Bewohner Tasmaniens sind wir geneigt den Australiern zuzuzählen, wenngleich nicht unbedeutende Verschiedenheiten im Körperbau, in der Hautfarbe und im Haarwuchs bestanden haben mögen, wofür wir ihre seit langer Zeit bestandene Isolierung verantwortlich machen könnten. Etwaige Bedenken durch Nebeneinanderstellung beider Stämme zu heben oder auch zu begründen, ist heute leider nicht mehr möglich, da die letzten Tasmanier schon seit Jahren verschwunden sind.

Ein Bild, das für alle Urbewohner des Erdteils gelten dürfte, läßt sich wohl in einigen großen Zügen geben. Die Farbe der Haut ist schwarzbraun, zuweilen auch heller und ins rötliche spielend, das auch am Körper reichliche Haar tiefbraun und immer gelockt, der Bart voll und stark, wo er nicht auf künstlichem Wege entfernt wurde. Der Schädel mit dem starken Knochengerüst ist langgestreckt mit schmaler, aber hochansteigender und vortretender Stirn, tiefliegenden schwarzen Augen, deren Sklerotika gelblich gefärbt erscheint, mit vorspringenden Backenknochen, oben eingedrückter, unten breiter Nase, großem Mund mit dicken Lippen, vorragenden Kiefern mit starken guten Zähnen, aber zurückweichendem Kinn. Von hohem Wuchs sind die Eingeborenen im allgemeinen nicht, obschon Männer von sechs Fuß und darüber bei manchen Stämmen keine Seltenheit sind, ebensowenig zeichnen sie sich durch starke, wohl aber äußerst geschmeidige und elastische Muskulatur aus, sodaß sie vermöge der Biegsamkeit ihrer Glieder Stellungen einnehmen können, welche Europäern unmöglich werden. Bei dem Ausbessern eines Speeres benutzen sie die Sohle ihres Fußes als Arbeitstisch und halten mit den Zehen einen zu bearbeitenden Holzstab ebenso sicher, wie weniger geschmeidige Leute mit der Hand. Die Greiffähigkeit ihrer Fußzehen leistet ihnen auch gute Dienste beim Erklettern hoher und starker Bäume, in deren Rinde sie mit spitzigem Stabe Vertiefungen schlagen, um an den glatten säulenartigen Schäften wie auf einer Wendeltreppe zu schwindelnder Höhe emporzusteigen.

Collins sah Bäume, an denen solche Einkerbungen bis zu achtzig Fuß und darüber hinaus reichten. Bei Überfällen schleppen sie ihre Speere, welche sie zwischen den Zehen halten, im Grase einher, sehr gewandt stehlen sie die kleinsten Dinge auf diese Weise und führen ihre Beute geschickt zu der auf dem Rücken gehaltenen Hand. Sie setzen beim Reiten den Fuß nicht in den Bügel, sondern fassen den letzteren fest zwischen die beiden größten Zehen, ebenso bedienen sich die Frauen beim Stricken von Netzen der Fußzehen in überraschender Weise. Zu momentanen großen Kraftanstrengungen sind sie wohl fähig, sie erreichen im Sprung erstaunliche Höhen. Sie sind gute Fußgänger und schnelle Läufer, aber kommt es zu anhaltendem Aufwand von Kraft, so treten sie weit hinter den Europäer zurück. Ihre kleinen, ungemein zierlichen Hände zeigen, wie wenig an Arbeit sie gewöhnt sind, wenige kräftige europäische Männer vermöchten die Hand um den engen Bügel zu zwängen, welcher ihren Schilden zur Handhabe dient. Wunderbar ist die Schärfe ihrer Sinne, wenigstens ihr Seh- und Hörvermögen, daher verfolgen sie mit Leichtigkeit Spuren, nach welchen der europäische Kolonist selbst bei angespanntester Aufmerksamkeit vergeblich späht, daher sind sie auch heute in den meisten Kolonien unter die Polizeimannschaften der dünn besiedelten Weidedistrikte eingereiht, und bei Verfolgung der noch bis zur Stunde bestehenden Räuberbanden erweisen sie sich nahezu unentbehrlich. Daß ihre Ausdünstung eine eigentümliche widerwärtige Schärfe besitzt, ist wohl ausgemacht; es ist dieselbe auch vollkommen unabhängig von dem größeren oder geringeren Mangel an Reinlichkeit, obschon sie natürlich wesentlich dadurch beeinflußt wird.

Zur Vervollständigung unserer Schilderung von der äußeren Erscheinung der Bewohner Australiens haben wir noch der Narbenwulste Erwähnung zu thun, welche auf Brust und Oberarm, auch auf dem Rücken, in symmetrischen Linien angebracht werden, ferner das Durchbohren der Nasenscheidewand, welche eine Federspule oder ein geglätteter und zugespitzter Knochen schmückt. Einige Stämme entfernen das Barthaar teilweise, andere tragen den Bart voll, zuweilen auch durch eine Muschel, einen Hundeschwanz zugespitzt und verlängert, wo dieser Männerschmuck als hohe Zierde gilt. Durch das Ausschlagen von einem, auch zwei Zähnen in der oberen Zahnreihe sind andere Stämme gekennzeichnet.

Weniger zur Bekleidung als zum Schmucke dienen die Gürtel aus Schnüren, die man in vielfachen Windungen um den Leib wickelt, ferner die aus gleichem Material bestehenden Armbinden, die Federn, mit denen sie ihr Haupt schmücken, das auch häufig durch Schnüre aus Opossum- oder den hochgeschätzten Menschenhaaren zusammengehalten wird. Auch durch rote und weiße Streifen, Kreuze und Kreise suchen die Eingeborenen einiger Gegenden das Aussehen ihrer Person zu heben.

Das Bild, welches wir so empfangen, ist gerade kein anziehendes. Gewiß ist es kein schöner Menschenschlag, allein so abstoßend, wie

manche Reisende die Australier schildern, dürfen wir sie uns doch nicht denken. Sind auch die Gliedmaßen oft dünn und schwach, so ist die Brust doch immer breit uud hoch gewölbt, die Haltung des Körpers vorzüglich und auch das sonst wenig ansprechende Gesicht erhält bei freudiger Bewegung gewinnende Züge. Am wenigsten anmutend werden sie durch ihren Mangel an Reinlichkeit, welche durch Einreibungen mit Fett und Kohle, sowie mit farbigen Erden keineswegs befördert wird. Diese Einreibungen sollen sehr oft ein Schutz sein gegen die Kälte und Nässe, vor welchen sie die dürftige Bekleidung nicht sichern kann. Wenn aber neuere Reisende ihre Schilderungen dieses oft verkannten Menschenstammes nach den vorkommenden Individuen entwarfen, welche ihnen in den Straßen längst gegründeter Ortschaften begegneten, so thaten sie dies mit nicht mehr Recht, als der Fremde beanspruchen könnte, dem als Prototyp unserer Nation ein physisch wie moralisch verkommener Bummler unserer Großstädte zum Portrait gesessen hätte. Will man den Australier richtig beurteilen, so muß man ihn dort aufsuchen, wo europäische Halbkultur ihn noch nicht degradiert hat. Es besteht ein gewaltiger Unterschied zwischen jenen von Schmutz starrenden, in Lumpen dürftig gehüllten, mit ekelhaften Krankheiten behafteten Menschen, welche ihre ärmlichen Lagerstätten in der Nähe der Ansiedelungen aufschlagen, um auf irgend eine Weise zu Nahrung, Tabak, womöglich zu Spirituosen zu kommen, und den in Gottes Naturgewand gekleideten Jägern, welche noch frei von importierten Lastern im Vollbesitz ihrer eigentümlichen Gaben über die weiten Reiche des Innern hin mit unfehlbarer Sicherheit die Spuren des flüchtigen Wildes verfolgen. A. E. Jung.

5. Sydney.

Kaum ist man durch den schroff felsigen Eingang in den Hafen von Port=Jackson gefahren, so entfaltet sich sofort die überraschende Ansicht der kranzförmig die 5 engl. Meilen lange, buchtenreiche Bai umfassenden Stadt nebst ihren Vorstädten. Ein schönes, imposantes Bild! Dieser Eindruck wird während der Fahrt gesteigert durch die zahlreichen Buchten, in denen, gleichwie im Hafen selbst, unzählige Dampfer, Schoner, Segelschiffe u. s. w. teils vor Anker liegen, teils nach allen Richtungen die glitzernde, leicht gekräuselte Wasserfläche entweder schweigsam oder summend, brummend und pfeifend eilig durchschneiden.

Diesen Eindruck einer blühenden Handelsstadt voll Leben und Treiben, eines Hafens, der gewissermaßen einzig in der Welt besteht, behält der Ankömmling bis zum Halt am Wharf (Ladeplatz); hier aber tritt an seine Stelle momentan das Gefühl einer gewissen Enttäuschung; denn vor einem liegen stille, leblose Gassen, breite Straßen und eine große, jedoch an geschäftlichem Leben scheinbar arme Stadt. Diese Enttäuschung hört jedoch auf, wenn man, das Wharf verlassend, hinauf in das Herz der Stadt gelangt, wo nur zu rasch es dem Fremden klar wird, daß Sydney sich mit vollstem Rechte eine Großstadt nennt.

Namentlich sind es die zwei Hauptstraßen, die George=Street und die Pitt = Street, die dem Fremden sofort den lebendigen, bunten Charakter der Stadt vorstellen. Man begegnet in denselben einer wogenden Menge absonderlichster Physiognomieen von europäischen, amerikanischen, asiatischen und oceanischen Typen und Sprachen; hier herrscht ein fortwährendes Gerassel von zwei= und vierräderigen Karren, Wagen, Cabs, Droschken, Omnibussen mit zwei, vier, auch sechs Pferden bespannt; Postreiter in scharlachroter Uniform und zahlreiche andere Reiter in allen Kostümen vermehren das Durcheinander; alles rennt im eiligsten Tempo, als ob es irgendwo brenne; Ausrufer hier, Ausrufer dort; Drehorgeln und Musikanten auf Schritt und Tritt; Schimpfen, Schreien, Rufen, Pfeifen, Peitschengeknall und Kindergeschrei hier und überall, kurz, es entfaltet sich das echte Bild einer Stadt von 100 000*) Menschen des 19. Jahrhunderts, wo keiner Zeit zu haben glaubt und meist doch nichts Besonderes zu thun hat. Überall tritt die Herrschaft unseres Zeitalters, „des allmächtigen Geldes", hervor. Ein nicht minder lebhaftes Treiben entwickelt sich, besonders zur Abendzeit, in den übrigen Hauptstraßen, wie Hunter=, King= und Market=Street mit ihren reichhaltigen Schauläden der verschiedensten Art, ihren unzähligen Bar = rooms (Trinkhallen), großen und kleinen Hotels, Banken u. s. w. Aber trotz des hastigen und rastlosen Lebens und Treibens in den Straßen, trotz der glanzvoll und reich ausgestatteten Schaufenster der Kaufläden scheint hier das Geschäft doch krank zu sein, was die zahllosen Auktionshäuser und Trödler beweisen, die fast die einzigen sind, die noch ein glänzendes Geschäft machen.

Die Straßen sind chaussiert oder gepflastert, meist jedoch in ununterbrochener Reparatur, daher in denselben stets unbequeme Hemmungen des Verkehrs stattfinden. Die Trottoirs sind ziemlich breit und gut, meist aus Makadam (eine Art Steinschlag), Cement oder Asphalt, stellenweise auch aus behauenen Steinen, jedoch bei den Straßenübergängen mit halsbrecherischen Stufen versehen, die bei der Mangelhaftigkeit der hiesigen Gasbeleuchtung nicht nur äußerst unangenehm sind, sondern oft gefährlich werden und dadurch manchem Arzte der Stadt schon ein Scherflein in die Tasche gebracht haben.

Kirchen der verschiedensten Konfessionen und Sekten trifft man zahlreich in Sidney; unter diesen befinden sich viele pompöse, kostspielige Bauwerke, geschmackvolle dagegen nur wenige. Ebenso verhält es sich mit den übrigen öffentlichen und privaten Gebäuden dieser Hauptstadt. Sie haben viel Geld gekostet, tragen meisterhafte Verzierungen, teures Material, zierliche Kuppeln und Ausbaue, Vergoldungen und Bronzierungen zur Schau; doch alle zeigen den neuenglischen, pompösen, zwar soliden und praktischen, jedoch stil= und geschmacklosen Typus des Parvenu.

Der umfangreiche, frei gelegene Bahnhof ist schmuck erbaut und

---

*) Die Einwohnerschaft der Vorstädte, welche für sich allein 120 000 zählt, ist hier ausgeschlossen.

macht den Eindruck eines großartigen Verkehrs. In seiner Nähe befindet sich das in nichtssagendem Stil aufgeführte permanente Gebäude der landwirtschaftlichen Ausstellung, umgeben von dem recht unschönen Prinz-Alfred-Park. Südwestlich davon erhebt sich stolz das Universitätsgebäude im Zentrum des an und für sich schon hochgelegenen Viktoria-Parks. Es ist unstreitig unter die schönsten und gelungensten Bauwerke der Stadt zu zählen. Von seinen Fenstern genießt man einen prachtvollen Anblick auf das bunte Sydney, den glänzenden Hafen von Port Jackson, auf die rauchigen Vorstädte und auf die aus Eukalypten Mimosen, Akazien, niedrigem Gebüsch, Gestrüpp, Steingeröll oder Sandhügeln bestehende hügelige Umgebung Sydneys. Das zweistöckige Gebäude ist halbwegs im gotischen Stile des 15. Jahrhunderts erbaut; das Material bildet der schmucke Sandstein, welchen die Umgebung Sydneys in so vortrefflicher Qualität liefert. Unweit der Universität liegt inmitten einer noch jungen Anpflanzung in gesunder, freier Lage die Anstalt für Taubstumme und Blinde.

Eine besondere Zierde der Stadt bildet der botanische Garten. Der Garten liegt zwischen der Sydney-Cove und der Wulumulu-Bai und umfaßt die pompös ummauerte Farm-Cove, eine Bucht des Hafens, in welcher die Kriegsschiffe der Kolonie ankern. Links vom Garten erhebt sich auf stattlicher Anhöhe der Fort-Macquarie-Landzunge das reizend in einer englischen Parkanlage gelegene Palais des Gouverneurs, während rechts sich jene schmale, schattenreiche Landzunge anschließt, welche die Farm-Cove von der belebten Wulumulu-Bai trennt. Die Lage des botanischen Gartens ist eine der lieblichsten, die man sich für eine derartige Kolonie denken kann. Seine nördliche Grenze bildet das durch eine kunstvolle Mauer eingefaßte hohe Ufer der Farm-Cove, längs welcher ein stattlicher, von üppigster Vegetation umgebener Weg führt, mit herrlicher Aussicht auf die blaue Wasserfläche, auf der zahlreiche Freunde des Segelns oder Ruderns ihre gewandten Übungen anstellen.

Die Theater, deren Sydney drei besitzt, dienen eigentlich nur der Zerstreuung, nicht dem Genusse, obgleich hin und wieder vortreffliche Künstler in denselben auftreten. Die Sitze sind unerträglich eng, die Beleuchtung gründlich mangelhaft, und die Ventilation fehlt vollständig. Ebensowenig laden die Hallen mit ihren akrobatischen, musikalischen, lyrischen, dramatischen, tragischen, komischen, spiritistischen, kommunistischen, freidenkenden, antichinesischen und sogar religiösen Vorstellungen und Vorträgen zum Besuche ein, es sei denn, daß man sich zum Zwecke des Menschenstudiums in die rohe Masse oft sehr verdächtiger Individuen drängen will.

Öffentliche Lokale, als Cafés, Bierhallen, Biergärten mit Zeitschriften, Musik, Tanz u. s. w. giebt es im richtigen Sinne des Wortes keine; denn die zahlreichen Bar-rooms kann man als solche nicht bezeichnen, da es ihnen an jeder Gelegenheit zum gemütlichen Ideenaustausch beim Glase Wein oder Bier mangelt. Eine angenehme Erholung

und höchst genußreichen Aufenthalt könnten dagegen die in so großem Maßstabe in der Mitte der Stadt angelegten schattigen Parkanlagen und Gärten bieten, wenn nur das Publikum weniger Roheit und Brutalität besäße. Diese Parks bieten nicht nur den zahlreichen Cricket-Klubs Gelegenheit zu ihren unterhaltenden Übungen, sondern sie sind auch der Tummelplatz der wilden Jugend, sowie der Tagesschlafplatz der zahlreichen Vagabunden des wilden Nachtlebens der Hauptstadt.

Einen ganz besonders charakteristischen Eindruck machen die Parkanlagen an den Sonntagen, wo mit Ausnahme derjenigen, die per Dampfer oder Bahn aus der Stadt hinausziehen, die Bevölkerung der Stadt sich zahlreich versammelt, um, auf dem Rasen oder den Bänken auf dem Bauche ausgestreckt, den stillen Sonntag sich auszugähnen, auszurecken, oder aber — wie namentlich im Hyde-Park — sich um die zahlreichen sogenannten Missionare oder Apostel oder um die vielen kommunistischen Volksredner zu gruppieren und ihnen zu lauschen, bis — was oft genug geschieht — eine Prügelei die Szene beendet.

Das Gemisch der Besucher des Hyde-Parks am Sonntag ist ein höchst buntes; die verschiedensten Nationen der ganzen Erde erkennt man hier an Sprache, Farbe und Physiognomie. Der einzige, welcher fehlt, ist der Ureingeborene Australiens; und wenn man einmal einem solchen begegnet, so erscheint er in Lumpen gehüllt — ein Bild der Verkommenheit und Entartung. Anrep-Elmpt.

II. Die Inselwelt Australiens.

1. Neu-Guinea.

Neu-Guinea hat einen Flächeninhalt von 785360 qkm und ist mithin etwa eineinhalbmal so groß als das deutsche Reich. Die Gebiete dieser Insel gehören zur Zeit den Engländern, Holländern und Deutschen. Letztere besitzen daselbst etwa 216000 pkm. — Mit Genehmigung des deutschen Kaisers führt die deutsche Besitzung auf Neu-Guinea den Namen Kaiser-Wilhelms-Land. Außerdem ist daselbst ein neu entdeckter vorzüglicher Hafen Friedrich-Wilhelms-Hafen und eine nicht weit davon entfernte Bucht Prinz-Heinrichs-Hafen genannt worden. Vor dem Friedrich-Wilhelms-Hafen liegt eine kleine Insel. Dieselbe wird von der Küste Guineas durch eine Wasserstraße getrennt, welche den Namen Dallmansdurchfahrt führt, nach ihrem Entdecker, dem deutschen Kapitän Dallmann.

Mit seinem Nordostende reicht Neu-Guinea nahe an den Äquator heran; sein Südostende erstreckt sich über den zehnten Grad südlicher Breite hinweg. Die Küstenstriche sind für den Eingebornen wie für den eingewanderten Europäer verderblich, indem hier das Fieber herrscht. — Man kennt auf der Insel das Känguruh, den wilden Hund, das Schwein, den Paradiesvogel, die Brotfrucht, die Kokosnuß, Muskatnuß, acht verschiedene Arten Zuckerrohr, sechs Arten Mais und dreierlei Bananen. Die dichten Urwälder bergen Cedern, Eichen, Mahagoni-,

Kampferholz rc. In den Berggegenden bauen die Eingebornen Tabak. Der wichtigste Handelsartikel ist die Kokosnuß oder vielmehr ihr getrockneter Kern, die Kopra. Um letztere von den Eingebornen zu erhandeln, sind an der Küste und auf den Nachbarinseln von den Deutschen Faktoreien errichtet.

Der Boden Neu=Guineas ist von großer Fruchtbarkeit; denn er ist aus der Zersetzung vulkanischer Massen entstanden. Noch jetzt ist die vulkanische Thätigkeit nicht erloschen. Zwar weiß man auf Neu=Guinea von einer solchen nichts Bestimmtes, aber auf den Inseln, die seinen Nordrand besäumen, dauert sie noch fort. Die Rauchsäulen, welche bei Tag, die Feuersäulen, welche bei Nacht von den jäh aus dem Meere emporstrebenden Vulkankegeln aufsteigen, weisen dem Schiffer in diesem Labyrinth von Landbrocken und Riffen sicher den Weg.

Die meisten Bewohner Neu=Guineas sind Menschenfresser und besitzen einen falschen, grausamen, diebischen Charakter. Sie gehören, wie die Bewohner Neubritanniens, Neuirlands, Neuhannovers und der Admiralitätsinseln zur Völkerrasse der Papua. — Auf die Ordnung ihrer Haarkronen verwenden die Bewohner Neu=Guineas außerordentliche Sorgfalt, und damit die Haartour im Schlafe nicht gestört werde, ruhen sie mit dem Nacken auf einem Stücke von dickem Bambusrohr. Von einer Kleidung ist nur in beschränktem Maße die Rede. Oft gehen die Bewohner ganz nackt. Die Verzierungen, womit sie ihren Körper schmücken, die Knochen oder Zähne in der Nasenscheidewand, das Feilen und Färben der Zähne, das Ausputzen der durchbohrten, unförmlichen, langgezerrten Ohrlappen sind nach unsern Begriffen nicht Verschönerungen zu nennen. Doch sind diese dunkelbraunen Menschen oft recht wohl gewachsene, kräftige Gestalten, die mit Fleiß und Geschicklichkeit am Walde das freie Land der Dörfer bebauen. Mit spitzen Stäben brechen sie, dicht nebeneinander stehend und gleichmäßig arbeitend, in erstaunlich kurzer Zeit ihr Land um, das ihnen reichliche Ernten trägt. Im Bau ihrer Boote, wie in der Schiffahrtskunde sind die Papua nicht so geschickt, wie ihre polynesischen Nachbarn; doch verstehen sie sich vortrefflich aufs Segeln und Rudern. Zuweilen verbinden sie zwei Boote durch eine beide überdeckende Plattform, um sie vor dem Umschlagen zu sichern. Ausgezeichnet sind ihre Waffen: Bogen und Pfeile, Speere, Keulen, Schleudern rc., was bei ihrer großen Kriegslust und den unaufhörlichen Fehden zwischen einzelnen Stämmen leicht erklärlich ist.

Die beständige Furcht vor feindlichen Überfällen hat sie auch zu einem Häuserbau geführt, der uns lebhaft an die Pfahlbauten erinnert, welche in der Schweiz entdeckt sind. Nicht bloß an der Küste, sondern auch auf dem Lande haben viele Stämme an diesem Baustil festgehalten. Zu noch größerer Sicherstellung hat man sich in den Kronen mächtiger Waldbäume eine Art von Festung angelegt, zu denen das ganze Dorf seine Zuflucht nimmt, wenn sich ein allzustarker Feind plötzlich naht. Dort sitzen die Dorfbewohner außerhalb des Bereichs ihrer Angreifer, auf welche sie die vorher angesammelten Steine mit zermalmender Wucht herunterwerfen.

Auf den Inseln des Neubritannia-Archipels zieht man es vor, die Wohnungen auf ebener Erde zu erbauen, und zwar das Dach aus Palmblättern, die Wände aus Matten, ganz dem Klima angemessen. Der Raum rings um den Wohnplatz ist häufig mit leuchtenden Blumen und schillernden Blattpflanzen geschmückt, welche bei den häufigen Festen den beliebtesten Schmuck liefern. An einer bestimmten Stelle der Wohnung steht auch ein Baum, an welchem des Königs Schlächter die unglücklichen Opfer zerlegt, welche derselbe zu einem besonderen Festmahle bestimmt hat. Teilweise nach K. E. Jung von Krüger.

2. Die Sandwichs-Inseln.

1. Land und Volk. — 2. Die Civilisation auf den Sandwichs-Inseln.

1.

Die von den Südsee-Inseln ziemlich entfernte Gruppe der Sandwich-Inseln hat zuerst eine traurige Berühmtheit durch die Ermordung des berühmten Cook (1779) erhalten. Er war auf der größten derselben, Owaihi, welche einen Flächeninhalt von 200 QM. hat, gelandet, und da er Holz gebrauchte, so ließ er ein zerfallenes Gebäude vollends niederreißen. Unglücklicherweise war dies ein den Eingeborenen heiliges Gebäude. Sie fielen also über den Engländer her, ermordeten ihn und aßen ihn größtenteils auf. — Indessen würde man sehr unrecht thun, wenn man die jetzigen Sandwichianer nach jenem Vorfalle beurteilen wollte. Im Gegenteil sind sie die gesittetsten aller Südseeinsulaner, und haben am meisten europäische Sitten angenommen. Denn diese Inseln werden unter allen von europäischen Schiffen am meisten besucht, von denen nämlich, welche nach der Nordwestküste von Amerika fahren, um dort Seeottern zu fangen, deren Felle sie dann nach China verhandeln.

Sie gehören zu den hohen Inseln. Alle erheben sich von einem flachen Ufer bis zu hohen Bergen, die in der Mitte der Insel stehen, und zum Teil über die Schneelinie emporragen. Einige werfen noch jetzt Feuer aus. Einer der höchsten Berge ist der majestätische Mauna-Kua auf Owaihi. Er erreicht beinahe die Höhe des Montblanc und erhebt sich dennoch von der Meeresfläche nur allmählich, so daß man ihn ziemlich bequem besteigen kann. Kein Berg gewährt daher ein so ganz eigenes Ansehen. Oben ist er mit Waldungen bedeckt, aus denen hier und da mächtig große überhängende Lavafelsen hervorragen. An den Abhängen wechseln Waldpartieen mit grünen Wiesen und Feldern ab. Diese Abwechselung von wilder Natur und Anbau gewährt eine ungemein malerische Ansicht. Man sieht ihn schon in großer Entfernung von der See, und kommt man diesem Bergriesen näher, so entzückt zugleich der Anblick der vielen Ansiedelungen, die am Strande unter dem Schatten der Kokospalmen und anderer nie welkender Bäume liegen.

Das Klima ist sehr mild, doch mehr heiß als kalt. Besonders am Strande ist im Sommer die Hitze in den Mittagsstunden groß,

wird aber morgens und abends durch die Seewinde abgekühlt. Wie auf allen Südsee-Inseln, so ist auch hier die Zahl der Säugetiere sehr gering. Die ersten hier landenden Europäer fanden nur das Schwein, den Hund, dessen Fleisch man ißt, die Fledermaus und Ratte vor. Seitdem hat man auch Rindvieh, Ziegen, Pferde und Esel hierher verpflanzt. Es wächst hier ein Überfluß von Brotfrüchten, Bananen, Kokospalmen und Yamswurzeln. Aus den Fasern des Pandanusbaumes machen die Einwohner ein Zeug, in das sich die meisten kleiden. Tabak wird jetzt viel gebaut, weil alt und jung raucht.

Die Eingebornen gehören zum Malaien-Stamme. Ihre Hautfarbe ist nußbraun. Sie sind nicht größer als wir, aber stark gebaut. Ihre Züge wären nicht unangenehm, wenn ihre Nasenlöcher nur nicht so sehr groß wären, wodurch sie sich vor allen auszeichnen. Sie haben ein offenes, ehrliches, gutmütiges Gesicht. Die meisten gehen des Klimas wegen fast ganz nackt, und tragen nur um die Hüften eine Matte. Bei feierlichen Gelegenheiten hängen sie auch wohl einen großen, mit Vogelfedern verzierten Mantel um. Die Vornehmen tragen einen europäischen Frack, aber in der Regel auf dem bloßen Leibe und ohne Fußbedeckung, was allerdings sehr lächerlich aussieht. Dazu kommt, daß ihnen der Frack meist viel zu eng ist; denn sie erhalten die schon fertigen Kleider aus England und Nordamerika, wo man nicht so breitschulterig ist. Kinder gehen ganz nackt. Auch die Mädchen sind nur halb bekleidet; die Weiber dagegen hüllen sich ganz in ihre Matten. Nicht leicht gehen die Frauen ohne einen Spiegel und eine Tabakspfeife aus. Die Wohnungen sind sehr einfach, und gleichen unsern Schuppen; selbst der König pflegt in keinem bessern zu wohnen. Aber bei jedem stehen noch zwei andere; der eine zum Speisen der Männer, der andere für die Weiber; denn beide Geschlechter dürfen nie miteinander essen. Ihre Hauptnahrung ist die Taro-Wurzel. Sie bereiten daraus einen Brei, den sie sich statt des Brotes mit den Fingern in den Mund schmieren. Diese und andere Pflanzen werden in den regelmäßigen Pflanzungen angebaut.

Der Charakter der Eingeborenen ist gutmütig, gefällig und teilnehmend, und besonders herrscht eine innige Liebe zwischen Eltern und Kindern. Auch ist ihre Arbeitsamkeit zu loben. Unter allen Südseeinsularen sind sie die fleißigsten; sie dulden keinen Müßiggänger. Nur haben sie leider von den Europäern eine große Vorliebe für geistige Getränke gelernt.

2.

Das Leben und Treiben auf den Sandwichs-Inseln ist in der sobenannten „sauren Gurkenzeit" sehr still und eintönig. Von Geschäften träumt man dann nur noch als von längst vergangenen Dingen; der Kaufmann läßt seine Wohnung in der Obhut eines dienstbaren Geistes und flüchtet sich auf eine der benachbarten Inseln, um bei frischer Luft und ländlicher Kost die Leiden der Saison zu vergessen und seinen müden Leib für den neuen Feldzug zu stärken. Der

Farmer legt die Hände in den Schoß und schlummert gemütlich im Schatten seiner Veranda. Der Zuckerpflanzer zählt vergnügt den Überschuß seiner letzten Ernte, schließt seine Mühle zu und ruht auf seinen Lorberen, dem lieben Gott die Sorge für seine Zuckerfelder lassend — und der Kanaka ist fauler denn je, schläft der großen Hitze wegen ein paar Stunden mehr des Tages, wohnt sorgfältig allen Wettrennen bei, spielt Karten, wenn er sich nicht mit „Poi" und „Fisch" nudelt, und träumt von den guten Zeiten, die da kommen sollen, wenn die Mormonen mächtig sein werden und er sich unter besonderem Schutze Brighams ein Dutzend gazellenäugige Kebsweiber zulegen kann. Nur die Doktoren sind geschäftig; die Hitze bringt ihnen die reichste Einnahme, und sie sind emsig bemüht, dieselbe einzunehmen.

Honolulu sieht, wenn nicht Schiffe abgehen oder ankommen, eher einem Herculanum als einer modernen Residenz ähnlich. Nur Morgens früh macht man einen schwachen Versuch, einige Bewegung zu zeigen, nachher ist alles mäuschenstill. Trinklokale machen die einzigen Geschäfte, da die Hitze trockene Kehlen und unauslöschlichen Durst erzeugt; das Lagerbier findet so reißenden Absatz, daß man im lustigen Baiernlande, anstatt im puritanisch anrüchigen Honolulu glaubt zu leben. Aber so ändern sich die Zeiten, wo früher das Wort „Liqueur" allein schon verpönt war, wo geistliche Kreuzzüge gegen Tabak und Branntwein, gegen Bier und Wein gehalten wurden, wo man junge Kaffeeplantagen aushackte, damit ja nicht die Kanakas vom Kaffeetrinken auf Bier- und Brandytrinken verfallen sollten, wo man den herrlich erblühenden Weinbau mit Gewalt erstickte, da erlaubt man jetzt den Bau von Brauereien und Destillationen, und — selbst die Missionare trinken vom schäumenden Gerstensaft. Von Brauereien sind jetzt mehrere im vollen Gange. Das Bier ist trotz des heißen Klimas ausgezeichnet, schmeckt frisch vom Faß fast ebensogut wie das der alten Welt und bricht sich mit Macht Bahn.

Was überhaupt Handel und Wandel betrifft, so drehten sich früher sozusagen alle Sandwichs-Inseln um den Walfischfang. Alljährlich zweimal traf die bedeutende Flotte der Walfischfänger in den Häfen der Insel ein, um Mannschaft zu werben und ihren Fang entweder zu verkaufen oder zu verschiffen, und brachten dadurch einen ungeheuren Reichtum ins Land. Damals hatte jedermann Geld, und es waren die Jahre der glücklichen und sonnigen Inseln. Jetzt ist das alles anders. Die Zahl der Walfischfänger ist auf ein Minimum zurückgedrängt, die Fänge sind schlecht, und die alten Zeiten des leichten Geldverdienens sind vorbei. Das Walfischfangen lohnt sich im ganzen nicht mehr, aber es dauerte lange, ehe sich die alten Seebären daran gewöhnen konnten, ihr Kapital in etwas anderem als einem hölzernen Boote anzulegen, doch ihr Sträuben half ihnen nichts, sie mußten zu einer anderen Beschäftigung auf dem festen Lande greifen. Dort schien das gewinnreichste Geschäft unstreitig der Zuckerbau zu sein, und dieser absorbierte denn auch binnen wenigen Jahren alles brachgelegte Kapital und Arbeit. Der Erfolg war ein unendlich verschiedener. Während einige Plantagen Jahr aus

Jahr ein Geld in Hülle und Fülle verdienen und sich stetig verbessern, scheint über andern ein Unglücksstern zu schweben, der ihren Zucker schlecht und ihre Arbeit so teuer macht, daß jährliche Zuschüsse von Nöten sind, um nur das Geschäft aufrecht zu erhalten. Der Grund liegt meistens in der Bewirtschaftung während der Anlage der Plantage. Die Leute, die das Geld hergeben, wollen entweder selbst zum größten Teil alle nötigen Anordnungen treffen, ohne etwas davon zu verstehen, oder sie spekulieren schon im Voraus darauf, den neuen Platz, alle nötigen Waren und Geräte zu ungeheuren Preisen zu verkaufen, und so kommt es, daß gewöhnlich wenn die Zuckermühle dasteht und die erste Ernte eingenommen werden soll, die Kosten weit das Doppelte des Anschlags übersteigen. Dann wird noch ein Vetter zum Bewirtschafter, ein anderer Verwandter zum Zuckerkoch und ein guter Freund zum Buchhalter gemacht, und das Unternehmen trägt den schönsten Keim, in einigen Jahren bankrott zu werden. Eine solche Wirtschaft ist natürlich durchaus nicht imstande, den Zuckerbau so populär zu machen, wie er von Rechtswegen sein müßte, und solchen Fällen ist es denn auch zuzuschreiben, daß man statt 50 bis jetzt nur etwa 25 Plantagen aufzählen kann. Land ist die Hülle und die Fülle da, der Boden ist fast überall zum Zuckerbau geeignet und bringt, wenn bewässert, ausgezeichnete Ernten hervor. An Wasser ist durchweg auch kein Mangel, da diese kleinen Inseln mehr oder weniger nach allen Seiten hin von Flüssen durchschnitten werden, die, da sie ihres notwendigerweise sehr kurzen Laufes halber einen sehr bedeutenden Fall haben, selbst im heißen Sommer eine ansehnliche Quantität Wasser führen und ganz besonders zur Bewässerung großer Ebenen geschaffen sind. Außerdem ersparen sie den Pflanzern die teuren, feuerholzfressenden Dampfmaschinen und bieten an ihren Ufern unzählige Gelegenheiten zur Anlage von Mühlen. So z. B. enthält das kleine Kauai ein Dutzend solcher Stellen, die sich mit nötigem Kapitale und gehöriger Umsicht leicht in die erträglichsten Zuckerplantagen umwandeln ließen.

Die größte Plantage Kauais ist die in Henalei, deren ausgezeichneter Zucker als Princeville-Estate-Zucker wohlverdienten Ruf genießt. Henalei gehörte dem alten Minister Wyllie, war dessen Steckenpferd und ganz nach seiner eigenen Idee angelegt. Der alte Herr mußte freilich als echter Schotte seine vollständige Maschinerie und Mühle direkt aus Glasgow beziehen; sogar die Pläne wurden dort ausgearbeitet, und der ganze Plan ist so gründlich verpfuscht, daß jetzt die Plantage 300 000 Dollars kostet und jährlich ein Deficit macht. Henalei könnte seinen Eigentümer zum Millionär erheben, aber der Haken besteht leider auch in der Anlage und der Bewirtschaftung.

Die kleineren Plantagen befinden sich meist in der Hand von Leuten, die sich mühsam durch anstrengende Körperarbeit in die Höhe gebracht haben, und die nur aus Notwendigkeit zur Errichtung einer kleinen Mühle schreiten mußten, weil keine große Mühle, die ihr Zuckerrohr auf Anteil gemahlen hätte, in der Nähe war. Dies Mahlen auf Anteil ist eine sowohl für arme Weiße als auch für Kanakas sehr vor-

teilhafte Einrichtung, da es ihnen ein leichtes ist, in der Nähe einer Zuckermühle ein paar Acker Land urbar zu machen und mit Zuckerrohr zu beflanzen. Die Mühle nimmt die Hälfte des Ertrages für die Arbeit und die andere Hälfte ist fast immer genügend, die angewandte Arbeit des Bauern glänzend zu bezahlen.

Das Grundwesen der Civilisation bestand darin, diese uncivilisierten Kanakas, die zu faul zum Arbeiten sind, Kaffe und Zucker producieren zu lassen, damit John Bull diese Produkte ausführen kann. Es ist leider wahr, daß bei dieser Arbeit und der eingerissenen Trunksucht bereits zwei Drittel der Eingeborenen weggestorben sind, gerade wie die Indianer früher in den Bergwerken der Spanier umkamen, allein die Thatsache steht ebenso fest, ohne Zwang arbeitet kein Kanake.

Rössfelt und „Unsere Tage."

3. Tahiti oder Otaheiti.

Die Insel Tahiti liegt in der Gruppe der Gesellschaftsinseln und ist etwa 600 qkm groß. Auf der östlichen Seite ist sie durch eine etwas niedrige Landenge mit einem andern ebenso hohen, aber weit weniger umfangreichen Felsen vereinigt; dieser trägt selbst auf seiner Mitte einen riesigen Berggipfel, von welchem nach allen Seiten schmale, beinahe messerscharfe Rücken, wie erstarrte Lavaströme, laufen, zwischen welchen schmale, tiefe Abgründe gähnen, auf deren Grunde wundersam geformte Felsenspitzen sich wie unübersteigliche Mauern erheben. Aber alle diese Thäler und diese bei dem ersten Blicke wilden, nackten Berge haben keinen roten, verdorrten Erdboden, keinen verbrannten Graswall, wie manche andere gepriesene Gegenden Oceaniens. Bis zu den Gipfeln haben sich die Berge in einen dichten, grünen Mantel eingehüllt, und in den Thälern tragen die Gewächse ein solches Gepräge von Üppigkeit, daß nur die tropischen Urwälder mit ihnen verglichen werden können. Den Strand entlang unterhalb dieser hohen Bergkämme breitet sich ein flacher Landstrich aus, wo bebaute Felder, Bambushäuser, Haine von Kokospalmen und Brotfruchtbäumen Zeugnis von der Arbeit und dem Wohlbefinden der Menschen geben. Und dieses ganze prachtvolle Gemälde ist in einen Rahmen von niedrigen Korallenriffen eingefaßt, an welchen die Wogen sich in nie ruhenden, nie schweigenden Brandungen brechen, die hier eine Wehr bilden, gegen welche jede von Menschenhänden aufgeführte Hafenanlage als eine Kleinigkeit erscheint, und in deren Schutz die stille Lagune des Strandes die schönen Formen des Thales und der Berge treu abspiegelt.

Der größte Teil der am Strande liegenden Häuser von Tahiti gehört den Kanaken und liegt in kleinen Gruppen von acht bis zehn Häusern zwischen wogenden Palmen, Brotfruchtbäumen und blühendem Gebüsch. Sie sind aus 2 m hohen und 5 cm dicken Bambusstöcken, die in einem länglichen Kreise in einer Entfernung von 3 cm voneinander in die Erde gesteckt sind, erbaut, wodurch ein kühlender Luftzug im Innern der Hütte hervorgebracht wird. Das ganze ist von größeren

Bambusrohren oder kleinen Stäben des Brotfruchtbaumes gestützt und mit Stricken von Bast zusammengebunden. Man bedeckt die Hütte mit einem zierlichen, sorgsam zusammengefügten Dache von Pandanusblättern, das ebenso dicht und dauerhaft, wie hübsch ist, und die Häuser haben daher nicht jene schwere Heuschoberform, wie auf den Sandwichsinseln, sondern ein leichteres und luftigeres, oft sogar nettes Gepräge. Man findet sich in ein Land versetzt, das mit Recht für eins der am herrlichsten ausgestatteten auf Erden gilt, wo man in vollem Maße das süße Nichtsthun eines sorgenfreien Lebens ohne alle Mühe und Besorgnis für die Erhaltung des Daseins genießt, womit man an andern Orten stets im Kampfe liegt und wodurch der Geist immerfort rege erhalten bleibt.

Innerhalb der Häuser findet man keinen großen Überfluß an Luxusgegenständen, welche in einem minder gesegneten Klima die Menschen für nötig halten, um Wohlbefinden hervorzurufen. Der Fußboden ist meistens mit Blättern und Blumen bestreut, die die Hütte mit duftendem Wohlgeruch erfüllen, oder auch mit Matten belegt, worauf die ziemlich sorglosen Bewohner den Tag und das Leben verträumen; große Kissen, niedrige Schemel, einige höchst einfache Gefäße, zahlreiche Koffer und Kisten mit chinesischen Zieraten, reine Betten mit weiten Vorhängen und bunten Teppichen machen die ganze Ausstattung aus. Und man braucht ja auch nicht viel mehr, um gemächlich zu speisen und zu schlafen, zwischen welche wenig ermüdenden Beschäftigungen das Leben hier geteilt ist. Man röstet wilde Bananen, Brotfrucht und Schweinefleisch über einigen, oft unter freiem Himmel außerhalb der Hütte in Kreisform aufgestellten Steinen; um die Mahlzeit zu genießen, läßt man sich auf Schemeln nieder, und während der Verdauung streckt man sich auf Betten oder auf den Matten aus.

Die Männer sind kräftig und von herrlichem Körperwuchs, dessen Muskelbau man zu bewundern nicht aufhören kann, und deren Beweglichkeit man unermüdet findet, wenn es etwas anderes gilt, als in der Hütte ausgestreckt auf einer Matte zu liegen. Man muß sehen, wie sie, geschmeidig gleich den Tieren des Waldes die Berge oder Baumstämme hinaufklettern, wie sie in leisem Trabe enorme Lasten auf einer langen Stange über den Schultern tragen, während sie beständig ihre einförmigen Melodieen singen, um zu erkennen, daß dies ein Bild von Frische und Kraft ist, zu welchem wenige Seitenstücke geliefert werden können. In der Stadt begegnen sie einem gewöhnlich in weißen, leinenen Beinkleidern und weißem oder farbigem Hemde; aber auf dem Lande gehen sie ganz nackt, bloß mit einem Stück bunten Zeuges um die Lenden, dessen leichter Faltenwurf keineswegs die festen, herrlichen Glieder entstellt, sondern die treffliche Haltung dieser „Wilden“ noch mehr hervorhebt.

Das Haar wird den Frauen bis zu mäßiger Länge meist gleichmäßig abgeschnitten. In den Ohren werden Gehänge oder weiße Blumen getragen, und bei feierlichen Gelegenheiten dient ein Kranz von Blumen und Federn als Schmuck. Lobenswert ist die Sauberkeit,

welche Männer und Weiber an sich und ihren Kleidern beobachten, und die auch bei ihren Mahlzeiten hervortritt. Andersson.

4. Die Bewohner der Inselwelt Australiens.

1. Die Bevölkerung der Südsee-Inseln. — 2. Die Papua im besondern.

1.

Die vergleichende Sprachkunde hat festgestellt, daß die Südsee-Inseln ihre Bevölkerung von Hinterindien und vom Indischen Archipel her erhalten haben. Freilich scheint es mit besondern Schwierigkeiten verbunden zu sein, vom Indischen Archipel ostwärts zu Schiff zu unsern Inselgruppen zu gelangen, denn die große Äquatorialströmung, die im tropischen Teil fortwährend gegen Westen führt, erleichtert in Verbindung mit dem in derselben Richtung wehenden Passatwinde die Schiffahrt von Osten nach Westen, während sie dieselbe von Westen nach Osten erschwert. Allein im Gegensatz dazu fließt eine mächtige Strömung, die etwa 10 Breitegrade vom Äquator nach Norden zu einnimmt, von den Malayischen Inseln (Malayisien) aus ostwärts bis zur Küste von Amerika, indem sie die Karolinen-, die Marschall- und Gilbert-Inseln, sowie die dicht am Äquator liegenden Inseln Polynesiens berührt. Diese Strömung ist es auch hauptsächlich, welche Mikronesien mit Treibholz, Schleifsteinen u. s. w. versorgt und manche unfreiwillige Fahrt von Westen nach Osten herbeigeführt hat. So sind japanische Schiffe durch die große japanische Strömung nach Hawaii verschlagen worden. Leicht konnten also in unvordenklicher Zeit die Bewohner des Indischen Archipels eine dunkelfarbige Rasse, die Papu, und ebendaselbst eine hellfarbigere, die malayische, welche ursprünglich die südöstlichen Teile Asiens bewohnte und in dunkler Vorzeit ihre Wohnsitze nach dem Indischen Archipel verlegte, antreffen; so finden wir diese beiden verschiedenen Rassen auch auf unsern Inselgruppen vor. Die Papu bilden die Ureinwohner Melanesiens; sie bewohnen also Neuguinea mit der Luisiade, den Archipel von Neubritannien mit den Admiralitäts-Inseln, die Archipele der Salomons-Inseln, der Königin Charlotte-Inseln und der neuen Hebriden, sowie Neukaledonien samt den Loyalitäts-Inseln. Ihre sehr dunkel gefärbte Haut erscheint zuweilen fast so schwarz wie die der Kaffern, dazu haben sie krauses grobes, aber sehr selten wolliges Haar, unangenehme Gesichtszüge, wenig regelmäßige Formen und häufig verhältnismäßig dünne Arme und Beine. Wegen solcher oberflächlichen Ähnlichkeiten mit den Afrikanern nennt man sie auch wohl Australneger oder Negritos.

Auf den übrigen Inseln herrscht das malayische Element und zwar sind die Bewohner Polynesiens, also der Inselgruppen Fidschi-, Tonga-, Samoa-, der Hervey-Inseln, der Societäts- und Austral-Inseln, der Paumotu-, der Markesas- und der Sandwichs-Inseln, dem südlichen Zweige der Bewohner der indischen Inseln, dem malayisch-japanischen, näher verwandt, während die Mikronesier, also die

Bewohner der Ladronen-, der Karolinen- und der Marschall- und Gilbert-Inseln, die freilich keine Urbewohner mehr haben, dem nördlichen Stamme jener Inseln, dem tagalischen, sich anschließen.

Im allgemeinen sind die Bewohner der hohen Inseln kräftiger, größer, schöner, heller und besser entwickelt; auf den niedrigen, ärmlicheren, sie sind kleiner, minder stark, dunkler und häßlicher. Im Verhältnis zu den Mikronesiern insbesondere ist hervorzuheben, daß die Hautfarbe der Polynesier zwischen hell- und dunkelbraun schwankt mit einem Anflug von gelb oder von olivengrün, daß sie meist dichtes, schwarzes, glattes Haar, schwarze Augen, einen wohlgebildeten Mund mit mehr oder minder vollen, schwellenden Lippen und meist schönen, blendend weißen Zähnen haben, während die Stirn gut entwickelt, die Nase entweder kurz und gerade, oder lang und adlerförmig gebogen, das Gesicht oval ist und die Züge oft von hoher Schönheit, von sanftem, frohem Ausdruck und sehr lebendigem Mienenspiel sind. Dem gegenüber ist die Hautfarbe der Mikronesier etwas heller, ihre Gestalt ist zierlicher und behender, ihr Ausdruck lebhafter, ihre Nase vorstehender, gebogener und weniger platt. Noch größer ist die sprachliche Verschiedenheit. Während sich das Melanesische durch zahlreichere und kräftigere Konsonanten, im Anlaut wie im Auslaut, auszeichnet und sich vom Malayischen und Polynesischen bestimmt unterscheidet, macht sich in dem Lautsystem der polynesischen Sprachen eine große Armut, eine gewisse Kraftlosigkeit und Weichlichkeit bemerkbar, wogegen sich die mikronesischen Sprachen in ihrer Form am nächsten dem einfacheren malayischen Sprachstamm anschließen, ohne eine nahe Verwandtschaft mit den polynesischen Sprachen zu verleugnen. Dabei aber sind die polynesischen Sprachen sogar auf den einzelnen Gruppen einander so auffallend ähnlich, daß sie trotz der großen Entfernung zwischen Hawaii und Neuseeland doch fast nur für Mundarten einer und derselben Sprache gelten können. Oft vermögen sich Reisende mit Wörtern, die sie auf einer der Inseln erlernt, auf andern weit entlegenen Eilanden zu verständigen, und die Eingeborenen von Hawaii können sich mit denen von Tonga unterhalten. Dagegen herrscht auf dem mikronesischen Gruppen eine große Verschiedenheit der Zungen, und die einzelnen Mundarten gehen so weit auseinander, daß ein Verständnis der verschiedenen Inselgruppen untereinander unmöglich ist. Wie sich aber überall die ethnographischen Gebiete nicht schroff abgrenzen, so finden wir auch hier die Bewohner der Fidschi-Gruppen als vermittelndes Glied zwischen den melanesischen und polynesischen Stämmen eingeschoben. Denn sie sind zwar ihrer Farbe und Gesichtsbildung nach entschieden melanesisch; allein an Kunstfertigkeit und staatlicher Ausbildung, an Intelligenz und körperlicher Schönheit sind sie den westlicheren Völkern ihres Stammes weit überlegen, und wenn ihre Sprache in ihrem Bau und in ihren grammatikalischen Eigentümlichkeiten einen augenscheinlich melanesischen Charakter trägt, so ist sie doch durch Übernahme einer großen Anzahl polynesischer Wörter eine wesentlich verschiedene, eine reichere, wohlklingendere, regelmäßigere Sprache ge-

worden, als man sie irgendwo in Melanesien antrifft. Alle diese Umstände lassen kaum bezweifeln, daß auf den Fidschi-Inseln ein ursprünglich melanesisches Volk durch Einwanderung von Polynesiern eine vollständige Umgestaltung erfahren hat. Dennoch behaupten im Gegensatz hierzu andre, so namentlich Gerland, daß die Fidschianer kein Mischvolk sind.

An geistiger Begabung stehen die Melanesier den Polynesiern nach; Kriegslust und Streitbarkeit, Mißtrauen und Argwohn sind Hauptzüge in ihrem Charakter; auch den Kannibalismus trifft man bei den meisten Stämmen an. In ihren Berührungen mit den Europäern haben sie sich stets scheu und argwöhnisch, oft feindselig gezeigt, und es ist nur selten gelungen, einen dauernden Verkehr mit ihnen anzuknüpfen. An Begehrlichkeit und Stehlsucht stehen sie den Polynesiern nicht nach, die, wiewohl freigebig und gastfrei, im übrigen genußsüchtig und unzuverlässig, kalt und rücksichtslos, rachgierig und nicht immer tapfer, wohl aber wild und grausam, stolz und eitel, zum Teil durch Wollust ausgeartet sind. Freunde von Menschenfleisch sind die Polynesier zum großen Teil ebenfalls, soweit das Christentum sie dieser Liebhaberei nicht entwöhnt hat. Dagegen bezeigen sie fast durchgängig eine große Zuneigung und Vorliebe für die Europäer, wie für deren Sitten und Gebräuche, und haben sie meist zuvorkommend aufgenommen, weshalb sich in einem Zeitraume von kaum hundert Jahren sehr freundliche Beziehungen zwischen ihnen und den Europäern gebildet haben. An geistiger Begabung stehen die Polynesier bedeutend höher als alle übrigen Naturvölker der Erde, ja sie haben sich verhältnismäßig so hoch entwickelt, wie kaum ein anderes Urvolk der Erde. Als vorzüglich geschickt erweisen sie sich in der Nachahmung oder wenigstens äußerlichen Aneignung europäischer Sitten.

Auch die Mikronesier haben gute geistige Anlagen, leichte Empfänglichkeit und eine gewisse äußere Gewandtheit; sie sind gastlich freundlich, gutmütig, friedfertig und ehrlich, zum Teil aber auch sehr rachsüchtig und blutgierig.

Die Weiber werden in Melanesien im ganzen hart gehalten; sie müssen alle schweren Arbeiten verrichten, während die Männer nur die Yamswurzel anpflanzen, Häuser und Kähne bauen und schlafen. Nicht viel besser ist es in Polynesien, wo die Weiber größtenteils eine untergeordnete Stellung einnehmen, da sie z. B. auf verschiedenen Inseln nicht mit den Männern zusammen essen und manche Speisen nicht genießen dürfen. Dagegen werden in Mikronesien die Weiber sehr gut gehalten; sie stehen auf gleichem Fuße mit den Männern, nehmen an der Unterhaltung, den Festen, oft an öffentlichen Versammlungen teil, besorgen das Hauswesen, flechten Matten und verfertigen Kleiderstoffe, während den Männern die schwere Arbeit obliegt.

Während wir bald Polynesien, bald Mikronesien mehr in Übereinstimmung mit Melanesien finden, sehen wir in den wichtigsten Beziehungen Melanesien von den beiden andern sich scharf abgrenzen: hier ist alles viel entwickelter als dort. Es drängt sich uns dabei die Beobachtung auf, daß die rohen Anfänge der Religion in Melanesien

sich in Polynesien zu einem Religionssystem gestalten, das in Mikronesien eine reinere, mildere Form annimmt.

Die religiösen Vorstellungen der Melanesier sind nicht eben reich und dabei schwankend und verworren. Auf manchen Inseln glaubt man an eine Macht, die alles leitet, alles geschaffen hat. So hat Mangundi, den man in Neu-Guinea kennt, aus nichts alle Dinge geschaffen, die Menschen gutes und nützliches gelehrt und sich dann selbst verbrannt, um als Jüngling aus dem Feuer wieder hervorzugehen. Anderwärts betet man die Sonne an, wogegen die Tannesen und die Neu-Kaledonier gar keine Gottesverehrung zu haben scheinen. Daneben glaubt man vielfach, daß Donner und Blitz durch böse Geister, die in der Luft wohnen, hervorgebracht werden, und überdies hat jeder seinen Schutzgeist oder Korwar, der mit einem großen, spitzzahnigen Maul versehen ist, weil er die Seele frißt. Aber mit diesen Schutzgöttern geht man häufig nicht besonders säuberlich um; man prügelt sie wohl durch, wenn sie nicht willfährig sind.

Anders Polynesien: hier ist der Himmel mit großem Götterreichtum gesegnet. Zunächst stoßen wir auf eine Reihe hoher Gottheiten, von denen die Welt geschaffen ist, und die man sich teils als unerschaffen, teils als von einander abstammend denkt; sie werden, wenn auch mit Verschiebungen und Abweichungen, durch den ganzen Ocean verehrt und sind, wie die ältesten, so die heiligsten Götter. Ihnen gegenüber steht eine ungeheure Schar von niederen Gottheiten, von Elementargeistern, Feen, Riesen und Dienern der ersteren, die man gleichfalls überall in Polynesien antrifft. Daneben findet sich eine dritte Klasse von Gottheiten, die durch vergötterte Menschen gebildet wird und die alte Lehre vielfach verdunkelt, verschoben und verwirrt hat. Aber die Schutzgeister, Tiki, die überall vorkommen und nur in Tiergestalt auftreten, sind jedenfalls eines der ältesten Stücke des polynesischen Glaubens, aus welchem sich durch Abstraktion die mächtigen Gestalten der Hauptgötter herausgebildet haben. Die Gottesverehrung fand im Tempel, Marae, statt. Die Priester bildeten auf vielen Inseln einen besonderen erblichen Stand. Dem Oberpriester standen die Bilderbewahrer zur Seite; dann kamen die Unterpriester und nach diesen die zahlreiche Klasse der Priesterdiener. Auf vielen Inseln wurden den Göttern Menschen geopfert.

In Mikronesien beruht die Religion auf dem Glauben an ein unsichtbares höchstes Wesen, zu welchem hier und da noch unsichtbare Mittelwesen treten. Zur Gottesverehrung hat man häufig weder Tempel noch Priester, und die Opfer sind stets unblutig.

In den gesellschaftlichen Einrichtungen steht Melanesien ebenfalls weit zurück. Die Bevölkerung einer Insel zerfällt in eine Menge Stämme, die, statt irgendwie staatlich verbunden zu sein, einander feindlich gegenüber stehen. Die einzelnen Stämme haben meist einen Häuptling, dessen Macht jedoch fast immer unbedeutend ist, und zerfallen wieder nach Dörfern in zahlreiche kleinere Abteilungen, die sich bei wichtigen Veranlassungen einigen, bisweilen auch unter einem gemein-

schaftlichen Herrscher stehen. Überall aber steht dem Häuptling das Volk ungeteilt gegenüber, und ein mittlerer Stand fehlt gänzlich.

Dagegen ist in Polynesien die Gesellschaft überall scharf in zwei Stände geschieden: in den Adel, der mit den Göttern verwandt ist, und in das gemeine Volk, das nur der Erde angehört und ohne Seele ist; doch findet sich auf den meisten Gruppen zwischen beiden Klassen eine dritte, der Stand der Landbesitzer, eingeschoben, und hier und da, z. B. auf Tahiti, bildet sich der hohe Adel aus dem König, der königlichen Familie und ihren nächsten Verwandten. Dabei finden wir ziemlich allgemein eine Art Feudalsystem, wonach ein König oder Oberhäuptling mehrere Häuptlinge unter sich hat, die von ihm ihren Grundbesitz ableiten und ihm Kriegsfolge zu leisten haben. Die Vornehmen sind im alleinigen Besitz alles Rechts, aller Macht, alles Eigentums, nur sie stehen mit den Göttern in Verbindung und sind ihre Stellvertreter auf Erden; von ihnen ist das gemeine Volk unbedingt abhängig, ihnen gehört, was der gemeine Mann erarbeitet und besitzt, wenn sie es sonst nehmen wollen. Daher ist der Adel und alles, was ihm gehört, durch die strengsten religiösen Banngesetze, auf deren Übertretung Todesstrafe steht, von dem gemeinen Volke geschieden. Auf ein ähnliches Feudalsystem stoßen wir in Mikronesien. Die Bevölkerung ist gewöhnlich in drei Stände, Adel, Halbadel und Volk, geteilt, bisweilen kommt keine Mittelstufe vor. Häufig steht über mehreren Häuptlingen ein König, der aber nicht gerade große Macht, dagegen um so größere Ehre hat, indem er unter anderen in öffentlichen Versammlungen den Vorsitz führt. Natürlich hat sich hier wie in Polynesien mit dieser Ständeeinrichtung eine Etikette entwickelt, die häufig an Durchbildung, Strenge und Förmlichkeit kaum etwas zu wünschen übrig läßt.

2.

Die Ureinwohner Melanesiens bilden, wie schon oben (S. 650) erwähnt, die Papua. Der Name Papua (Papu, Papuwa) gründet sich auf das malaiische Wort papuwah, d. h. „krausshaarig", worunter die Malaien die dunkle Bevölkerung der ihnen benachbarten Inseln verstehen. Auf Neuguinea, dem Hauptherde der Papua, ist der Name gänzlich unbekannt, soweit er nicht von malaiischen Händlern eingebürgert wurde. Die Bewohner haben keinen allgemeinen Namen für ihr Land und für sich selbst, sondern jeder Stamm und Distrikt wird für sich benannt.

Im Körperbau, Schädelumriß und äußerem Ansehen ist die Übereinstimmung des Papua mit dem Neger so auffallend, daß selbst ein so genauer und vorzüglicher Beobachter wie Alfred Russel gesteht, die Ähnlichkeit beider in physischer wie intellektueller Beziehung habe ihn oft in Erstaunen versetzt. Dagegen bildet der Papua, wie wir schon wissen, ein Gegenstück zum Polynesier und zwar nicht bloß in anthropologischer Hinsicht, sondern auch ganz bestimmt ethnologisch. Die Polynesier tättowieren sich durch Nadelstiche, die Papua durch Einschnitte in die Haut mit nachfolgender Narbenbildung. Die Polynesier

bereiten das berauschende Kawagetränk, welches der Papua nicht kennt; letzterer kaut dafür Betel, was der Polynesier nicht thut.

Nie sieht man bei all diesen Völkerschaften so große Menschen wie bei den Europäern. Die Gestalten der Dorehsen (eines Stammes der Papua) sind mehr fleischig als muskulös, mit meist gut gebautem Thorax sowie Arm und Bein, doch sind dünne, magere Beine bei sonst wohlproportioniertem Körper gerade nicht selten. Genährt sind die Papua trotz aller Unregelmäßigkeit in ihrer Nahrungsweise im allgemeinen nicht schlecht. Kinder haben meist sehr dicke Bäuche, welche ihnen zusammen mit den langen Armen etwas Orang-Utangartiges verleihen. Die Papua haben eine dunkelbraune, mehr oder weniger ins graulichschwarze spielende Hautfarbe, doch scheinen die mannigfachsten Abstufungen in den Nuancen vorzukommen. Verschiedene unter den Papua stark grassierende Hautkrankheiten verunstalten auch die Haut aufs tiefgreifendste, ebenso das übliche Einschmieren mit reizenden Ölen oder Färben des Körpers mit Erden u. dergl. Hinsichtlich des Haares sind alle Beobachter darüber einig, daß es kraus ist. Von Farbe ist das Haar schwarz, zuweilen auch, namentlich in den Spitzen ins Fuchsrote spielend; im Alter wird es weiß und bildet dann mit der dunklen Hautfarbe einen starken Kontrast. Es wird 45 Centimeter lang, und jedes einzelne Haar, bis zur Spitze pfropfenzieherähnlich gewunden, steht lotrecht auf der Kopfhaut. Als ein Spiel der Natur sieht man zuweilen auch Personen mit herabhängendem Haar. Männer und Frauen lassen es gewöhnlich in voller Länge wachsen und kämmen es stets von innen nach außen, wodurch der Kopf das Ansehen einer enormen Kugelbürste bekommt.

Der Papua ist sanguinischen Temperaments. Seine Erregungen und Leidenschaften drücken sich in Schreien und Gelächter, in Geheul und ungestümen Sprüngen aus. Frauen und Kinder nehmen teil an jeder Unterhaltung und scheinen beim Anblick von Fremden und Europäern wenig beunruhigt zu sein. Manche Reisende sprechen umgekehrt von Furchtsamkeit gegen Fremde, von Hinterlist und Verräterei, Blutdurst und Grausamkeit, freilich auch von Mut und Kriegslust und bezeichnen den Charakter der Papua als wild, heimtückisch und mißtrauisch, andere Beobachter schildern sie als gutmütig, gastfreundschaftlich und ehrlich, so lange ihre Leidenschaften nicht erregt werden. Dieser Charakterzug verbindet sich bei den meisten mit grenzenlosem Aberglauben, kindischer Furcht und unglaublicher Faulheit; die letzte Eigenschaft trifft man indes bloß bei Männern, denn die Weiber verrichten nicht nur alle häuslichen Geschäfte, sondern zum großen Teil auch die Feld- und Gartenarbeit. Sonst werden noch die Papua wegen Keuschheit und Sittsamkeit, wegen ihrer Ehrfurcht vor den Eltern und ihrer Geschwisterliebe gerühmt. Was die geistigen Fähigkeiten der Papua anbetrifft, die man vor nicht gar langen Jahren als die untersten aller Menschen betrachtete, so bemerkt Virchow mit Recht, daß, wo sich so große Schädel ausbilden, wie bei ihnen, immerhin anzunehmen sei, es habe da auch eine günstige und reichliche Entwickelung des Gehirns stattgefunden. Und in der

That, zieht man verschiedene neuere Schriftsteller zu Rate, so gewinnt man immer mehr den Eindruck, daß die Papua, weit davon entfernt, auf der niedrigsten Stufe menschlicher Entwickelung zu stehen, vielmehr unter den schwarzen Rassen als ein verhältnismäßig hochentwickelte, ja unter den dunklen Menschen der Südsee gewissermaßen als die edelsten erscheinen. Allerdings scheinen ihre Zahlenbegriffe wie bei den Australiern ziemlich beschränkt zu sein. Die Papua der Astrolabebai verstehen bloß bis sechs, ja in manchen entfernten Dörfern vermochten einige nur bis drei zu zählen. Die Arfaken können mit Sicherheit nur bis fünf zählen; nur für die Zahlen von eins bis fünf haben sie feststehende Ausdrücke. Von fünf bis zehn sind sie schon geneigt, sich zu irren, doch der Gebrauch der Finger hilft ihnen über Unsicherheiten hinweg, und zwanzig drücken sie durch Zusammenhalten von Fingern und Zehen aus; weiter aber reichen ihre Zahlenbegriffe nicht; dennoch sind sie durchaus nicht unintelligent zu nennen. So zeichneten die Bewohner der Humboldtbai, als ihnen holländische Seefahrer Papier und Bleistift gaben, obgleich sie beides sicher zum erstenmale sahen, mit fester Hand Fische und Vögel. Insbesondere aber zeigen die Papua eine so ungewöhnliche Neigung zum Ornamentieren, daß sie jedes zu dauernder Verwendung gelangende Stück Holz mit schön geschnitzten Verzierungen bedecken, z. B. die Spitzen der Kähne oder die Griffe von Werkzeugen. Dies ist insofern nicht uninteressant, als ja auch die alten vorgeschichtlichen Höhlenbewohner Belgiens, Frankreichs und der Schweiz Kunstwerke von solcher Vollendung hinterließen, daß sie die stärksten Zweifel an ihrer Echtheit hervorriefen.

Im übrigen ist bemerkenswert, auf wie vielen verschiedenen Entwickelungsstufen man die Papua antrifft, denn neben den schon einigermaßen hochgestiegenen Maforesen giebt es im nordwestlichen Neuguinea Kannibalen. Während der Gebrauch an manchen Orten aus verschiedenen Gründen schon verschwunden ist und nur noch schwache Überreste desselben als Ausnahmefälle wiederkehren, ist das Menschenfleisch bei andern Stämmen noch so sehr regelmäßiges Nahrungsmittel, daß selbst die eines natürlichen Todes gestorbenen Anverwandten verspeist werden.

Fr. Friedmann u. Friedrich von Hellwald.

5. Die Korallenbauten der Südsee.

1. Die Korallenriffe. — 2. Die Korallentiere.

1.

Die Korallen der Südsee gehören nicht etwa zu den uns vielfach in Schmucksachen bekannten, nur im Mittelmeer vorkommenden, roten Edelkorallen. Von rötlicher Färbung sind dort nur die Orgelkorallen, schlanke, miteinander verbundene Röhren, welche wie Orgelpfeifen nebeneinander stehen. Die übrigen Arten, unter denen Madrepora eine der wichtigsten und am häufigsten genannten ist, sind meist grau oder weißlich. Alle bestehen aus einer Menge zu festem Gerüst vereinigter

Kalkkörperchen. Da sie ein den Pflanzen ähnliches Wachstum haben, so ahmen sie fast alle Formen der Vegetation nach. Wir sehen unter ihnen sowohl Flechten und Moose als auch Sträucher und acht Fuß hohe Bäume, ebenso zierliche Vasen und symmetrische Domkugeln, welche zuweilen einen Durchmesser von zwanzig Fuß erreichen. Die kalkige Masse ist das Skelett des zarten Polypen, welcher das Material zum Bau seiner Behausung aus dem Meereswasser zog. Daher existieren Korallen niemals in der Nähe der Mündungen von Flüssen, welche das Meereswasser für solche Bauten vollkommen untauglich machen. Auch einer bestimmten Wärme bedürfen diese Korallentiere; sie bewohnen nur solche Meere, deren Temperatur nie unter 12° Réaumur fällt; am thätigsten zeigen sie sich in der heißen Zone. Und nur die oberen Schichten des Meeres gewähren ihnen hinreichende Existenzbedingungen; denn wie Quoy und Gaimard, Ehrenberg, Darwin u. a. nachgewiesen haben, beträgt die Tiefe, bis zu welcher riffbildende Korallentierchen: Asträen, Poriten, Milleporen u. s. w. leben können, höchstens 20 bis 30 Faden.

Auf diese Eigenschaft der Polypen ist Darwins geistvolle Hypothese gegründet, wonach das Entstehen der aus ungeheuren Meerestiefen emporsteigenden Riffe durch das allmähliche Sinken der Inseln, welche sie umziehen, erklärt wird. Quoy und Gaimard, die Begleiter Freycinets auf dessen Umsegelung der Erde, hatten gemeint, daß die Korallenbauten auf den Rücken submariner Gebirgszüge oder den kreisförmigen Rändern unterseeischer Krater errichtet seien. Wir kennen aber keinen Krater, welcher eine solche Größe besäße wie beispielsweise die Atolls im Radacksarchipel, von denen eins 80 km lang und 30 km breit ist. Chamisso, der mit Kotzebue den stillen Ozean durchsegelte, erklärte die Bildung großer, lagunenartiger Räume, aus deren zentralem Teile dann wieder kleine Atolls emportauchen, aus dem viel kräftigeren Wachstum derjenigen Polypen, welche dem offenen Meere ausgesetzt sind. Diese später beiseite geschobene Ansicht ist in neuester Zeit wiederum zur Geltung gelangt. Dagegen beruht die gleichfalls aufgestellte Theorie, nach welcher die Korallentierchen ihre Kreise instinktiv bauen, um sich an den nach innen gelegenen Teilen Schutz zu verschaffen, auf einer völligen Unkenntnis der Natur dieser Geschöpfe. In viel befriedigenderer Weise löste Darwin diese geologischen Rätsel. In seiner „Reise eines Naturforschers um die Welt", dem Resultat seiner Beobachtungen bei der Expedition Fitzroys, trat er mit ganz neuen und überraschenden Gedanken vor die Öffentlichkeit. Nach ihm waren es die Oscillationen des Meeresbodens, das periodische Steigen und Sinken desselben, wodurch die Bildung der Riffe ermöglicht und bedingt wurde.

Darwin unterscheidet drei große Klassen von Korallenriffen: Atolls oder Lagunenriffe, Kanal- oder Barrenriffe und Strand- oder Saumriffe. Die letzten sind die am wenigsten bedeutenden. Sie erstrecken sich dicht am Rande eines Landes hin, das sie sehr wirksam vom Meere trennen, indem nur hie und da schmale Einfahrten den Zutritt in das

seichte Küstenwasser gestatten. Das Riff ist meist von geringer Breite, und demzufolge sind nur wenige Inselchen auf ihm gebildet worden. Die Kanal- oder Barrenriffe erstrecken sich entweder in geraden Linien vor den Küsten eines Kontinents oder einer großen Insel, oder sie umgeben ringförmig kleinere Inseln. In dem einen wie in dem anderen Falle scheidet ein breiter und tiefer Kanal das Riff vom Lande. Das umschließende Riff zieht in einer Entfernung vom Lande hin, die, wie im Archipel der Gesellschaftsinseln, oft nur eine Meile, bei der Insel Ruk im Karolinen-Archipel aber 14 und 20 Meilen beträgt. Nach innen fällt das Riff entweder allmählich in den Lagunenkanal ab, oder es stürzt jäh zu großen Tiefen, beispielsweise bei Wanikoro zu 56 Faden; nach außen aber hebt es sich immer steil ganz plötzlich aus den größten Tiefen vom Meeresboden. Was kann wohl merkwürdiger sein als diese Gebilde? Wir sehen eine Insel, welche mit einem, auf dem Gipfel eines hohen untermeerischen Berges errichteten Schlosse verglichen werden kann, beschützt von einer großen Mauer von Korallengestein, hier und da von schmalen Pforten durchbrochen, durch welche die größten Fahrzeuge in den breiten und tiefen Graben einfahren können. — Denkt man sich aus den Kanalriffen das innen liegende Land weg, so hat man ein Atoll, mit welchem indischen Namen man jetzt allgemein die Korallenbänke bezeichnet, welche kein grünes Eiland einschließen, welche vielmehr nur einen ebenen Wasserspiegel, einen Centralsee, umgeben. Das Korallenmeer ist reich an denselben, ebenso die Tuamotu- und die Marschallgruppe, welche ja zum größten Teil aus solchen Bildungen bestehen.

2.

Die Korallentierchen gedeihen nur im Meereswasser; nie vermögen sie über die Höhe des tiefsten Niedrigwassers hinauszugelangen. So liegt die Oberfläche eines Riffes oft auf weite Strecken hin so tief unter dem Meeresspiegel, daß Schiffe darüber hin in das eingeschlossene Becken segeln können, das immer noch durch einen starken Wall von dem tiefen Ocean geschieden ist. Eine Erhebung des Riffes über den Meeresspiegel kann durch das Aufsteigen des Meeresbodens erfolgen, aber auch die Macht der Brandung, welche sich an den starren Wällen unter dem Einfluß der Passate oft mit einer andauernden Wut bricht, wie sie die Meere der gemäßigten Zone gar nicht kennen, vermag eine solche Erhöhung zu bewirken. Die anstürmenden Wellen reißen aus den Flanken des Riffs große Blöcke und werfen sie über die Oberfläche kleinere Trümmer, die Gehäuse der zahlreichen Schaltiere, füllen die Zwischenräume aus, ein Boden bildet sich, der durch die fortgesetzte Thätigkeit der Wogen fortwährend steigt, während die Strahlen der glühenden Tropensonne das Ihrige thun, um die großen Blöcke in kleinere Fragmente zu spalten. Die Strömungen des Meeres führen Samenkörner und Früchte herbei, denen es möglich wird, in dem entstandenen Boden zu sprießen und den glitzernden Korallenkies mit frischem Grün zu überziehen. Die Flut wälzt Stämme daher und lagert sie an den Rändern ab, zerfallend schaffen sie neuen fruchtbaren

Boden; sie bringen auch in ihren Zweigen, ihrer Rinde kleine Tiere: Eidechsen und Insekten herbei; Seevögel lassen sich nieder, verschlagene Landvögel finden einen Zufluchtsort, und wechselseitig helfend und fördernd gedeiht Pflanzen- und Tierleben. Ein Kranz von Kokospalmen ergrünt fröhlich in der zusagenden Meeresluft und ladet den Menschen ein, der zuletzt auf dem allmählich bereiteten Wohnplatz erscheint.

Auf solche Weise sind kolossale Gebiete entstanden. So ist die Radackgruppe von Atolls ein unregelmäßiges Viereck, 250 Meilen lang und 240 Meilen breit; der elliptische Archipel der Tuamotu mißt 840 Meilen in seiner längeren und 420 Meilen in seiner kürzeren Achse. Zwischen diesen beiden Archipelen finden sich noch andere kleine Gruppen und einzelne niedrige Inseln, welche zusammen eine Meeresfläche von mehr als 4000 Meilen Länge ausmachen, auf welcher keine einzige Insel höher gehoben ist, als die Wellen Fragmente aufwerfen und der Wind Sand anhäufen kann.

In die von den Riffen umschlossene Fläche führen engere und weitere Kanäle, gewöhnlich an den Seiten, welche den herrschenden Winden nicht ausgesetzt sind. Durch diese setzt in der Regel eine heftige Strömung dem einlaufenden Schiffe starken Widerstand entgegen, da die Wellen des äußeren Meeres über das Riff hinüberschlagen und den Spiegel der Lagune über das Niveau der sie umgebenden Wasserfläche erhöhen.

Daß Lagunenriffe gar kein Land auf ihrer Oberfläche haben, kommt selten vor, am häufigsten noch in dem Korallenmeer im Osten des Australkontinentes, wo nur die Brandung oder einzelne hervorragende Korallenblöcke die Existenz eines Riffes anzeigen; aber eben so selten umgiebt ein zusammenhängender Kranz von Land das innere Becken; meist nehmen kleine, manchmal auch größere Inseln, bald nahe aneinander gereiht, bald einzeln und weit von einander getrennt, große Teile des Riffs ein; auch füllen sich zuweilen die kleinen und seichten Lagunen, so daß nur eine Vertiefung im Innern der nunmehrigen Koralleninsel die Stelle des verschwundenen Beckens anzeigt. Auch auf den Kanal- oder Barrenriffen bilden sich einzelne kleine Inseln, oder das ganze Riff verwandelt sich, wie bei Borabora, in einen grünen Kranz von Palmen, welcher das mitten inne liegende feste Land umgiebt.

Neben diesen niedrigen Inseln haben wir aber auch Koralleninseln, welche sich bis zu einer Höhe von 100 m aus dem Ocean erheben. Hier und da deuten noch eine Vertiefung im Innern und eingerissene Schluchten die ehemalige Lagune mit den zum Meere führenden Kanälen an, während das den Korallenkalk durchbrechende vulkanische Gestein die Geschichte der Erhebung erzählt. In Neuguinea, Neubritannien und den neuen Hebriden sehen wir Madreporenkalk am Rande der aus älteren Gesteinen gebildeten Berge in sehr bedeutenden Höhen.

„Wir sind überrascht," dürfen wir mit Darwin ausrufen, „wenn uns Reisende von den ungeheuern Dimensionen der Pyramiden und anderer großer Ruinen erzählen; wie völlig nichtssagend sind aber die

größten derselben, wenn man sie mit diesen steinernen Bergen vergleicht, welche durch die Thätigkeit verschiedenartiger sehr kleiner und zarter Tiere aufgehäuft worden sind!" Und welche Zeiträume müssen verflossen sein, ehe solche Riesenbauten vollendet wurden! D'Urville fand die Anker der 40 Jahre vorher verunglückten Schiffe von Lapérouse bei Wanikoro in einer Tiefe von 15 Fuß mit einer nur wenige Zoll starken Korallenkruste bedeckt; von kaum größerer Dicke war die Schicht, mit welcher die unermüdlichen Zoophyten in mehr als der doppelten Anzahl von Jahren den Anker überzogen hatten, welchen Anson auf seiner Erdumsegelung bei der Marianen-Insel Tinian in 22 Klafter Tiefe zurückließ. Kein Reisender, welcher den stillen Ocean umschiffte, hat sich dem überwältigenden Erstaunen über diese wunderbaren Bauten entziehen können.

K. Jung.

Druck von G. Pätz in Naumburg a. S.

Meyer, Johannes, 1854-1939

Lesebuch der Erdkunde für Schule und Haus abgerundete Charakterbilder aus der Länder- und Völkerkunde

Bd.: 1

Gotha 1890